DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE WOCHE

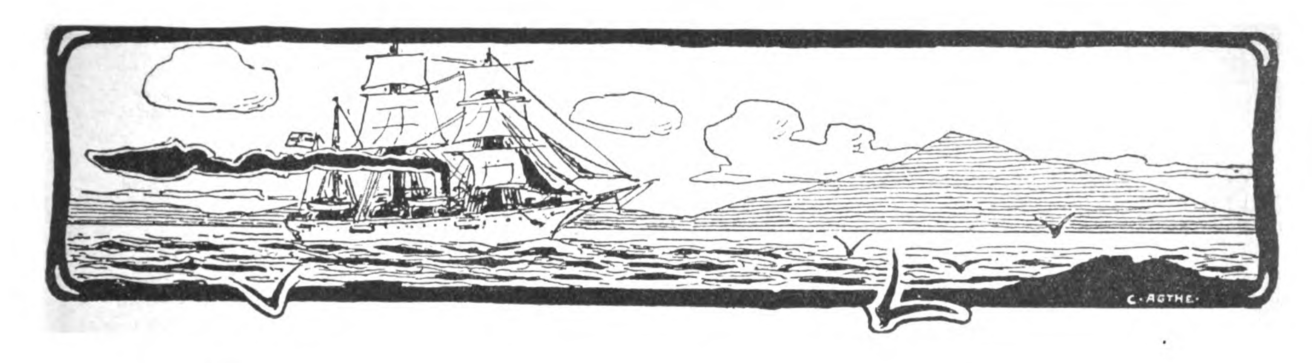
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 1 (Heft 1—13)

vom 1. Januar bis 31. März 1915.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

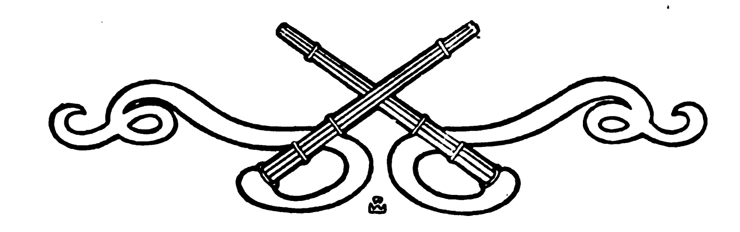
F

G

H

J

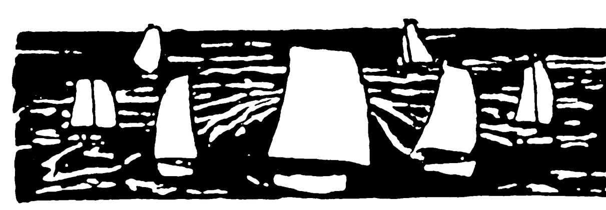
K



DIE·WOCHE

Nummer 1. | Berlin, den 2. Januar 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 1.



Die sieben Tage der Woche.

19. Dezember.

In Malmö findet die Schlußsitzung der drei skandinavischen Herrscher und ihrer Minister des Aeußern statt.

Das Londoner Appellgericht hat das Urteil der ersten Instanz verworfen, wodurch der frühere deutsche Konsul Ahlers (Sunderland) wegen Landesverrats zum Tode verurteilt worden war.

20. Dezember.

Heftige Angriffe der Franzosen auf verschiedene Teile der Westfront, so bei Nieuport, bei Chalons und nordwestlich Verdun, werden zurückgewiesen. Die große Regsamkeit der Franzosen führt die deutsche Oberste Heeresleitung auf einen Heeresbefehl des Generals Joffre zurück, in dem es heißt: „Die Stunde des Angriffes hat geschlagen. Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien."

21. Dezember.

Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „12" greift in der Otranto-Straße eine aus sechzehn großen Schiffen bestehende französische Flotte an; es hat das Flaggenschiff Typ Courbet zweimal torpediert und beidemal getroffen.

22. Dezember.

Das türkische Hauptquartier teilt mit, daß an der Kaukasusfront die Russen durch einen Nachtangriff auf Stellungen bei El Ageos und Arhi, 30 Kilometer östlich von Köpriköj, überrascht wurden; die Russen erlitten schwere Verluste an Toten und Verwundeten. — Die indischen Besatzungstruppen von Aegypten desertieren massenweise und laufen mit den Waffen zu den Türken über.

23. Dezember.

An der ganzen Front im Osten ist, wie der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht meldet, eine neue Schlacht im Gange. Die heftigen Kämpfe bei Krosno, Jaslo, Tuchow und am unteren Dunajec halten an. An der Nida steht der Kampf. Südlich Tomaszow wurde ein Nachtangriff kaukasischer Regimenter abgeschlagen. Die Kämpfe der Deutschen um den Rawka- und Bzuraabschnitt dauern fort. Die Operationen in den Karpathen nehmen einen günstigen Verlauf. — Das offizielle Communiqué des russischen Generalstabes vom 18. Dezember behauptete, daß „uns an dieser Front 3000 Gefangene und auch Geschütze und Maschinengewehre abgenommen wurden". Diese Angaben sind erfunden. Unsere hier aufgetretene Kampfgruppe verlor an Toten, Verwundeten und Vermißten zusammen 2 Offiziere, 305 Mann. Nicht ein Geschütz, nicht ein Maschinengewehr fiel in die Hände des Feindes.

Im Kommando der österreichisch-ungarischen Balkanarmee ist ein Wechsel eingetreten. General der Kavallerie Erzherzog Eugen wurde zum Oberkommandierenden ernannt.

Das französische Unterseeboot „Curie" wurde, wie das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, ohne zu einem Angriff gekommen zu sein, an der Küste von Strandbatterien und Wachfahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht.

Die Tagung der französischen Kammer wird eröffnet.

* *

Rückblick und Ausblick.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Lamprecht.

Die Tage des Festes sind zugleich Tage der Ruhe und mit ihr Tage jener Konzentration, die, der Gegenstand der Sehnsucht vieler Tausende, so selten heute noch im Leben erreicht wird. Konzentration aber heißt Erhebung über das Alltägliche, Rück- und Vorblick, Ausgestaltung weiter Anschauungen, deren Ergebnisse dann in geschäftigen Tagen fruchtbar werden sollen.

Die heutige Lage des Krieges wie der öffentlichen Meinung in der Welt auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien gibt Anlaß, vor allem diejenigen Elemente einer konzentrierten Betrachtung zu unterwerfen, die heute nach so mannigfachen Erscheinungen und Umstürzen der öffentlichen Meinung, als vornehmlich für die Entstehung des Krieges verantwortlich gedacht werden.

Da ist man zunächst über die Frage nach den Anlässen längst hinweggegangen. Zwar wird heute von den auswärtigen Ämtern beider Parteien noch immer ein zäher Streit darüber geführt, wer in dem Bereich der Motive, die hier angeführt werden können, der Schuldige sei. Aber dieser Streit hat fast den Charakter eines gelehrten Kampfes angenommen. Die Welt ist weit davon entfernt, sich eingehend um das einzelne der Gründe, die hier gegeneinander allegiert werden, zu kümmern, und für den Einsichtigen steht längst fest, daß, soweit Belgien in Betracht kommt, die beiden Hauptschuldigen Eduard VII. von England und Leopold II. von Belgien gewesen sind. Die Tätigkeit, aus der heraus schon im Jahre 1906 das Gewebe der gegenseitigen Beziehungen daraufhin eingestellt wurde, daß Belgien in einem kommenden Kampfe der Spießgeselle Englands sein würde, entspricht ganz der auch sonst bekannten sittlichen Höhe des Charakters der beiden genannten Souveräne. Die Geschichte wird die hierher gehörigen Tatsachen einmal in vereinfachter Klarheit buchen, für uns sind sie nur charakteristisch als ein Maßstab für das sittliche Niveau, das man in den

Handlungen der westeuropäischen Diplomatie der Regel nach findet.

Im übrigen aber bewegt sich die allgemeine Diskussion schon längst auf dem Punkte, daß man in den ungeheuren europäischen Kämpfen der Gegenwart nur den Ausdruck des Zusammenprallens der beiden wichtigsten europäischen Kulturkreise, des französisch-englischen und des deutschen, sieht. Man kann dabei wohl auch von einer spezifisch europäischen Konflagration sprechen, indem man die Betrachtung auf die Länder nördlich der Alpen beschränkt; denn daß Rußland neben den westeuropäischen Großmächten und Deutschland noch eine ihrem Wesen nach ebenbürtige Kultur verträte, wird wohl heute von niemand mehr behauptet.

Die Frage lautet demgemäß, und so ist sie vor allen Dingen in Amerika formuliert worden: welcher von den beiden großen Kulturkreisen hat das innere Recht einer starken Fortexistenz, und welcher müssen wir dementsprechend vom allgemeinen Standpunkt der menschlichen Geschichte aus den Sieg wünschen?

Nun ist zunächst zu betonen, daß die beiden hier in Betracht kommenden Kulturkreise keineswegs ohne innere Verbindung miteinander stehen. Denn neben den nationalen Grundlagen, die für beide, wie wir alsbald sehen werden, in Betracht kommen, haben sie auch noch eine allgemeine, universale Grundlage. Diese Grundlage ist gegeben in der starken Ueberlieferung von Kulturelementen aus den Vorkulturen der westasiatisch-mittelmeerischen Welt, die durch die Macht des römischen Imperiums den nationalen Bildungen jenseits der Alpen vermittelt wurde. Man hat zwar diese Elemente der universalen Befruchtung in der eben charakterisierten Form Deutschland abstreiten wollen, indes eben die letzten großen Ereignisse haben gezeigt, daß dies nicht angängig ist. In der slawischen Welt ist sogleich im Beginn des Krieges, der die großen Verhältnisse der europäischen Kultur alsbald in das Licht einer überaus scharfen, freilich auch kalten Beleuchtung gestellt hat, zutage getreten, daß die westlichen Slawen im schroffen Gegensatz zu dem von Byzanz beeinflußten Russentum sich zu der lateinischen Welt Zentral- und Westeuropas halten. Erweist sich aber der Einfluß der römisch antiken Tradition schon auf die westlichen Slawen als so beträchtlich, so versteht sich von selbst, daß er erst recht den noch weiter westlich und den Grenzen des Imperiums damit viel näher angesessenen Germanen zuteil geworden sein muß. Wir werden also wohl sagen müssen, daß die antiken Einflüsse zu einer eigentlichen Trennung der heutigen französisch-englischen und deutschen Kultur nicht geführt haben können, vielmehr liegt hier für beide eine gemeinsame Basis vor. Diese freilich bleibt dabei bestehen, daß diese Grundlage der westlichen Kultur eine stärkere Summe antiker Elemente vermittelt hat als der deutschen. Bedenkt man, daß die antike Kultur eine solche höchster Entwicklung war und somit weit über den Kulturen nördlich der Alpen stand, so begreift sich schon allein aus der verschiedenartig starken Einwirkung der Antike auf das westliche Zentraleuropa und Deutschland, daß die deutsche Kultur namentlich in gewissen Erscheinungen der äußeren Zivilisation (gesellschaftliche Sitte, Tracht und dergleichen) hinter der französisch-englischen zurückgeblieben ist. Der chronologische Unterschied, der hier obwaltet, hat noch im Mittelalter wohl durchschnittlich mehrere Jahrzehnte betragen, in unseren Zeiten ist er allerdings auf wenige Jahre zusammengeschrumpft.

Indes das eigentlich konstituierende Element der beiden heutigen Kulturkreise ist nicht in der Tradition der Vorkulturen, sondern vielmehr in der eigenen Ausstattung und in der Geschichte der lebendig vor uns wirkenden Nationen gegeben. Hier überwiegt nun für den westlichen Teil als grundlegend, soweit wie wir geschichtlich zu sehen vermögen, an erster Stelle das keltische Element. Die Kelten, wie wir sie um Cäsars Zeit zum erstenmal als besondere Völkermasse unterscheiden lernen, waren schon die Träger einer verhältnismäßig hohen, nämlich einer frühmittelalterlichen Kultur und den Germanen in den wichtigsten Punkten ihrer Zustände um manches Jahrhundert überlegen. An einzelnen entfernten Stellen, wie z. B. in Irland, mochten allerdings frühe, urzeitliche Lebensformen noch überwiegen, wie sie uns z. B. in den von Windisch veröffentlichten, außerordentlich interessanten Quellen noch entgegentreten. In diesen Quellen ist zugleich auch die Summe der den irischen Charakter vornehmlich bezeichnenden Elemente schon fast vollständig vertreten: die überaus große Lebendigkeit, die Freiheit von moralischen Bedenken, die Ruhmsucht und Übertreibung der Bedeutung des äußeren Auftretens u. a. m. Ja sogar bereits einige ganz besondere Elemente des irischen Volkslebens von heute, wie z. B. die Schreinarkose beim Sportbetrieb, kündigen sich in diesen letzten Quellen schon an. Nicht minder können wir für die Deutschen in dem Augenblick, da sie in der Geschichte gleichzeitig mit den Kelten erscheinen, kulturgeschichtliches Zeitalter und besonderen Charakter eingehend, ja vermöge der überaus sachkundigen Schilderungen von Tacitus, sogar noch viel eingehender feststellen. Wir finden ein Volk im Ausgang einer überaus breit und prächtig entwickelten Urzeit, und wir können als nationale Eigenschaften eine gewisse Neigung zur Selbstversenkung, eine grüblerische Haltung neben dem Furor teutonicus bei eingetretener Störung in der Beschäftigung, einen starken Zug zur Wahrhaftigkeit und zur Treue feststellen. Es ist dabei wohl möglich, daß Tacitus in seiner Vorliebe für die Germanen um einige Striche zu günstig geschildert hat. Ein anderes Bild als das von ihm gezeichnete herzustellen, ist uns aber kaum möglich.

Nun sind die heutigen Westeuropäer gewiß nicht etwa als Kelten und ebensowenig die Deutschen als Germanen zu charakterisieren. Tausend Schicksale und Vermischungen mit andern Völkern sind inzwischen über die Stämme Zentral- und Westeuropas dahingegangen. Dennoch bleibt es unverkennbar, daß wesentliche Züge aus dieser Zeit ständig geblieben sind. Geht man indes auf die einzelnen nationalen Bildungen über, wie sie der Hauptsache nach etwa in der Zeit vom vierten bis zum zehnten Jahrhundert erwuchsen, so ergibt sich eine weitere Abschattierung, wie folgt. In Frankreich tritt vor allem der Norden hervor, füllt sich über die speziell belgischen Elemente des Keltentums hinaus stark mit Elementen jener Germanen, die seit dem vierten Jahrhundert etwa allgemein den Namen Franken annehmen, und entwickelt in der daraus sich ergebenden Mischung einen Volkscharakter, der während des Mittelalters und darüber noch hinaus Träger der französischen Geschicke gewesen ist. Erst für die letzten Jahrhunderte der französischen Geschichte läßt sich dann nach einer ziemlich einmütigen Beobachtung unparteiischer Forscher feststellen, daß in der Mischung das keltische Element mehr als früher wieder hervorgetreten ist, wie denn vielleicht im Verlauf des letzten halben Jahr-



hunderts, wenn nicht schon länger, auch die Welt des südlichen Franzosentums, früher in ihrem Wesen vereinsamt, an der Beeinflussung und Leitung des Ganzen stärkeren Anteil genommen hat. Eine stärkere Mischung noch als die Franzosen haben die Engländer erlebt, wenn man nicht geradezu sagen will, daß das englische Volk aus der nunmehr eingetretenen Mischung überhaupt hervorgegangen ist. Zu den Bestandteilen der Urbevölkerung traten zunächst Germanen, und zwar insbesondere Angelsachsen, deren Wesen uns aus den Quellen nach Forschungen, die längst vor dem Krieg abgeschlossen waren, als von besonders rauher Gesittung, bar vor allen Dingen des Elements der Wahrhaftigkeit und grausam entgegentritt. Zu diesem angelsächsischen Element kommt dann später das durch den Aufenthalt in der französischen Normandie gemäßigte Element der Normannen, und daneben treibt gar manches Fragment fremder Stämme auch später noch an die Gestade der britischen Inseln an.

Was endlich die Deutschen angeht, so haben sie bekanntlich in der Zeit der Bildung der heute noch so unterschiedlichen Stämme die mannigfachsten Mischungen erfahren. Sehr verschiedenartige Elemente der Völkerwanderungen, auch slawische, sind dann in ihnen aufgegangen, und jenseit der Völkerwanderungzeit sind in den Tagen der Kolonisation des zwölften bis vierzehnten Jahrhundertes nochmals neue Zusammensetzungen aufgetreten, wie sie namentlich den österreichischen und preußischen Charakter ergaben.

Sind dies die äußeren Vorgänge, so fragt es sich heute, was sie innerlich bedeuten. Es wäre eine wichtige, zugleich aber auch sehr schwierige und zeitraubende Aufgabe, in gegenseitiger Vergleichung aus den historischen Elementen, von denen soeben die Rede war, abzuleiten, was sich im einzelnen heute in Charakter und Kultur der einzelnen Völker widerspiegelt. Näher aber liegt uns die Frage, wie diese an sich so unterschiedlichen Elemente, deren Charakterabweichungen wir ja aus dem eigenen Leben kennen, zu gleicher Zeit kulturell verschieden sind. Und da läßt sich nun nicht leugnen, daß die letzten Zeiten Erscheinungen gebracht haben, die eine gründliche Auseinandersetzung zur Klärung der heute eingetretenen Entwicklung notwendig machen.

Das hier sich eröffnende Gebiet der Betrachtungen ist unendlich. Diese mögen aber auf einen Punkt konzentriert werden, der heute besonderes Interesse beansprucht. Jedermann weiß, daß die Mittelalter Zeiten sind, in denen die Völker unter der noch ungenügenden Aufsicht einer schwach entwickelten Staatsgewalt vielfach für die privaten Beziehungen ihrer Angehörigen nicht dazu gelangen, das Recht des Stärkeren zu beseitigen. Fassen wir zur Veranschaulichung zum Beispiel die Zeiten Shakespeares ins Auge, so weiß jeder, daß seine Dramen voll sind von Mord und Totschlag, von Brutalitäten und Grausamkeiten handgreiflicher Art; es weiß aber auch jedermann, daß wir, mögen wir Shakespeares Dramen auf englischer oder deutscher Bühne sehen, diese Vorgänge nicht eigentlich mehr verstehen. Denn wir sind nicht mehr unter dem Eindruck, daß uns im Leben Ähnliches an brutaler Selbsthilfe und an ständigem Risiko des eigenen Lebens entgegentreten könne: eine Lage, in der sich die Zeitgenossen Shakespeares noch befanden. Was inzwischen eingetreten ist, ist dies, daß bei allgemeiner Zunahme der staatlichen Befriedigung das Recht gewaltsamer Hilfe allmählich durch eine Praxis der List ersetzt worden ist. Diese List ist insofern eins der Elemente, die die heutige Kultur kennzeichnen. Nun darf man sagen, daß in der Entwicklung von kraftvoller Wahrung der eigenen Interessen im Eintreten der Einzelpersonen für ihr Recht die Deutschen noch heute mehr altmodischer sind als die westlichen Völker, bei denen Intrige und List mehr als allgemeine Kulturerscheinungen auftreten. Es ist dies eine Beobachtung, die, unwiderleglich, zunächst als einfache Beobachtung ohne jedes Werturteil vorgetragen sein mag. Indes ist nicht zu verkennen, daß sich an sie auch ohne weiteres die Frage anknüpfen kann, ob denn dieser bei manchem Fortschritt, auf höherem Kulturniveau auftretende Übergang zur List zugleich das sittliche Niveau dieser höheren Kultur bis zu dem Grade schädige, daß von einem Verfall gesprochen werden muß. Ich möchte diese Frage hier nicht entscheiden. Sicher aber ist, daß sich gegenüber der Entwicklung der französischen und englischen Moralität der letzten Generationen diese Frage tatsächlich erhoben hat, und schon dies ist genug, um die heutige Lage zu kennzeichnen. Demgegenüber macht die deutsche Kultur einen mehr altertümlichen Eindruck. In unserem Duell ist noch ein letzter Rest der Selbsthilfe zäh bewahrt, und unserer inneren wie äußeren Politik haftet ein Element der Unbeweglichkeit an, das vornehmlich wohl auch auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß sie nicht auf dem Niveau einer bis zu dem Grad listenreichen Kultur geführt wird, wie dieses in England oder Frankreich vorhanden ist.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die eben gemachten, unwiderleglichen Bemerkungen, die jenseit aller nationalen Voreingenommenheit gemacht worden sind, zu sehr starken Folgerungen auf jeglichem Gebiet der besonderen Kulturerscheinungen führen.

Greifen wir auf diesem Gebiet wiederum nur einen Punkt heraus, der heute die französische und namentlich die anglo-amerikanische Welt stark bewegt, so werden sich die Konsequenzen zeigen. Es ist der Punkt der Freiheit. Was der Engländer als Freiheit bezeichnet, ist die Willkür des Handelns innerhalb gegebener rechtlicher Normen. Der Deutsche dagegen versteht unter Freiheit die Willkür des Handelns unter sittlicher Bindung durch Selbstzucht. Man sieht: in dem einen Fall sind die Garantien der Entwicklung äußerlich, auf politischem Weg gegeben und lassen die starke Entwicklung einer listvollen Sitte frei; im andern Fall ist die Freiheit vielmehr Sache innerer Erziehung, es handelt sich letzten Endes nicht um politische, sondern pädagogische Fragen, und das Handeln erfährt nicht so sehr durch das Gesetz wie durch das Gewissen seine Beschränkung.

Alledem entspricht dann ein anderer Aufbau des Staatswesens. In den westeuropäischen Kulturen wird es sich immer bei geringerer innerer Durchbildung der Individuen, die, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, vielmehr einer gewissen kulturellen Verbildung überlassen werden, vornehmlich um eine äußere Begrenzung des Staatswesens handeln, und dementsprechend sind die Normen entwickelt. In Deutschland ist es immer das immanente Problem, ist es die pädagogische Frage, die die Hauptrolle spielt, und erst aus diesem Kreis heraus wird Charakter und Auffassung des Staates gewonnen.

Aus diesen fundamentalen Gegensätzen her erklärt sich, daß es den Angehörigen der westlichen Kulturen ungemein schwer wird, zu begreifen, was der Deutsche eigent-



lich unter Freiheit versteht, bis zu dem Grad, daß ihm selbst der Verlauf der deutschen Geschichte ihrem tieferen Gehalt nach nicht verständlich wird. So ist es z. B. selbstverständlich eine Eigenart der deutschen Geschichte, daß Freiheiten immer nur auf Grund der Auferlegung von Pflichten, also unter Wahrung des Prinzips vorhergehender höherer Selbstzucht, gewonnen werden; um ein großes Beispiel hierfür anzuführen: die Entwicklung des allgemeinen Wahlrechts ist erst der Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht gefolgt, nicht umgekehrt. Und noch viel schwerer wird dem westlichen Ausländer selbstverständlich das Verständnis des Ganzen unseres öffentlichen Lebens werden und das Verständnis etwa jener einheitlichen sittlich religiösen Grundstimmung, die im Beginn des jetzigen Krieges mit ungeheurer Gewalt hervorbrach. Nur bei einem Volk, das unter der Devise „Freiheit und Selbstzucht" von innen her organisiert ist, sind diese Erscheinungen denkbar, nicht aber bei Nationen, die dem Prinzip einer „Freiheit mit Recht" unterworfen sind.

Schauen wir nun von der erreichten Höhe der Betrachtung auf die früheren Auseinandersetzungen zurück, so wird man nicht verkennen können, daß die deutsche Auffassung von Freiheit und damit von allen hohen sittlichen Motiven des Lebens einschließlich des öffentlichen Rechts viel tiefer motiviert ist wie bei den westlichen Völkern, und daß in ihrer Durchbildung zu gleicher Zeit jene Elemente einer zersetzenden Entwicklung vermieden worden sind, die den westlichen Kulturen in einer so übermäßigen Entwicklung aller Praktiken der List innewohnt. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß die Berufung eines Volkes zu einer führenden Stellung innerhalb der Nationen selbstverständlich nicht auf irgendwelchen Vorzügen der verstandsmäßigen oder der phantasiemäßigen Begabung beruhen kann, sondern nur in der energischen Übermacht ihres sittlichen Daseins, so wird man nicht verkennen, was die soeben vorgetragenen Beobachtungen bedeuten. Sie geben uns das gute Recht, Anteil zu fordern an einer leitenden Stellung innerhalb der Kulturentwicklung der Menschheit. Sie führen weit hinweg über den französisch-englischen Begriff der Freiheit zu weit höheren Formen freiheitlichen Bewußtseins, und sie wiegen schwer unter den Gründen, nach denen einmal über die gegenwärtigen Kämpfe hinweg die Palme eines künftigen Sieges verteilt werden wird.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Es sind nicht nur die kleinen Kinder, die sich nach Gaben auf dem Weihnachtstisch sehnen und hochgespannte Hoffnungen an den Tag knüpfen, da der weißbärtige Spender weihnachtlicher Freuden von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt geht; nein, auch die Großen kommen mit ihren Wünschen und können oft recht ungemütlich werden, wenn sie keine Erfüllung finden.

In einer recht peinlichen Lage befinden sich in diesem eisenklirrenden Jahr 1914 die Regierungen der mit uns im Kampf stehenden Völker. Da ist zunächst der in die Fremde geflüchtete König Albert von Belgien.

Wie sehr wünschte er sich in diesen Tagen eine neue Armee, um, was er in wenigen Monaten verlor, wieder zu erringen, aber der Weihnachtsmann ging stumm an ihm vorüber wie an einem Kinde, das selbst die Schuld trägt, wenn es leer ausgeht. Immerhin geht es dem König in der Verbannung noch leidlich. Er ist der Sorge um sein Land enthoben, und deutsche Verwaltungsbeamte mühen sich, nach Möglichkeit die schwere Wunde zu heilen, die der Krieg den Belgiern schlug. „Tu l'as voulu, George Dandin" wird er sich sagen, wenn er in der Neujahrsnacht die Bilanz des letzten Jahres zieht und das gewaltige Minus feststellt. — Es gibt Leidensgenossen, die noch schwerer zu tragen haben als er, das sind die Herren Poincaré, Delcassé und Genossen, die Leute, denen noch ein Parlament auf dem Hals sitzt, das Rechenschaft verlangt, und hinter denen mit erhobenen Fäusten ein ganzes Volk steht, das nun endlich die befreiende Tat erwartet, die dem Elend im Lande ein Ende macht. — Und um die drohende Geste Frankreichs abzuwehren, erhielt Herr Joffre den Auftrag, der Nation einen Sieg zum Weihnachtsabend auf den Tisch zu legen.

Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe erließ er also jenen Befehl an die Armee, den wir in Abschrift in der Tasche eines Gefallenen fanden, und der den Vorstoß auf der ganzen Linie von Flandern bis zu den Vogesen ankündigte. Man hielt den Augenblick für gekommen, wo man uns in Polen genügend beschäftigt wähnte, um uns „hinauszuwerfen". So war denn diese vorweihnachtliche Woche auch im Westen reich genug angefüllt mit Kampfeslärm. An die relative Stille der letzten Zeit trat ein wütendes Ringen.

Zuerst hatte der Westen auf den Osten gewartet und von dort die Befreiung ersehnt. Nun diese Hoffnung dahinsank, versuchte man es noch einmal aus eigener Kraft, um dann resigniert festzustellen, daß den deutschen Fäusten nicht wieder zu entreißen ist, was sie einmal festpackten.

Der französische Präsident Poincaré kam also trotz aller Bemühungen der vereinigten Heere mit leeren Händen, und es wird ein stilles, trauriges Fest in Paris und Bordeaux gewesen sein. Der Donner unserer Geschütze vor Arras und Ypern redete eine zu eindringliche Sprache und übertönte den Phrasenschwall des Kriegsministers Millerand.

Auch in London erblühte dem die deutsche Flotte schmähenden Ehren-Churchill keine reine Festfreude. — Das Invasionsgespenst ging als Knecht Ruprecht durch das Land, und in seinem Sack trug er Schrecken und Furcht vor den „alles wagenden" Deutschen. Sorgen an allen Ecken des Weltkrieges, da vergeht jede Lust zum Feiern. Und nun gar erst in Rußland! Die zurückweichenden Heere bemühten sich, hinter einzelnen Flußabschnitten so lange festen Fuß zu fassen, bis die Weichsel überschritten sei. Aber Hindenburg läßt nicht locker, und an der Bzura und Rawka gelang es uns nach heftigen Kämpfen, die Uebergänge zu erzwingen. — Also auch hier leuchtete der Weihnachtstern den siegreichen deutschen Waffen, und wir haben wahrlich alle Veranlassung, mit Dank und Freude auf das zu-

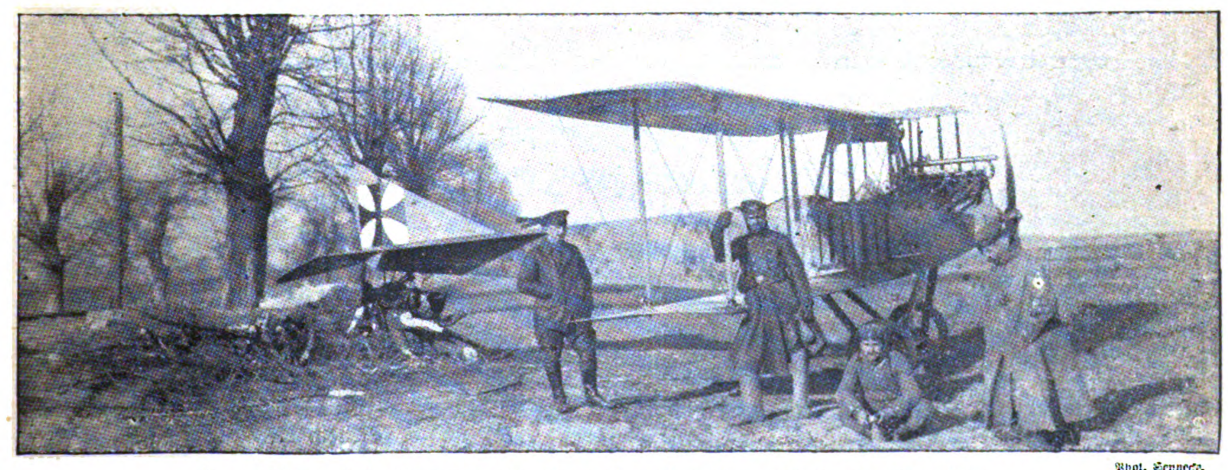


Auf Vorposten.



Phot. Groß.

Ankunft der Weihnachtspakete in Kutno.
Weihnachten im Osten.



Phot. Sennecke.

Vom östlichen Kriegschauplatz: An einem Baumstumpf verankertes deutsches Flugzeug.

rückzusehen, was unsere Armeen hüben und drüben bisher erreichten.

Der großen Enttäuschung in Paris über das Vergebliche aller Anstrengungen reiht sich der Appell des russischen Generalstabs an das Volk gleichwertig an. Man hat sich auf einer „kleinen Front“ neu gruppiert und nennt als Ursache „eine Konzentrierung sehr starker feindlicher Streitkräfte!“

Wenn man bedenkt, was sich bisher die Oberste russische Kommandobehörde in der Irreführung der öffentlichen Meinung leistete, so ist dies freimütige Eingeständnis nicht hoch genug zu bewerten. Dazu kommt, daß die Volksstimmung in Rußland immer bedrohlicher wird und die Unzahl der ins Innere abgeschobenen Verwundeten und Kranken durch die Berichte von der Front nicht dazu beitragen wird, der unter der Asche glimmenden aufständischen Bewegung Abbruch zu tun.

Faßt man nun zusammen, was aus England, Frankreich und Rußland bekannt wird, und vergleicht damit, welche ruhigernste zuversichtliche Haltung bisher das deutsche Volk bewahrte, so kann man heute schon mit ziemlicher Sicherheit erkennen, in welchem Lager die stärkeren Nerven, der festere Zusammenhalt und der kräftigste Wille zum Siege sind.

Auch die Sache des verbündeten Osmanischen Reiches steht gut und verbessert sich täglich. Von Damaskus aus setzt sich das türkische Heer gegen den Suezkanal in Vormarsch, der Sudan steht in hellen Flammen des Aufruhrs, indische Truppen gingen in Scharen zum Feind mit ihren Waffen über, und Mohammedaner als Abgesandte Indiens wurden vom Sultan in Konstantinopel empfangen, wo sie begeistert den Schwur der Treue gegen das Kalifat erneuerten.

Nicht mit Unrecht hat man die Ausbreitung des Heiligen Krieges und den Aufmarsch der Gläubigen mit der Tätigkeit des Bauern auf dem Schachbrett verglichen. Er geht nie zurück, langsam, aber ständig vor und setzt schließlich doch den König matt! — Dieses Bild zeigt sich auch in den Kämpfen im Kaukasus. Schrittweise rücken die Türken trotz des schwierigen Geländes vor; überall müssen die Russen unter erheblichen Verlusten dem Druck weichen, und es wird der Zeitpunkt kommen, wo sich die Erfolge auf diesem Kriegsschauplatz bis nach der Weichsel hin bemerkbar machen. Und mit der gleichen zähen Stetigkeit pflanzt sich auch der Ruf zum Kampf gegen die Feinde des Mohammedanismus von Land zu Land fort, und immer neue Stämme werden von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, neue Häuptlinge rufen ihre Scharen zum Streit, und wie ein fressendes Feuer ergriff es nun auch ganz Nordafrika vom Nil bis zum Atlas. Auch hier verspürt es in Tunis, Algerien und Marokko Frankreich, welchen gefährlichen Bundesgenossen es mit England erworben hat, England, dem meistgehaßten Land in der ganzen mohammedanischen Welt. So neigt sich das schwerste Jahr, das das deutsche Volk je erlebte, seinem Ende zu. Es wird von unseren Daheimgebliebenen nicht in der üblichen Weise gefeiert werden mit frohem Jubel, Bleigießen, Gläserklingen und allerhand Kurzweil. Aber von ernstem Stolz erfüllt lauschen wir den Schlägen der Uhr in der Silvesternacht, in jener Scheidestunde, die das Gestern von Morgen trennt. Wir wissen, daß dem 1914 Erreichten sich 1915 neue Erfolge anschließen werden und wir die bewehrten Hände nicht eher sinken lassen, bis der Sieg unser ist. X.

Deutscher Schwur.

Eh der erste Frost hart ans Fenster klirrt,
eh der Winter flockt auf Feld und Flur,
eh das neue Jahr schwer geboren wird,
schwört ganz Deutschland einen heiligen Schwur.

Niemals in der Welt soll mehr Frühling sein,
wenn ein Deutscher diesen Schwur vergisst:
jeder deutsche Stein ist ein Heiligenschrein,
Himmel ist, wo deutsche Erde ist.

Feind in Nord und Süd, Feind in West und Ost —
Deutschland tanzt sich im Feuertanz,
von dem blanken Schwert fiel der Friedensrost,
Deutschland greift zuletzt den Siegerkranz.

Wenn die ganze Welt neidisch sich erhebt
und von allen Seiten uns umdroht —
nimmer wird's geschehn, daß ein Deutscher bebt
und nicht freudig geht in Kampf und Tod.

Ludwig Winder.

Jahreswende.

Von Margot Isbert.

In langer Reihe steigen wir den dunklen Hang hinunter; vier schwarze Schatten, die sich langsam und schweigend vorwärtstasten durch Schnee und Finsternis. Hinter uns glimmt gelb und hell ein Lichtschein aus unserem einsamen Häusel droben auf der Höh. Warum wir gerade hier die letzten Stunden des alten und die ersten des neuen Jahres verleben wollen? Ja, wer das sagen könnte. . . . Vielleicht weil hier droben, hinter den sieben Bergen, das Leben mit all seinem wilden Geschehen so fern und tief im Tale zurückbleibt; weil man hier Hand in Hand mit seinen eigenen, stillsten Gedanken über die verschneiten Wege geht und der Wirklichkeit näher und lebendiger gegenübersteht, als im Getriebe der Stadt.

Und dann, weil es auch ein Ausruhen bedeutet, diese paar Tage hier droben. Nicht ein Ausruhen von der Arbeit, denn es ist wohl keiner, dem es jetzt bewußt wäre, das nötig zu haben. Arbeit ist ja alles jetzt; das ganze deutsche Volk hat in diesen Wochen und Monaten ohne Pause und ohne Atemholen fast in einer mächtigen Arbeit gestanden. Schaffend die einen; duldend die anderen. Und es hat keiner Zeit gehabt, müde zu werden

davon. So frisch und stark wie am ersten Tag steht jeder auf seinem Platz, nur daß den meisten der Wille zum Sieg noch härter gehämmert wurde seither.

Aber ein Ausruhen der Gedanken, im Besinnen auf sich selbst, das ist es, was man jetzt an der Wende des Jahres brauchen kann. Und nun also ist die große, kalte Stille der nördlichen Taunusberge um uns. Beschneite Hänge, soweit man sieht. Feld, Heideland mit schwarzragenden Wachholderbüschen, hier und dort ein Wald, der sich dunkelnd und endlos ins Land hinein dehnt. Schneidend bläst der Wind. Drunten taucht langsam ein Dach nach dem anderen aus der Finsternis. Krumme Straßen nehmen uns auf. Kleine, alte Häuser an den Seiten, die Giebel spitz mit hohen Hauben von Schnee, der weißlich und fahl aufglimmt. Es ist alles wie verzaubert. Irgendwo ruft ein dünner, vor Kälte klirrender Glockenton, dem gehen wir nach. So, wie man im Leben einem Wunsch und Ziel nachgeht, denk ich. Fern ruft ein Glockenton; den hört man in den dunklen Gassen des Alltags und geht ihm nach. Ohne weiter zu fragen; so in einer Art von trotzigem und festem Kinderglauben, der in einer schönen Sicherheit weiß: wo der klingende Ton ruft, da muß doch eine Kirche sein mit hohen Lichtern und ernsten, stillen Bildern am Altar. Und die einen, die Glück haben, die finden den Weg. Andere aber irren ihr Leben lang durch verschlungene Gassen und werden schließlich des Suchens müde. . . .

Schweigsam gehen wir die Straße entlang. Hier und dort löst sich eine dunkle Gestalt aus einer Haustür und stampft durch den Schnee hinter uns her, genau so schweigend wie wir. Es war anders in früheren Jahren. Da zogen die Burschen singend unter die Fenster ihrer Liebsten am Silvesterabend; da war heimliches Lachen und Orakelfragen und allerhand toller Spuk und Scherz in allen Ecken des Dorfes. Heut sind die Burschen weit. Liegen irgendwo im Feindesland, das Gewehr im Anschlag. Kämpfen in dieser Nacht wie in hundert Nächten vorher den Kampf mit Kälte und bleierner Müdigkeit. Es ist wohl keiner daheim, der diese Jahreswende in Lachen und Freude begeht. Sie wird sein wie das Weihnachtsfest: eine ernste Feier; eine Insel voll Licht mitten im wirbelnden Gleiten der Tage. Ein paar Stunden noch innigerer Gemeinsamkeit mit denen draußen, weil gerade in solchen Stunden über die Not des einzelnen hinaus die Gedanken wärmen und näher beieinander sind, sich über weite Fernen hin an den Händen halten wie Kinder, die sich nicht fürchten, weil sie zusammen durch die Dunkelheit gehen.

Was ist das für eine alte, dunkle Dorfkirche in dem kleinen Nest hinter den sieben Bergen! Ich weiß nicht, ob ich jemals so eine Kirche sah. Sie ist wie ein schattentiefes Rembrandtbild, in dem durch irgendein Wunder plötzlich Menschen und Dinge Leben gewannen. Die Decke verliert sich im Dunkel. Es könnten ebensogut Sterne droben stehen, so hoch und fern ragt das Gewölbe über uns. An den Bänken sind seltsame Schnitzereien. Engel, die ihre Flügel um die Schultern falten und mit ernsthaft heiligen Gesichtern vor sich hinstarren. Dann ein paar knorrige, verzerrte Teufelsfratzen, die der eifrige und fromme Künstler mit so viel komischer Häßlichkeit ausstattete, als ihm nur irgend zu Gebote stand. Die sind nun zu ihrem eigenen Entsetzen und der Gläubigen Erbauung für ewige Zeiten an die Kirchenbänke gefesselt und müssen an jedem Sonn- und Feiertag den Sprühregen des Weihwassers über sich ergehen lassen.

Vorn auf dem Altar aber ein altes, dunkles Bild: die Mater dolorosa. Auch eine Mutter, die ihr Kind dahingab wie so viele jetzt; und die nun in unergründlicher Güte und Stärke all den anderen Müttern zulächelt.

Wir vier drücken uns in die letzte Bank, tief im Schatten der Orgelbühne. Es ist hier noch der gute alte Brauch: rechts die Frauen und Jungfrauen, links die Männer und Knaben. Und unsere Seite, die rechte, füllt sich allmählich. Sie kommen mit Wolltüchern um Kopf und Schultern; sie bekreuzen sich vor dem Altar, eine wie die andere mit einem kurzen, ruckweisen Beugen der Knie. Und dann knien sie steif und aufrecht in den Bänken, die Gesichter still, nur ein paar ganz alte Weiblein bewegen betend die Lippen. Von den jungen aber sieht wohl manche einmal schnell hinüber zur anderen Seite, wo die langen Reihen der Bänke fast leer sind. Ein paar Alte, denen die Jahre Schultern und Rücken gebückt haben. Ein paar Knaben, deren weizenblonde Köpfe im Dämmerlicht der Kerzen aufleuchten. Und die Frauen, die hinübergeschaut haben, wenden den Blick wieder, sehen nun unbewegt mit schmalen Lippen und harten Augen vor sich hin. Da ist eine, die hat den Kopf über die Hände geneigt und die Brauen zusammengezogen wie in Schmerz oder inbrünstigem Beten. Es ist ein erschütternder Wille in ihrem jungen Gesicht; etwas, das sich durch alle Not und Angst gequält hat und stark geworden ist daran.

Über uns beginnt ein tiefer Orgelton zu singen. Schwer und klingend löst er sich aus dem Dunkel, das den Raum füllt, nur hier und dort von dem Kerzenschein matt durchhellt. Aber die Dunkelheit ist das Wirkliche; sie ist das Körperliche und Wahre in dieser seltsamen alten Kirche. Das Licht tastet nur mit goldenen Fingerchen darüber hin, macht gar keinen Versuch, die fernsten Winkel zu erreichen, und darum scheint auch die bescheidene Kuppel über uns so hoch und unergründlich.

Sie singen mit ungeschulten, lang dahinschleppenden Stimmen: „Es ist ein Ros' entsprungen". Das alte Lied der Weihnachtzeit ist heute anders und mehr als sonst. Es ist wieder Wahrheit geworden, wie überhaupt die verflossenen Weihnachtstage tiefer und innerlicher erlebt wurden als jemals zuvor. Und wir wissen jetzt erst, was es heißt: Sehnsucht nach Frieden haben. Wir wissen es doppelt sicher und stark, weil wir uns und den anderen diesen Frieden nicht geben werden, aus Schwachheit, oder weil der Krieg uns müde und nachgiebig gemacht hat. Der Friede, wenn er endlich kommt, wird eine frohe Sicherheit sein. Nicht eher wird St. Michael sein gutes Schwert in die Scheide stecken, bis er weiß: nun kann es in Ehren ruhen.

Dann kommt vom Altar her eine betende Stimme. Murmelnd folgt die Antwort der Gläubigen. Und schließlich Schritte, die über Steinfliesen dahinhallen. Auf der Kanzel ein ganz junger Pfarrer. Groß und schmal, mit hellen Augen in einem Gesicht, das irgendwelche Ähnlichkeit mit den starken, kantigen Engelsgesichtern der Kirchenbänke hat. Auch seine Stimme ist von dieser Art; geradeaus und hart. Und was er sagt über dieses verflossene Jahr, ist in all seiner Schlichtheit wunderbar klar und gut; ist so ganz warm aus der tiefen Weisheit des lieben Gottes unserer Kindertage geschöpft, daß wir ganz still werden und so mit stillen Gedanken und stillem Herzen lauschen, was er zu sagen hat. Man hört so viele kluge Männer klug und geistvoll reden, warum sollte man nicht einmal jemand anhören, der ohne Gelehrsamkeit

und philosophisches Wissen nur mit beiden Händen tief in sein Inneres hineinfaßt und etwas gibt, das alle begreifen und alle nötig haben! Und das Seltsame geschieht, daß meine Gedanken und die des fremden jungen Priesters sich in der dunklen Kirche finden und verstehen. Er weiß nicht, wer ich bin; ich weiß nicht, wer er ist. Aber ich fühle plötzlich mit einer ganz warmen Deutlichkeit: das ist es, was man den Menschen sagen muß. Mit diesen Worten in der Seele werden sie froher und stärker in das neue Jahr hineingehen und sich nicht bezwingen lassen, was auch kommen mag. Dann aber, wenn wir es so tragen, wie es getragen werden muß, das große Leid der Zeit, dann kann es uns, auch wenn es uns bis ins Innerste trifft und verwundet, nur besser und reicher machen. Es ist nichts weiter in seinen Worten als eben die stille Güte der ewigen Macht, die da ist und ihre Hände über uns hält, auch wenn wir sie im Lärm der Welt vergessen und verloren haben.

Der aber, der diese Worte sagt, ist da droben auf seiner dunklen Kanzel ein Kämpfer fürs Rechte so gut wie die draußen in den Schützengräben. Er steht auf seinem Platz und hat die wunderbare Macht, ein paar Menschen helfen zu können, ihnen den Weg zu weisen aus Angst und Wirrnis heraus zu dem unerschütterlichen Willen: durchhalten bis zum Äußersten.

Noch einmal klingt die Orgel von Stimmen begleitet in die Kirche hinein. Die Frauen singen hoch und nicht ganz richtig. Die paar blonden Jungen drüben haben die Köpfe gehoben und lassen die Worte des alten Liedes zur Jahreswende laut und andächtig erschallen. Dann quillt der dünne Menschenstrom zur Tür hinaus, über den Friedhof hin, wo die Holzkreuze von Schnee verweht im Dunkel stehen. Ein paar Kinder drängen eilig an uns vorbei und plaudern mit hellen Stimmchen, spielen mit den Worten, ohne ihre Bedeutung recht zu erkennen. „Der Frau Holl ihr Schorsch ist gefallen. Und der Lisett Haller ihr Schatz. Heut haben sie's gesagt." Und sie schließen ihre warmen, kleinen Hände in wohligem Grauen enger ineinander, gehen eiliger durch die Straßen und verschwinden im Dunkel.

Wir aber steigen den einsamen Weg zur Höhe hinauf. Schweigsam alle vier und jeder mit seinen Gedanken weit weg, bei irgendeinem lieben Menschen, dem heut vielleicht die Feldpost den langen Brief brachte, in dem es heißt: wir gehen freudig in das neue Jahr! Wir lassen uns nicht unterkriegen von Not und Angst. Wir halten stand wie ihr da draußen. Das sollt ihr von uns wissen; auch das: daß wir Vertrauen haben zu euch und uns. Es tut ein jeder, was er kann. Und das neue Jahr wird uns eines sicherlich bringen: Sieg und Frieden. Wenn es uns aber auch die Heimkehr unserer Lieben bringt, wenn ihr wieder froh und gesund mit uns durch die hellen Tage gehen könnt, dann wollen wir es als überreiches Geschenk des Schicksals nehmen und unsere Herzen weit und groß werden lassen in Dankbarkeit . . .

Droben, im Häusel, brennen die Buchenscheite im Kamin. Wir holen die Lauten hervor und singen ein paar alte Landsknechtslieder, die klirrend und stählern hart klingen. Aber tief auf ihrem Grunde schläft die stumme und trotzige Traurigkeit des Sterbenmüssens.

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm
Und reiten ins Verderben.

Du junges Gras, was stehst du grün?
Mußt bald in lauter Röslein glühn
Vom Sterben . . . Vom Sterben . . ."

Die Töne klingen hinter mir her, als ich aufstehe und vor die Hütte trete. Die Flammen im Kamin biegen sich in dem Luftzug, der zur Tür hereindringt. Eisig weht mich des Jahres letzte Nacht an. Mir aber kommt plötzlich die Lust, ganz allein in diese kalte Nacht hineinzugehen.

Schnee überall; aber ich kenne ja hier jeden Baum und Strauch. Ich klappe den Mantelkragen hoch und stecke die Hände tief in die Taschen. Dunkel liegt drunten das Dorf. Der Kirchturm steht steif zwischen den Dächern, die eng aneinanderlehnen wie eine Herde ängstlicher Schafe. Aus ein paar Fenstern kommt noch Licht. Es geht aber durch die dunkle Nacht ein langer, stiller Zug von Menschen diesem Lichte entgegen. Das sind die, die hier daheim sind und jetzt mit ihren Gedanken den spitzen Turm der Kirche und die hohen Hausgiebel, die breiten dunklen Dächer ihres Dorfes suchen und finden. Das sind die, denen die Heimat zu etwas Fernem und Wunderschönem wurde; die ihren wahren Wert erst erkannten, seit sie mit Blut und Leben dafür einstehen, seit fremde Hände nach der Ehre ihrer Scholle griffen, die sie nun verteidigen auf Leben und Tod. Die liegen da draußen in Frankreich: unseres Landes beste Kraft. Die gehen Schulter an Schulter mit dem Tod den Reihen der Feinde entgegen. Sie kennen den stummen Genossen, der neben ihnen geht auf Schritt und Tritt. Und auch wir kennen ihn. Er ist genau so rätselhaft, so ernst und unergründlich wie sonst. Aber irgendwie haben wir ihn überwunden. Denn er kann uns wohl treffen, er kann das Liebste von uns reißen und in unserem Innern Werte zerbrechen, die das ganze lange Leben nicht wieder zusammenleimen wird. Er kann uns bettelarm machen. Aber beugen kann er uns nicht, und unsere Zuversicht und Stärke und die tiefinnere Güte, die aus all diesem Harten und Schrecklichen erblüht, kann er uns nicht nehmen.

Die Nacht steht über mir mit tausend Sternen; eine kalte und klare Nacht, die letzte dieses alten Jahres 1914. Wir aber wollen froh ins neue hineingehen.


Nummer 1.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage


Seite 9.

Kronprinz Wilhelm im Felde.

Spezialaufnahme für die „Woche" von A. Groß.



Die von Granaten in einem Hof angerichtete Verwüstung.



Rückansicht eines zerschossenen Hauses.

Phot. Rembrandt.

Deutsche Kriegschiffe an der Ostküste Englands: Wirkung der Beschießung in Hartlepool.

Hofphot. F. Müller.

König Ludwig von Bayern

in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse.

1. Zerstörte Villa in Mariakerke. 2. Trümmer der Kirche in Schoore. 3. Englische Minen auf dem Strande von Wenduyne. 4. u. 5. Westende nach dem Bombardement.

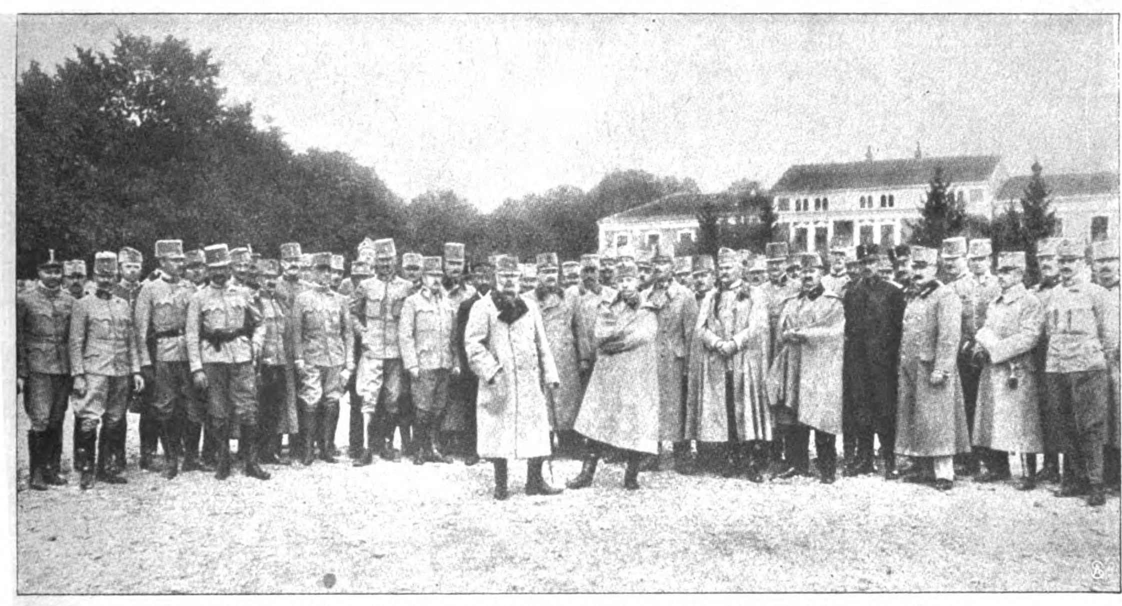
Nach der Beschießung der belgischen Küstenorte durch die englischen Kriegsschiffe.



Vereenigde Foto-Büro.

Bei Dixmuiden. Im eroberten Gelände werden Geschütze aufgestellt.

Vom belgischen Kriegschauplatz.



In der Mitte: Der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich und der Chef seines Stabes General Baron Conrad.

Aus dem Großen Hauptquartier der österreichisch-ungarischen Armee.



Ein Flugzeug, das die Verbindung der Festung mit den anderen österr.-ungar. Truppen aufrechterhält.

Vor Przemysl.



Der Vizepräsident des türkischen Parlaments Emir Ali-Pascha ben el Emir Abdelkader (×) in Berlin.



Vom östlichen Kriegschauplatz: Abend am Dunajec.



Die Verkündigung des Heiligen Krieges in Bosnien.

Bilder von der Verkündigung in Serajewo.



Reis=ul=Ulema Dzemaluddin eff. Causevic,
im Ornat des Molla von Mekka und Medina, der die Verkündigung des Heiligen Krieges im Auftrag des Scheich=ul=Islam vollzog.





Moslems vor der überfüllten Begova=Moschee, in der die Proklamation erfolgte.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Eine österreichisch-ungarische Patrouille durchquert einen Fluß. B. I.-G.



Vom serbischen Kriegsschauplatz: Ein im Schlamm stecken gebliebenes Auto wird von Soldaten gezogen.



Die fleißige Berta.

Von Joseph von Lauff.

Aufgemerkt, ihr Herrn Soldaten!
Aufgemerkt in Reih und Glied!
Jetzt, bei Bomben und Granaten,
Singen wir ein neues Lied.
Der es gilt, sie kommt mit Wackeln
Und mit stählernem Gebein;
Ohne Ziererei und Fackeln
Stimmt sie selber brüllend ein.

Als man zählte neunzehnhundert
Und dazu noch zehn und vier,
Angestaunt und vielbewundert
Gab man Licht und Leben ihr.
Stahlgranaten sind ihr Fressen,
Zentnerschwer und blankgewetzt,
Und Herr Friedrich Krupp in Essen
Hat ins Dasein sie gesetzt.

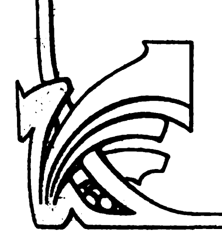
Fern sind ihr die zarten Triebe,
Die man sonst im Busen hegt,
Und an Stelle heißer Liebe
Hat sie nur den Haß gepflegt;
Denn ihr Maul ist ungeschliffen,
Kräfte hat sie wie ein Stier,
Und noch niemand hat umgriffen
Busentuch und Taille ihr.

Donnerwetter! — kaum geboren,
Doch mit heilgem Zorn geimpft,
Hat sie Rache dem geschworen,
Was sich welsch und belgisch schimpft.
Panzertürme, die zerbeißt sie,
Mauern auch, zu jeder Frist;
Drum die „fleißge Berta" heißt sie,
Weil sie so geschäftig ist.

Donnerstimmen sind ihr Odem,
Tod und Teufel ihr Gespann,
Und durch Qualm und Feuerbrodem
Hebt ihr „De profundis" an.
Vor dem eisenharten Klopfen,
Vor dem wütigen Geschnauf
Springen wie Champagnerpfropfen
Tor und Tür und Riegel auf.

Knarrend so mit Rad und Speiche,
Würgend so mit scharfem Zahn,
Wird durch sie dem Deutschen Reiche
Freigelegt die Heldenbahn,
Wird getilgt mit Stumpf und Wurzeln,
Was noch grünt im Sündenpfuhl,
Müssen alle Festen purzeln
Von Verdun bis hin gen Toul.

Drum, wenn einst die Fahnen flattern,
Friedensfahnen, fern und nah,
Und die Böller lustig knattern:
Hurra, Hoch, Viktoria! —
Dann, vom blauen See der Herta
Bis zur Alpe schroffem Stein,
Wird gewiß die „fleißge Berta"
Unsre größte Heldin sein.



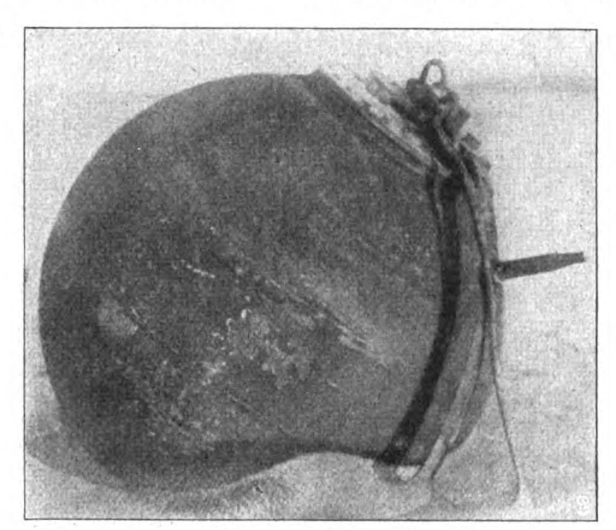
Minenbeseitigung.

Von Hans Dominik. — Hierzu 9 photogr. Aufnahmen von Het Leven.

Nach den Bestimmungen der Haager Konvention sollen Seeminen so verankert werden, daß sie sich nicht losreißen, nicht vertreiben und die neutrale Schiffahrt gefährden können. Wo man dagegen, wie zum Beispiel in mancher Seeschlacht, mit freitreibenden Streuminen arbeitet, sollen diese so beschaffen sein, daß sie nicht dauernd scharf bleiben, sondern nach einer gewissen, ziemlich kurz bemessenen Zeit entweder explodieren oder sonstwie unschädlich werden. Daß sich England jedenfalls an diese Bestimmungen nicht hält, geht aus den mannigfachen, recht wenig angenehmen Früchten hervor, die jetzt beinah täglich an der holländischen und belgischen Küste angetrieben werden. Wie mächtige graue Kürbisse mit mancherlei Stacheln sehen die Dinger aus, die da zur Flutzeit von den Wellen auf den Strand geworfen werden und während der Ebbe auf dem trockenen Sand liegen. Die nähere Betrachtung aber zeigt, daß es vertriebene Kontaktminen von größtenteils englischer, teilweise französischer und keinesfalls deutscher Herkunft sind. Unsere erste Abbildung zeigt einen derartigen unliebsamen Ankömmling an der holländischen Küste.

Die Pflicht der Strandwachen ist es, einen solchen Vorfall sofort zu melden, und das nächste ist, daß ein Posten dabei gestellt wird, um Neugierige fernzuhalten und Unheil zu verhüten. Weiter aber muß die Mine vor dem Einsetzen der nächsten Flut unschädlich gemacht werden, damit sie von den Wellen nicht unkontrollierbar

irgendwie weiter vertrieben wird. Diese Aufgabe liegt Spezialtruppen, Pionieren oder besonderen Minenabteilungen, ob, und es hat sich eine besondere Technik herausgebildet, um die gefährlichen Gäste schnell und sicher gefahrlos zu machen. Dies Verfahren geht von dem sehr einfachen Grundsatz aus, daß eine Mine, die



1. Eine angetriebene Mine.

einmal explodiert ist, nicht noch einmal explodieren kann, und bezweckt dementsprechend, die angetriebene Mine ohne Gefahr für die eigenen Leute zur Explosion zu bringen.

So erscheint also ein Sprengkommando und bringt mancherlei eigene Sprengmittel mit. In den meisten Fällen wird es sich darum handeln, die fremde Mine einfach und ohne weitere Untersuchung explodieren zu lassen. Zu dem Zweck nimmt der Führer des Kommandos eine gehörige Dosis eines scharf wirkenden Sprengstoffes, beispielsweise eine große Dynamit- oder Schießbaumwollpatrone, und verbindet sie mit einer Knallkapsel und einer Zündschnur von genügender Länge. Diesen Vorgang zeigt unsere zweite Abbildung. Man weiß dabei, daß die an einem Ende angezündete Schnur mit einer ganz bestimmten Geschwindigkeit abbrennt, daß in dem Augenblick, da der Brand die Knallkapsel erreicht, die ganze Bescherung mit unwiderstehlicher Gewalt losgeht, und wählt daher die Schnur so lang, daß die Mannschaft sich nach der Entzündung mehrere hundert Meter zurückziehen kann. Unser drittes Bild läßt erkennen, wie die Sprengpatrone unter die Mine gelegt wird, Abbildung 4 zeigt die schwere, gemeinsame Explosion der Sprengpatrone und der gesprengten Mine. Es sind hier also gleichzeitig die Sprengladung des Sprengkommandos und die Gebrauchsladung der Mine losgegangen, und die Gewaltsamkeit und Verderblichkeit dieser doppelten Explosion gehen aus der Abbildung wohl mit genügender Deutlichkeit hervor.



2. Die Sprengladung wird mit der Zündschnur versehen.

Bisweilen besteht nun aber der Wunsch, eine angetriebene Mine zu öffnen und über ihre Konstruktion Aufschluß zu erhalten. Während die Sprengung einer angetriebenen Mine eine einfache und ziemlich gefahrlose Arbeit ist, bedeutet die Öffnung einer fremden Mine immerhin eine recht heikle Aufgabe. Man muß dabei die Mine zunächst „entschärfen", d. h., ihr die Zündvorrichtungen vorsichtig ausschrauben. Bei den meisten Seeminen bestehen diese aus dünnwandigen Bleirohren, in denen sich feine Glasgefäße mit Säure befinden. Wird die Mine von einem Schiff angestoßen, so verbiegt sich die Bleiröhre, die Glasröhre zerbricht, die Säure läuft nach unten, füllt ein galvanisches Element, ein elektrischer Strom setzt ein und bringt die Mine zum Explodieren.



3. Die Sprengladung wird unter die Mine geleitet.



4. **Die Explosion.**



5. **Die Mine ist zerlegt.**



6. **Der Offizier gibt eine Erklärung.**



Diese Bleiröhren also mit ihrem gläsernen Inhalt müssen entfernt, vorsichtig abgeschraubt werden. Ist das geglückt, so ist die eigentliche Gefahr nach menschlichem Ermessen beseitigt, und man kann jetzt den gewöhnlich aus zwei Teilen bestehenden eisernen Minenkörper auseinandernehmen. Unsere fünfte Abbildung zeigt die zerlegte Mine. Man sieht rechts die beiden Schalenhälften, die an die beiden Schalen einer Walnuß erinnern.

Auf unserer sechsten Abbildung erklärt der Führer des Sprengkommandos seinen Leuten die Einzelheiten der geöffneten Mine.

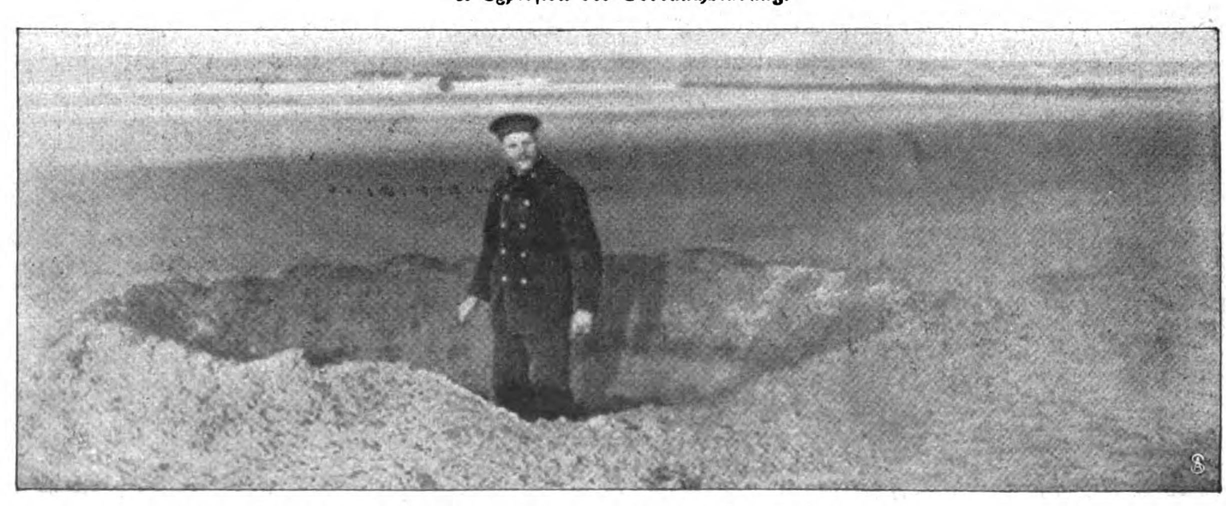
Bleiben wir bei dem Vergleich mit der Walnuß. Dann haben wir nach der kunstgerechten Öffnung die an sich harmlose Eisenschale mit bestimmten Einsatzstücken, an der der Sprengtechniker mancherlei lernen und studieren kann. Diese Schalen, die nun frei von jedem Sprengstoff sind, wird man also mit ins Laboratorium nehmen, und der Fachmann wird oft aus unscheinbaren Einzelheiten wichtige Schlüsse ziehen. Dies Wegbringen zeigt Abb. 7. Außer der Schale aber bleibt uns noch der Kern, der recht üble und bedenkliche Kern, der in der Hauptsache aus einem halben oder ganzen Zentner Schießbaumwolle oder einem sonstigen nitrierten Kohlenwasserstoff besteht. Dieser Kern muß unter allen Umständen unschädlich gemacht werden, und das



7. Die Schale wird weggebracht.



8. Explosion der Gebrauchsladung.



9. Das von der Explosion gerissene Loch.

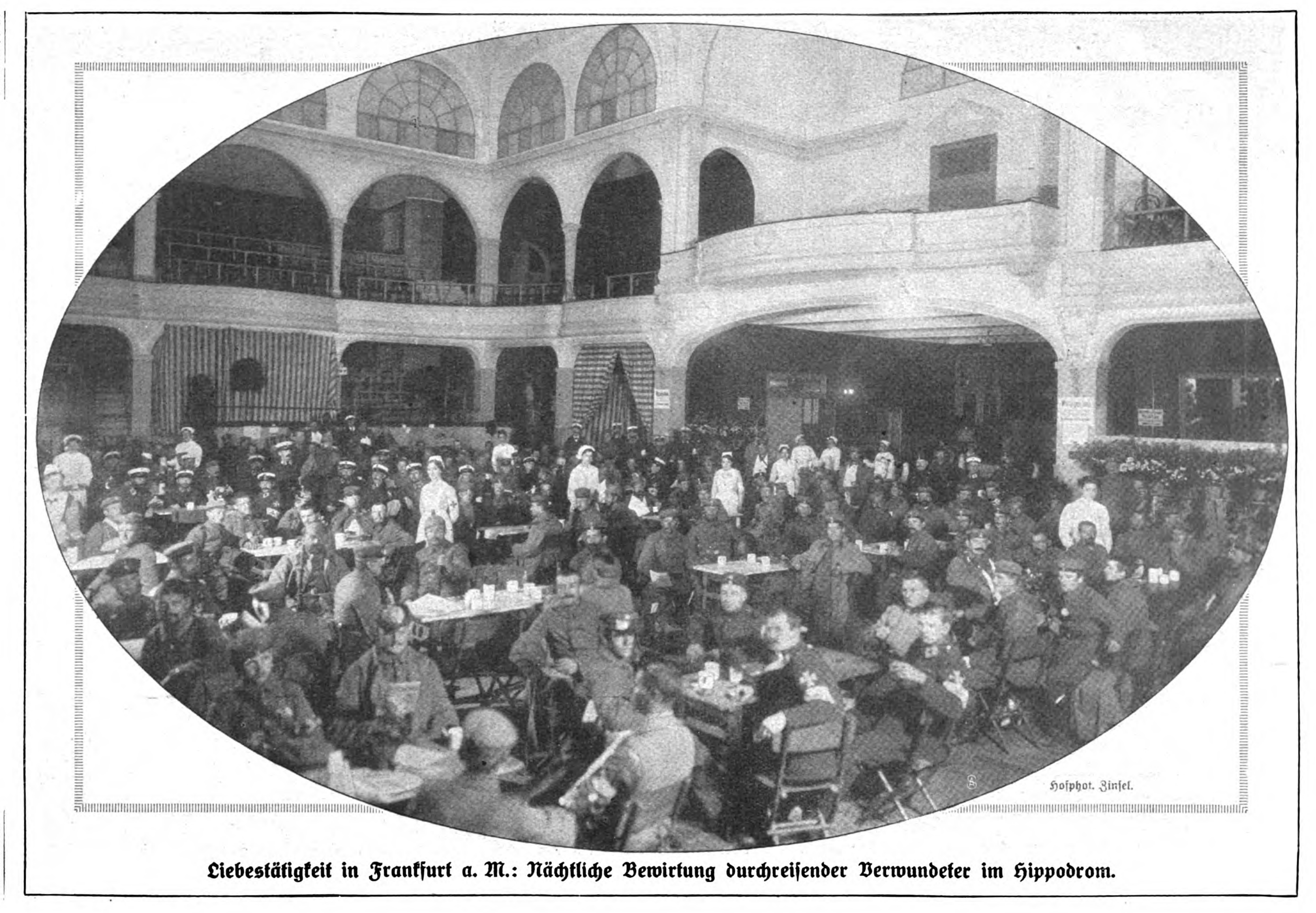


gelingt mit leichter Mühe. Da der Sprengstoff jetzt ja frei liegt, bedarf es keiner besonderen neuen Sprengladung mehr. Es genügt, eine kleine Knallquecksilberkapsel mit der nötigen Zündschnur zu verbinden und auf den Sprengstoff zu legen. Die sichere Folge ist dann die Detonation der ganzen Ladung in der Weise, wie sie unsere achte Abbildung veranschaulicht. Die Folgen einer solchen Detonation sind aus der letzten Figur zu ersehen, sie bestehen in einem trichterförmigen großen Loch von etwa fünf Meter Breite und drei Meter Tiefe. Auf dem Dünensand hat das aber wenig zu sagen, um so mehr, als die nächste Flut das Loch sicher wieder zuschwemmt. Immerhin aber mag es erwähnt sein, daß man es nicht unbedingt notwendig hat, solche einmal offengelegte Sprengstoffladung explodieren zu lassen, sondern daß man sie unter Benutzung von offenem, ruhigem Feuer auch einfach abbrennen kann. Dann fehlt natürlich die Zerstörung der Explosion, und bisweilen wird man das Abbrennen dem Detonierenlassen vorziehen.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen wohl, daß unsere Technik aller der Minen, die überhaupt erst einmal bis auf den Strand vertrieben werden (beiläufig bemerkt, an der holländischen Küste bis jetzt über hundert Stück) mit Leichtigkeit Herr wird. Eine dauernde große Gefahr aber bilden alle die Minen, die noch in der offenen See treiben und unter Umständen jahrelang treiben können. Hier brockt England mit seiner leichtfertigen und liederlichen Minenlegung der Schifffahrt der ganzen Welt eine recht böse Suppe ein.



1. **Ein verlassenes Bauerngehöft.** 2. **Heimkehrende Bauernfamilie.** 3. **Auf der Wanderschaft.**
Kriegsnot in Serbien.

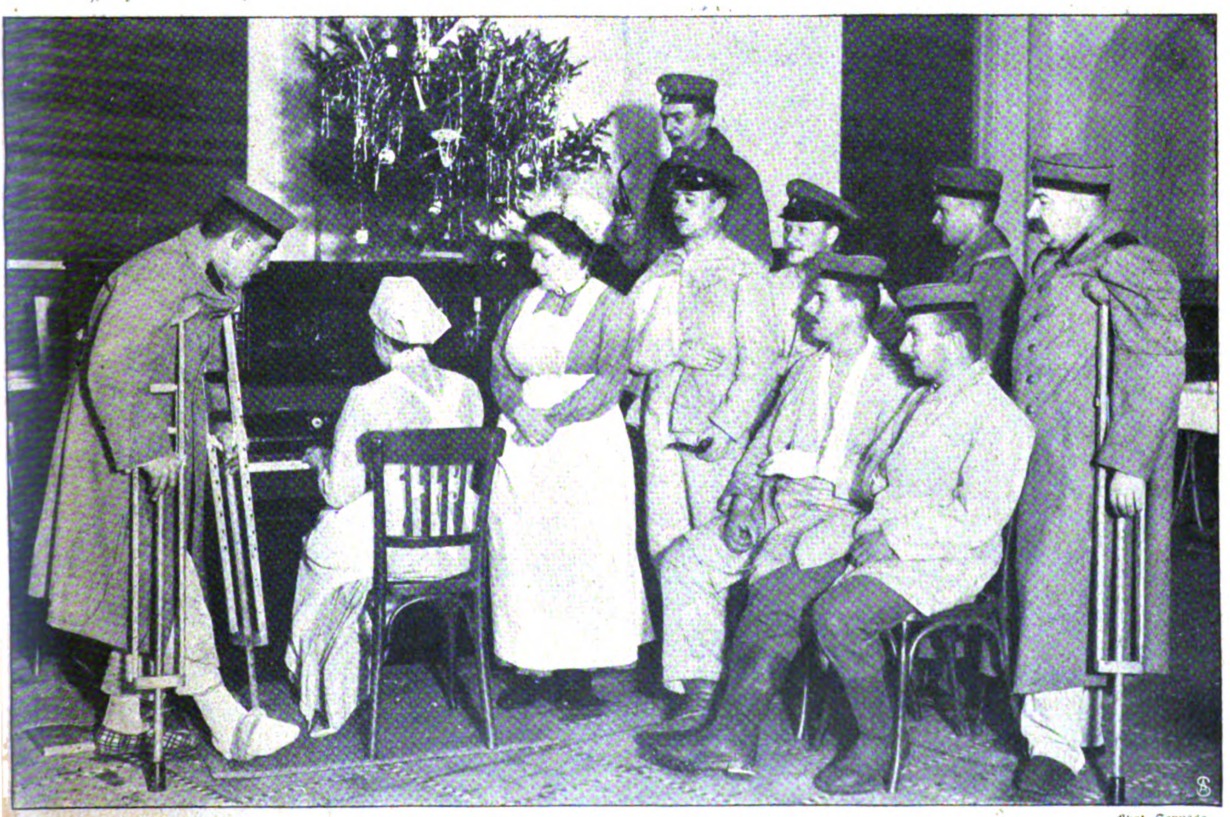


Hofphot. Tinfel.

Liebestätigkeit in Frankfurt a. M.: Nächtliche Bewirtung durchreisender Verwundeter im Hippodrom.



Verteilen der Weihnachtsgeschenke.



Phot. Sennecke.

Weihnachten im Lazarett: „Stille Nacht, heilige Nacht".



Untere Reihe: Fürstin Josefine v. Lobkowitz, Komtesse Jenny von Schönborn.

Reservespital in Porol bei Prag.



(×) Komtesse Melanie Hübner.

Lazarett im Palais der Gräfin Margit Szapary, geb. Gräfin Henckel von Donnersmarck, in Preßburg.

Aus österreichisch-ungarischen Lazaretten.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

6. Fortsetzung.

Der Blick der Baronesse ging unauffällig, aber un-
rwandt nach dem jungen Krieger hinüber, dessen
chatten über den mühsam sprechenden Verwundeten
nfiel.

„Herr Merkens — grad heraus: wie steht et um mich?
h muß dat nu wissen, ich muß doch minge Frau — noch
ie Gruß — net wahr, Sie sagen mich dat jetzt — uff
ır und Gewissen und so, als ob onse Herrjott jetzt neben
s ständ — ich muß doch minge Frau" . . .

„Versteht sich, Noppeney, versteht sich," sagte er mit
ier frischen Stimme, die schon kräftigend wirkte, „ein
tscher Soldat muß auch sterben können, ohne mit der
mper zu zucken. Aber er stirbt noch nicht, der Nop-
ıey, wenn er sich nur ruhig verhält. Trotzdem — wenn
· Eurer Frau ein paar Worte schreiben wollt — das
nt Ihr ja immerhin, Noppeney."

Die verschatteten Blicke des Mannes standen auf ihm
Und so, die forschenden Blicke auf dem jungen Arzt,
chte er: „Dann sind Sie so gut und schrieven, wat ich
en jetzt sage."

Willi Merkens legte seine Brieftasche aufs Knie. No-
ock heraus —: „So, und nun kann's losgehen. Also
ichst mal: Liebe Frau!"

„Ja, schreiben Sie: Liebe Frau." Hielt einen Augen-
nachsinnend inne, sagte wieder: „Liebe Frau — ich
hier in einem schönen, großen Kloster, und mein
ist ein Oecher Jung, das wird Dich sehr freuen...
)ab tüchtig eins weg, in die Lunge, ich fühle, daß es
nir zu Ende geht, denn das fühlt man besser, als die
ern einem sagen wollen. Aber ich hab meine Pflicht
t und hab mein heißgeliebtes Vaterland retten
n, darum sterbe ich gern, wenn es sein muß. Liebe
, wenn ich nur wüßte, daß Ihr alle versorgt seid.
n denk ich nur immer. . . Liebe Frau, unser kleines
he hätt ich doch noch gern mal wiedergesehen. Sind
Härchen noch gewachsen? Und der Schäng — ist's
em Keuchhusten so weit besser, daß er wieder zur
e kann? Grüß mir die Freunde, den Jakob, auch
ontzen, obschon wir noch Streit gehabt haben, ehe
ıg, aber ich verzeihe jetzt alles, und er soll auch mir
)en. . . Liebe Frau, wenn man Dir diesen Brief
, haben sie mich irgendwo in ein Massengrab ge-
ann sei nicht zu traurig, sondern sorge für die
·. Gruß. Dein Mann Willem Noppeney." Hob mit
energischen Ruck die Hand: „Und schreiben Sie noch
: Mit Gott für König und Vaterland." Legte sich
igt zurück, langte nach dem Brief, steckte ihn zu sich:
wenn mir nu wat passiert, Herr Merkens, dann
e so gut und besorjen den Brief, net wohr?"

Da raschelten hinter dem jungen Arzt Frauenkleider. Die Baronesse stand neben dem Verwundeten, beugte sich über ihn. Streute ihre warmgütigen Worte wie Blumen über ihn. Er verstand sie nicht, er ließ das Gezwitscher der fremden Sprache über sich rinnen, starrte sie an und beglückte sich an ihrem Lächeln.

„Wollen Sie mir helfen, daß wir uns verstehen?" wandte sie sich an den jungen Arzt. Willi Merkens erklärte sich bereit, den Dolmetscher zu spielen.

Und den Mantel um sich schließend, wieder über den Verwundeten gebeugt: „Sie sind katholisch? Ah! Ja, nicht wahr?" Nestelte unter ihrem Mantel ein Skapulier heraus, legte es ihm um den Hals. Ein Talisman. Nun wird er ruhig und selig sterben können. Erzählte ihm vom schönen Himmel, erzählte es in kindhaft inbrünstiger Freude.

Willi Merkens stand daneben, er übersetzte nicht mehr, er ließ sie reden. Und der Mann schien zu verstehen, er verstand ihre verklärten Augen, ihre warmen, beschwörenden Händedrücke, ihre wunderbar reine Seele. Eine temperamentvolle Gottesliebe. Wie Weihrauch flutet's um sie, webt ihn in eine Mystik ein, die deutscher Art fernliegt. Aber er kennt sie — er kennt sie — wie fernes Klingen, das uns traurig macht.

Die Tür rasselte auf. Die Brüder brachten noch zwei Verwundete, die in der Gegend herumirrten. Der eine sank auf das Stroh hin und schluchzte laut.

Die Baronesse bei ihm. Das Blut tropfte vom Bein herab, die Hose angeklebt.

Willi Merkens schnitt ihm die Hose auf, untersuchte. „Der Mann hat nur eine Fleischwunde, aber seine Nerven sind kaputt. Die Erschütterungen des Kampfes und so weiter."

Die Baronesse brachte Wasser, um die Wunde auszuspülen. Die Hand des Arztes wehrte ab: „Kein Wasser. Wunden werden nur mehr trocken behandelt. Trockenheit wirkt antiseptisch." Aber Baronesse half, wo sie konnte, machte sich nützlich, wo sie konnte, war ganz Güte, ganz Hingebung, warf ihre lechzende Seele, die an den Freuden der Welt nicht mehr satt werden konnte, auf den Altar der Menschenliebe.

„Sie haben einen sehr guten französischen Akzent." sagte sie ihm, „très bien, fort bien. Aber nicht pariserisch, eher schon ein belgisches Französisch. In Frankreich verhöhnt man sehr unsere belgische Art."

„Aber doch ist man Bundesgenosse", sagte er fast schroff heraus.

„Ah, jawohl. Mon coeur pour la France." Bemerkte, wie sein Gesicht sich verdüsterte, lenkte ab. „Übrigens hat man in Deutschland auch immer eine große Vorliebe für das Französische gehabt, nicht wahr? Ihr liebt doch sehr die Franzosen, ihr Deutsche, nicht wahr? Ihr

*) [Di]e Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht
[in] dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen
[Sprache,] die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache
[ist, bringen,] so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und
[un]s und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

seid stolz, die Sprache der Franzosen zu sprechen. Und ihr habt auch gern unsere Art, nicht wahr?"

Er winkte ihr, trat mit ihr in die Pfeilernischen, das Gespräch störte die Schlafenden.

Verneigte sich, Hand an die Mütze, und durch die Pforte davon.

Fahl kroch der Morgen in den Klosterhof. Bleischwer überfiel Willi die Müdigkeit, der Schlaf. Ein paar Stunden hinstrecken und dann losziehen, der Kompagnie nach. — Sprach dort jemand im Klosterhof? Ein Feldgrauer mit Pater Sylvian, ein Offizier. Die Stimme scheint ihm doch — Herrgott, Robert! Woher, wohin? Jung! Bruder! Na, die Freude!

Robert war sehr eilig: „Mein Divisionskommandeur hält da mit seinem Stab auf der Höhe. Ich soll hier für die Herren für einige Stunden Quartier machen. Beratung. Vor Lüttich hat's schon heftig eingesetzt, Junge. Die Vorhut hat schweren Stand. Ich muß jetzt zum Stab zurück. Gleich treffen wir uns doch noch, was?"

„Ich warte im Kapitelsaal."

Im Kapitelsaal brannte noch die einsame Gasflamme. Die Fensterläden fest verschlossen. Er öffnete einen der schweren Holzläden. Ein Schimmer des Morgenlichts floß herein.

Draußen im schläfrigen Erwachen des Tages die grünleuchtende Flur. Auf einer Höhenlinie hielt der Divisionstab. Reiter und Rosse in scharfen Umrissen im Nebelmorgen. Der Kommandeur beschrieb mit seinem Degen die Richtung, die man zu nehmen hatte. Dann kam der ganze Troß auf die Abtei zugeritten.

Willi Merkens stand noch in dem Morgenschein am Fenster, als mit schnellen, federnden Schritten Robert eintrat. Nicht mehr das verweichlichte Gesicht, die gepflegten Hände. Von Pulverrauch geschwärzt, Stiefel beschmutzt. Willi lachte: „So müßtest du Mia über die Teppiche laufen. Übrigens, hast du noch von ihr gehört?"

„Sie schreibt wunderbar gefaßt. Aber ich denke, die Mama steckt dahinter. Hör mal, meinst du, daß man hier ein Bad nehmen kann? Oder gibt's das nicht in einem Kloster?"

„Nein, denk mal, das gibt's nur zu Ostern, aber dann gründlich."

„Dir ist's noch drum, Witze zu machen?" Er ging ein paar Schritte durch den Saal. Es hallte bis in die dunklen Ecken hinein. Kam dann schnell zurück, faßte in seinen Rock.

„Du, Willi, der Püß hat mir da etwas für dich mitgegeben, eine Taschenmappe. Püß muß jetzt durchfahren bis in die Feuerlinie und fürchtete, dich nicht mehr zu treffen." Er tippte an die Mappe: „Da steckt wohl das Allerheiligste drin, wie? Du bist also noch immer nicht von ihr frei?" Spazierte weit in den Saal hinein, blieb vor einem Bild an der Wand stehen, eines der Leidenstationen Christi: der Kreuzträger, mit Schweiß und Blut bedeckt, schleppt sich an der schmähenden Menge vorüber, Veronika, die fromme Frau, reicht ihm das Schweißtuch dar.

Ein Frösteln lief Robert über den Rücken. So war nun das Gesicht der Menschheit. Mit Schweiß und Blut verunstaltet. Er hat in Hunderte dieser blutstarrenden Gesichter gesehen. Die mißhandelte Menschheit folgt den Blutspuren des Kreuzträgers.

Er wandte sich um. Regungslos stand Willi noch in dem heller werdenden Schein am Fenster. Er ging zu ihm, legte ihm den Arm um die Schulter.

„Bruder, ich habe sie gesehen. Weit im Garten stand sie, als wir durchzogen, in der Laube unter dem alten Holunderbaum — du weißt ja, halb versteckt. Sie hoffte wohl, dich bei den Truppen zu sehen." Hielt inne, sah nach dem Bruder.

Der blickte noch geradeaus, unbeweglich. Und schroff und kurz: „So? Meinst du?"

Und kein Wort weiter. Da begann Robert noch zu erzählen. Bis jetzt sei in diesem Franktireurnest noch kein Schuß gefallen, aber man traue der Sache nicht. Der Bürgermeister und der Pastor seien als Geiseln in Haft genommen. Aber die Leute dort — Galgengesichter. „Teufelsloch" hieß das Nest im Soldatenmund.

Und nun wird Robert wirklich mal nach einem Bad fragen. Und Willi sich eine Stunde aufs Holz werfen und ausruhen.

Die Brüder umarmten sich. Wiedersehen — vielleicht. Achselzucken. Und noch stummer Händedruck. Ade.

Und Robert plötzlich an der Tür gebannt: „Hörst du's?"

Kanonendonner vor Lüttich. Die Luft dröhnte.

Aus tiefem Schlaf wachgerüttelt, sprang Willi Merkens auf. Pater Sylvian stand vor ihm, die blassen Hände ineinandergeschoben in die weiten Kuttenärmel. Sprach den üblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus. Ich muß Sie leider stören. Soeben kommt eine Dame im Automobil hier an, die Frau eines Hauptmanns, der vor Visé gefallen ist. Sie will zu seiner Leiche. Aber sie kommt an der Landstraße nicht mehr durch. Und da sie hörte, daß Sie hier wären" —

„Wer ist der gefallene Hauptmann?"

„Hauptmann v. Precht."

Ohne ein weiteres Wort eilte Willi Merkens hinunter. Der Hauptmann. Seines Vaters Freund. Ein Mann wie Goliath. „Held Willi," hörte er ihn sagen, „Held Willi."

Unter der Mauerwölbung des Klostertores das Auto. Eine kleine, untersetzte Dame davor, ohne Kopfbedeckung, einen Abendmantel um sich geworfen, so wie sie in der Eile davonlief. Verweinte wirre Augen. Ein Aachener Herr, der sich der Militärverwaltung als Autofahrer zur Verfügung gestellt hatte, sprach auf sie ein.

„Gnädige Frau" —

„Herr Merkens, ich muß zu ihm, ich muß" —

„Ich will tun, was ich kann, gnädige Frau."

„Die Landstraßen sind voller Truppenzüge, man läßt uns nicht durch", sagte der Aachener.

„Einsteigen. Man muß mich durchlassen. Muß zu meiner Kompagnie zurück."

Fortsauste das Auto.

Aus den Kreuzgängen heraus trat die Baronesse. Und schnell auf Pater Sylvian zu, der noch unter dem Toreingang stand: „Wo ist die Dame?"

Er wies den Weg hinunter, wo die Staubwolke aufwirbelte.

„War sie sehr, sehr trostlos?"

„Sie sagte: Er starb den Heldentod."

„Mon dieu, wie diese deutschen Frauen sind."

Sie lauschten. Durch die Lüfte Donnern, Pfeifen, Sausen. Von Dampf und Blut rauchte das blühende belgische Land.

Ein Zucken um die Lippen von Baronesse: „Mon coeur pour la France."

Weit auf der Landstraße die aufstäubende Wolke hinter dem Auto her.

Es traf auf eine Nachhut Besatzungsmannschaften. Die Wache im Feld unter einem Zelt. In einem Heckenweg Soldaten, die eine Koppel herrenlos umherirrender Pferde antrieben. In Hervé schwalgte der dicke, schwarze Qualm aus den brennenden Häusern. Hausrat zerstreut auf den Straßen. Soldaten spielten mit einer Weckeruhr Fußball. Scherzworte, Zurufe. Krachend stürzte ein Schornstein ein. Noch eine ragende Wand. Die Tapete schlotterte herab. Ein Bild an der Wand, das Bild der Königin mit den Kindern.

Auto halt! Straßen gesperrt mit Trainwagen. Zelte wurden errichtet. Hämmern, Lärm, Arbeit. Ein Zeltlazarett vor Hervé errichtet.

Es war fast kein Durchkommen. Rechtsseitig der Landstraße zogen die frischen Truppen, linksseitig rasten die Autos ununterbrochen mit Verwundeten zurück nach den Aachener Spitälern. Dazwischen Mannschaften des Roten Kreuzes mit Krankentragen, radelnde Jugendwehr, ein Gedränge und Gewühl und Rasseln und Reiten und Wogen.

Und näher und näher das dumpfe Rollen der Geschütze. Nichts Neues vor Lüttich? Beschießung der Forts. Gefecht im Gange? Ja, gegen ausfallende feindliche Truppen. Auch von Visé her knattert's noch. Versprengte belgische Truppen schwärmen überall in der Gegend, stoßen zu den Banden der Franktireurs.

Vor einem Schloß hielt ein Bataillon. Absolut kein Durchkommen. Ein Offizier sprengte heran, winkte mit dem Degen ab. Zurück. Kein Auto darf durch. Sie beratschlagten. Der von Visé aus verkehrende Autopark hatte sich Umwege durchs Feld gesucht. Also nachforschen. Ein Soldat meldete sich, der als Begleitmann mit diesen Autos gefahren war. Man gab ihn der Hauptmannsgattin als Führer mit. Die Offiziere salutierten, als das Auto weiterfuhr. Arme Frau! Eine Leiche suchen auf diesem Gräberfeld.

Die Mannschaften marschierten los. Stramm wie zur Parade. Und die Sonne brannte. Aber ein Gewaltiges schien sie hochzustimmen. Ihre Sänge brausten: Deutschland, Deutschland über alles. . . .

„Das ist singende Wut", sagte einer der Offiziere und biß die Zähne aufeinander. „Sie wissen doch die neueste Schweinerei?"

„Nichts weiß ich. Ich lag doch in der Abtei fest."

„England hat uns den Krieg erklärt."

Aus der tosenden Ferne ein Alarmsignal und rechts und links Signalblasen, ein mißtönender Wust.

Willis Hände krampften. Ein heißer Schreck wie ein Trauerfall, jäh, unvermittelt. Sein Gesicht ehern, als verbiete ihm die Scham, sein Entsetzen zu zeigen.

„Und die Gründe?" preßte er heraus.

„Verletzung der belgischen Neutralität."

Da löste sich seine Erstarrung in einem schneidenden Gelächter. Der Brite, der Kronräuber mit 'nem sittlichen Anfall . . . hahahaha . . . Leute, lacht doch mit, haha . . Leute! Brüllt die Wacht am Rhein, daß überm Kanal drüben 'ne Trommelfellentzündung entsteht!

Und da brüllten sie los, die Leute, hei! Da brüllten sie los.

Jeder Schuß — ein Russ! Jeder Stoß — ein Franzos! Jeder Tritt — ein Brit! . . . Hei, ein Holper- und Stolpervers, Schuß auf Schuß, Stoß auf Stoß, Tritt auf Tritt wie der eiserne Marschschritt von Deutschlands Heeren.

Und dann lachte Willi Merkens nicht mehr. Das Herz stieß ihm in schmerzhafter Wut um sein verratenes Vaterland, um sein biederherzig, treuehrlich Deutschland. Um den Kaiser, seinen geliebten Kaiser.

„Dann wissen Sie wohl auch nicht, was Großes im Reichstag geschehen ist. Alle Parteien einig um unsern Kaiser. Schwuren's ihm in die Hand: Treue! Und wiederum Treue! Und da sprach der Kaiser ein Wort — ein Wort — so urdeutsch klingt keins mehr auf der Welt: ‚Nun wollen wir sie dreschen!'" . . .

Das Wort flog in die Reihen der Marschierenden, sie griffen es auf, sie schrien es in ihre tosende Begeisterung hinein: Nun wollen wir sie dreschen! Deutscher Michel, Dreschflegel raus! Drauf. Drescht und drescht! Der Kaiser will's. Der Kaiser ruft: Drescht und drescht. . . .

Held Willi ließ die Zügel locker. Der Kopf hing ihm zur Brust. Stoßweise murrte er seine zornbebenden Worte hin: „Das verdammte Gerede von der englischen Rassenverwandtschaft. Wir haben immer Anlaß gehabt, Englands Krämertisch aus unserm Weg wegzuräumen. 1848, 1864 — immer störte uns sein Übelwollen. Einen neidischen Krämer erschlägt man doch nicht mit einem deutschen Schwert. Strick her! Ich hab einen Haß, an dem ich selbst erstarre. Ich habe verwundete Franktireurs unter meinen Händen gehabt, ich werde dem Franzosen seine Wunde heilen, als wär's die meines Bruders — aber ein Engländer unterm Messer . . . Herrgott, Herrgott. Alle Menschlichkeit in mir muß ich zu Hilfe rufen, um mich zu erinnern, daß auch er daheim eine Mutter hat." . . .

Verstummt der Sang. Kein Ruf, kein Jauchzen mehr. Den Berg herüber tobte der Lärm der nahen Schlacht. Und da tauchten auch schon die Verwundeten auf dem Kamm der Anhöhe auf. Ein Lützower, die Hose aufgestrippt, das Bein nackt, von Blut überströmt, hinkte die Böschung herunter. Ein anderer brach im Laufen zusammen. Pferde rannten reiterlos die Anhöhe herauf. Und hinter dem Berg heraus lohte, krachte, zischte, heulte es wie ein tosender Hexenkessel. Eine wirbelnde Dampfkugel in hohem Bogen durch die Luft — platzte und prasselte in funkenden Schüssen nieder.

Der Boden besät mit Uniformen, Käppis, Hunderten von Patronentaschen, Sattelzeug, zerschossenen Wagen, Haufen von Waffen, Hügeln von funkelnagelneuen Fahrrädern. Eine Fahrradfabrik zerstört und das Material herausgeschafft. Waffenvorräte aus der Herstaler Fabrik. Auch Karren voll, zusammengesucht aus den Häusern. Und

noch immer strömten die Einwohner herbei, lieferten ihre Waffen ab, scheu, verstört, verdüstert.

Man lud die Karren voll, versenkte in den Fluß, was da herumlag. Drüben querfeldein schlug die Feldküche ihre Zelte auf. Im Offizierzelt zwei Zivilisten. Der Bürgermeister und der Pastor. Plaudern und trinken Kaffee.

„Morgen baumeln sie", sagte ein Offizier zu Willi Merkens, machte die Bewegung des Aufhängens. „Der Bürgermeister hat sich unsern Truppen zum Führer erboten und lenkte sie auf die feindliche Schützenlinie. Und der Pastor? Man fand einen Revolver in seiner Soutane, einen mit Fünfkugelladung, eine Kugel abgeschossen." . . .

Ein Leutnant kam eilig.

„Herr Oberleutnant, an der Brücke heftige Schießerei. Banden von Franktireuren mit versprengten regulären Truppen fallen der ersten Sektion, die Brücke räumt, in Flanke. Zweite Sektion, die zu Hilfe eilen wollte, rückwärtig mit Granaten beworfen. Haben Sie Mannschaft, die einspringen kann?"

„Mannschaft, aber nicht ausreichend Patronen. Herr Feldwebel, die Leute ausschwärmen lassen und Patronen suchen, dann Anschluß links nach der Brücke!"

Sprungauf eine Abteilung von acht Mann über das Leichenfeld hin, den Gefallenen die Patronen abnehmend. Und los mit Leutnant Gräber.

„Herr Leutnant, ich schließe mich an." Willi Merkens sprengte nach. Die Sanitätskompagnie nirgends in Sicht, sie soll auf Fort Fleuron zu zurückgegangen sein.

Über den zerstörten Bahndamm hupte ein Militärauto an, hatte ein zweites im Schlepptau, arg zerschossen, ein rotes Auto. Willi erinnerte sich, daß die Hauptmannsgattin in einem roten Auto losfuhr. Meldung: Der Wagen geriet ins Feuer der Franktireure, Frau des Hauptmanns erschossen.

Hellauf schmettert ein Signal. Über den Berg herüber das große Halt. Und wieder. Und nochmals. Dreimal das große Halt. Sie stürmten los, sie waren kaum zu halten.

An der Brücke hatte sich die zweite Sektion zu der ersten durchgeschlagen. Über die Brücke herüber aber heulten die Granaten, und gegen die Brücke an drängte mit wahnsinniger Schießerei, blindlings, toll und wild, die Bande. Ein zusammengewürfelter Haufe, Blaukittel, Bürgerwehr, Gendarmeriesoldaten. Schwarze Kerle mit einduckenden Köpfen, die Männer aus der Erde, Mineurs aus der „Hölle". Ei verdammt! Diese Teufelscharen, die Willi Merkens kennt — ei ja, er kennt sie, er hat ihre Frauen wie Hyänen der Nacht vor den Häuserchen kauern sehen, er hat die zähnefletschenden Bleichgesichter gegen das Haus des Notars anstürmen sehen. Hier hat er sie nun Waffe gegen Waffe vor sich, die wilden Scharen aus dem „Teufelsloch". . . .

Von einem Gefallenen nahm Willi das Gewehr auf, Patronentasche — und stieß in die Reihen der Kämpfenden. Exakt wie auf dem Exerzierplatz, in kniender Stellung. Und schleichend und kriechend im Umkreis um die Bande. Hinter Bauschutt versteckt, hinter herumliegendem Hausrat — ein umgestürzter Tisch.

Der Feldwebel flüsternd neben Willi Merkens: „Wenn wir uns dahinter verschanzen." . . . Da platzte ihm ein Schuß ins Gesicht, er sank auf den Rücken zurück, verlor aber nicht das Bewußtsein, raffte sich auf, wies mit dem Arm nach dem Heckengestrüpp, hingestammelt wirre Laute, kroch davon, den Verbandplatz suchend.

„Hinter die Hecke zurück," raunte Willi seinem Vordermann an, „die Kugeln unserer eignen Leute treffen uns."

Hinlegen — ging die Parole von Mund zu Mund. Auf dem Bauche liegend, schürften sie über den Ackerboden hin. Ffuit . . . die Kugeln über ihnen, klatschten neben ihnen in den Boden.

Gott sei Dank, hinter der Hecke. Jetzt anlegen, ruhig zielen, jeder nehme seinen Mann aufs Korn.

Sie versuchten die Gewehrläufe durch das dichte Geäst zu stoßen, es ging nicht. Nun denn: durchschießen! Ein Schuß krachte in den Heckenstamm, die Lohe flammte auf. Leute, hierher! Famose Schießscharte. Die Gewehrläufe stießen hinein. . . . Verdammt. Da tauchen auch jenseit der Brücke belgische Soldaten auf, Jäger mit dem gelben Flügelhorn an der Holzmütze . . . paffen gleich los in den Rücken der deutschen Schützenlinie. . . . Ha vive! hallt das teuflische Gelächter der Franktireure auf. Jetzt rechts umgehen, und die Prussiens sitzen in der Falle, ha vive! Ha vive! Es lebe das unabhängige Belgien!

Herrgott, jetzt hinter der Hecke raus. Sprungauf! Marsch. Aufgepflanzt das Bajonett. Marsch. Marsch. Im Laufschritt vor und Hussa und Hieb und Stich . . . der blanke Stahl den Überraschten in den Rücken . . . ein Aufbrüllen, Fluchen, Wälzen am Boden und Flucht. . . .

Die deutsche Sektion bekam Luft, schob von der Brücke ab aus dem feindlichen Zwischenfeuer heraus. Und nun flüchtete der Rest der Bande über die Brücke, über ihre eigenen Barrikaden, durch Drahtverhau und über rollende Balken. Flucht, Flucht . . . in die starrenden Gewehrläufe der Jäger jenseit der Brücke. Zurück, Feiglinge! Laufen vor einer Handvoll deutscher Hunde davon . . . Und brachten die Horde zum Stehen. Gedeckt durch die Jäger wandten sie sich um, rissen von neuem Gewehr an die Backe und blindwütig wieder das Schießen. Ha vive! Jetzt überrennen sie das Häuflein Prussiens wie Bleisoldaten. En avant!

Neben Willi Merkens knöpfte einer das weiße Tuch ans Bajonett.

„Runter mit dem Lappen!" schrie ihn Willi an.

Aber was ist das? Hinter ihnen plötzlich die Käppis — ein Belgier des 11. Infanterieregiments, schleppte ein Säckchen mit sich. Ein Gewehrlauf zückte auf ihn.

„Die Waffe nieder, Merkens", rief da der „belgische Infantrist". Es war Leutnant Gräber. „Gebt Scheinschüsse auf mich!" Und eilte auf die Brücke zu, warf sich hin, mitten im Wechselfeuer von Freund und Feind, streute den Inhalt seines Säckchens unter die Brücke . . . Pulver . . . und streute, streute . . . Feuer, eine aufzischende Flamme. Krach, Splittern, Knarren, eine dröhnende Explosion. . . .

Man sah Leutnant Gräber, Gesicht und Uniform versengt, nach dem Verbandplatz zu verschwinden.

Aufklatschte das Wasser des Flusses. Die Balken, die Pfähle stießen hinunter, plumpsten hinunter, nachrollend Schutt und Gestein und kopfüber stürzende Menschen, zermalmte Körper, verzerrte Gesichter in der aufklunkfenden



Flut, reckende, blutige Hände . . . Und die Böschung des Flusses herauf klettert's, klimmt's, fanatisch, mordlechzend; gereizte, blutrünstige Raubtiere. Suchen nach Waffen. Brüllende Wut. Hinter ihnen die deutschen Kugeln. Flucht! Flucht!

Ein Trompeter mitten im Feld. Willi befahl kurz: „Trompeter zum Sammeln blasen!"

Da blies er. Da blies er die Toten aus berstenden Gräbern wach. Trätätätä . . . Trätä . . . täää . . .

Was da ging und lag und stand, eilte herbei. Verwundete rafften sich auf, taumelnd auf, Blut tropfte ihnen übers Gesicht — ei, was tut's! Trätätä. . . .

Aus einem Leichenhügel ein reckender gesunder Arm — der andere abgeschossen — ein junger Mensch stieß sich hoch — Hurra! . . . und sank wieder hin.

Und hell und klingend das Trompetengeschmetter über das grauenhaft zerstörte Feld hin. Dreißig verstreute Mann aus verschiedenen Regimentern fanden sich ein. Und Hussa und vorwärts nun hinter den Flüchtenden her. Franktireure, die man aus ihren Schlupfwinkeln herausbauen wollte.

Vorüber an Hütten und Schlössern. Über einen Bach. Über Schlagbäume, durch Gärten. Leere Häuser, Läden geschlossen. Ein einsamer Hof. Winseln — ein Hund an der Kette, kann nicht los, verhungert. Ein Gnadenschuß hinüber . . . Waldgestrüpp, Unterholz . . . Und eine Villenstraße.

Willis Herzschlag raste. Die Villenstraße . . . jetzt erkennt er sie — jetzt erst. Drunten in der Flucht der stolzen Ufer die ragenden weißen Mauern des Notarhauses.

Seitlich durch die Gärten ein Reiter mit einem Trupp Feldgrauer. Zerstampfte Beete, umgebrochene Zäune. Der Reiter schwang grüßend den Degen. Hurra!

„Hurra!" antwortete die Mannschaft im Busch. Ein Gewimmel durch die Gärten. Der Reiteroffizier hin zu Willi Merkens. Hurra! Franz Borgers. Hurra, Williman, jetzt wird formiert und in diese hochanständige Straße eingeritten. Heda, Leute! Ist da noch einer mit Schießeln bewaffnet?

Ein Gefreiter trat vor. Er hatte eine Papierrolle, lange Streifen gedruckter Zettel mit der Mahnung an die Bevölkerung, sich ruhig zu verhalten, es geschehe ihnen nichts. Da reckte Willi Merkens zu Franz herüber. Sein Gesicht in fiebernder Erregung, die Adern an den Schläfen schwollen an, ein Zucken über die gebräunte, mit Staub und Schweiß bedeckte Haut hin.

„Lege Wache hierher, laß die Straße sperren — keine strengen Maßregeln hier in der Straße. Wir wollen mit der Mannschaft durch den Wald zurück in das untere Dorf."

Franz sah ihn an.

„Als Freund müßt ich dir ja unbesehen den Gefallen tun, aber du erlaubst wohl, daß ich in Kriegzeiten etwas vorsichtiger verfahre. Du hast Gründe, diese Straße zu schonen?"

„Ja, Franz, ja."

„Welche?"

Ein zornvolles Aufblitzen in Willis Augen — und vorbei. Verdammt! Der Freund handelt recht. Ohne ihn anzublicken, sagte er: „Wenn die Franktireure hierher geflüchtet sind, dann halten sie sich eben im Arbeiterviertel an den Fabriken versteckt."

Franz bog zu ihm hin: „Und sonst kein Grund, Held Willi?"

Dessen Blick traf in seinen, eine jähe Verzweiflung darin. Stumm drückte Franz ihm die Hand. Und wandte sein Pferd und linksum durch den Wald zurück. Eine Wache von drei Mann die Straße gesperrt halten!

Galopp und schlanker Trab durch die Waldschneise. Dumpf pochten die Pferdehufe auf den Moosboden. Die Mannschaft auf dem nähern Waldpfad weiter.

Herrgott, das war er, der Wald Roi de prusse — schäkert's nicht aus den Schluchten heraus, ihr klingendes Lachen?... Das Spottfunkeln aus verschleierten Blicken. An der Buche dort vor der Waldrinne hatten sie gestanden — sie sprang über den Rain — husch, in den Waldgrund, er ihr nach — dort hinter dem Brombeergestrüpp fing er sie ein — hielt sie, preßte sie — die Glut ihrer Küsse — Herrgott, Herrgott, das wird nun alles lebendig, das fängt in ihm zu brennen und zu schmerzen an.

Jetzt möcht er in den Wald hinein — und dort liegen, wo ihr Fuß stand — stumm liegen und die Welt über sich zusammenbrechen lassen.

Hurra! Am Waldrand. Er schreckte auf. Verdammt, wo war er? Wohin irrten seine Gedanken? Der Krieg tobt. Hier ist Feindesland.

Auf der Landstraße, die ins Unterdorf einlief, wartete die Mannschaft auf die Reiter. Und nun sah man, wem ihr Hurra galt. Leutnant Gräber, den ganzen Kopf in weißem Verband, war angeritten. Er ordnete sofort an, daß eine Patrouille voranreite und die Häuser nach Waffen durchsuche.

Aber wie ausgestorben das Unterdorf. Läden geschlossen oder dicht die Vorhänge zugezogen.

„Vorsicht!" rief Leutnant Gräber. „Gleich bummsen sie uns in den Rücken."

Mannschaft Gewehr schußbereit, die Blicke scharf auf die Fenster gerichtet. Am Dachfenster ein Kopf — krach, prallte ein Schuß hinauf. Versteck dich nicht, du Halunke!

Häuserchen inmitten von Gemüsegärten. Eine Bank vorm Haus, Kannen und Eimer darauf. Aber die Türen verrammelt. Totenstille. Tauben gurren um den Dachfirst. Eine einzige Haustür offen. Ein steinalter Mann hockte auf der Schwelle.

Hände hoch!

Hob die verknöcherten Arme, hob sie hoch, sie reckten aus dem Ärmel des Kittels heraus, die spannende Haut über Knochengeripppe, und hielt so die Arme, aber die Hände gekrümmt, die Finger eingekrallt zur Faust — zwei drohend erhobene Fäuste über dem greisen, grinsenden Kopf. Fluch den Eroberern!

Und Trab und Marsch und Hurra, waffenklirrend vorüber. Dieses dröhnende Hurra, dieser rauhprallende Kriegsruf. Die Luft zittert noch davon. Über das rauchende, blutstöhnende Land hin dieses fürchterliche, sieglachend gejauchzte Hurra!

Vae victis!

Mit Poch und Bumm krachten die Fensterläden auf.



Die Patrouille drang in die Häuser, stöberte auf, was da sich in den Winkeln versteckt hielt. Poch, bumm an die Türen. Im Namen des Kaisers! Und die Gewehrläufe starrten. Im Namen des Kaisers — und die Läden flogen auf. Und aus den Häusern quoll's, scharte sich zusammen, Weiber und Kinder. Sie sagten, es seien keine Männer mehr im Dorf.

Sie griffen die Zettel auf, die von den Mannschaften ausgestreut wurden, sie lasen, sie nickten, sie sagten demütig: „Ja, Herr General, merci, Herr General."

Und drehten sich um und knirschten Schwüre und Flüche und — ein Schuß von einem Dach herunter — aus dem Schornstein heraus. Und verschwunden plötzlich, wie vom Erdboden verschlungen, Weiber und Kinder.

„Hier aus diesem Hause hat's geschossen", schrie die Mannschaft. „Marsch, das Haus durchsucht. Und wer es auch ist, Mann oder Weib oder Kind, an die Wand gestellt und füsiliert." Ha — da steckt ein Kerl im Schornstein. „Raus, oder wir schießen in den Schornstein." Krach — ein schreiendes Weib.

Sticht in wutheulendem Rasen, blutigen Schaum auf den Lippen — da streckt eine Kugel es hin — fällt und reißt das schreiende Kind an ihrem Rock mit sich. Die Soldaten über beiden gebückt — da richtet sich wieder der Mann auf, schießt — tot sinkt ein Soldat hin.

In wahnsinniger Verbitterung die Soldaten über ihn. Drei Kugeln in den Leib. Nein, eine Kugel zu schade für ihn. Hängt ihn auf! Ans Fensterkreuz hängt ihn zur Warnung. . .

„. . . petit papa, petit papa . . ." jammerte das Kind.

Zum Fenster hinaus baumelt der Mann.

Als Willi Merkens ihn sieht, erkennt er den Heizer, der ihn in jener gefährlichen Nacht bis nach Verviers mitnahm. Der Bruder der braven Mam' —

„Gebt das Kind her", rief er die Soldaten an. Holte es zu sich, sprach ihm zu.

Ein Auflauf um das Haus. Plötzlich. Als hätten alle auf das Signal gewartet. Jammern und Heulen vor dem Haus, vor dem Toten, der mit verglasten Augen und verzerrtem Mund am Fenster baumelte.

Und wichen zurück und machten Bahn für einen heraneilenden Mann in schwarzem Talar.

„Ah voilà Monsieur le Vicaire!"

Der Vikar, die linke Hand auf die Brust gekrampft, die rechte mit ausgestreckten Schwurfingern erhoben, die Augen hinter den Brillengläsern funkelnd in leidenschaftlichem Zorn: „Sind das noch Menschen? Ist die Barmherzigkeit aus der Welt geflüchtet? Den Himmel rufe ich an, den Himmel beschwöre ich — haltet ein! Genug der Greuel! Barbaren sind über unser Land gekommen" —

„Herr Pastor," sagte Leutnant Gräber, „noch drei Worte weiter in diesem Tempo, und ich muß Sie verhaften lassen."

Die Weiber schrien auf, drängten um den Vikar. Der breitete seine Arme gegen sie aus. Und mit zurückgewandtem Gesicht gegen die Soldaten: „Nun schießt los, schießt auf Witwen und Waisen! Ladet den Fluch einer ganzen Welt auf euch" —

„Im Namen des Kaisers!" Soldaten legten Hand an ihn.

„Hört ihr's?" rief er mit Emphase. „Im Namen des Kaisers. Nun wißt ihr, in wessen Namen diese Greuel geschehen."

Fort mit ihm. Bahn frei. Wer sich widersetzt, wird niedergeschossen. Achtung. Halt. Ein Trupp kommt die Straße herauf: Garde-civique, und ein gebietender Mann an der Spitze.

Ah, der Bürgermeister. Ah, nun wird man's hören, was der für Töne mit den Preußen redet!

Feierlich trat der Bürgermeister an, feierlich schwenkte er seinen Hut in weitem Bogen zum Gruß. Hieß die scharmanten Offiziere, die braven Soldaten Guillaumes II. willkommen, fragte an, ob man Quartier zu nehmen wünsche? Einzelquartiere? Die Bevölkerung, so sehr sie auch das Unglück des Vaterlandes beweine, würde dennoch den wackeren Combattants gastfreundlich ihre Häuser öffnen.

Leutnant Gräber winkte Merkens zu: „Jetzt tun Sie mal den französischen Schnabel auf und sagen dem Fuchs Bescheid."

Willi Merkens ritt heran: „Herr Bürgermeister, wir verlangen weniger, als Sie anbieten — und vielleicht auch halten können. Weisen Sie diese Leute zur Ruhe, machen Sie ihnen das Unsinnige und Frevelhafte ihres Widerstandes begreiflich, setzen Sie Ihre ganze Autorität ein, um Ihrer Gemeinde ein weiteres Strafgericht zu ersparen."

Da setzte der Bürgermeister von der „Gemeinde der schwarzen Teufel" seine ganze Autorität ein und sprach: „Habe ich euch nicht immer gesagt, daß ihr das edelste und gentilste Volk des Lütticher Beckens seid? Eh bien, heute müßt ihr eure stolzeste Tugend zeigen: seid gastfreundlich gegen arme Soldaten, die seit drei Tagen keinen Bissen Brot im Leibe haben. Ich lade euch ein, ruhig in eure Häuser zurückzukehren, niemand etwas zuleide zu tun. Und damit euch nicht, ohne daß ihr's wollt, eine Waffe zwischen den Fingern losgeht, lade ich euch ein, mir eure sämtlichen Waffen aufs Rathaus zu bringen. Eh bien, also ich erwarte euch, um euch dankbar die Hand zu drücken." Und mit einer Handbewegung vor den Reitern: „Messieurs, es ist geschehen."

„Haste Worte?" flüsterte Franz Borgers Willi zu. „Er lädt sie ein, sich ruhig zu verhalten und uns nicht umzubringen. Na, die müßten unter preußische Zucht und Ordnung kommen."

Um das Maß seiner Ritterlichkeit voll zu machen, erbat er sich die Ehre, den Herren Offizieren einen kleinen Imbiß in seinem Haus vorsetzen zu dürfen. Wiederholte auch, daß nun die Soldaten unbekümmert Einzelquartiere beziehen könnten.

Einzelquartiere ablehnen. Imbiß angenommen. Soldaten als Wachen in die Straßen verteilen. Zwanzig Mann zur Bedeckung mit zum Rathaus. Den Soldaten Brot und Wurst zu liefern. So kann wenigstens kein Pülverchen auf Beförderung in die Ewigkeit eingeschmuggelt werden.

Wenn dieses gefürchtete Franktireurdorf ruhig blieb,



lag auch im Kohlenzentrum für den Kolonnennachschub die Straße nach Lüttich frei.

Drei Reiter voran, der Bürgermeister zwischen ihnen. S'il vous plaît — und lenkte durch eine Gasse in die Villenstraße ein. Das mit Efeu bewachsene Haus eines reichen Schöffen, dann ein Gasthaus, der Stammtisch des Villenviertels — dann eine Baustelle ... und nun mußten im Augenblick die weißen Mauern des Notarhauses aufragen.

Der Duft aus den Jasminhecken wallte schon herüber. — Halt — s'il vous plaît, hier das Rathaus. Zugleich Wohnung des Bürgermeisters.

Als Willi Merkens auf der Steintreppe des Rathauses stand, sah er auf der andern Seite der Straße vor sich die weißen Mauern.

Er bezwang sich, wandte den Blick nicht ab, er sah starr hin. Ein kalter Stolz brannte in diesem Blick.

Vor nicht einer Woche war's, da mußte er aus dem Haß dieses Hauses in die Nacht hinausflüchten. Der Deutsche mit Schimpf und Schande aus dem Dorf hinausgepeitscht.

Jetzt ... Der deutsche Reiterstiefel klirrte übers Pflaster. Die starren Nacken gebeugt. So schafft Deutschland sich Bahn. Unaufhaltsam, die Dämme überflutend wie Meereswogen. Soll er jetzt sein Hurra dort hinüberschmettern?

Und fühlt sein zuckendes Herz nicht mehr, als er nun dort stand und stahlhart sein Blick über die weißen Mauern hinstrich.

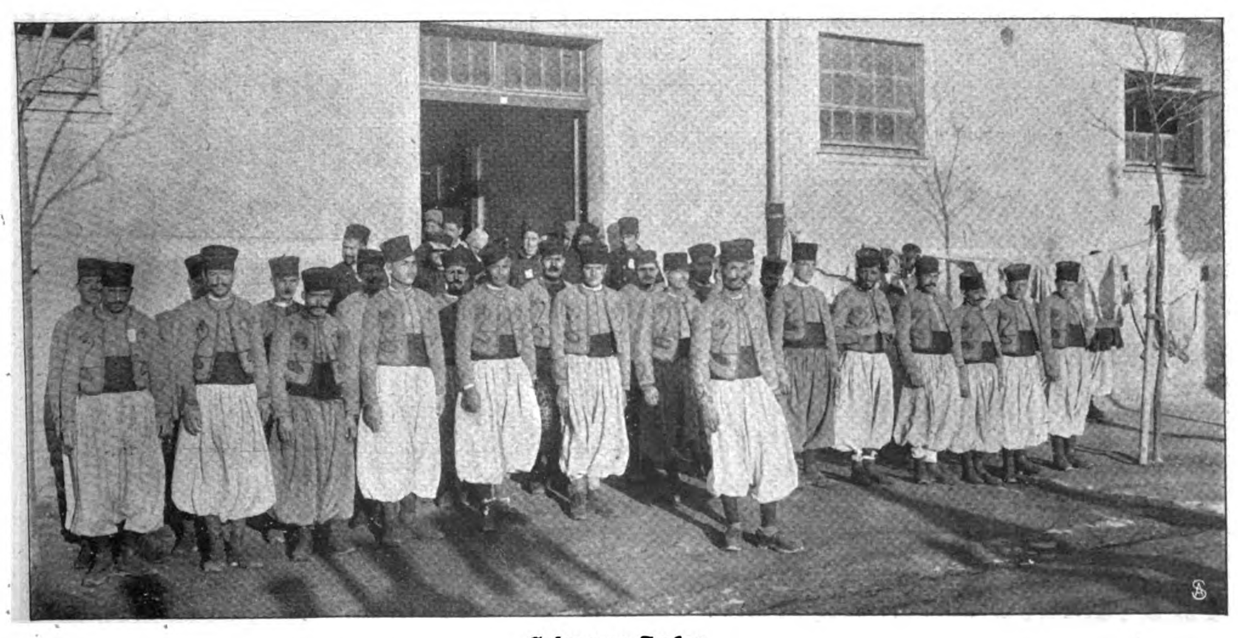
(Fortsetzung folgt.)

Das Gefangenenlager von Ohrdruf.

Hierzu 8 Spezialaufnahmen der „Woche".

Ein paar Stunden östlich von Friedrichroda im Thüringer Land, zwischen Gotha im Norden und Oberhof im Süden, liegt das Städtchen Ohrdruf, einer der ältesten Wohnorte des Landes. Schon der heilige Bonifacius soll hier eine christliche Kirche gegründet haben. Von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts residierten dort die Grafen von Gleichen. Dann wurde das Schloß Lehnbesitz der Grafen, jetzt Fürsten von Hohenlohe-Langenburg. Das Städtchen liegt in gesunder Luft, 379 Meter über dem Meeresspiegel. In seiner Nähe befindet sich seit einem halben Dutzend Jahren der Truppenübungsplatz des elften Armeekorps. Er wurde ursprünglich für 5500 Mann und tausend Pferde eingerichtet. Jetzt dient er wie viele andere Uebungsplätze als Gefangenenlager. Man ist leicht geneigt, sich bei der Bezeichnung Barackenlager etwas Halbfertiges und Unfreundliches vorzustellen. Dem ist nun nicht so. Unsere militärischen Barackenlager gleichen eher einem hübschen, breit und behäbig angelegten bürgerlichen Villenvorort, der in seinen fast anmutig zu nennenden Bauten absolute Zweckmäßigkeit mit Wohlgefälligkeit verbindet. Wer zum erstenmal solch einen Uebungsplatz als Laie besucht, erwartet so etwas wie langweilig aneinandergereihte Wellblechscheunen und ist dann höchst erstaunt, einen geschmackvoll bebauten Wohnort vorzufinden. Die militärische Einfachheit weicht in dem Kasino sogar gewissem — man verzeihe das Fremdwort — Komfort.

Die ersten Gefangenentransporte trafen in Ohrdruf Ende August ein. Es sind Franzosen und Belgier nebst Turkos sowie eine größere Anzahl Franktireure, die ihrer Aburteilung entgegensehen. Diese letzteren liegen in einer scharf bewachten Baracke und werden



Gefangene Turkos.

dreimal täglich unter strengster Aufsicht an die Luft geführt. Sie wurden in der ersten Zeit nur mit Wasser und Brot beköstigt, erhalten aber schon seit längerer Zeit täglich außerdem eine warme Mahlzeit. Sie bilden ein wohl assortiertes Lager von Galgenstricken, deren Gesichter nichts Gutes ahnen lassen. Anders die richtigen gefangenen Soldaten. Zumeist junge Leute, die zufrieden zu sein scheinen, daß sie die Gefahren des Krieges jetzt endgültig hinter sich haben und in Ruhe ihren Kohl essen können. Im allgemeinen leicht zu lenken und zu bewachen. Die ihnen beigegebenen Dolmetscher vermitteln ihre Wünsche den vorgesetzten deutschen Militärs, die als väterliche Aufsichtsbeamte über ihnen walten. Die tägliche Arbeit, die den Gefangenen aufgelegt wird, scheint tatsächlich nur den Zweck zu haben, Müßiggang als aller Laster Anfang zu verhindern. Sie säubern den Truppenübungsplatz von den umherliegenden Steinen und roden Baumwurzeln aus, die zur Feuerung Verwendung finden. Das ist die Vormittagsarbeit, die etwa zwei Stunden dauert, aber mit Hin- und Hermarschieren und Frühstückspause die Zeit von 7 bis 12 Uhr in Anspruch nimmt. — Das Gefangenenlager soll im ganzen mit 30,000 Mann belegt werden, weshalb die Gefangenen daneben mit der Errichtung weiterer Baracken und mit der Herstellung von Stacheldrahtzäunen beschäftigt werden. Naturgemäß müssen sie auch jede andere Arbeit leisten, die mit der in Ordnunghaltung und Verwaltung des Lagers und der Gefangenen selber zusammenhängt. — Abbildung S. 33 zeigt neuerdings eingelieferte gefangene Russen vor ihren Isolierzelten, die sie bis

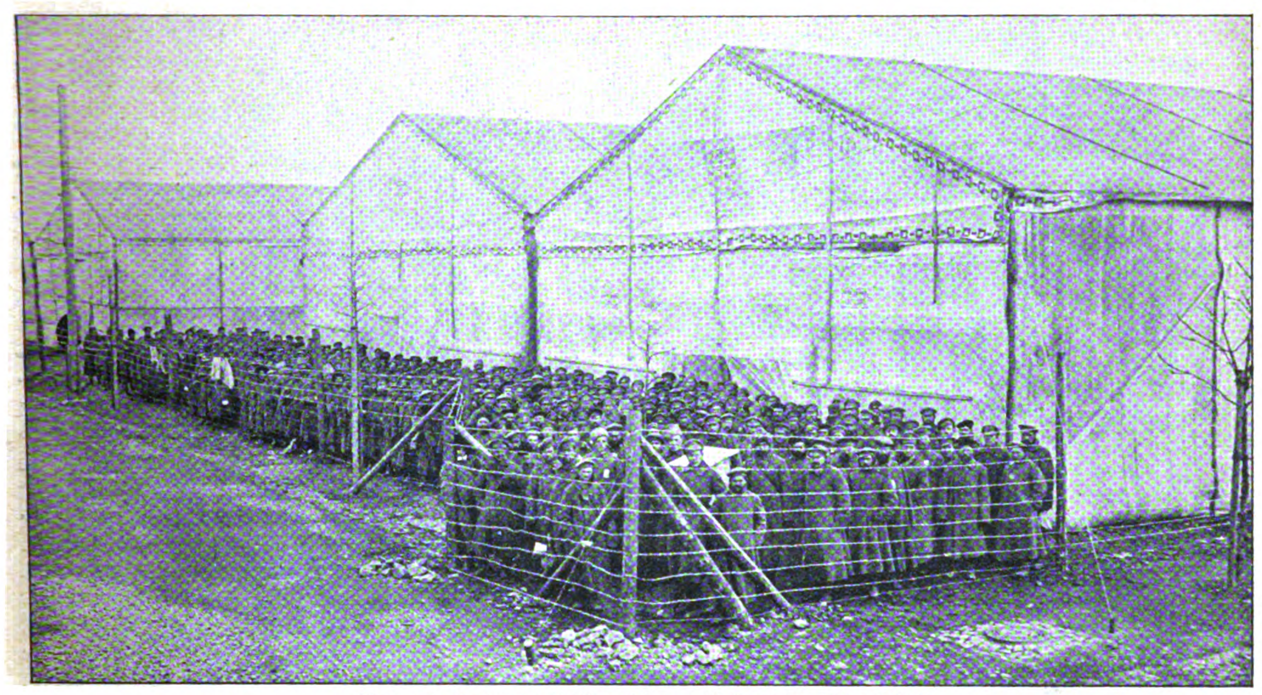


Franzosen, Russen und Turkos in ihrer Stube.

Bei der Wäsche.



Franzosen bei Anlage eines Stacheldrahtzauns.



Neu angekommene Russen, die vorläufig noch isoliert sind.

nach gründlich vollzogener Reinigung und Desinfektion bewohnen müssen, da man Einschleppung von Seuchen und Ungeziefer befürchtet. In diesen Zelten, wie unsere obenstehende Abbildung zeigt: großen, hohen und luftigen Leinwandhallen, liegen die Gefangenen auf Stroh, das häufig und regelmäßig erneuert wird.

Auf Stroh liegen auch die übrigen Gefangenen, denen die sauberen und hellen Pferdeställe des Truppen-



Teilansicht des Barackenlagers.



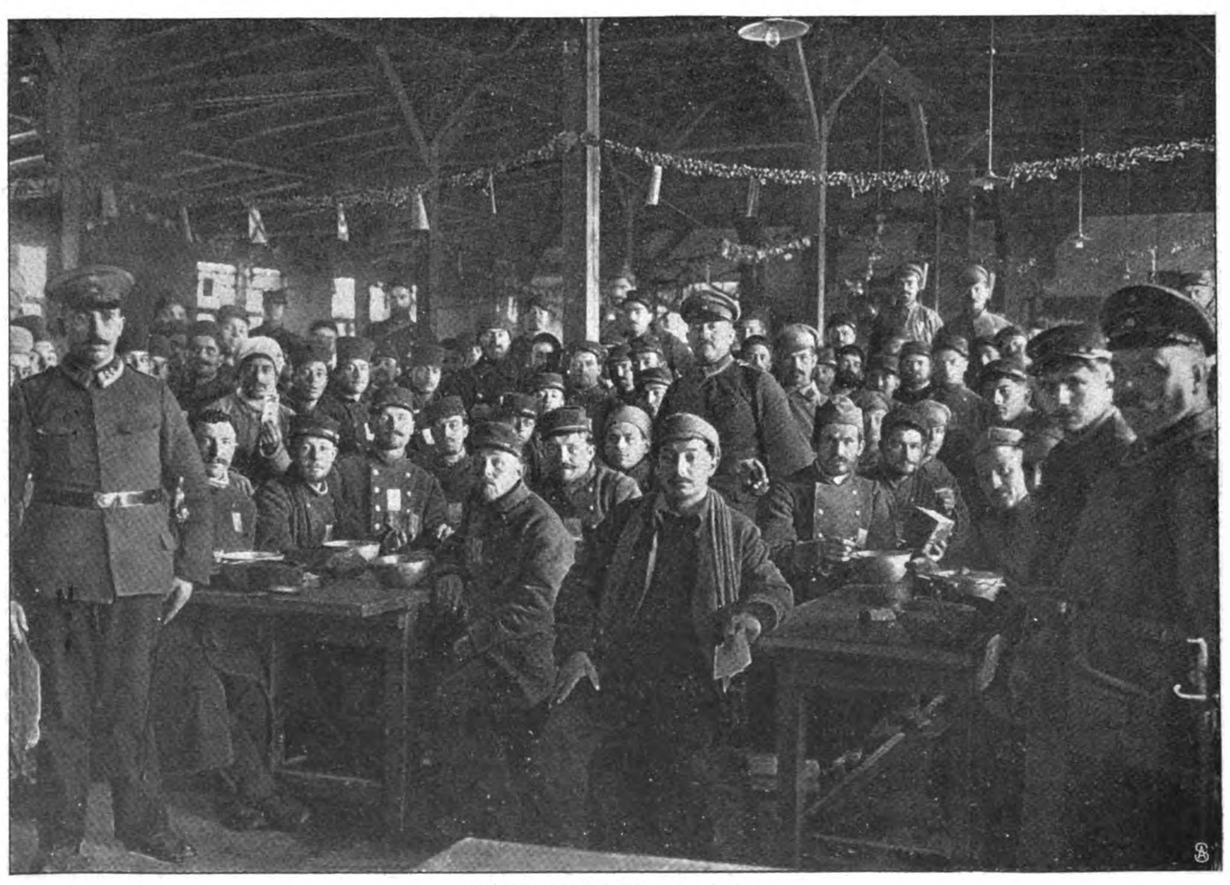
lagers zugewiesen sind, während man die Unteroffiziere in den Mannschaftsbaracken untergebracht hat, wo ihnen Betten zur Verfügung stehen.

Unsere weiteren Bilder zeigen typische Ausschnitte aus dem Lagerleben: Gefangene bei der Wäsche, in der Schuhmacherwerkstätte, in der Stube beim gemütlichen Zusammensein, Turkos vor ihrer Baracke, und eine Innenansicht: Gefangene beim Mittagessen. Die Leute sehen recht zufrieden aus. Von ihrer guten Laune zeigt auch ihr sonstiges Leben und Treiben. Sie singen und pfeifen im Chor fröhliche Lieder, leisten sich auch den Scherz, Spottlieder auf uns zu singen, die aber nicht aufregen, da sie wenige verstehen. Ihre freie Zeit vertreiben sie sich im übrigen mit Vorliebe beim Karten- und Würfelspiel. — Für die Beköstigung der Gefangenen sind auf den Kopf 65 Pfennig ausgesetzt, wobei drei Mahlzeiten in Betracht kommen; außerdem wird Brot geliefert. In den Kantinen ist für Geld, womit die Gefangenen in Ohrdruf reichlich versehen sind, Eßbares und Trinkbares zu haben, nur kein Alkohol. Einige Gefangene haben deutsches Geld mitgebracht, das sie „für Berlin" schon in Frankreich eingewechselt hatten.



In der Schuhmacherei.

So leben die Gefangenen, zwar streng bewacht und in gesunder Einfachheit, aber sonst — wenn sie selber Frieden halten — ziemlich bequem ihre Tage dahin. Einmal nur, ganz im Anfang, hat es fast einen Aufstand gegeben. Irgendwie waren Gerüchte von deutschen Niederlagen im Gefangenenlager entstanden. Man hörte in der Nähe Kanonendonner, der selbstverständlich vom Schießplatz herüberschallte. Und sofort bemächtigte sich der Leute eine sich steigernde



Gefangene bei der Mahlzeit.

Unruhe in der Hoffnung auf das Nahen siegreicher französischer Heere. Es gelang aber ohne besonders große Mühe, die Leute bald von der Torheit dieser Gerüchte zu überzeugen und sie zur Ruhe zu bringen. Die Lagerwache bilden zwei Bataillone Landsturm des 44. Infanterieregiments aus Meiningen und Mühlhausen, zumeist Familienväter, gegen deren würdigen Ernst und Behäbigkeit die ungemeine Lebhaftigkeit und das angeborene Temperament der jungen französischen Gefangenenmannschaft eigenartig abstechen.

Die Mutter.

Skizze von Brenta Piawe.

Es war um die Dämmerstunde, als der Depeschenbote kam. Die Frau General war über ihrem Strickzeug eingeschlafen, und Elise wollte sie nicht wecken. Aber der Bote hatte wohl zu heftig geklingelt — oder die Frau General hatte geträumt — sie stand plötzlich im Korridor und sah das Mädchen mit der Depesche in der Hand. Sie fragte nichts, sie schrie auch nicht, sie ging mit steifen Schritten auf das Mädchen zu, das zitternd an der Tür stand, und nahm ihr das Papier aus der Hand.

„Hans bei Dixmuiden gefallen. Sei stark. Brüggemann."

Langsam ging sie wieder in das Zimmer zurück. Die Tür stand noch auf, auf dem Teppich lag das Strickzeug. Sie bückte sich nach der weichen Strickerei und strich mechanisch darüber hin. „Hans," sagte sie — ihre Lippen zuckten hin und her — „mein Hans."

Eine ganze Weile strich sie so hin und her über die feine, warme Wolle, sie schüttelte den Kopf, lächelte, sie dachte an die Karte, die mittags gekommen war. „Mutter, liebe Mutter, ich habe das Kreuz. Ein Schloß im Sturm genommen, ich pflanzte die Fahne auf. Hurra. Sie weht nach Osten. Sie grüßt Dich, ich grüße Dich. Dein Hans."

Sie sagte sich ganz langsam alle Worte auf. „Sie grüßt dich, ich grüße dich — — —"

Ein Fleck war auf der Karte, gerade auf dem Wort Kreuz. Ein kleiner brauner Fleck — wie von Erde oder einem zerdrückten Blumenstengel. Sie lächelte. Hans hatte eine dünne Bleistiftlinie darum gezogen. Er war erst zweiundzanzig Jahre alt. Er war so ein Kind. Und sie strich weiter über die weiche Wolle.

Aber dann bedachte sie, daß die Karte drei Tage alt war. Und die Depesche von gestern — — —

Nach einer Weile klopfte das Mädchen. „Exzellenz."

Niemand antwortete. Sie klopfte lauter. „Exzellenz." Es rührte sich nichts. Elise horchte an der Tür, dann klinkte sie vorsichtig auf. Die Frau General kniete auf dem Fußboden, den Kopf tief geneigt. „Exzellenz", rief das Mädchen und half ihr auf.

„Ich bin — nur gestolpert — — Elise." Sie wandte das Gesicht in das dunkle Zimmer. „Gehen Sie zu Frau Professor Brüggemann. — — Der — — junge Herr — ist gefallen — —"

„Mein Gott," schrie das Mädchen auf, „mein Gott."

„Gehen Sie —"

Nun war sie allein. Es war ganz dunkel geworden. Die Bogenlampen auf der Straße flammten auf.

Die Frau General ging zu ihrem Fensterplatz, mühsam, wie eine ganz alte Frau. Auf dem kleinen Mahagonitisch vor ihrem Polsterstuhl standen so viele Photographien. Da war ein kleiner Junge im Samtkittel mit breitem Spitzenkragen. Er saß mit hochgezogenen Knien in einem hohen Brokatstuhl und blickte eifrig in ein Bilderbuch. Da war ein ganz lichtes Bild, ein Junge im weißen Matrosenanzug, die nackten Füße im Wasser, das helle Haar im Wind und dahinter die See und der Himmel. Das war damals im Sommer in Swinemünde.

Und da — ein Kadett, wie hineingestellt in eine viel zu große Uniform — mit verzweifelten Augen und einem trotzigen Mund — und da derselbe, ein paar Jahre älter, lang und stolz, und da — Hans als Fähnrich und Hans als Leutnant und Hans im Tennisanzug und Hans beim Degenfechten. Und da die Messingschale voller Amateurbilder, unaufgezogen, manche verdorben.

Sie hatte sie aus Hansens Schubladen zusammengesucht. Hans bei einem Picknick im Wald, an jedem Arm zwei Damen vom Regiment, lachend, die Mütze im Genick, Hans beim Baden, in der Reitbahn, auf dem Kasernenhof.

Und nun nahm sie Bild um Bild und sah so fest hinein in das helle, geliebte Gesicht, so fest, so flehend: „Sag es — nur noch ein einziges Mal — sag Mutter — —"

Aber das Bild schwieg. Die Bogenlampen schaukelten und wiegten ihr Licht hin und her über die blanken Bilder. Wagen rollten lärmend vorüber, und Militärautos schleuderten ihre grellen Signale. Die Uhr schlug, die Zeiger rückten weiter — das Leben ging — eilte. —

Die Frau General schob mit einer Handbewegung die ganzen Bilder in ihren Schoß und deckte die Hände darüber. Und ihr war das Leben in den Schoß zurückgeworfen, tot, ihre Hände glitten über das kalte Glas der Bilder.

Nie mehr würde sie zu dem hellen, lachenden Knaben am Strand sagen: „Lache weiter", nie mehr zu dem hilflosen Kadetten: „Warte nur", nie mehr zu dem jungen Offizier: „Nicht so wild, Hans, nicht so wild".

Nie mehr. Kein Wort würde sie mehr sagen können, denn niemand würde sie hören, und niemand könnte ihr antworten oder — widersprechen. Niemand. Nie mehr würde der Schwager Brüggemann sagen können: „Der Junge, ach, der Junge". Nie mehr würde die Schwester sagen: „Du verwöhnst ihn". Nie mehr würde der Schwager die Brille hinaufschieben, wenn ein neues Bild kam, und lange darauf schauen und es ihr in die Hand zurückgeben: „Wie stolz kannst du sein, Johanna". Nie mehr würden sie im Herbst zusammen nach Sanssouci fahren und bei den bronzenen astronomischen Instrumenten mit den chinesischen Drachen an den Vater denken, der im Chinafeldzug gefallen war. Nie mehr würden die stillen Silvesterabende kommen, an denen sie um Mitternacht im Dunkel saßen und Hans so ganz heimlich und leise seine kleinen Sünden beichtete. Nie mehr.

Sie würde im Dunkel sitzen, ganz allein. Kein Feldpostbrief würde mehr kommen, keine von den frischen, flüchtigen Karten, an denen noch die Flecken waren von fremder Erde. Sie brauchte auch keine Zeitung mehr, brauchte nicht mehr in der Rubrik suchen „das Eiserne Kreuz", bei der das Herz so hoch schlug, und nicht mehr die Opfer des Krieges, bei der es so weh tat. Sie hatte nichts mehr zu suchen in dem Leben da draußen. Nichts.



Der stolze weiße Kopf drehte sich steif in das Licht hinaus. Da unten gingen Menschen auf der Straße, Kinder, junge Leute, die lachten, Frauen mit fröhlichen Augen und verwundete Soldaten, die doch noch lebten, noch lebten und liebten. Da gingen sie, die noch Hoffnungen hatten, das einzige, was das Leben erträglich machte.

Hoffnungen? Nein. — Sie hatte keine mehr. Ein Grab, ein flüchtiger Erdhaufen, irgendwo, im fremden Land. Ein Helm, ein Degen darauf und darüber der urewige, gleichgültige, unendliche Himmel. Das war alles, was sie hatte. Und nach ein paar Monaten Sturm und Frost und Regen — auch das nicht mehr. Nur Erde — —

Nein, sie weinte nicht. Ihr schönes altes Gesicht wurde nur hart, so hart. Und dieses harte Gesicht beugte sich über den Schoß voller Bilder und sah, wie zwei mütterliche Hände, die gewohnt waren, wohl zu tun, zu streicheln und liebe lange Briefe zu schreiben, die Photographien hastig zusammenrafften und in ein weit aufgezogenes Schubfach warfen.

Sie blieb davor stehen und starrte hinein. Sie hörte nicht, daß es klopfte, noch einmal klopfte. Sie drehte nur mechanisch den Kopf in den Lichtstreifen, der plötzlich an ihr entlang ging.

Die Schwester kam durch die Schlafzimmertür. Hinter ihr war das Zimmer hell, und Elise stand da mit verweintem Gesicht.

Die Schwester sah der Frau General in das starre Gesicht, zögerte, kam tiefer herein in das dunkle Zimmer, blieb wieder stehen und streckte die Arme aus: „Johanna," rief sie, „liebe — liebe Johanna."

„Machen Sie die Tür zu", rief die Frau General zu dem Mädchen hinaus.

Die Schwestern standen im Dunkeln. Das armselige Licht von der Straße lief über ihre weißen Köpfe. Die Frau Professor legte den Arm um die Schulter der Frau General. „Liebe — liebe —" aber die stand wie ein Steinbild.

Die Schwester strich ihr sanft über Haar und Wange wie einem Kind, wie einem verstörten Kind, und sagte leise, ganz leise wie eine liebende Mutter — und doch zürnend: „Ich — hatte nie einen — Sohn —"

„Du — hattest — nie — einen Sohn —"

Die Frau General hob den Kopf. Sie sah plötzlich. Sie sah das große, einsame Haus des Professors, den Schwager, der ihr nach der Hochzeit ein leeres weißes Zimmer in seiner Villa zeigte — „wenn wir Kinder haben" — Die Schwester, die sie im Garten herumführte: „Hier können sie spielen."

Und dann die Jahre des Wartens und Hoffens, das Krankenlager der Schwester und den Tag, an dem sie ihr einen Schlüssel gab. — „Ich habe das Zimmer abgeschlossen." — —

Und sie sah eine enge Etagenwohnung, aber ein rosiges Körperchen in einem Hinterzimmer nackt in der Sonne herumtanzen. Sie hörte Kindergeschrei und Kinderlachen, Türen wurden geschlagen, und Spielzeug lag herum, und eine Knabenstimme rief: „Mutter, Mutter" — den ganzen Tag. Und zwanzig lange, lange Jahre hörte sie nichts als Mutter — Mutter — —

Ihr Kopf beugte sich tief herab. „Ich — bin — wohl — recht — undankbar" —

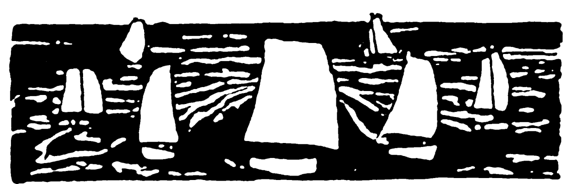
Die Schwester umschlang sie und trocknete ihr behutsam die ersten Tränen: „Das bist du — ja — das bist du wohl — — —"

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 9. Januar 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.



Die sieben Tage der Woche.

28. Dezember.

Bei Nieuport erneuerte der Feind seine Angriffsversuche ohne jeden Erfolg; er wurde dabei durch Feuer vom Meer her unterstützt, das keinerlei Schaden tat, dagegen einige Bewohner von Westende tötete und verletzte. — Südöstlich Verdun wiederholte der Feind seine Angriffe, ebenfalls ohne jeden Erfolg.

29. Dezember.

Die achte russische Armee hat sich durch Ergänzungen derart verstärkt, daß es, wie der österreichisch-ungarische Generalstab mitteilt, geboten erschien, die österreichisch-ungarischen Truppen auf die Paßhöhen und in den Raum von Gorlice zurückzunehmen.

Die türkischen Truppen lieferten dem Feind eine Schlacht im Tale des Murad-Flusses und brachten ihm eine völlige Niederlage bei.

30. Dezember.

In Ostpreußen wird die russische Heereskavallerie auf Pillkallen zurückgedrängt.

Ueber Dünkirchen erscheint ein Luftgeschwader von vier deutschen Luftfahrzeugen, von denen drei eine große Zahl von Bomben und andern Geschossen über der Stadt abwerfen.

In den Karpathen bringt nördlich des Lupkower Passes ein Gegenangriff das Vorrücken der Russen zum Stehen. — Nördlich Gorlice, nordöstlich Zakliczyn und an der unteren Nida brechen die russischen Angriffe unter schweren Verlusten zusammen. — Im Raum östlich und südöstlich Tomaszow machen die Verbündeten Fortschritte.

Die amerikanische Regierung richtet eine längere Note an England, worin sie eine baldige Besserung in der Behandlung des amerikanischen Handels durch die englische Flotte fordert.

31. Dezember.

Der Kaiser erläßt einen Neujahrsgruß an Heer und Volk, in dem es heißt: „Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen, heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Ueberfall verteidigen. Viel ist im alten Jahr geschehen: noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen, immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist: voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken."

Die Gesamtzahl der beim Jahresschluß in Deutschland befindlichen und internierten Kriegsgefangenen (keine Zivilgefangenen) beträgt 8138 Offiziere, 577,875 Mann, und zwar: Franzosen: 3459 Offiziere, 215,905 Mann; darunter 7 Generale. Russen: 3575 Offiziere, 306,294 Mann; darunter 18 Generale. Belgier: 612 Offiziere, 36,852 Mann; darunter 3 Generale. Engländer: 492 Offiziere, 18,824 Mann.

1. Januar.

Um 3 Uhr früh wird im Kanal das englische Linienschiff „Formidable" von einem deutschen Unterseeboot durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht.

2. Januar.

Generaloberst v. Moltke wird zum Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee, Gen. der Inf. z. D. Frhr. v. Manteuffel wird zum Stellvertretenden Kommandierenden General des 14. Armeekorps ernannt.

3. Januar.

Die Deutschen erobern westlich der Weichsel Borzymow, einen starken russischen Stützpunkt.

✠✠✠

Senussi.

Von Rudolph Stratz.

Einer Ohrfeige verdankt der jetzige kriegerische Ordensstaat der Senussi in der Libyschen Wüste sein Entstehen. Diese Ohrfeige fiel im Winter von 1821 auf 1822 im Vorhof der mohammedanischen Hochschule zu Maskara in Gegenwart aller Schriftgelehrten. Mohammed ben Atrech versetzte sie, aus Zorn über einen verlorenen Rechtstreit, seinem Vetter Si Mohammed ben Senussi el Idrissi.

Das war ein Vorfall, so ungeheuerlich etwa, als wollten sich in Europa zwei Fürsten in der Aula einer Universität vor den Augen des Engeren Senats prügeln. Denn die beiden, Si Senussi wie Mohammed, waren für den Islam Wesen höherer Art, mit der Anwartschaft auf Heiligkeit: es waren Scherifs, unmittelbare Nachkommen des Propheten. Das Blut der Fatme, seiner Tochter, floß in ihrer beider Adern.

Ein Scherif. . . Ich entsinne mich, wie ich auf einer meiner ersten Reisen in Nordafrika einen solchen Wundermann zum erstenmal mit Augen sah, an einem jener lähmenden Gluttage der Sahara, an denen sogar die Sonnenstrahlen nicht mehr durch die bleigraue Schwüle der Himmelswölbung dringen. Und trotzdem: durch die Totenstille des Mittags plötzlich ein Rufen und Rennen — laufende Orientalen! — die Schlappschuhe in der Hand, das Flattern weißer, zimtfarbener, veilchenblauer Burnusse aus dem Grün des Palmenhains drüben, die orangegelben Mäntel der Neger, wirbelnde Schwärme nackter Kinder, von den flachen Lehmdächern das frohlockende Getriller verschleierter Frauen. Und in der Mitte er selbst, der Marabu, der Heilige, auf schneeweißer, prachtvoll gezäumter Maultierstute. Hinter ihm sein Gefolge: Jünglinge in weißen Hemden, braune Diener, bis an die Zähne bewaffnete Neger. Die Menge drängt sich um ihn, küßt die Steigbügel, den Zipfel seines

Gewands, er reicht großmütig die Hand zum Kuß, lächelt — ein kluges Lächeln auf dem viel heller als die andern getönten, von rötlichem Vollbart umrahmten Gesicht — steigt ab, telephoniert in der von den Franzosen hier mitten in die Wüste an den artesischen Brunnen hingestellten Wellblechbaracke, reitet weiter, verschwindet der verklärten Masse. . . .

Wenig später wohnte ich in einer der Ruinenstädte im Norden der Sahara dem zerbröckelten Lehmpalast Si Mohammed el Kebirs, eines anderen Wundertäters, gerade gegenüber. Der Heilige verließ sein Haus nie. Tagsüber lag es totenstill. Wenn aber das Sterngeglitzer allmählich durch den von den heimkehrenden Kamelherden aufgewirbelten glühenden Staub drang, dann war dort die ganze Nacht ein geheimnisvolles Kommen und Gehen, Gestalten, die man bei Tag kaum sah, sechs Fuß lange, bis zu den Augen vermummte Wüstenskelette der Tuareg, Schambas aus dem Süden, ein Flüstern und Raunen, man ahnte Fäden in unfaßbare Fernen hin, bis Timbuktu, bis zu den innerafrikanischen Seen.

Solch ein Scherif war auch Abd-el-Kader, der einstige Freiheitsheld. Ein solcher Scherif ist auch der vielberufene Raisuli. Eine schön mit Silber und Elfenbein eingelegte Flinte an der Wand erinnert mich an meinen Aufenthalt in seinem Stammgebiet der Adjerra bei Tetuan. Die Engländer freilich nennen ihn seit zehn Jahren einen „Räuberhauptmann", weil der damalige Times-Korrespondent eine Meile von Tanger entfernt einsam in einem weißen Haus am Strand wohnte und so, nach allerhand Stänkereien, in die Hände Raisulis fiel.

Allerdings: nicht alle Nachkommen Mohammeds haben diesen hohen Rang. Es gibt ihrer viele an vielen Orten und in verschiedenen Lebenslagen. So verzeichnet die vor mir liegende französische Rangliste für 1914 einen Scherif als Souslieutenant bei den 3. Spahis zu Batna, einen anderen, der auch Ritter der Ehrenlegion ist, bei den 4. eingeborenen Tirailleuren in Susa. Es gibt auch ganze algerische Stämme, in denen alle Männer ohne Ausnahme sich des Bluts der Fatme rühmen, und aus einem dieser heiligen Hirtenvölker, den Uled Sidi Abdallah, ist auch Si Senussi entsprossen.

Er war damals, als er den Schlag ins Gesicht empfing, schon ein Mann von dreißig Jahren. Sein beleidigter Stolz trieb ihn aus Haus und Heimat. Im fernen Fez, dem Rom des Islam, nahm ihn sein gekrönter Vetter, der Sultan Muley von Marokko, mit dem er durch ihren gemeinsamen heiligen Ahnherrn Si Idris verwandt war, freundlich auf. Sieben Jahre im Feigenbaumschatten und Brunnenrauschen, dem Koranblättern und Surensingen der Moscheen. Dann vertrug Si Senussi diese Abhängigkeit nicht mehr. Er pilgerte gen Mekka. Der Scherif wurde zum Hadschi.

Und dort, am Grab des Propheten, während neun langer Jahre das alte Schicksal aller Glaubenserneuerer: wachsende Scharen inbrünstiger Schüler, Umtriebe der eingesessenen Priesterschaft, Eifersucht des mächtigen Blutsverwandten, des Groß-Scherif von Mekka, Wunder und Zeichen, wie sie schon seinen früheren Lebenslauf begleitet hatten. So war schon zu Kairo einer seiner Widersacher, ein dortiger Heiliger, in Schlangengestalt in sein Trinkgefäß gekrochen und hatte das Wasser vergiftet. So erscheint ihm nun, 1843, sein großer Ahnherr, der Prophet Mohammed selbst, und weist ihn von der Kaaba und dem heiligen schwarzen Stein hinweg zu neuen Landen und Taten.

Wohin? Wieder, wie bei so vielen Fanatikern, der ewige Ruf der Wüste mit ihrem Schweigen, ihrer Einsamkeit, ihrer Erkenntnis. Weltverloren, für die alten Römer schon nahe den Grenzen der Erdscheibe, liegt westlich von Ägypten die Oase des Jupiter-Ammon und noch ein paar Tagereisen weiter, der sinkenden Sonne nach, in beinahe unzugänglicher Wildnis die Palmeninsel von Dscherbub. Hier ließ Senussi sich inmitten ihm auf Tod und Leben ergebener tripolitanischer Edler nieder, von hier aus gründete er den nach ihm benannten gewaltigen Orden und Ordensstaat, der schon zu seinen Lebzeiten von den blauen Wogen des Mittelmeers zwischen Alexandrien und Gabes über die gelben Sandwellen der Libyschen Sahara bis tief in das Innere Afrikas reichte. Sklavenkarawanen wurden angehalten, die befreiten Neger als Sendboten zu ihren heidnischen Stammesbrüdern im Süden geschickt, ganze schwarze Königreiche zum Islam bekehrt. Als Si Senussi 1859 die Augen schloß, war sein Reich eine Macht und ist es unter seinem Sohn, dem Scheik el Mahdi, dessen Bruder Mohammed Scherif und jetzt unter seinem Enkel geblieben.

Denn dies Reich wilder Glaubensinbrunst ist von dieser Welt und aus der Abgeschiedenheit der wenige tausend Einwohner zählenden Wüstenfeste Dscherbub, wo vierhundert asketische, unbeweibte Mönche das Grab des Ordensgründers bewachen, heraus beleben die Senussi alle Basare, alle Moscheen des Morgenlandes, überall von den Machthabern verboten, überall vorhanden, überall unerkannt, namentlich weil sie ruhig auch den anderen großen geduldeten Orden, den Kadrya, den Kadelya, den Rhamanya, angehören können. Ich habe die merkwürdigsten dieser Orden geschaut. Ich sah in Marokko die Aissua (wörtlich: „Jünger Jesu!") Skorpione fressen und lebende Schlangen mit den Zähnen zerreißen, ich hörte das wilde Huk! Huk! (Er — er! d. i. Allah), womit die in bunte Flicken gehüllten Derwische von Konia ihre von dem gehörnten Teufelskopf gekrönten Eisenstäbe schwangen, ich sah die schiitischen Anhänger Hassans und Husseins, wie sie im Mondschein zu Tausenden in blutüberströmten weißen Totenhemden tanzend sich mit ihren persischen Säbeln die Kopfhaut spalteten, aber ich habe nie einen Senussi gesehen. Und doch wahrscheinlich oft. Der Mann im marokkanischen Fondak, der die Wasserpfeife verschmäht und einen Aufguß frischer grüner Teeblätter schlürft, ist vielleicht ein Senussi, dem die strenge Ordensregel das Rauchen und Kaffeetrinken verbietet. Oder jener, der scheinbar unabsichtlich den Kügelchenkranz des Orientalen nicht um den Hals, sondern lose in der Hand trägt! Wie oft schon mag einer der örtlichen Machthaber im Morgenland vor dem geheimen Späher aus den Moscheen die Stirn gerunzelt haben: „Was sagst du: Ein Senussi?" „Ja, Sidi! Als er beim Gebet die Arme kreuzte, nahm er die linke Faust zwischen den rechten Daumen und Zeigefinger!" Aber was hilft es, wenn man den Verdächtigen auch vorführen läßt? Er weiß von nichts! Er ist ein friedlicher Kadrya, zu deren Ordensoberen ja freilich in Mekka auch früher einmal Si Senussi zählte, er reist in Geschäften, man muß ihn gehen lassen.

Der Senussi ist an sich nicht angriffslustig, kein kriegerischer Mönch, sondern eher ein weltabgewandter Asket. Er schließt keinen Ausgleich mit den Stätten des Unglaubens. Sein Wahlspruch ist: Zurück zur reinen Lehre des Koran und in diesem zum mahnenden Ausspruch des Propheten: „Ist Gottes Erde nicht groß? Setzt euren Wanderstab weiter! Wer an der Scholle haftet, fährt zur Hölle!"

Die Auswanderung aus allen Orten, wo Allahs reiner Glauben von irgendwelchen Einflüssen bedroht ist,

empfiehlt, übt, will der Senussi. So ist ihm Kairo so wenig ein Heim wie Marrakesch, Bagdad so wenig wie Damaskus, auch nicht Stambul. Seit seiner Gründung im Jahre 1835 hat der Orden daher ziemlich teilnahmlos den Begebenheiten in diesen Ländern und Städten gegenübergestanden. Nicht einmal der Mahdistenaufstand im nahen Sudan brachte ihn aus seiner Zurückhaltung in der freien Libyschen Wüste. Er begnügte sich mit seiner ungeheuren geistigen Macht in allen Teilen der islamitischen Welt. Erst als vor zwei Jahren der Tripolitanische Krieg sein eigenes Gebiet berührte, zog auch sein Heerbann ins Feld. Und auch seine weltliche Streitkraft ist nicht gering. Wohl dreißigtausend Mann zu Fuß und zu Pferd und Kamel, dazu noch ungezählte Beduinenschwärme.

Was nun? Die Senussi sind ein Ding für sich. Starr, unbeugbar, unbeeinflußbar durch äußeren Druck. Dabei ein junger Orden. Noch nicht hundert Jahre alt. Die letzte Verkündigung des Dschidschihad, des Heiligen Krieges, aber liegt fast ein halbes Jahrtausend zurück. Würden die Senussi dem Ruf von der Fatme-Moschee zu Stambul folgen? Es ist ein hoher Beweis der Umsicht und Einsicht der leitenden Staatsmänner und geistlichen Würdenträger am Goldenen Horn, daß es ihnen glückte, die grimmen Wächter des reinen Glaubens im fernen Libyen davon zu überzeugen, daß die Schicksalsstunde des Islam schlug und sein Kampf ums Dasein sich nicht gegen die gesamte Christenheit, sondern gegen den Feind der Menschheit, gegen England, und gegen dessen Verbündete richtet. Schon flattern die grünen Fahnen den Wüstenkriegern voran zum Marsch gegen die lange schlangenförmige Oase, die man Ägypten nennt, und der erste Schuß am westlichen Niltal donnert mahnend am Themseufer wider.

Grundlose Wege.

Von Dr. P. Meißner.

Der moderne Krieg ist ein Krieg der Beweglichkeit. Je leichter und schneller eine Armee bald hierhin, bald dorthin geworfen werden kann, desto größer sind die Aussichten auf Überwindung eines auch an Zahl überlegenen Gegners. Die Richtigkeit dieses Satzes beweisen fast täglich unsere Erfolge auf dem östlichen Kriegschauplatz, und nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß ein Teil der in der Geschichte der Kriege unerhörten Erfolge Hindenburgs nur infolge unseres glänzend ausgebildeten und arbeitenden Eisenbahnnetzes an der Ostgrenze möglich war.

Eine erfolgreiche Offensive kann nur gedacht werden unter der Voraussetzung guter rückwärtiger Verbindungen. Diese sind die Kanäle der Kraft und Stärkung, die die kämpfenden Heere erhalten und zu erfolgreichem Vordringen in den Stand setzen Was nützt aller Mut und alle Begeisterung, was alle taktische Überlegenheit, wenn die rückwärtigen Verbindungen fehlen. Diese zu unterhalten, diese herzustellen ist eine der bedeutsamsten, aber auch schwierigsten Aufgaben moderner Strategie.

Der gesunde Gedanke, den Krieg in Feindesland zu tragen, ist nur dann ausführbar und gibt nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es gelingt, gute rückwärtige Verbindungen aufrecht zu erhalten. Daß eine derartige Aufgabe mit zu den schwierigsten des ganzen Krieges gehört, liegt auf der Hand und wird klar, wenn man einmal bedenkt, was eine kämpfende Truppe zu ihrem Unterhalt und zur dauernden Erhaltung ihrer Gefechtsbereitschaft braucht. Wer einmal Proviantkolonnen und Munitionszüge hat marschieren sehen, der kann sich einen schwachen Begriff machen, um was es sich bei den rückwärtigen Verbindungen handelt. Die Möglichkeit, diese zu gewährleisten, liegt in erster Linie in dem Vorhandensein von Wegen und Straßen; fehlen diese oder sind sie schlecht, so kann das entscheidend für die Leistungsfähigkeit der Truppen sein, ja unter Umständen eine strategische Operation überhaupt in Frage stellen.

In dieser Hinsicht bietet nun der Feldzug gegen Rußland so ungeheure Schwierigkeiten, daß man mit Bewunderung die erzielten Erfolge betrachten muß, deren Erreichung für den Kenner russischer Wegeverhältnisse kaum möglich erschien.

Es geht die Sage, daß jenseits der Weichsel, im eigentlichen Rußland, die Wege gut seien. Ob diese Sage wirklich nur eine Sage ist, oder sich auf Tatsachen gründet, vermag ich nicht zu unterscheiden; daß aber in Russisch-Polen die Wegeverhältnisse ungeheuerlich sind und selbst die pessimistischsten Erwartungen noch übertreffen, das habe ich während eines Vierteljahres selbst erfahren. Fragt man nach den Gründen, warum die Wege und Straßen so entsetzlich schlecht und verwahrlost sind, so kann man mehrere anführen. Erstens ist die Indolenz der Bevölkerung fraglos schuld daran. Der Pole hat eben kein Interesse daran, seine Wege in Ordnung zu halten, er läßt den Dingen seinen Lauf und nimmt lieber einen zerbrochenen Wagen und ein gefallenes Pferd in Kauf, ehe er sich entschließt, durch fleißige Arbeit und Aufwendung von Geld die Wege zu bessern. Zweitens ist die Verwaltung an diesen Zuständen schuld; sie erhebt zwar drückende Steuern, aber sorgt nicht dafür, daß die eingehenden Gelder zu dem beabsichtigten Zweck verwandt werden, sondern sieht ruhig zu, wenn die Gelder in den Taschen gewissenloser Beamten verschwinden. Drittens scheint man in Rußland von der modernen Straßenbautechnik keine Ahnung zu haben, denn wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, „das Innere" einer Straße kennen zu lernen, und da zeigt sich der Mangel jedes Unterbaus, jeder Entwässerungsmöglichkeit. Endlich scheint mir, zumal an den westlichen Grenzbezirken Russisch-Polens, eine ausgesprochene Absicht vorzuliegen, die Wege und Straßen verwahrlost zu lassen, um eben dem eindringenden Feind den Vormarsch zu erschweren oder unmöglich zu machen. Die letztere Auffassung hegen wenigstens die nahe der Grenze lebenden Polen; ob sie den Tatsachen entspricht, ist schwer erweislich, aber sie hat entschieden etwas für sich und paßt zur Strategie der Russen.

Als wir südlich von Beuthen (Oberschlesien) aus die Grenze überschritten, fiel uns allen das mit einem Mal veränderte landschaftliche Bild auf. Auf gut gehaltener, mit Bäumen besetzter Chaussee waren wir an die Grenze heranmarschiert; da breitete sich vor unseren Augen eine öde, ermüdende Landschaft aus, die Fortsetzung unserer guten Chaussee war baumlos, morastig und holperig. Es ist ein Charakteristikum russischer Wege und Straßen, daß sie niemals eine Bepflanzung mit Bäumen aufweisen. Damit leidet natürlich die Kenntlichkeit der Wege und

Straßen so sehr, daß man häufig Schwierigkeiten hat, sich überhaupt zu orientieren. Wer, wie wir, wochenlang auch bei Dunkelheit hat reiten müssen, weiß, wie groß die Erleichterung ist, die Bäume an einem Weg zur Orientierung gewähren, bleibt doch in finsteren Nächten oft nur der schmale hellere Streifen zwischen den Baumkronen das einzige Richtzeichen. Auf russischen Wegen irrt man umher, man erkennt keine Biegung, keine Gabelung und verreitet sich nur allzu leicht.

Der Einwohner hält sich durchaus nicht an den angelegten Weg, sondern sucht sich, je nach der Beschaffenheit desselben, rechts oder links davon einen neuen. Jeder nimmt sich das Recht dazu, da der eigentliche Weg wegen seiner technisch völlig unzureichenden Beschaffenheit in kurzer Zeit unpassierbar ist. So entstehen oft Wege von 100 und mehr Meter Breite, d. h. Wagengleise über Wiesen, Äcker oder Ödland, die die ursprüngliche Wegrichtung kaum mehr erkennen lassen, die Orientierung fast ausschließen und auf keiner Karte verzeichnet sind.

Der Boden in Russisch-Polen ist meist sandig, vielfach lehmig und oft mit Steinen aller Art, Findlingen und Geröll durchsetzt. Da der Russe offenbar die Notwendigkeit eines Straßenunterbaus ebensowenig kennt wie die einer Entwässerung, so mahlen die Räder entweder in knietiefem Sand oder holpern über Steine und versinken in Sümpfen und Seen. Eine russische Straße ist für den Marschierenden und Reiter reich an Überraschungen, aber meist an unangenehmen. Daß ein Weg einmal schlecht wird, das kommt wohl überall vor, aber das Unvermittelte dieser Straßen überrascht uns. Man reitet auf scheinbar ganz gutem, hartem Weg; plötzlich stutzt das Pferd, und man sieht sich vor einem 1—2 Meter tiefen, die ganze Breite des Weges einnehmenden Sandloch. Nach kurzer Zeit ist der Weg in einen Morast von Knietiefe verwandelt, auf dessen Grund tückische Steine liegen, die Pferd und Wanderer nur allzu leicht zu Fall bringen. Dann hört der Weg überhaupt auf, und es dehnt sich vor uns ein See, nicht sehr groß, aber tief genug, um gehörig naß zu werden; die nächste Überraschung ist ein Bach mit steilen Ufern ohne Brücke. Warum soll man auch erst Brücken bauen, jeder wird schon sehen, wie er hinüber kommt. Nähert man sich aber gar einer Ortschaft, einer Stadt, einem Dorf, dann wird der Weg ganz furchtbar. Dann ist der Weg nämlich gepflastert — und wie! Nur Findlinge und Geröll regellos nebeneinander gepackt mit unbeschreiblich viel Löchern und darüber ein schwarzer, glibbriger Morast, der auch im heißen Sommer nicht austrocknet, sondern nur stinkt. Eine solche Straße erweckt unweigerlich die Erinnerung an die Zwinger der Bison oder Wisentochsen im Zoologischen Garten. Ich habe mich oft gefragt, wie die Bewohner solche Wege und Straßen ertragen können. Dazu gehört eben eine uns ganz unfaßbare Gleichgültigkeit und Faulheit. Hier ist mir klar geworden, warum Männer und Frauen überall hohe Schaftstiefel tragen; ohne diese wäre ein noch so bescheidener Verkehr gar nicht möglich.

Das, was ich hier geschildert habe, sind die „staatlichen Chausseen" und als solche auf den Karten verzeichnet. Es wäre ungerecht, wenn ich nicht einer rühmlichen Ausnahme gedenken würde. Das ist die große, geradezu ideale, auch für deutsche Begriffe mustergültige Heerstraße Wien—Warschau. Ein Werk eines der größten Wegebaumeister der Welt, Napoleon I., der sie von den bei der Eroberung Polens gefangenen Russen bauen ließ. Obwohl auch für dieses Bauwerk die russische Verwaltung viel mehr unterschlägt wie ausgibt, ist heute diese dreißig Meter breite Prachtstraße noch gut erhalten, wenn auch an einigen Stellen schon Anzeichen des Verfalls sich bemerkbar machen.

Wenn nun die „staatlichen Chausseen" schon so schlecht sind, wie können dann die anderen Wege sein? Natürlich noch viel schlechter, oder besser gesagt, es sind überhaupt keine Wege, und ihre Bezeichnung als solche klingt wie ein schlechter Witz. Trotzdem marschiert es sich vielleicht noch besser, weil man sich rechts und links eben eigene Wege sucht, was bei den Chausseen wegen der oft sehr tiefen seitlichen Gräben schlecht gelingt.

Wenn eine marschierende Truppe oder der Reiter schon Schwierigkeit hat, mit diesen Wegen fertig zu werden, wie schwer wird es dann für die Artillerie, den Train, die Bagagen, die Kolonnen. Die viele Zentner schweren Geschütze und Munitionswagen wühlen sich in diese Straßen ein, und die armen Pferde quälen sich in kaum anzusehender Weise. Das geht wohl ein paar Stunden, aber nicht tagelang. Da heißt es Wegebauen. Es werden Wegebaukommandos, Pioniere und Infanterie vorgeschickt und die grundlose Straße wird instand gesetzt. Mit Steinen füllt man die Löcher, an morastigen Stellen baut man einen Knüppeldamm, die Seen und Sümpfe werden entwässert. Kurz, in knapper Zeit ist die Wegebesserung so weit gediehen, daß die Truppen „mit Troß und Wagen" passieren können. Seit Jahrhunderten hat Russisch-Polen nicht so gute Wege gesehen, als seit deutsche Truppen dort kämpfen.

Ein sehr übler Umstand sind die Brücken über die zahlreichen Flußläufe und Sümpfe. Man findet in der Mehrzahl nur Holzbrücken, und deren Material ist im Lauf der Jahre, jeder Pflege und Ausbesserung entbehrend, morsch und unbrauchbar geworden, so daß unsere braven Pioniere meist erst stützen und bauen mußten, um uns den Übergang zu ermöglichen.

Wenn die Russen wirklich so naiv gewesen sind zu glauben, ihre verwahrlosten Wege würden eine deutsche Armee am Eindringen verhindern, so haben sie ja am eigenen Leibe zur Genüge erfahren, daß dieser Glaube irrig war.

Die ungeschälte Kartoffel.

Von Gertraud Liese.

Immer wieder dringt mit der Mahnung zur Kriegsparsamkeit der Ruf: „Kocht die Kartoffeln mit der Schale" zu uns, und immer noch wird in fast allen Haushaltungen überlegungslos die Kartoffel roh geschält! Warum? Weil es so lästig ist, die Pellkartoffeln bei Tisch zu schälen! Gewiß, das stimmt — aber warum wird die Pellkartoffel nicht vorher in der Küche geschält? Der Zeitaufwand dafür ist viel geringer als der zum Schälen der rohen Kartoffeln, und die Mädchen lernen es — im gut geleiteten Haushalt — in den ersten vierzehn Tagen, die Kartoffeln mit Messer und Gabel zu schälen. Natürlich muß es schnell und in einer sehr gut angewärmten Schüssel geschehen. Ich möchte aber auch einige Pellkartoffelgerichte vorschlagen, zu denen es nicht nötig ist, die Kartoffel erst kurz vor dem Anrichten zu schälen. Roh geschälte Kartoffeln kommen nur zu ganz bestimmten Braten, z. B. Hasen-, Gans- oder Schweinebraten, oder saftigen Gerichten, wie Gulasch, Leberpudding oder gefülltem Kohl, auf den Tisch. Für alle anderen Gerichte werden die Kartoffeln verschiedenartig zubereitet; so läßt sich neben der Sparsamkeit auch eine große Abwechslung erzielen.

Da ist zuerst die Bratkartoffel, die in den meisten Fa-

Das Album des Deutsch-Amerikaners.

Von Henry F. Urban.

In Brooklyn, der stillen, frommen Stadt,
Die so viele stolze Kirchen hat,
Da sprach Ben Brown (Architekt von Ruf,
Der manches gute Gebäude schuf)
Und warf seine Zeitung auf den Tisch:
„Zum Teufel mit dem dummen Wisch!
Sooft man jetzt in die Zeitung guckt,
Steht was vom Doktor Schulz gedruckt:
Daß der Kaiser ward zum Krieg gezwungen,
Daß Belgien mit Recht ward niedergerungen,
Daß England aus giftigem Neid allein
Sich mischte in diesen Krieg hinein,
Und daß in Wahrheit Deutschland nur
Kämpfe für Freiheit und für Kultur — —
Wo wir doch wissen, sie sind Barbaren
So von der Art, wie die Hunnen waren!
Ich geh zum Nachbar und werd ihm sagen,
Ganz unamerikanisch sei sein Betragen;
Wenn er auch Deutscher, so sei's seine Pflicht,
Zu schwimmen gegen die Strömung nicht,
Vielmehr in des Kaisers schändlichem Krieg
Den Alliierten zu wünschen den Sieg!" — —
Ben Brown sprach's zu der Gattin zu Haus,
Ergriff seinen Hut und stampft hinaus.
Und bald darauf saß er im Zimmer
An des Nachbars Tisch beim Lampenschimmer.
Der Doktor schob seinen Sessel heran
Und sprach: „Nun, teurer Nachbarsmann — —
Wo fehlt's und womit kann ich dienen?"
Der wollt schon beginnen die Kriegsdebatte,
So wie er's sich vorgenommen hatte,
Da auf dem Tisch gewahrt sein Blick
Ein Bilderalbum, schwer und dick.
„Ich stört euch wohl," bemerkt Ben Brown,
„Familienbilder anzuschaun?"
Der Doktor nickte und seufzte schwer:
„Ja — — früher nahm ich's mit Freuden her!
Da war ich so recht inmitten der Meinen,
Der Großen und all der lieben Kleinen
Bis herunter zum jüngsten Enkelkind — —
Die hier oder drüben in Deutschland sind.
Doch jetzt" — — und seine sehnigen Hände
Schlugen die Bilder auf, mehr am Ende — —
„Was hier ihr seht, ist die Schwadron,
In der ich dient — — Husarenbataillon!
Stramme Jungens und mit Backen so rot — —
Doch wo ich ein Kreuz gemacht, der ist tot! —
Nun zu den andern!" Und seine Hand
Hat wiederum ein Blatt gewandt.
„Der Leutnant hier ward aus dem Hinterhalt
Von tückischen Belgiern niedergeknallt.
Und der, verwundet und kaum genesen,
Starb den Heldentod in den Vogesen.
Und den hier schaut euch besonders an:
Das ist meiner lieben Schwester Mann,
Auch der kam, als der Kaiser rief,
Und liegt nun bei Lüttich im Erdboden tief.
Und das hier — — das zarte Milchgesicht,
Das ist mein Neffe — — tat auch seine Pflicht;
Mit Hindenburg focht er voll Todesmut — —
Weiß niemand, wo der Junge ruht."
Er wandte wieder ein Albumblatt
Und sprach — — und die Stimme klang
seltsam matt:
„Und das letzte Kreuz, hier am Ende ganz,
Das macht ich dem armen Bruder Franz.
Er war meinem Herzen der nächste und drum
Ward dieses Kreuz so elend krumm.
Das Auge blieb mir dabei nicht klar
Und die Hand — — sie schwankte und bebte gar!"
Er schwieg eine Weile, sah vor sich nieder,
Erhobenen Hauptes dann sprach er wieder:
„Sie gaben ihr Leben mit freudigem Sinn
Für unsere teure Heimat hin — —
Muß ich nicht stolz sein auf ein Land,
Das in der Not solche Helden fand?" — —
Ben Brown erhob sich und sprach kein Wort,
Reicht ihm die Hand und stahl sich fort.

milien gewöhnlich nur zum Abendbrot gegeben wird. Und doch ist es für einen großen Tisch sparsamer, auch mittags gebratene Kartoffeln zu reichen, da zu diesen nicht so viel Tunke gebraucht wird wie zu den mehligen Salzkartoffeln z. B. zu Kotelett, gebratener Leber, Bratwurst, Bratklops, deutschem Hackefleisch: alles Gerichte, die keine Tunke ergeben. Deshalb richte man Bratkartoffeln, gestowte Kartoffeln, im ganzen geröstete kleine Kartoffeln oder warmen Kartoffelsalat dazu an. Das zum Braten nötige Fett ergibt sich vielfach in der Küche oder ist doch billiger zu beschaffen als eine gute Buttertunke, ja der größte Gegner von Kunstbutter wird in dieser gebratene Kartoffeln nicht zurückweisen. Auch zu Gemüsen ist die Bratkartoffel sehr zu empfehlen, so z. B. zu Sauerkraut — wenn man Kartoffelbrei aus Sparsamkeit vermeiden soll — zu Rotkohl, Mohrrüben, Hülsenfrüchten, Nudeln oder Makkaroni. Man kann die Bratkartoffeln entweder mit Speck und Zwiebeln zubereiten oder aber mit Kümmelbeigabe, mit Petersilie, mit etwas kochendem Wasser angegossen, mehr gedämpft, sehr braun oder hell, in Scheiben, Stücken oder im ganzen. Zu Fisch gibt man die kleinen Kartoffeln in der Schale gekocht und in ein wenig Butter mit Petersilie, oder auch einem Mostrichzusatz geschwenkt. Die gestowten Kartoffeln (auch Straßburger Kartoffeln genannt) werden auch erst in der Schale gekocht, dann in eine vorbereitete heiße Brühe von etwas Butter oder Schmalz, kochend Wasser, Milch oder am besten natürlich Sahne und geriebener Zwiebel geschnitten; sie müssen ein Viertelstündchen ziehen.

Selbstverständlich kann bei all diesen Gerichten die



Zwiebel weggelassen werden, sie ist aber sehr gesund, billig und wohlschmeckend.

Zu feineren Gemüsen, wie Erbsen, Bohnen und Spargel in Büchsen, wird immer die in der Schale gekochte Kartoffel, in Butter und Petersilie geschwenkt, willkommen sein. Viele Familien sehen die Schwenkkartoffeln als Feiertagsgericht an und schätzen im ganzen geröstete Kartoffeln besonders hoch. Dennoch entstehen diese nur aus der (wenigstens für den Mittagstisch) mißachteten Pellkartoffel.

Bei einer Umfrage in den Küchen würden diese beliebten schmackhaften Kartoffelgerichte nur für besondere Gelegenheiten der Gäste vorgemerkt sein, weil — es so viel Arbeit macht! Nur scheinbar, denn das Schälen der rohen Kartoffeln ist viel zeitraubender als das der gekochten, und in dieser Zeit, wo so viel mehr Frauen ihren Haushalt ohne Hilfe besorgen, auch nicht so angenehm.

Auch Feuer oder Gas kann man sparen, da die mit der Schale gekochte Kartoffel für einige Tage abgekocht werden kann, um am ersten Tag vielleicht als heiße Pellkartoffel, am zweiten als Bratkartoffel verwendet zu werden.

Warmer Kartoffelsalat ist zu vielen Fleischgerichten, wie Rippespeer, Kalbsbraten, sehr wohlschmeckend und sollte öfters in verschiedener Zubereitung — mit Öl, Speck, Brühe, Butter oder Mayonnaise (auf deutsch Rührtunke) gegessen werden. Durch ein bißchen Nachdenken und Verteilen der verschiedenen Zubereitungsarten läßt es sich einrichten, daß nicht immer wieder roh geschälte Kartoffeln verwendet zu werden brauchen. Jede mit der Schale gekochte übriggebliebene Kartoffel läßt sich besser verwenden als die Salzkartoffel, die zum Braten z. B. nicht so gut schmeckt. In den meisten Haushaltungen werden zum Winter schon aus Haltbarkeitsrücksichten zwei verschiedene Sorten eingekellert, so daß man die sich mehr zum Kochen mit der Schale eignende wählen kann. Wer fünf Sorten, rote, weiße, gelbe, Salat- und Zuckerkartoffeln, einkellern kann, die sich im Preis nicht wesentlich unterscheiden, wird die ungeschälte Kartoffel im Haushalt um so häufiger verwenden können.

**

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Unter Kanonendonner hat das junge Jahr 1915 seinen Einzug gehalten, das Jahr, das seine „heiteren und schwarzen Lose“ in der uns unergründlicher denn je erscheinenden Tiefe noch verborgen hält, und das uns, so Gott will, die Palme des Sieges und einen langen, segensreichen Frieden bringen soll.

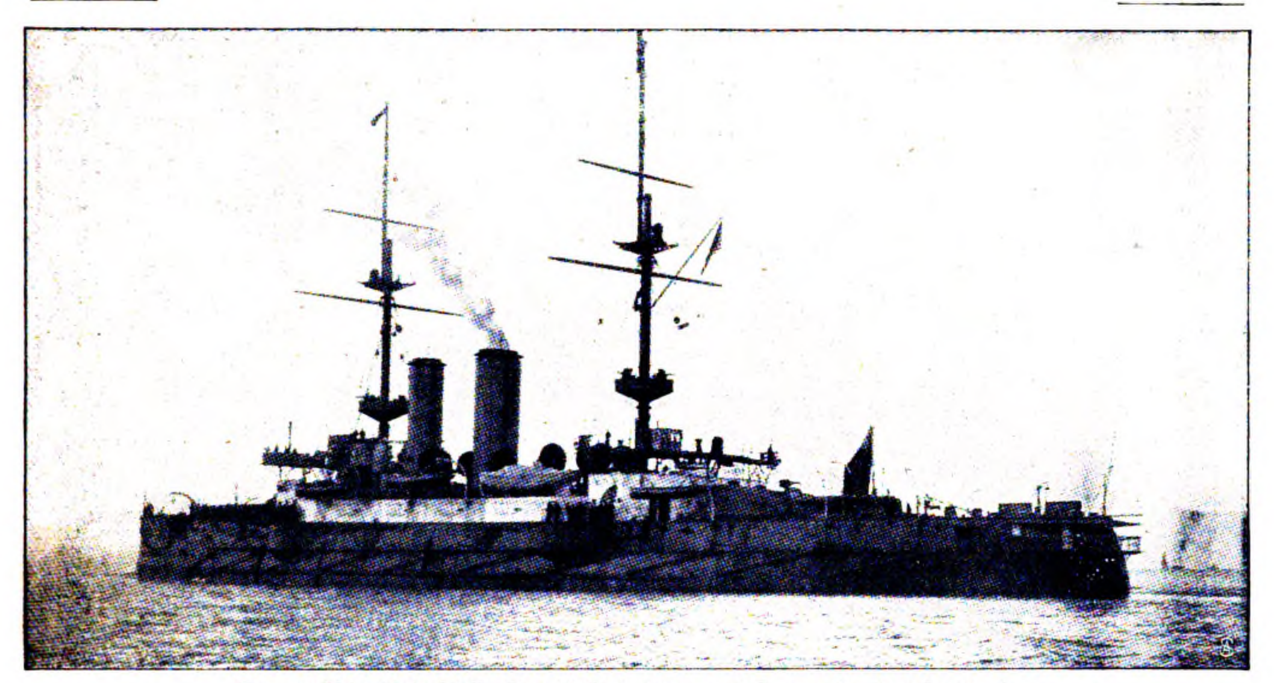
Die blutgedüngte Saat aus dem Sommer, Herbst und Winter 1914 wird in nicht zu ferner Zeit aufgehen und tausendfältige Frucht tragen. — Einem so nachdenklichen und ernsten Volk, wie es die Deutschen sind, geziemt es in besonderem Maße, zurückzuschauen und voranzublicken, und in diesem Augenblick, da wir es tun, können wir mit Stolz behaupten, daß wir die Jahresscheide mit zusammengebissenen Zähnen, mit ehrlichem Zorn im Herzen und die nicht erlahmende Hand am Schwertgriff überschritten haben, getragen vom festen Willen, den Großvätern vor hundert Jahren gleich niederzuzwingen, was sich uns entgegenstellt.

Unsere Feinde in Ost und West haben im Lauf der vergangenen fünf Kriegsmonate an Hilfskräften aufgeboten, was ihnen überhaupt zur Verfügung stand. Wie Großfürst Nikolai im Auftrag des Zaren telegraphierte, daß neben den Tataren, Kirgisen, Baschkiren auch noch die Kalmücken an die Front treten sollten, um für die „asiatische Kultur“ zu kämpfen, so erschöpften auch England und Frankreich ihre Menschenquellen, indem sie aus den fernsten Weltteilen die Horden aller Schattierungen in Bewegung setzten. Dazu kam, daß auch die eigenen Landeskinder bis zum letzten Aufgebot unter die Fahnen traten — zum Teil flüchtig ausgebildet — nur um alle Kräfte zusammenzufassen.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß unser Vorwärtsdringen langsamer als bisher vonstatten ging, daß wir uns mit beispiellosem Mut herankämpfen mußten an die feindlichen, festungartigen Stellungen und oft schon das Vordringen um wenige Meter einen physischen und moralischen Sieg bedeutete. Besonders im Westen reihten sich die Teilerfolge wie eine Perlenschnur aneinander, und überall mußten die Verbündeten Haare lassen. Gerade in diesem stetigen, zielbewußten Vorwärtsdrängen liegt für uns die Gewähr, daß es für unsere Gegner im Westen eine Unmöglichkeit geworden ist, die deutschen Heere vom französischen Boden zu verdrängen. — Auch im Osten folgte auf den Augenblick des großen allgemeinen Rückzuges der russischen Armeen eine Periode, in der, von vielen Orten in Polen gleichzeitig, um die Früchte dieses Erfolges gerungen wurde. Besonders waren es die beiden Flußläufe der Bzura und Rawka, die einem schnellen Vormarsch unsrer siegreichen Truppen ein Hemmnis bereiteten und unter mühseligen Kämpfen überschritten werden mußten. Aber nirgends Stillstand, nirgends Stocken!

In einer Zeit, in die nicht der laute Lärm entscheidender Schlachten tönt, treten die kleinen Begleiterscheinungen des Weltkrieges, die nicht weniger interessant sind, für den aufmerksamen Beobachter mehr in den Vordergrund. Wie Ahasver zieht, von Sorgen gepeinigt, der Zar durch sein Land. Er geht zur Front und verschwindet wieder, er reist hierhin und dorthin, ein Bild der Planlosigkeit, die in ganz Rußland mehr und mehr um sich greift. Dieser Herrscher lebt nicht in enger Fühlung mit Volk und Heer, und nur im Wandern sieht er eine gewisse Sicherheit für sein Leben.

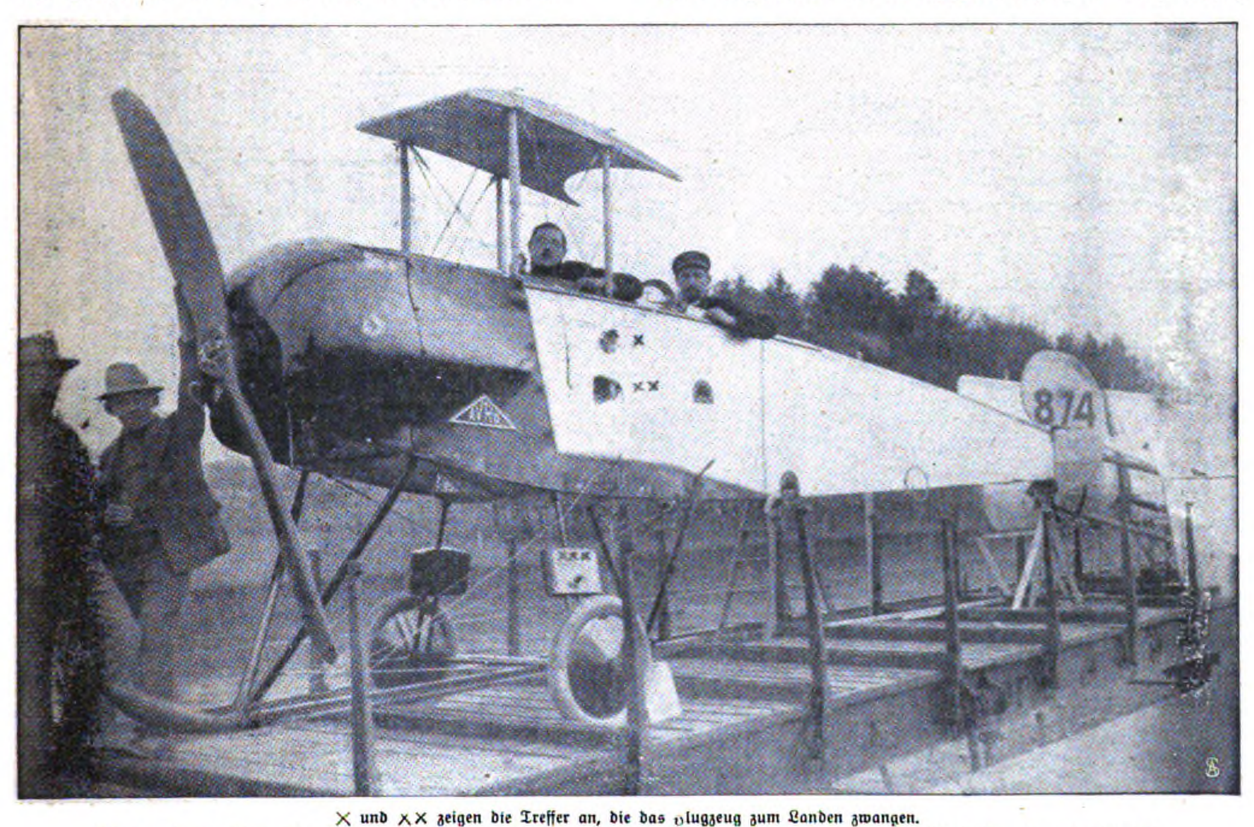
Inzwischen wird aus Brüssel gemeldet, daß demnächst in Calais eine große Beratung der verbündeten Heerführer stattfinden soll, um neue Maßnahmen zu besprechen. Das bedeutet also, daß das alte Verfahren sich als unbrauchbar erwies. Die „Times“ hat denn auch ein großes Klagegestöhn angestimmt und ihren Lesern vorgerechnet, daß Deutschland imstande wäre, noch vier Millionen neue Soldaten auf die Füße zu stellen, auch an Waffen sei kein Mangel, und es wäre höchste Zeit, daß die Verbündeten „Gegenmaßregeln“ ergriffen. Wenn eine so würdige, alte Dame wie die „Times“ das Taschentuch aus dem Pompadour zieht und zu klagen beginnt, die „Times“, die einen großen Anhang hat und noch vor wenigen Wochen den Mund gewaltig voll nahm, dann muß irgend etwas in John Bulls Rechenexempel nicht stimmen, und die Meister der Großmächte werden daher zu einer Konferenz berufen, um das Defizit auf irgendeine Weise zu beseitigen. Wir können diesem „Kriegsrat“ mit der größten Ruhe entgegensehen. Die „freundschaftliche“ Stimmung zwischen dem Kleeblatt Albert, Joffre und French aber dürfte nicht gerade inniger werden. Wenn die Sorge durch das breite Vordertor tritt, flieht die Liebe durch das Hinterpförtchen! Eine alte Weisheit, die sich auch in diesem Falle als wahr bewähren wird. Schon hat Ruß-



Das englische Linienschiff „Formidable", das am 1. Januar im Kanal unterging.

land die Hälfte der Insel Sachalin an Japan verschachert, um von den Gelben Kriegsmaterial zu erhalten; vielleicht legen sich die Verbündeten gegenseitig nahe, durch dargebrachte Opfer das „Land der aufgehenden Sonne" zur Truppenentsendung zu veranlassen. Aber wer will die Zeche zahlen, wenn es um Indochina oder Indien geht? — Dieses Problem ist noch nicht gelöst und wird es vielleicht niemals werden.

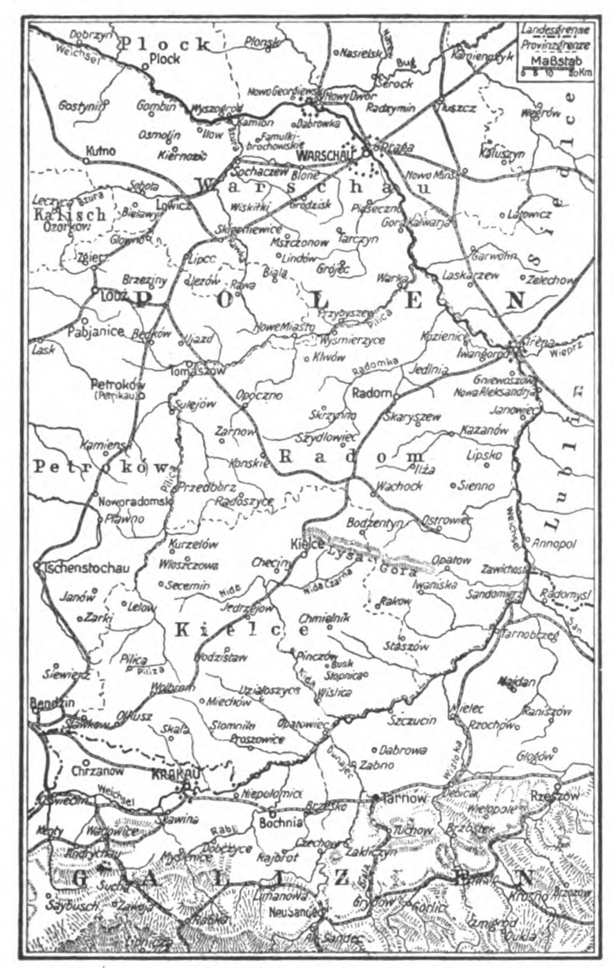
Mit Portugal ist man nun etwas weiter gekommen. Die englischen Vertrauensmänner haben die Regierung und die Volksstimmung so lange geknetet, bis das nötige „Verständnis" herausgepreßt war, daß das Land für Großbritannien in die Bresche springen müsse. Wie verlautet, wird am 15. Januar seitens Portugals der Kriegszustand erklärt werden und die erste Betätigung Lissaboner Regimenter soll in Ägypten erfolgen. Auf die sich



× und ×× zeigen die Treffer an, die das Flugzeug zum Landen zwangen.

Aus unserer Siegesbeute: Das englische Flugzeug, das die Zeppelinwerft in Friedrichshafen bombardierte.





Zu den Kämpfen zwischen Warschau und Krakau.

hieraus ergebenden Folgerungen werden wir später zurückkommen, wenn das bisherige Gerücht wirklich Bestätigung gefunden hat. —

Ein ganz eigentümliches Bild bietet in letzter Zeit die Presse der feindlichen Länder. Die Kritik der militärischen Sachverständigen in London, Paris und Petersburg wird immer ungenierter, und man scheut sich keineswegs mehr, dem lieben Nächsten all seine menschlichen und militärischen Schwächen vorzurechnen. Ganz besonders in Paris murrt man ungehalten, daß das Unternehmen in Polen eine verpfuschte Sache sei. „Nowoje Wremja" und „Rjetsch" aber fabeln plötzlich von der „riesigen Übermacht" der Deutschen im Osten, der sich Rußland nicht erwehren könne. Und dann geht es gegen England und Frankreich, die nicht einmal in der Lage seien, die „geschwächten" Linien der Deutschen im Westen zu durchbrechen. Man präsentiert sich also die Rechnungen, und die Geste bei diesem Akt wird immer unwirscher.

Diese Verschlechterung der allgemeinen Lage für den Dreiverband und seine Helfershelfer blieb nicht ohne Einfluß auf die Haltung der neutralen Staaten, besonders am Balkan. So haben sich Rumänien und Bulgarien in einer Weise genähert, die man noch vor kurzem für unmöglich gehalten hätte. Daß eine Verständigung dieser beiden Länder nur auf einer Basis erfolgen kann, die gegen Rußland gerichtet ist, zum mindesten aber eine strikte Neutralität befolgt, ist selbstverständlich. In Italien wächst die Verstimmung gegen die unerhörten englischen Übergriffe zur See von Tag zu Tag, und Präsident Wilson ist als Oberhaupt der Vereinigten Staaten sogar so weit gegangen, mit Repressalien zu drohen, wenn weitere Verletzungen der internationalen Abmachungen vorkommen. Man denke: das englandfreundliche Amerika auf dem Kriegspfade gegen den skrupellosen Sir Edward Grey. — Wer Wind säet, wird Sturm ernten!

Mit welcher Energie die Türkei den „Heiligen Krieg" führt, geht aus der Art hervor, wie der Sultan dem neuen Khediven in Ägypten von Englands Gnaden den Standpunkt klarmacht. Dieser Mann, der zweifellos halb gezwungen sich in den goldenen Käfig eines „Beherrschers" Ägyptens unter englischer Vormundschaft sperren ließ, ist durch ein Fetwa all seiner Würden verlustig und zum Tode verurteilt worden. Das türkische Expeditionsheer für Ägypten soll der Urteilsvollstrecker sein. — x.

„Aus großer Zeit."

Die vom „Berliner Lokalanzeiger" auf Kunstdruckpapier herausgegebene Sonderausgabe des Weihnachtsgedenkblatts hat in den weitesten Kreisen großen Beifall gefunden. Das vaterländische Gedenkblatt enthält in Hochformat auf acht Seiten außer den Bildnissen unserer Heerführer, mit dem Kaiser an der Spitze, die handschriftlich wiedergegebenen Gedanken und Wünsche, die die Feldherren unserer verbündeten Armeen zu Weihnachten an Volk und Heer gerichtet haben. Die Zusammenstellung der ermutigenden und erhebenden Aussprüche unserer Heerführer bildet ein historisches Dokument. Es gewährt ein glänzendes Bild des Gottvertrauens, der Siegeszuversicht und der Bundestreue. Als Erinnerungsblatt an diese große Zeit sollte es in keinem Hause fehlen. Unsere Truppen im Felde und auf See werden es mit hellem Jubel begrüßen. Die Sonderausgabe des Gedenkblattes ist in allen Buchhandlungen, im Zeitungshandel und in sämtlichen Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H. zum Preise von 20 Pf. erhältlich. Bei direkter Bestellung sind 10 Pf. für Porto und Verpackung mit einzusenden.





Originalzeichnung von Adolf Hering.

Kaiser Wilhelm und Feldmarschall von Hindenburg.

Der Zusammenbruch der russischen Offensive.





1. Das „Schloß“ des Bataillonſtabes. 2. Ein Schützengraben am Waldrand. 3. Bataillonswohnhöhle. 4. Erdhöhlen hinter dem Schützengraben. 5. Hühnerjagd zu Pferde.

Vor Verdun.



Die Eröffnung des türkischen Parlaments: Von der Goltz-Pascha kehrt von der Feier zurück.

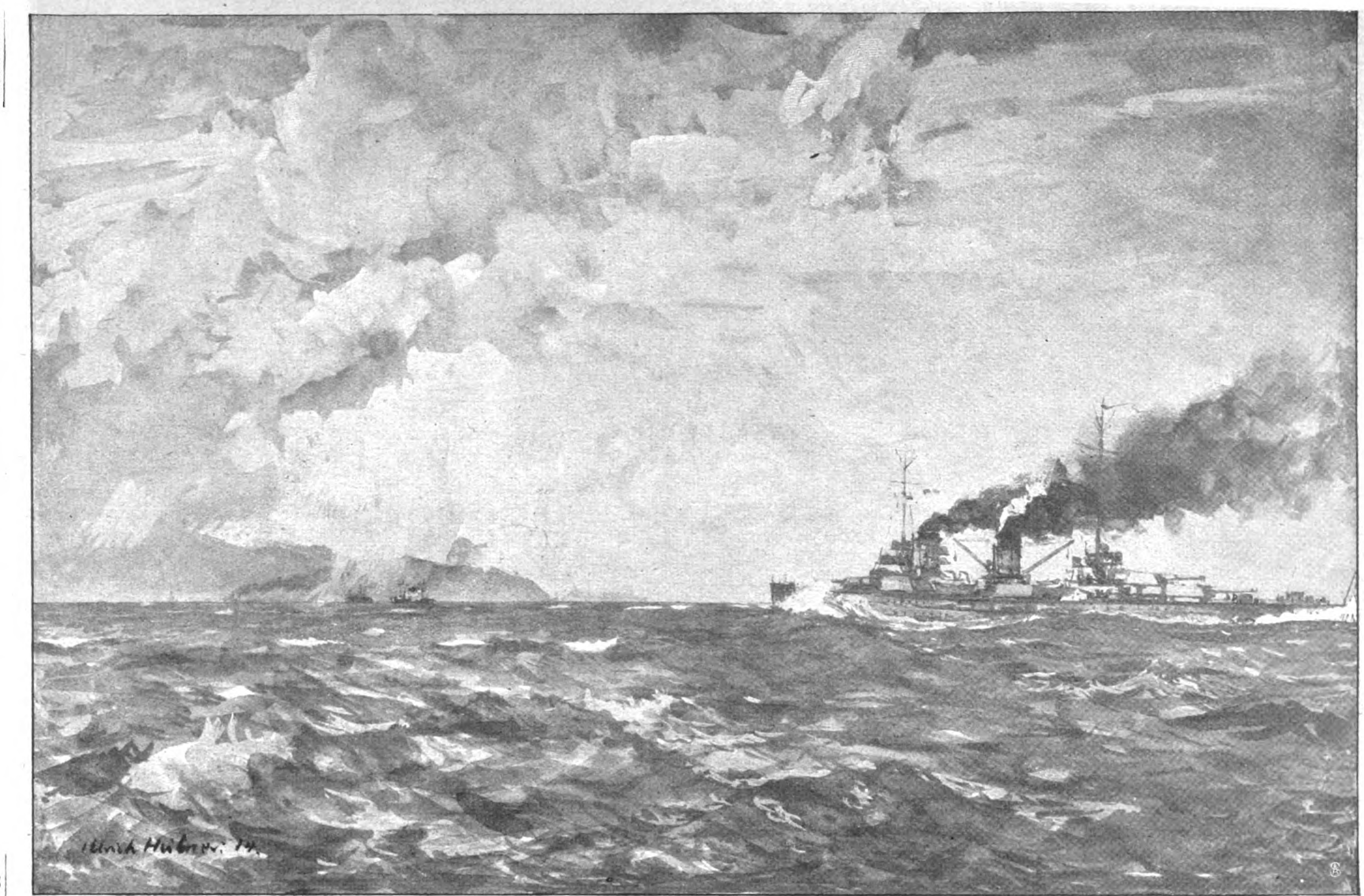


Phot. Joh. Kreuzer.

Sortieren der Siegesbeute auf den Schlachtfeldern durch österreichisch-ungarische Truppen.

Nach der siegreichen Schlacht bei Limanova.





Die Erfolge der türkischen Flotte: Der Große Kreuzer „Sultan Javus Selim“ im Schwarzen Meer.

Originalzeichnung von Professor Ulrich Hübner.



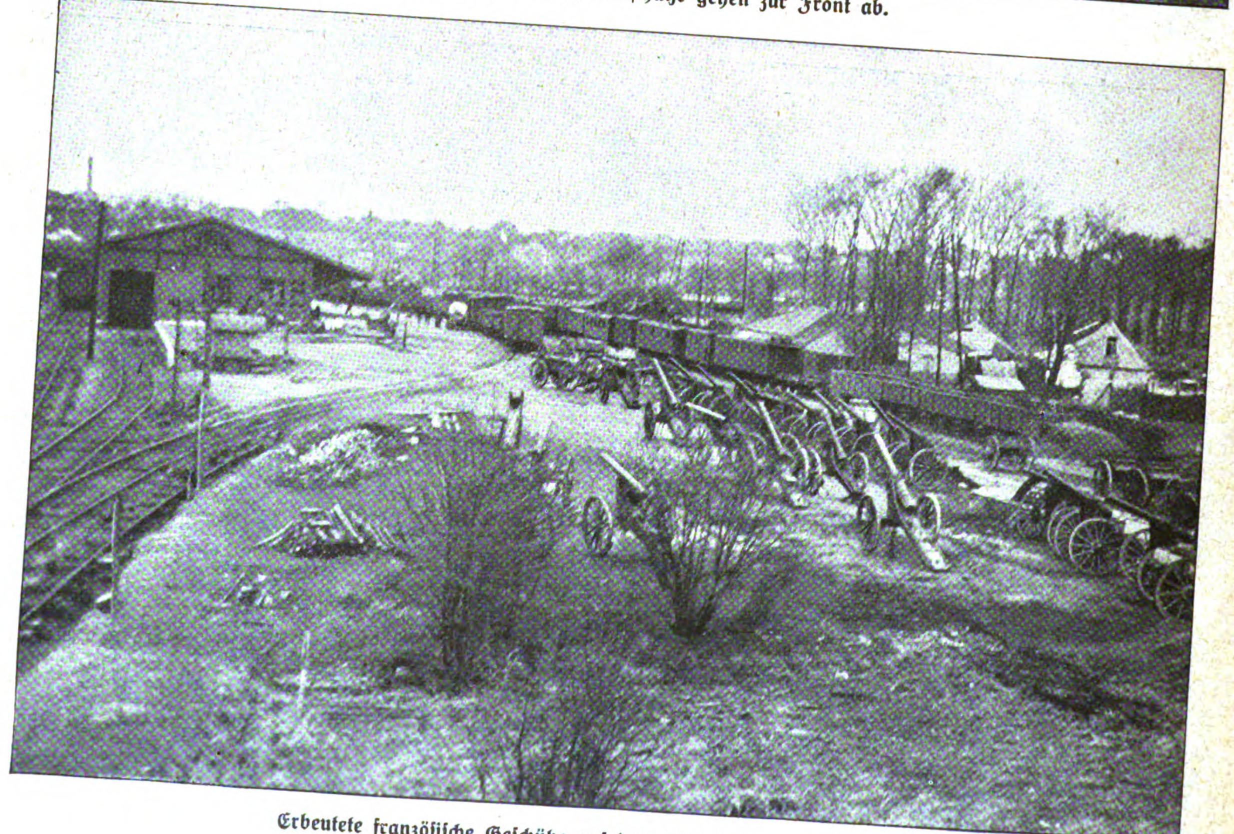
Die Oeltanks in Flammen.



Brennende Häuser.

Die Beschießung von Sewastopol durch die türkische Flotte.

Erbeutete französische Geschütze gehen zur Front ab.



Erbeutete französische Geschütze auf dem Bahnhof von Maubeuge.

Phot. Het Leven.

Unsere Siegesbeute.



Deutsche Kavalleristen bei der Rast auf dem Marktplatz eines polnischen Städtchens.



Deutsche Feldpoststation bei Lodz in der Weihnachtszeit.





Aufnahme aus dem Innern eines typisch polnischen Gutshofes.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Offiziere bei der Abendunterhaltung im polnischen Quartier.

Unsere Truppen in Russisch-Polen.



Geh. Reg.-Rat Dr. Karl Liebermann †
Professor an der Techn. Hochschule in Charlottenburg.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Unterstaatssekretär Artur Zimmermann,
zum Wirkl. Geh. Rat mit dem Titel Exzellenz ernannt.



Geh. Rat Prof. Dr. Paul Deussen.
Zu seinem 70. Geburtstag am 7. Januar.

Vereinigte Foto-Büro.

Einem verwundeten belgischen Soldaten zeigt die deutsche Schwester die Truppenbewegungen.
Samariterdienst am Feinde: Aus dem deutschen Spital in Antwerpen.

Frühgemüse.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Mehr denn je müssen wir in diesem Jahr dafür sorgen, daß wir rechtzeitig frische Gemüse und frische Kartoffeln bekommen. Geeignete Ländereien zum Anbau finden sich in der Umgebung jeder Stadt in genügender Menge; es sei da nur an die großen Flächen erinnert, die als späteres Bauland jetzt brachliegen. Solches Brachland ist nicht ohne weiteres als Kulturland zu verwenden. Es ist unbedingt notwendig, daß es zunächst so bald wie möglich tief umgegraben wird, damit alles Unkraut, welches sich in ihm befindet, entfernt werden kann. Eine sehr frühzeitige Bearbeitung des Landes ist aber auch um deswillen notwendig, damit der Frost noch möglichst in den Boden eindringen kann. Ist umgegraben (zwei Spatenstiche tief dürften für die heutige Zeit genügen, 40—50 Zentimeter tief ist besser) dann kann das Land bis zum Frühjahr liegenbleiben. Anfang April wäre dann der Dung zu beschaffen und zu verteilen mit der Bestimmung, daß er sofort in die Erde gebracht und flach untergegraben wird. Etwa zwei bis drei Wochen später ist dann mit dem Bepflanzen zu beginnen. Um schnell eine erste Ernte zu erhalten, ist es aber notwendig, daß schon vorher das Saatgut angeschafft wird. Da erfahrungsgemäß sich die Bestellungen im Frühjahr sehr häufen, ist es ratsam, dieselben schon jetzt aufzugeben, damit sie rechtzeitig erledigt werden können. Stalldung wird sich in der jetzigen Zeit nicht überall leicht beschaffen lassen. Aus diesem Grunde ist eine Düngung mit mineralischen Düngemitteln ganz besonders am Platz. Für Kartoffeln, die ganz besonders dankbar für eine Kalidüngung sind, gebe man in leichten Sandböden Kainit, in schweren Böden das 40proz. Kalidüngesalz. Um einen Anhalt für die nötigen Düngemengen zu haben, seien einige Zahlen angegeben. In 1000 Kilo Stalldung sind enthalten 2.5 Kilo Phosphorsäure, 6 Kilo Kali und 5 Kilo Stickstoff. Dagegen sind enthalten an Phosphorsäure in 50 Kilo Thomasmehl 8 Kilo, in Superphosphat 9 Kilo, an Kali in 50 Kilo Kainit 6 Kilo, in 40proz. Kalisalz 20 Kilo, an Stickstoff in Chilisalpeter 8 Kilo, in schwefelsaurem Ammoniak 10 Kilo. Es enthalten also 300 Kilo dieser sechs verschiedenen mineralischen Düngemittel unvergleichlich mehr Nährstoffe als 1000 Kilo Stalldung, nämlich so viel, wie zu einer vollen Düngung eines ganzen Morgen Landes (25 Ar) nötig sind. Auf leichten, sandigen Böden wird man gut tun, noch etwas Torfmull zu geben, um dem Boden Humusstoffe zuzuführen, wodurch er feuchtigkeithaltender wird. Die Kosten für eine Volldüngung stellen sich auf etwa 40—50 Mark für den Morgen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Kartoffeln, wie der meisten Knollengewächse, daß sie nach einer gewissen Ruheperiode künstlich wieder zu neuer Vegetation angeregt werden können. Dies geschieht ganz besonders, wenn man sie feucht und warm hält. Würde man mit dem Auslegen der Kartoffeln warten, bis für die jungen Triebe keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind, so müßte man auch mit der Ernte entsprechend lange warten. Indem man aber von der obenerwähnten Eigenschaft der Kartoffeln Gebrauch macht, sie vor dem Auslegen antreibt, spart man wesentlich an Zeit und kann dementsprechend auch früher ernten. Man legt dann nicht die Kartoffeln in der Ruheform, sondern bereits angetrieben. Bei dem Auspflanzen der angetriebenen Kartoffeln muß aber besonders vorsichtig zu Werke gegangen werden, weil die jungen Triebe sehr brüchig sind. Man lasse die Triebe also nicht zu lang werden. Dagegen lege man die Kartoffeln so tief wie gewöhnlich.

Nicht jede Kartoffelsorte eignet sich zur Frühanzucht. Die Kartoffelzüchter haben ebenso wie die Obstzüchter verschiedene Sorten gezüchtet, welche ganz verschieden lange Zeit brauchen, um fertig zu werden. Am schnellsten entwickeln sich die lange Sechswochenkartoffel und Richters blaue frühe. Dann folgt als eine etwas spätere die vorzügliche, reichtragende Kaiserkrone. Man verteile also nicht eine Sorte, sondern schaffe mehrere Sorten an und berücksichtige dabei, daß die frühen Sorten wesentlich weniger Ertrag liefern als die späten Sorten. Im allgemeinen wird man damit rechnen können, daß man drei Viertel späte Sorten gibt, ein Viertel frühe.

Die Frühgemüse verlangen eine etwas sorgfältigere Vorbereitung. Da diese vielfach nicht ohne einige Fachkenntnis auszuführen ist, ist es zu empfehlen, sich mit einem tüchtigen Gärtner in Verbindung zu setzen, welcher die jungen Pflanzen im großen anzieht und sie der freiwilligen Hilfstelle abgibt, die sie dann weiter verteilt. Einzelne Frühgemüse lassen sich aber auch von dem Laien leicht heranziehen, wenn man auf folgendes achtet: Samen von denjenigen Pflanzen, welche ölhaltig sind, brauchen eine ziemlich lange Zeit, um zu keimen. Dies gilt in besonderem Maß von dem Samen der Mohrrüben und Karotten. Man verwende von diesen nur sogenannte abgeriebene Saat, die man 24 Stunden vor der Aussaat in warmem Wasser anweicht oder auch zwischen zwei feuchten Tuchlappen sich voll Wasser saugen läßt. Die Samen müssen sehr frühzeitig ausgesät werden, am besten bereits im März. Noch früher sät man die Samen von Zwiebeln aus, die schon gegen Ende Februar in den Boden kommen können. Zur Aussaat verwende man nur frühe Sorten, so z. B. von Mohrrüben und Karotten die Duwicker und Guerand sowie die halblange Nantaise. Alle drei geben gute Erträge. Stalldung darf dem Land nicht gegeben werden, auf welches man Rüben sät. Dagegen sind sie für mineralischen Dünger sehr empfänglich. Ebenso darf man nicht frischen Stalldung auf das Land geben, auf welches man Erbsen oder Bohnen aussäen will. Bei diesen muß man auch mit einer Stickstoffdüngung sehr vorsichtig sein. Man kann die Ernte der Erbsen wesentlich beschleunigen, wenn man, was bei Betrieben im kleinen sehr wohl ausführbar ist, die Erbsen vor der Aussaat ankeimt. Sät man Erbsen in flachen Holzkästchen im Zimmer aus, indem man sie in der Weise legt, daß man immer kleine Gruppen von 5—6 Erbsen zusammenlegt, so kann man sich hier die Pflanzen bis zur Spannlänge heranziehen und später auspflanzen. Natürlich wird man auch von den Erbsen zunächst die am frühesten tragenden aussäen, wie Vorbote, Buchsbaumerbse, Saxa und die frühen Markerbsen Riesenbutter, Wunder von Amerika, William Hurst. Die Markerbsen sind bei uns in Deutschland noch viel zu wenig gewürdigt, sie liefern sehr gute Erträge, und die Samen sind sehr groß dabei, aber süß.



Ohne jede Vorkenntnis kann man auch den Spinat säen, dessen Samen in den Boden kommt, sowie der Frost aus ihm gewichen ist. Man sät ihn am besten in Reihen von 25 Zentimeter Zwischenraum. Als beste Sorten für die Frühjahrsaussaat sind zu nennen Gaudry, Viktoria, Riesenviroflay, Triumph. Das Land für Spinat muß ganz besonders gut gedüngt sein, besonders ist darauf zu achten, daß es reich an Stickstoff ist, weil die Pflanze ein Blattgemüse liefert. Als Zwischenfrucht zwischen den Karotten kann man mit gutem Erfolg noch Radies ernten. Bis die letzteren fertig sind, sind die Karotten noch nicht so weit herangewachsen, daß sie den Platz brauchen. Durch das Herausnehmen der Radieschen werden aber die Karotten dann zu besserer Entwicklung reichlich Platz erhalten. Außer den runden roten Radieschen sei besonders auf die langen Sorten aufmerksam gemacht, unter denen die Sorte Eiszapfen ganz besonders zu empfehlen ist. Radieschen werden aber nur gut, wenn sie einen guten, humusreichen Boden haben.

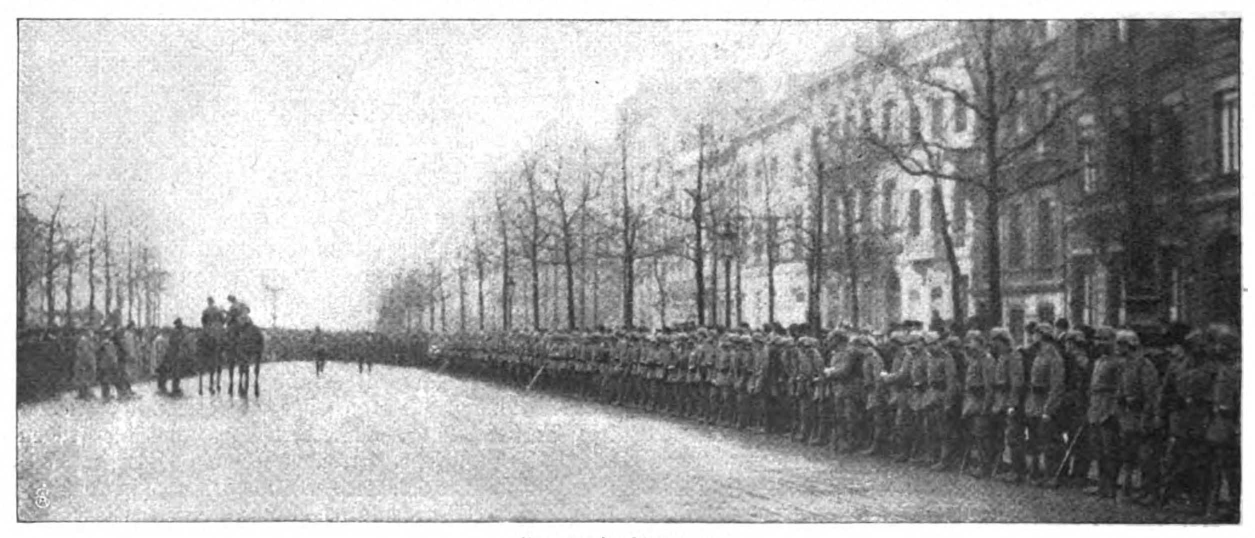
Sehr früh lassen sich auch Salate heranziehen. Es ist aber zu dem Zweck nötig, daß man junge Pflanzen heranzieht, sei es im Mistbeetkasten, sei es, für kleine Betriebe, im Zimmer. Am frühesten für das freie Land sind die Sorten Maikopf und Maikönig. Viel zu wenig bekannt ist bei uns der Pflücksalat, der schon sehr zeitig ein gutes Frühjahrsgemüse liefert. Wie der Name sagt, werden von ihm nicht die ganzen Pflanzen geerntet, sondern die Blätter werden in dem Maße, wie sie fertig werden, gepflückt. Man sät den Samen sehr frühzeitig in Reihen von 30 Zentimeter Zwischenraum, und zwar sehr dicht. Die Samen keimen bald. Wenig sind bei uns noch die Mairüben bekannt, die man ebenfalls sehr frühzeitig in Reihen aussät. Auch sie entwickeln sich sehr schnell und liefern ein sehr wohlschmeckendes Gemüse. Wie alle Rüben dürfen sie keinen mit frischem Stalldung gedüngten Boden erhalten.

Auch vom Kohl hat man verschiedene sehr frühe Sorten gezüchtet. Die Samen dieser Sorten müssen aber alle erst in besonderen Beeten herangezogen werden, ebenso die der frühen Kohlrabi. Für kleine Betriebe genügt schon ein sehr kleines Mistbeet, welches man sich aus einigen Brettern einer großen Kiste und einigen Glasscheiben herstellen kann und das anderthalb bis zwei Quadratmeter groß ist. Man hebt zu dem Zweck eine Grube von etwa 60 Zentimeter Tiefe aus, welche ringsum je 40 Zentimeter größer ist als der zukünftige Kasten. In diese Grube bringt man frischen Stalldung, den man möglichst gleichmäßig ausbreitet und festtritt. Der Kasten wird aufgesetzt, wenn der Stalldung etwa 20 Zentimeter über den Boden hervorragt. Dann packt man noch Dung um den Kasten bis an den Rand desselben. Der Kasten selbst soll unten etwa 20—25, oben etwa 30 Zentimeter hoch sein. Man bedeckt dann den Kasten mit Brettern und Strohmatten und hält ihn einige Tage geschlossen. Wenn der Dung gut warm geworden ist, bringt man Erde, welche gut gesiebt sein muß, in den Kasten, läßt sie ebenfalls einige Tage anwärmen, breitet sie dann aus und kann die Aussaat vornehmen. Es genügt, wenn er Anfang bis Mitte Februar angelegt wird. Steht kein Stalldung zur Verfügung, so kann man auch altes Baumlaub, Wollstaub oder Lohe verwenden. Letztere gibt sehr lange Zeit warm bleibende Kasten. Kohlgemüse verlangen sehr reichliche Düngung, und im Sommer reichliche Bewässerung. Besonders gebe man den Pflanzen wiederholt eine stickstoffreiche Kopfdüngung, am besten in der Form, daß man Salpeter in Wasser löst, und zwar im Liter Wasser etwa 4—5 Gramm, aber nicht mehr.

Die Deutschen in Antwerpen.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Flucht der Antwerpener Bevölkerung vor den deutschen „Barbaren" ist nur von kurzer Dauer gewesen. Man merkte schnell, daß die Erzählungen von der Zerstörungswut der deutschen „Barbaren" alberne Märchen waren, die keinen Glauben verdienten, und daß die Deutschen ganz andere Interessen hatten, als



Parade in Antwerpen.



Antreten zum Essenholen in der Kaserne.

Die Wachtparade kommt ...



Deutsche Soldaten fischen die von dem fliehenden belgischen Heer in die Grachten geworfenen Verschlußstücke der Kanonen heraus

den Wohlstand der Stadt zu vernichten. Von den angeblichen Plünderern wurde der Hafen für die Flußschiffahrt wieder hergestellt sowie der Eisenbahnbetrieb wieder eröffnet. Handel und Wandel hob sich von neuem.

Das Benehmen der Deutschen gegenüber der hungernden und notleidenden Bevölkerung erweckte Vertrauen. Man sah zu seinem Erstaunen deutsche Soldaten an Arme Brot und wollene Decken zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung verteilen. So füllten sich allmählich die Straßen und Häuser wieder mit den alten Bewohnern, die unter der straffen deutschen Ordnung sich sicher fühlen und ihren Beschäftigungen nachgehen. Die städtischen Beamten nahmen unter Aufsicht der deutschen Behörden ihre Amtstätigkeit wieder auf, und so beginnt die Stadt ihr altes Aussehen wiederzugewinnen. Eine der ersten Arbeiten



Geschützexerzieren deutscher Soldaten auf einem Antwerpener Fort.



Uebungen in einem Fort.

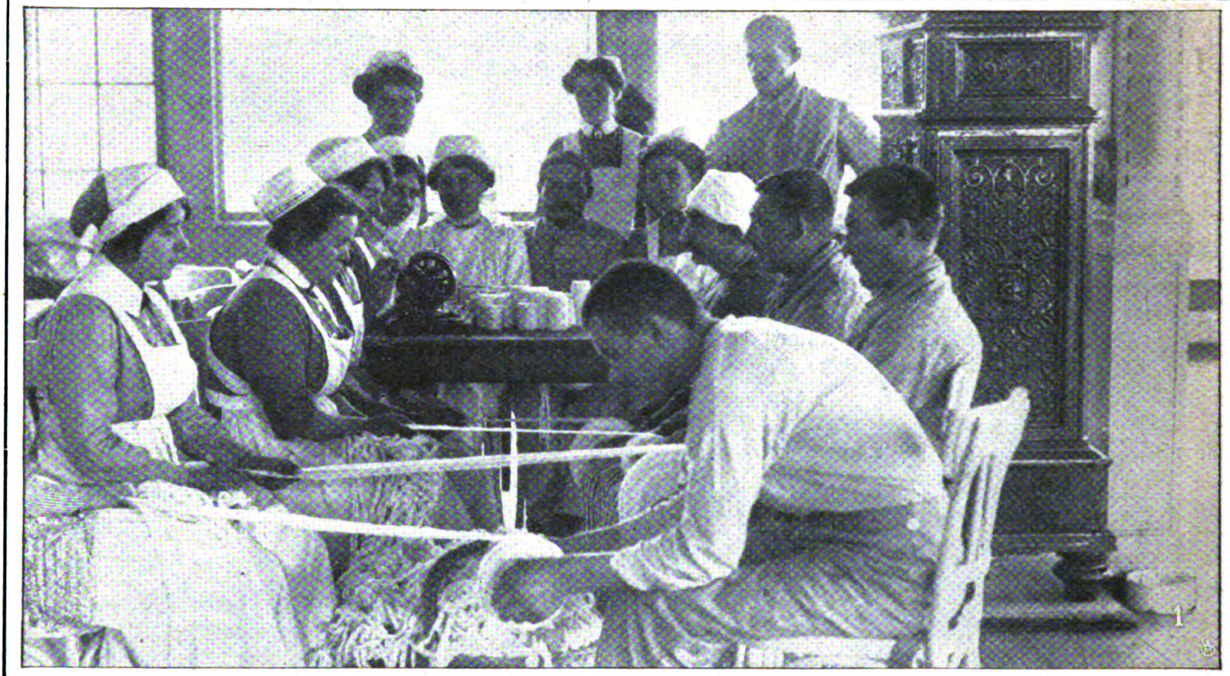
der Deutschen war die Herstellung der städtischen Wasserwerke. Wochenlang war die Bevölkerung auf filtriertes Scheldewasser angewiesen gewesen, ohne daß bei der großen dabei geübten Sorgfalt Krankheiten ausgebrochen wären. Jetzt ist dieser Notstand behoben. So ist auch das äußere Leben der Stadt durch die Eröffnung der Läden, der Kaffee- und Speisehäuser erwacht. Deutsche Militärmusik auf dem Rathausplatz neben der Kathedrale macht den weiblichen Teil der Bevölkerung zutraulich, während die Männerwelt, wenn auch ernsten Gesichts, ruhig und zurückhaltend den Tönen des Feindes lauscht. Außerordentlich viel zu diesem erfreulichen Verhältnis der deutschen Garnison zu den Antwerpenern hat die strenge Disziplin beigetragen, die schon beim Einzug unserer Truppen auf die Bevölkerung einen überraschenden Eindruck gemacht hatte. Das Militär hat sich dadurch gleich am ersten Tag Achtung verschafft. Die Preise der Nahrungsmittel haben keine Steigerung erfahren. Sie sind normal geblieben, ja man kann sie billig nennen. Und so ist für die große Menge der Bevölkerung kein Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Das alltägliche Straßenbild legt Zeugnis für diese Verhältnisse ab. Sämtliche Straßenbahnlinien sind im Betrieb und die Wagen besetzt. Einzig die Ruinen der zerschossenen Häuserblocks erinnern noch an die Tage des Schreckens. Die Hauptaufgabe wird sein, die flämischen Schichten der Bevölkerung zu gewinnen, da ja die französischen Kreise uns naturgemäß feindlich gegenüberstehen. Und das



Bayrische Landsturmmänner als Muschel- u. Austernliebhaber.

wird sich leicht erfüllen lassen, da ja die Flämen unter der deutschen Verwaltung Ruhe, Arbeit und Verdienst haben. Unsere Bilder zeigen, daß wir auf dem rechten Wege sind. Es herrscht eifrige, bürgerliche Tätigkeit und ein genügend vertrauliches Verhältnis zwischen uns und den Antwerpenern, deren Zufriedenheit für uns eine Bürgschaft dafür ist, daß unsere Behörden auf dem rechten Wege sind.











1. Anfertigung von Verbandzeug.
2. Annahme von Liebesgaben.
3. Weihnachtsfeier.
4. In der Nähstube.

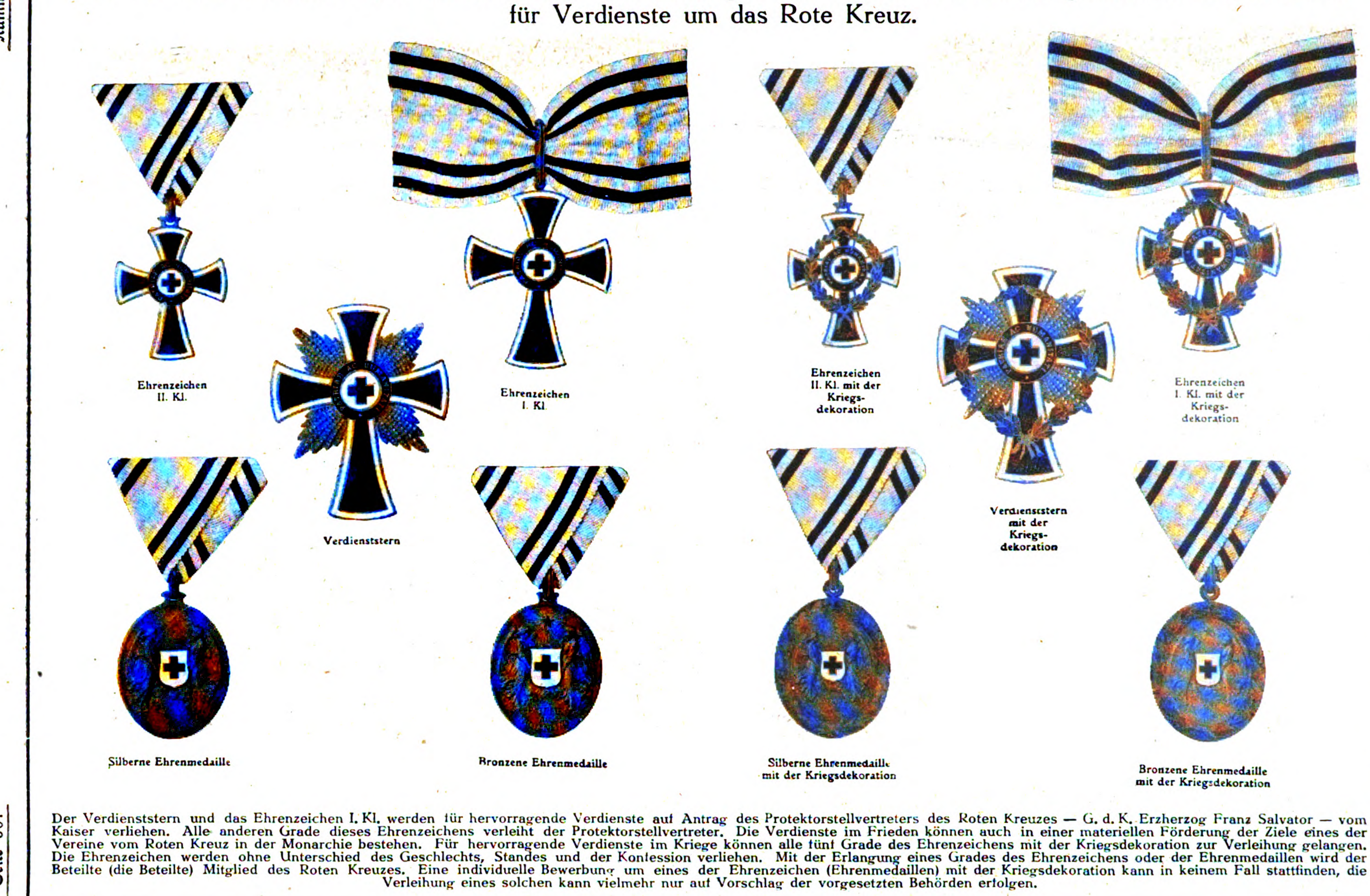
Phot. Berges.

Aus dem Lazarett Grunewald-Rennbahn in Berlin.



Auto im Feuer. Nach einer Originalzeichnung von Edmund Erpff.

Die von Kaiser Franz Josef anläßlich des 50. Jahrestages der Genfer Konvention gestifteten Ehrenzeichen für Verdienste um das Rote Kreuz.



Ehrenzeichen II. Kl. — Verdienststern — Ehrenzeichen I. Kl. — Ehrenzeichen II. Kl. mit der Kriegsdekoration — Verdienststern mit der Kriegsdekoration — Ehrenzeichen I. Kl. mit der Kriegsdekoration — Silberne Ehrenmedaille — Bronzene Ehrenmedaille — Silberne Ehrenmedaille mit der Kriegsdekoration — Bronzene Ehrenmedaille mit der Kriegsdekoration

Der Verdienststern und das Ehrenzeichen I. Kl. werden für hervorragende Verdienste auf Antrag des Protektorstellvertreters des Roten Kreuzes — G. d. K. Erzherzog Franz Salvator — vom Kaiser verliehen. Alle anderen Grade dieses Ehrenzeichens verleiht der Protektorstellvertreter. Die Verdienste im Frieden können auch in einer materiellen Förderung der Ziele eines der Vereine vom Roten Kreuz in der Monarchie bestehen. Für hervorragende Verdienste im Kriege können alle fünf Grade des Ehrenzeichens mit der Kriegsdekoration zur Verleihung gelangen. Die Ehrenzeichen werden ohne Unterschied des Geschlechts, Standes und der Konfession verliehen. Mit der Erlangung eines Grades des Ehrenzeichens oder der Ehrenmedaillen wird der Beteilte (die Beteilte) Mitglied des Roten Kreuzes. Eine individuelle Bewerbung um eines der Ehrenzeichen (Ehrenmedaillen) mit der Kriegsdekoration kann in keinem Fall stattfinden, die Verleihung eines solchen kann vielmehr nur auf Vorschlag der vorgesetzten Behörden erfolgen.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

7. Fortsetzung.

Franz Borgers scharrte sich die arg beschmutzten Stiefel auf der Drahtmatte vor der Treppe ab, sah nach dem Balkon des Rathauses hinauf. Ausgelegte Betten hingen über dem Geländer. Bäuerische Art, dachte er, nicht grade ein Schönheitsfehler.

Trat mit dem Freund ins Rathaus ein. Da man an der Krippe der Zivilisation war, wollte man sich auch den Luxus gönnen, sich mal wieder zu waschen.

Unterdessen war der Tisch bereitet. Die Soldaten lagerten vor dem Haus, waren angewiesen, keine Getränke zu nehmen, ohne vorher einen Probetrunk tun zu lassen.

Der Bürgermeister saß mit zu Tisch, ließ die Weinflaschen verkorkt und versiegelt aufstellen. Die Fleischplatte wurde Leutnant Gräber zuerst gereicht. Er wies sie mit einer Handbewegung lächelnd auf den Bürgermeister ab: „Ich möchte dem Hausherrn nicht vorgreifen."

Franz Borgers raunte dem Freund zu: „Ich komm mir vor wie die Nibelungen bei König Etzel, mit den Waffen zu Gast."

Wahrhaftig, sie hatten in schweigender Uebereinstimmung ihre Degen nicht abgeschnallt.

Willi führte sein Glas zum Mund, nahm einen Schluck, und da er dabei das Gesicht erhob, sah er durch das Fenster die weißen Mauern und auf dem Balkon, der längs des ganzen ersten Stockwerks hinlief, einen Schatten wirren. Seine Augen weiteten sich. Er wollte nicht hinsehen und sah doch . . . war sie es? . . . Nein. Ein schmaler huschender Schatten. Die Dämmerung fiel schon und verwischte die Umrisse. Aber deutlich huschte der Schatten auf der weißen Wand hin — lauernd, sprunghaft . . . Und verschwand. Und die Gestalt trat jetzt dicht an die Brüstung. Ein Bubenkopf — Gaston.

Da trank Willi sein Glas auf einen Zug aus, atmete schwer. Die Luft in dem Zimmer war schwül zum Explodieren Die Unterhaltung schleppte sich hin.

Draußen vor dem Haus hatten die Soldaten die Gewehre zu Pyramiden zusammengestellt und legten sich lang hin. Tiefer sank die Dämmerung.

Der Bürgermeister war aufgestanden, holte die Zigarrenkiste her, trat im Vorübergehen und sehr unabsichtlich ans Fenster, lüftete etwas den Vorhang, sagte mit ungeheuer liebenswürdigem Lächeln: „Vor diesen aufgepflanzten Bajonetten sollen also unsere Soldaten einen so immensen Respekt haben, wie?"

„Allerdings," sagte Franz Borgers trocken, „ein Hieb genügt, ein zweiter wäre schon Leichenschändung."

„Eh bien denn," trat wieder an den Tisch, hob sein Glas, „dann wollen wir auf das Wohl — der deutschen Bajonette trinken." . . . Ein Schuß durchs Fenster . . . die Scheiben klirrten, spritzten ins Zimmer . . . Leutnant Gräber sank vornüber auf seinen Teller — lautlos. Aufzuckte der Arm des Bürgermeisters, reckte nach der Lampe, wollte abdrehen. Franz Borgers zog den Säbel blank. Ein Stoß — schwer plumpste der Bürgermeister hin, riß das Tafeltuch mit, Gläser, Teller in Scherben. Und nun krachte es draußen los, das schaurige Geprassel eines Maschinengewehrs . . . vom Balkon herab . . . unter den ausgelegten Betten. . . .

Franz riß Willi, der wie in einem Starrkrampf noch stand, mit sich fort, die Treppe hinauf, wo sie aus dem Maschinengewehr feuerten. Poltern der Soldaten wider die Haustür. Ein Mensch stand da, schob die Eisenstange vor. Niedergeschossen. Die Soldaten herein, Treppe hinauf. Kampf um das Maschinengewehr. Franz erhielt einen Streifschuß an die Hand. Willi riß ihn aus dem Handgemenge zurück. Da schlug ihm ein jäher Feuerschein ins Gesicht. Am weißen Haus lohte eine Flamme auf. Das Dach brannte.

Und da sah er, daß die Soldaten das Maschinengewehr auf das Haus des Notars gerichtet hatten.

„Daraus fiel der erste Schuß!"

„Feuer einstellen!" schrie er sie an. Er wußte nicht, was er tat, was er schrie, er wußte nur, daß er sie nicht elend zusammenschießen lassen durfte.

Und dann sah Franz Borgers den Freund über die Straße laufen, in den Vorgarten des weißen Hauses hinein, rasselte an der Haustür, sie war verschlossen, stürmte um die Hausecke die Terrasse hinauf. Auch dort verschlossen. Schlug in die Scheiben der Glastür. Stieg ein — —

Und da stand mitten im Zimmer einer — hager, mit schlohweißem Kopf und Zwickelbart. Stand so und wartete auf die schrecklichen Dinge, die kommen mußten.

„Herr Notar!" . . .

Des Alten Blick blitzte in seinen. Seine Stimme in heiserm Hauchen: „Nach dem, was bereits geschehen, wundert mich auch das nicht mehr."

„Aus Ihrem Haus wurde geschossen" . . .

Sein Achselzucken: „Seit wir nicht mehr Herren in unserm Land sind — sind wir's auch nicht mehr in unserm Haus."

Willi Merkens dicht bei ihm, raunte ihn an: „Ihr Sohn schoß vom Balkon herunter" . . .

„Das sagt ein Deutscher — man kann das glauben oder nicht."

„Wenn Sie davon wissen" —

„Ich weise Ihre Drohung zurück."

„Holen Sie Ihren Sohn."

„Ich habe von Ihnen keine Befehle entgegenzunehmen."

„Im Namen des Kaisers", donnerte es da gegen die

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Haustür. Willi Merkens, todbleichen Gesichts, legte ihm die Hand auf die Schulter. Beschwörende, bewegte Worte —

„Bei unserer einstigen Freundschaft — jetzt keinen nutzlosen Widerstand. Ich bitte Sie, Herr Notar, ich bitte Sie dringend — Ich ehre ihr weißes Haar, ich möchte . . . trotzdem . . . Ihren Namen nicht verunehren lassen" . . . Trotzig hervorgepreßte Worte. . .

Der Notar hob die Schultern, hob den schmalen Kopf: „Ich werde nicht zurückschrecken, ich und meine Familie mit meinem Land unterzugehen!"

„Im Namen des Kaisers." Die Tür krachte ein.

Da schlug dem Alten das heftige Flüstern ins Gesicht: „Wo ist Honorine?"

„Sie gibt Ihnen kein Recht mehr, danach zu fragen."

„Wo ist sie?"

Achselzucken.

„Wahnsinniger Mann. Das Dach brennt!"

„Bien, voyez-vous? Sie läßt lieber das Dach über sich zusammenbrechen, als zu Ihnen zu kommen."

Die Tür prallte auf. Der Lärm schwoll herein. Soldaten mit vorgehaltenem Bajonett. Hier wurde geschossen. Niederstechen. Hinter ihnen Franz Borgers.

„Vizefeldwebel," rief ihn Willi Merkens sogleich an, wehrte die Soldaten mit einer gebietenden Handbewegung ab, „nehmen Sie Herrn Notar Leclaire gefangen."

Ein Frauenschrei hinter der nächsten Tür. Ein Schlüssel rasselte, die Tür wurde drinnen heftig aufgeschlossen. Doch ehe die Tür sich öffnen konnte, drängte Willi Merkens ein, schloß hinter sich, schob sich vor die Tür. Jemand wich vor ihm zurück, taumelte gegen den Kredenzschrank, hing da zitternd fest.

Stille. Abgründige Stille zwischen zweien in einem furchtbaren Lärm. Sie atmeten nicht mehr, sie horchten mit halbgeöffnetem Mund, was nun geschehen müsse.

„Honorine" . . . Leise, in rasenden Herzschlägen.

Ein zorniger Ruck durch ihren Körper, ein Wehren, ein Abscheu. Sonst nichts, kein Wort, keinen Blick.

Da war der wehschreiende Augenblick seiner Seele auch in ihm vorüber. Ein harter, kalter Stolz dunkelte in seinen Augen auf. Fast herrisch sprach er's: „Du kannst hier nicht bleiben, das Dach stürzt zusammen."

Ein verzweifeltes Lachen vom Schrank her. Tränen stürzten ihr übers Gesicht: „Du willst mich wohl auch verhaften lassen? Ah, mon dieu, mon dieu, jetzt steht er da, der Willi Merkens, der deutsche Eroberer, der Henker — ah! Wie ich dich verachte!"

Herrgott, das zornrote Blut wallte in seine Empörung.

„Ich bin hier jetzt nicht, um mit Honorine Leclaire zu streiten. Ich trage des Königs Rock, und den lasse ich nicht beschimpfen!"

Klar und hart fuhr seine Stimme über sie hin. Sie zuckte unter diesem fremden Klang zusammen. Ihre Augen weiteten sich. Ein verstörter, anklagender Blick nach ihm, ein Blick, der mit seinem innigen Vorwurf das unvergängliche Eigentumsrecht auf ihn auflohen ließ. — Da ging ein dumpfer, polternder Schlag auf die Stubendecke nieder. Knisternde Balken. Das Dach eingestürzt.

Willi zu ihr hin, faßte sie um: „Komm aus dem brennenden Haus" . . .

„Mon père" — — Sie stürzte auf die Tür zu. Er fing sie auf.

„Wohin dein Vater nun geht, kannst du ihm nicht folgen. Komm!"

„Jamais!"

„Herrgott, du bist in Gefahr!"

„Eh bien, sei es."

„Honorine . . . mein Lieb . . . mein Lieb" . . .

Fassungslos, wahnwitzig brach's in ihm los, die heiße Wonne nach ihr. Er riß sie mit sich. Über ihnen brannte schon die Decke durch. Sie bog und bäumte aus seinen pressenden Armen, sie weinte ihre Erschütterung in lauten Hilfeschreien.

„Nie! Nie! Nie mit dem Feind meines Vaterlandes!"

Da brach die Decke ein. Da stand er draußen auf der Terrasse mit ihr. Da brannte lichterloh das Haus. Tumult in den Straßen. Schuß auf Schuß. Hilfegeschrei, stürzende Mauern.

Am Waldrand eine auftauchende Reiterschar. Artillerie. Deutsche Kommandorufe. Die Granaten von den Forts her schlugen in den Wald ein. Berstende Geschosse. Brennende Bäume. Und ein Dorf in loderndem Brand. Der Abendhimmel blutrot leuchtend. Und der tosende Donner der Mörser. Und hundertstimmig dumpf drohend das Hurra der Stürmer. Autos sausen durch das brennende Dorf. Munition in die Feuerlinie.

Und in der Waldschneise eingerammt ein Kraftwagen mit dem flatternden Fähnchen des Roten Kreuzes. Ein blonder Kopf am Fenster, eine Krankenschwester, ein Oberarzt. Und Franz Borgers läßt sich von der blonden Frau die Hand verbinden.

„Und Willi hier, Franz?"

„Ehrenwort, Frau Emma. Im Tumult des brennenden Hauses wurden wir getrennt."

„Lieber Gott, wer kommt da? Willi! Willi, hierher!"

Er schleppt sich in die Schneise, das Mädchen auf seinen Armen.

„Emma," keucht er, „Emma!" Es ist wie ein Dankgebet. Mit ausgebreiteten Armen nimmt sie ihm das Mädchen ab. Die Krankenschwester hilft. Sie betten es auf den Polstersitz des Wagens. Sein irres Stammeln: „Mon père . . . Gaston" . . .

„Wohin kannst du sie bringen?" wandte sich Willi hastig der Schwägerin zu.

„Nach Hervé. Wir haben dort ein Feldlazarett — meine zehn Betten. Aber wir müssen noch Verwundete mitnehmen."

Ein Granatsplitter schlug dicht neben dem Auto in einen Baumstamm ein, riß einen tiefen Spalt in das Holz. Der Baum wankte, schwankte, barst — und polterte schwer in das Gestrüpp hinein. Wäre er in entgegengesetzter Richtung niedergegangen, aufs Auto aufgeschlagen . . .

Fort aus der Schneise! Explosionen und Erschütterungen machten die Luft erbeben.

Ein Verwundeter torkelt in die Schneise, winkt, macht verzweifelte Zeichen nach dem Rote-Kreuz-Auto. Ein Granatsplitter hat seinen rechten Oberarm zerschmettert.

Da der Oberarzt ins Dorf hinein ist, um den dortigen Verwundeten beizustehen, schnallt Willi Merkens seine Verbandtasche ab, beginnt die Wunde mit Jodoformgaze

zu tamponieren. Dann Wattedecke, fest angelegte Gazebinde, Notverband.

Aus dem Wagen heraus zwei fiebernd große Augen, die diesem schnellen geschickten Hantieren folgen. Ein stockender Herzschlag.

So, fertig. Den Mann mitnehmen zum Lazarett. Abfahren. Die weiche, pressende Hand Emmas auf Willis Arm.

„Ich versorg sie dir, Jungchen, Kopf hoch."

Mühsam arbeitete sich der Wagen durch die Schneise auf die jenseit des Waldes hinführende Landstraße. Willi stand und horchte. . . . Ob nicht ein leises Schluchzen nach ihm rief?

„Mon père . . . Gaston" . . .

Ein rauhes Lachen vor sich hin. Willi Merkens, du stehst da und horchst auf ein Frauenweinen? Granaten bersten um dich. Jammernde, Blutende, Sterbende rufen nach dir, Willi Merkens! Horchst du da noch auf ein Frauenweinen?

Da sieht er, daß Franz von seiner Seite weg ist. In den mörderischen Tumult hinein dröhnende Kommandostimmen. Hoch durch den dämmernden Horizont die Feuerbahn der Granaten.

Unterdessen sauste das Rote-Kreuz-Auto mit 90 Kilometer Geschwindigkeit die Landstraße jenseit des Waldes hinunter. Frau Emma ließ das Fenster herab, sprach mit dem Führer. Ihre Worte hallten laut in das Surren des Motors. Man kam überein, den Verwundeten gleich mit nach Aachen zu nehmen.

Nach Aachen. . . . In der Wagenecke ein raschelndes Frauenkleid, eine fluchtartige Bewegung. Und wieder Ruhe, stumme, grübelnde Ruhe.

Frau Emma bemerkte es, ließ sich auf den Rücksitz fallen, sagte nichts, tat nichts. Sie wußte, daß hier gute Worte und Zureden wie Wasser auf glühendes Eisen fallen würden. Das Mädchen schien ja geradezu darauf zu warten, loszuzischen. Nein, dank schön, so was machte Frau Emma nicht. Also schön warten, bis das wallonische Hitzköpfchen verdampft war. Wenn sie erst sah, daß man keine Umstände mit ihr machte, würde sie schon heranrücken.

Und im übrigen ist der Jammer hier zu groß, um sich noch sentimental zu verschwenden. Also, kleine Wallonin, trotze, grüble, hasse da in deiner Ecke so lange, bis du hilflos in den runden, festen, schützenden Arm der Frau Emma einschlüpfen willst. — Ei . . . ein leiser, geschluchzter Seufzer? Frau Emmas Seitenblick glitt in die Ecke. Das Mädchen lag regungslos, das Taschentuch heimlich an die Augen gedrückt. Die roten Lippen zuckten.

Hopp — ein Stoß. Der Wagen sprang hoch. Der Verwundete stöhnte. Ein Pferd mitten im Weg, erschöpft zusammengebrochen. Eine mitleidige Kugel in die Stirn, und weiter. — Halt! Ein Rufender im Straßengraben winkte, flehte. Ein Verwundeter, der einen Beinschuß hat und nicht vorwärts kann. Kein Verbandzeug mehr da. Willi nahm das letzte mit sich. Schnell trennte Frau Emma das Schanzzeug des Soldaten aus der linken Rockseite, verband den Fuß. Und da saß auch ein Schuß in der Hand, ein Finger abgeschossen, hing noch am Gewebe, Nun die Taschentücher raus zum Verband. Keiner der Männer hatte mehr eins.

Da reckte eine kleine Hand aus dem Wagenfenster. Schweigend reichte das Mädchen ihr Taschentuch. Ihre Augen groß und erschrocken auf den blutenden Wunden.

Stoßweise, mit vor Schmerz zusammengepreßten Lippen berichtete der Soldat, daß ein Trupp von etwa zwanzig bis dreißig belgische Soldaten und Franktireurs in der Gegend herumstreiche. Und da kam auch schon ein Motorfahrer angerast, winkte schon von weitem umzukehren, er sei aus dem Wald heraus angeschossen worden.

Frau Emma widersprach. Sie werden doch nicht auf Frauen und Verwundete schießen. Die Fahne des Roten Kreuzes flattert auf dem Auto.

„Wir können den Wald umgehen", meinte der Führer, fuhr in einen Parkweg ein, durch ein schwarz lackiertes schmiedeeisernes Tor.

Die beiden Verwundeten saßen zusammengekauert auf dem Rücksitz, matt von Entbehrungen und Blutverlust. Da zuckte einer auf, drückte sein Gesicht an das Fenster des Wagenschlags. Man hat das Parktor geschlossen. Hinter ihnen geschlossen. Was bedeutet das? Ach was, man schießt nicht auf Frauen und Verwundete!

Da fiel vor ihnen der erste Schuß. Wie aus dem Erdboden heraus tauchte auf dem Parkweg eine Bande bunt zusammengewürfelter Männer auf, Soldaten verschiedener Regimenter, Karabiniers mit halbhohen Zylinderhüten, Blaukittel, Bürgerwehr mit langen Pastorenröcken . . . Jetzt durch, mitten durch die Bande. Volle Geschwindigkeit. Mit vorgehaltenem Gewehr. Frieden winkend das Fähnchen des Roten Kreuzes.

Da prallt's rechts und links, ein Kreuzfeuer, die Kugeln schlagen in das Verdeck des Wagens, dicht an dem Kopf der Krankenschwester vorbei, die duckt ein, die Verwundeten springen hoch. Einer hat noch einen Revolver, faßt ihn in die gesunde Hand, Emma hält ihn zurück, nein, nein, nein, er darf nicht noch mehr Wunden bekommen, er kann sich ja kaum noch aufrecht halten — da fällt sie betäubt zurück. Ein Hagel von Geschossen, das Verdeck durchlöchert wie ein Sieb. Aufspringt das Mädchen, wirft sich über die blonde Frau, schüttelt sie wach.

Draußen auf dem Führersitz sinkt der Begleitmann blutend zurück, das Gewehr poltert am Rad hinab, der Mann stürzt in den Wagen hinterrücks, der hängende Oberkörper über die Kniende hin . . . Barmherziger Gott . . . Da tritt der Verwundete mit dem Fuß die Wagentür auf und mit gezücktem Revolver vor die schutzlosen Frauen, schießt, schießt . . . deckt mit seinem blutenden Körper die Frauen . . . Hilf, barmherziger Gott. . . . Mon dieu, mon dieu, ayez pitié de nous. . . . Das Mädchen reckt neben dem Verwundeten hinaus, winkt, ruft, fleht ihre Landsleute an. . . . Ah, Spionin! Springen gegen sie an, wollen sie herauszerren — da bückt sich der Verwundete, greift das entfallene Gewehr auf, schlägt mit dem Kolben drauf. . . . Entsetzlich, entsetzlich . . . Willi . . . Willi . . . Sie ruft nicht mehr nach Gott, nicht mehr nach dem Vater — sie ruft ihn, ihn . . .

„Wenden und zurück", ruft der Verwundete, schlägt wie ein Wilder los — da wankt er — ein Schuß in die Brust — Emma und das Mädchen wollen ihm beispringen, da . . . entsetzlich . . . haben die Blaukittel ihn gepackt, zerren ihn heraus in dem blitzhaften Augenblick, als das

Auto dreht und davonrast. . . . Ein Schrei, ein einziger fürchterlicher . . . Honorine krallt sich die Hände ins Gesicht vor Grauen, Abscheu, Entsetzen, stöhnt, weint schrill ihre tödliche Erschütterung.

Ein Blick zurück — die Horde in wildem Getöse über den Sterbenden her . . . Das Tor verriegelt, also aufs Geratewohl rechts ab durch den Park und sehen, ob da ein Durchkommen. — Hört man's draußen auf der Landstraße? Marschschritte . . . der zweite Begleitmann steht hoch auf dem Sitz, sieht über die Parkmauer hinaus — Fußartillerie in langen Kolonnen — Rettung! Rettung! Kameraden!

Tor eingeschlagen. Laufschritt in den Park hinein, den Verwundeten raushauen, die Bande zusammenschießen.

Da brachten sie einen verstümmelten Toten und gruben ihn im Park ein. Ein aus Aststücken zusammengebundenes Kreuz darauf und die Feldmütze daran. Frau Emma pflückte Blumen in dem verlassenen Park und steckte den Strauß auf den Hügel.

Als sie dann ins Auto zurückkam, saß Honorine mit gekrampften Händen im Schoß, ihre Blicke starr auf dem Blutstrom über dem Polstersitz.

Ihre Seele zerstört von diesem kleinen Zwischenakt in der fürchterlichen Tragödie des Krieges. Vor ihren verstört starrenden Augen die gräßlichen Bilder, wilde Gesichter, mordgierige Gesichter, Bestien, nicht mehr Menschen, in zerfleischendem Haß, entfesselte Raubtierinstinkte . . . Waren das ihre Landsleute, das Volk, das um seine Unabhängigkeit kämpfte? War das die glorreiche Erhebung Belgiens, wie der Vater sie pries? Kämpften diese Unmenschen um ein heilig Gut, wie es das Vaterland war? O Gott nein, sie kämpften dumm und verblendet, fanatisch und grausam. . . . War das ihr Volk, ihr leichtlebiges Volk? . . .

Und erschauerte still in sich. Hatte sie ihr eigenes Volk nicht gekannt?

Fast demütig sank ihr Kopf an Emmas Schulter, verschüchtert, erschüttert. Warum schleuderte man sie nicht hinaus, sie, die Tochter dieses Volkes? So, wie man sie mitleidlos vertrieben aus Städten und Dörfern, die schuldlosen Deutschen? . . . Sie war unter Feinden, und die Feinde waren edel und gut.

Eng geschmiegt an die blonde Frau, furchtsam wie ein Kind, das den Weg in die Heimat zurück verloren hat. Und konnte kein Wort sagen, konnte nur im stummen Anschmiegen um Milde und Barmherzigkeit bitten . . . Aber leise, leise von ihren Lippen zitterte es: Willi . . . Willi . . .

Frau Emma rührte sich nicht. Der Willi war jetzt irgendwo da draußen in dem mörderischen Tumult . . . Und die Nacht sank.

Unter stetem Beobachten der Straße, ab und zu Schüsse in die Luft gebend, fuhr das Auto den Truppen voraus nach dem Schlachtfeld zurück.

Ein Infanteriedoppelposten stand etwa 300 Meter vor der Waldschneise, wo die Artillerie feuerte, winkte ab, gesperrt. Das feindliche Feuer bestrich die Waldstraße . . . Ein Funke blitzt auf, ein zweiter, dritter, vierter — eine ganze Feuerähre, Dampfstöße, ein fürchterliches Krachen, eine knallende Feuergarbe mit einem endlosen Tumult von Schüssen geht nieder in die Reihen der vorgelagerten Infanterie. Und Hu und Sausen, eine Granate wühlt die Fundamente eines Hauses auf, Erde und zerschmetterte Steine pladdern auf das Auto nieder. Aus den Forts beschießen sie das eigene Dorf, in dem sie den Feind vermuten.

Sanitäter eilen aus dem Wald. Unheimlich knarrt's und kracht's darin. Mit Winken und Rufen auf das Fähnchen des Roten Kreuzes zu. Die Verwundeten sollen jetzt in ein Schloß in der Nähe eingebracht werden. Ein Baron hat dort seine Wohnung zur Verfügung gestellt. Die Landstraße zurück in den Park mit den Pferdeköpfen über dem Tor. — Um Gottes willen! Wo der Überfall aufs Rote Kreuz stattfand? Ohne Wissen des Barons. Es sind jetzt Doppelposten um den Park aufgestellt. Man hat dort auch die belgischen Verwundeten eingebracht. Eile tut not. Hup — los!

Wieder die Straße zurück, ununterbrochen an nachrückenden Truppen vorüber. Park in Sicht.

Der letzte Strahl der Abendsonne huschte in die Wolken zurück. Der Himmel blieb rot wie mit Blut getränkt. Der Widerschein brennender Häuser.

Parktor mit den Pferdeköpfen. Die blonde Frau Emma mit der üppigen Gestalt hatte zwar starke Nerven, aber als sie jetzt wieder in den Park einfuhren, dessen Kieswege noch blutgetränkt waren, fröstelte ihr das Grauen über den Rücken. Ihr Arm umspannte die zitternde Gestalt an ihrer Brust. Sie hat's dem Willi versprochen: „Ich werde sie dir gut versorgen." Und diese Sorge wollte sie jetzt wie ein Vermächtnis übernehmen.

Sie fuhren in einen verschatteten Rosenlaubgang ein und hielten vor dem schmiedeeisernen, mit einem Messingsockel versehenen Tor der „Hall". Lautlos, weit öffneten sich die Flügel. Ein glattrasiertes Dienergesicht dahinter, Wadenstrümpfe, Kniehosen, hielt den Kopf steif, würdigte die Eintretenden keines Blickes.

Der verwundete Krieger blieb draußen zaghaft stehen. Nein, in diese schimmernde Halle bringt ihn keiner hinein. Wände mit weißer Marmorverkleidung und darüber die Wandmalereien in Gold auf weißem Grund. Das Billard neben der Alabastergruppe, der plätschernde Brunnen aus Kunststein mit Kupferbeschlag, daneben die schwarze Marmortreppe, Geländer weißlackiertes Eisen mit Messingfüllung, — und dort hinein soll er mit seinen beschmutzten Stiefeln? Nein, bitte, wo ist die Küche? Er wird sich neben den Herd setzen.

Frau Emma faßte den guten Jungen unterm Arm und nahm ihn mit sich.

Und da stand auf den schwarzen Marmorstufen der Schloßherr. Vornehm stand er, von einem eleganten Schneider ausgestattet, das hagere Gesicht gerötet von guten Weinen, schlohweiße Augenbrauen, aber das Kopfhaar schwarz, an den Schläfen stark angegraut.

Er sprach gebrochenes Deutsch, sprach nachdenksam und suchte bedächtig nach dem passenden Wort. Aber vornehm, aber sehr. Und brachte es über sich, mit ritterlicher Grazie seine scharmanten Gäste einzuladen, ihm in den

zum Lazarett eingerichteten großen Speisesaal zu folgen. Einige Betten seien schon mit verwundeten Belgiern belegt, er freue sich, nun auch dem ersten Deutschen beistehen zu können. Er bedaure sehr, daß seine Gattin nicht das Vergnügen habe, die Damen begrüßen zu dürfen, sie sei leidend und bei Ausbruch des Krieges nach der Riviera abgereist. Er bitte daher, mit seiner lieben Tochter Yvonne als Hausfrau vorliebnehmen zu wollen.

Öffnete die Tür zum Balkonzimmer. Der Luftzug flatterte in die Spitzenvorhänge der schimmernden Glastür. Von der Decke aus flutete das gedämpfte Licht aus gelben Schalen. An der Vitrine mit den zierlichen Kostbarkeiten aus Sevresporzellan stand die schmale, blasse dünne Baronesse Yvonne, Pariser Schönheit, in weicher, schwarzer Seide, weiter Halsausschnitt, das leuchtende Schwarz auf der matten Haut — schick und sehr triste. So, wie eine vornehme Dame um ihr Vaterland trauert.

Ihr immer gelangweilter Blick glitt über Honorine hin, blitzte interessiert auf.

„Cher papa, kennen wir die Kleine nicht?"

Der Baron, schon in netter Unterhaltung mit der resoluten blonden Frau, drehte sich um — mais oui — die entzückende Kleine des Notars Leclaire. Man fuhr doch schon mal mit dem Auto bei Notar Leclaire vor, Notar Leclaire besorgte doch die Affären des Hauses. Eh bien, wie geht es dem bon vieux? . . .

Hielt inne. Eine plötzliche tödliche Blässe überzog das Gesicht Honorines. Ein wehdurchirrter Blick nach den fremden Menschen, die da um sie standen, eine jäh aufsteigende Angst um Vater und Bruder, und aus dieser furchtbebenden Sorge heraus wieder der heftig aufpulsende Groll gegen die „Eroberer". Ein stürmender Schritt auf den Baron zu, umklammerte seine Hand. Er soll ihr helfen, er muß ihr helfen, sie muß über das Schicksal ihres Vaters wissen, oh, sie wird wieder in den Tumult hinauslaufen und nach Père suchen, nach Gaston suchen —

Da gab der Baron sie liebreich in die Arme seiner Tochter, winkte in liebenswürdiger Aufforderung der blonden Frau zu und begab sich mit ihr und dem Verwundeten nach dem Lazarettsaal.

Unter der Leuchtschale, die einen Orangeton in das Kobaltblau des Balkonzimmers warf, die zusammengeschmiegten Schatten der beiden Mädchen. Baronesse Yvonne nahm das von den Aufregungen zerrüttete Gesicht Honorines in ihre schmalen, fein durchäderten Hände, küßte sie auf die linke Wange, auf die rechte, auf die Stirn, auch auf die feuchtschimmernden Augen, ließ ihr warm tröstendes Geplauder über sie hinrinnen. Armer, kleiner Engel, ohne Heimat, ohne Vaterhaus, ganz verirrt in der Welt, süße, kleine Fliege, ach, nun wird man sie ein wenig verhätscheln, im Schloß behalten so lange, bis der gute Papa Notar aufgefunden ist. Baron wird schon sorgen, Baron steht gut mit den deutschen Offizieren, Baron ist menschenfreundlich und will Freund und Feind in gleicher Weise helfen, die Not dieses jammervollen Krieges zu zu lindern.

Es tut dem Mädchen wohl, es tut ihr ungeheuer wohl. An dieser Emma mit dem starken deutschen Herzen prallt sie zurück. Oh, aber diese Yvonne! Sie hat das zärtliche französische Herz, die liebkosende wallonische Hand. Das ist ihre Art.

„Kommen Sie, Liebling."

Yvonne schlang ihren Arm um Honorines Schulter, führte sie auf den Balkon hinaus.

Das Dunkel wallte immer dichter auf den Park. Am nächtlichen Horizont die mörderischen Feuerkugeln. Dumpfes Getöse. Ab und zu ein Donnerschlag, der das Haus erzittern machte.

Honorine sah starr in das furchtbare Panorama hinein. Ihre Hände faßten um das Geländer. In namenloser Angst bebten ihre Zähne aufeinander.

„Haben Sie niemand, der dort draußen ist?" fragte sie Yvonne.

Einen verhaltenen Seufzer stieß Baronesse aus, sehr verhalten; sie würde nie, wie diese hübsche Kleine da, sich einer Erregung hingeben. Obwohl sie den Cousin Marcel, der in Lüttich kämpft und Major ist und einmal ein berühmter General werden will, recht gern hat — mon dieu, so gern, wie man's für eine sympathische Ehe notwendig hat.

Also sagte sie gefaßt: „Ah, gewiß, lieber Engel, ich habe einen scharmanten Jungen da draußen. Wir lassen jeden Abend die Andacht für ihn halten. Hören Sie? Man läutet schon." Beugte sich zu ihr, strich ihr mit dem Handrücken über die Wange: „Auch Sie wollen gewiß Ihre Lieben in die Abendandacht einschließen. Kommen Sie."

Vom Türmchen der Schloßkapelle schlug voll und sonor die Uhr.

Die Kapelle lag im ersten Stock. Weit offen die eisenbeschlagene Tür. Weihrauchduft flutete durch den Gang. Im dämmrigen Hintergrund der lichtstrahlende Altar. Ganze Büsche blutroter Rosen darauf, ihr Duft quoll in den Weihrauch.

Der Aumonier am Altar zwischen Kerzen und Blumen setzte das Sanktissimum aus, die kleine, goldblitzende Monstranz. Lang flossen die Kerzenstrahlen über die Kirchenstühle hin. Hockende Schatten darin. Der Verwalter, die Wirtschafterin, der Kammerdiener, der Kutscher, zwei Kammermädchen.

Baronesse Yvonne spielte das Harmonium und sang dazu, sie sang allein. Sie sang: „Marie, elle est notre patronne . . ."

Neben dem Harmonium auf einem Eisbärenfell, in einem weinrot gepolsterten Plüschsessel starr aufgerichtet eine alte, steinalte Dame in schwarzem Samt, die blühenden Bäckchen von weißem, krausem Haar umrahmt: Madame d'Avinge, die Großtante. Sie saß, als ob sie noch eine Welt dirigierte. Sie war sich der Ehre voll bewußt, die ihre Großnichte durch ihren Gesang dem Personal spendete. Saß in starrer Würde und zuckte nur, wenn ab und zu ein Donnerschlag von Lüttich her in die Andachtstille platzte.

Aber nun horchte sie doch unangenehm gestört auf. Stimmenlärm im Park, scharrende Füße durch die Korridore. Wahrscheinlich wieder neue Verwundete. Zwar



eine sehr wohltätige, aber sehr ruhestörende Sache. — Oh, nun gar ein paar Leute in die Kapelle herein. Nun wohl, sehr hübsch von den Leuten, man muß sie nachher ein bißchen loben.

Baumlange Kerle, graue Uniformen, zerschossene Helme, zerrissene und zerschnittene Röcke, aus den Ärmeln hängt das blutbefleckte Hemd.

Sie bleiben an der Tür stehen.

Madame auf dem Eisbärenfell winkt, näher zu treten, in den Bänken niederzuknien.

Da schurfen sie polternd in die Bänke hinein, bleiben aufrecht stehen. Es sind Braunschweiger, sie knien nicht. Und dann geht einer auf den Fußspitzen zum Harmonium hin, fragt, ob sie ein deutsches Kirchenlied singen könnten. Baronesse Yvonne nickte entzückt zu dieser Idee. Man soll ihr nur den Ton angeben, sie kann aus dem Gehör nachspielen.

Da gab ein Baumlanger den Ton an, und da falteten sie die blutigen Hände, den zerschossenen Helm zwischen den Fingern, in tiefer, stiller Ergriffenheit. Und der inbrünstige Männersang scholl in die Weihrauchluft, in das Donnern der Geschütze und in den stillen Andachtfrieden: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Honorine vergrub das Gesicht in den Händen. Auf den gebeugten Nacken wallte eine losgelöste Haarsträhne nieder. Da strich hinterrücks eine Hand diese lockige Strähne ins Haar zurück, und Emmas Stimme flüsterte eilig: „Ich muß nach meinem Lazarett in Hervé zurück. Machen Sie sich hier nützlich, liebe Honorine, es ist immer ein großer Trost. wenn man mehr Jammer um sich sieht, als man selber hat. Ade, ich hoffe auf Wiedersehen."

Als Honorine sich umdrehte, ihr ein Wort sagen wollte, war sie schon fort. Was für eine Frau! Sie kämpfte Schlachten wie ein Mann. Schlachten, in denen kein anderes Blut floß als ihr eigenes Herzblut. Aber wer wird davon viel Aufhebens machen . . . Eine feste Burg ist unser Gott. . . . .

Die Kerzen strahlen. Tiefer sank die Nacht . . .

(Fortsetzung folgt.)

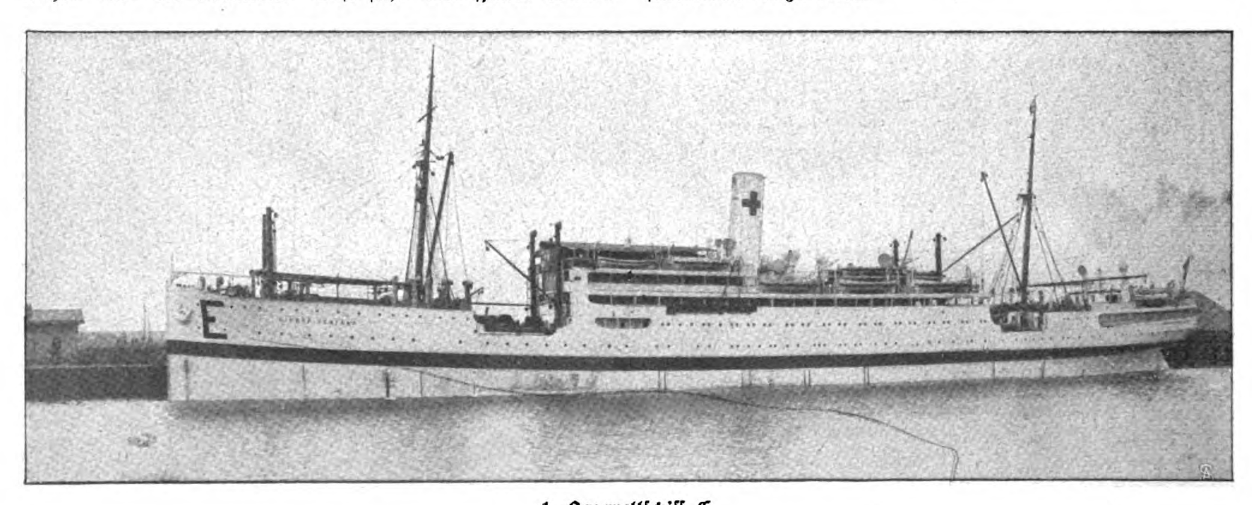
Lazarettschiffe.

Von Marine-Generaloberarzt Dr. Weber. — Hierzu 10 Aufnahmen von Otto Reetz.

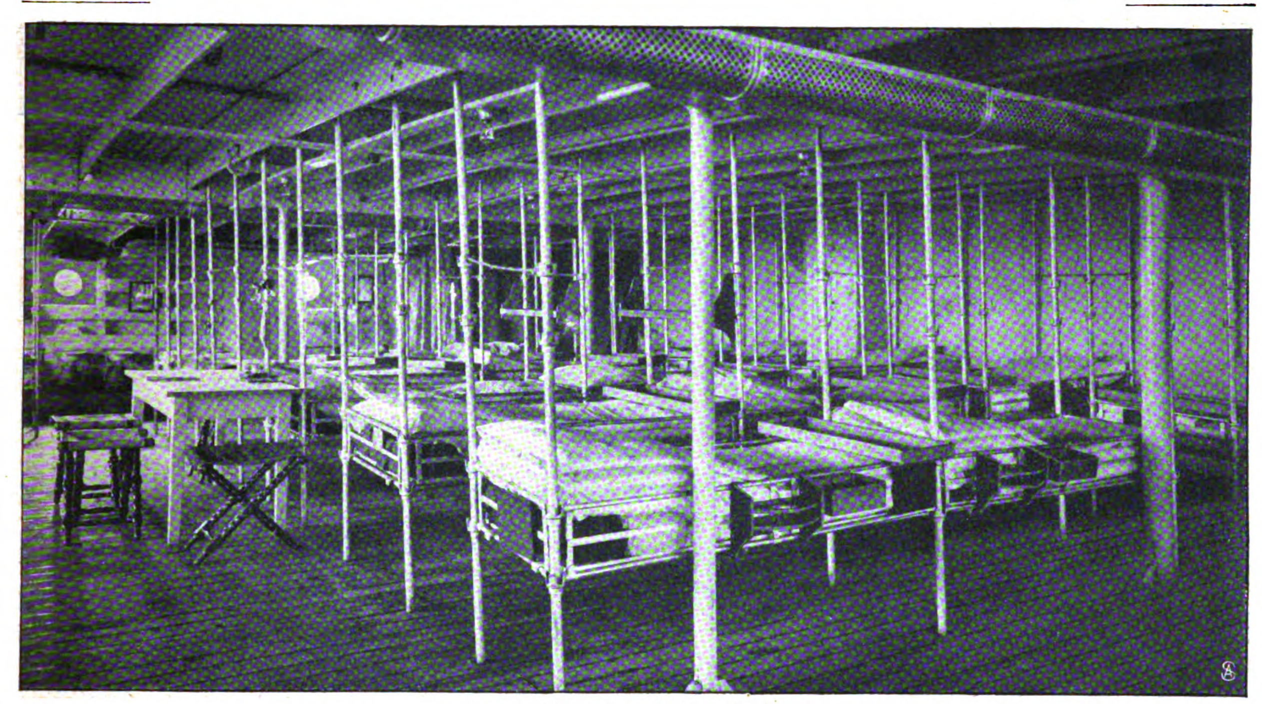
Kriegsschiffsbetrieb und Krankenpflege sind gegensätzliche Dinge. Das macht verständlich, daß von jeher Kampfschiffe bestrebt waren, sich ihrer Kranken und Verwundeten zu entledigen. Zunächst unter dem Gesichtspunkt der Beseitigung einer Beeinträchtigung ihres Gefechtswertes. Extrem brutal angewendet, führte er zum Ueberbordwerfen der die Kämpfenden mechanisch sowie durch ihr Geschrei und ihren Anblick störenden Verwundeten. Erst in zweiter Linie wirkte der Gedanke mit, die Kranken unter günstigere Behandlungsbedingungen zu bringen, als sie das Kriegsschiff bieten konnte.

Auf dieser Grundlage sind die Lazarettschiffe entstanden. Ihre bis ins 17. Jahrhundert zurückzuverfolgenden Erstlinge trugen noch ganz überwiegend dem ersteren obiger Gesichtspunkte Rechnung. Sie hatten — wie es ein Autor treffend ausdrückt — vom Lazarettschiff nichts als die Kranken. Erst sehr viel später kommt in Einrichtung und Ausstattung auch die Rücksicht auf die Kranken zunehmend zu ihrem Recht.

Für die weitere Entwicklung waren zwei Umstände richtunggebend: Einmal die verschiedene Verwendungsart der Lazarettschiffe (in Nähe der heimischen Küste, auf überseeischer Expedition usw.), sodann das Fortschreiten medizinischer Wissenschaft und Technik, dessen Ergebnisse ebenso wie jedem zeitgemäßen Landkrankenhaus auch diesen schwimmenden Hospitälern nutzbar zu machen waren. Der erstere Umstand spricht sich in der Abgrenzung zweier Hauptklassen von Lazarettschiffen aus, nämlich der fast ausschließlich dem Verwundetentransport dienenden Hilfslazarettschiffe von den Lazarettschiffen im engeren Sinn. Jene sind etwa den Flußlazarettschiffen und den Krankentransportzügen des Heeres ihrer Zweckbestimmung noch vergleichbar, diese den stabileren Lazaretten.



1. Lazarettschiff E.

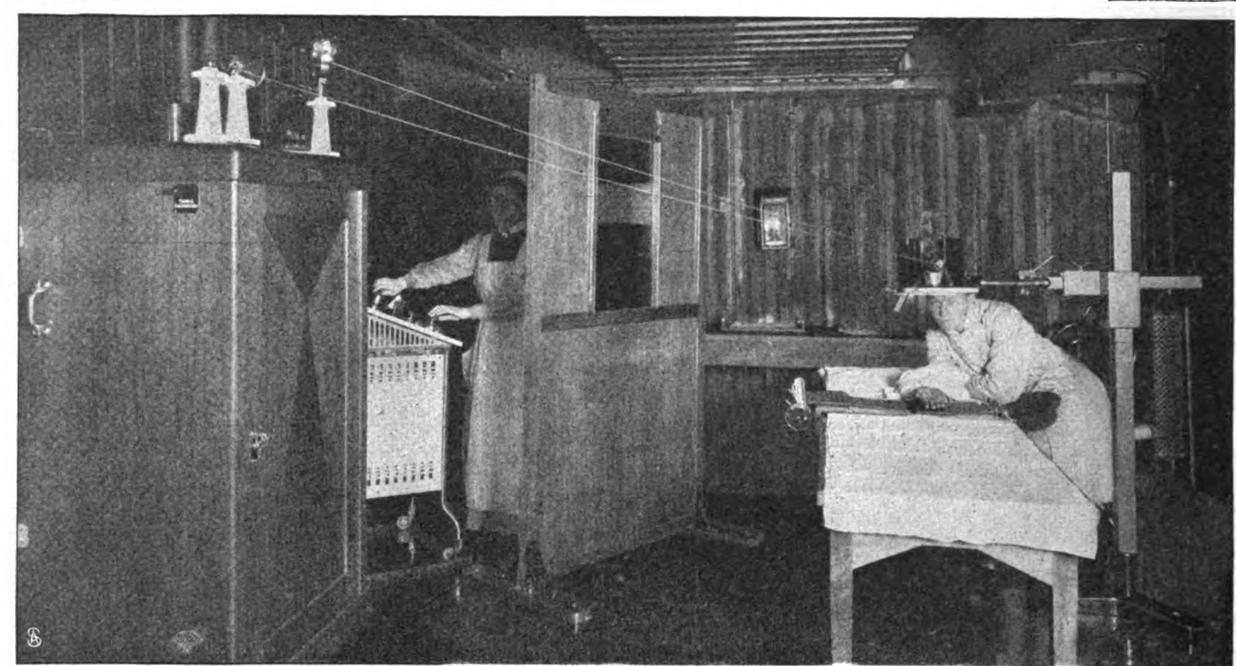


2. Krankensaal für Mannschaften.

Als Hilfslazarettschiffe verwendet man kleinere, gut manövrierfähige Dampfer, die ebenso längsseit der Kriegsschiffe wie an den Landungsbrücken der Hafenorte zu unmittelbarer Uebernahme oder Abgabe Verwundeter anlegen können. Modernen hygienischen Anforderungen entsprechende Heizungs-, Lüftungs-, Beleuchtungsanlagen sind natürlich Vorbedingung. Die Ausstattung mit ärztlichen Hilfsmitteln und Personal (2 Aerzte) kann in Rücksicht auf die nur kurz dauernde Aufnahme Kranker knapp gehalten sein. Die Bettenzahl schwankt zwischen 50 und 100. — Die Lazarettschiffe im engeren Sinn bemißt man auf etwa 5000 bis 6000 Tonnen Wasserverdrängung. Zu fordern sind gute Seeeigenschaften, ausreichende Geschwindigkeit, um einer mo-



3. Raum für Unteroffiziere und freiwillige Krankenpfleger.

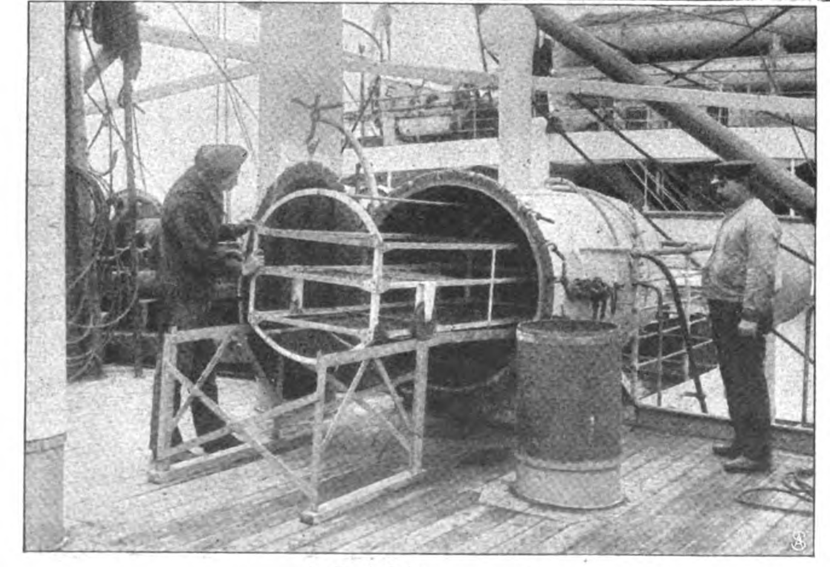


4. **Röntgenraum.**

dernen Flotte folgen zu können, und Ausgestattetsein mit allem hygienischen Komfort neuzeitlicher überseeischer Personenverkehrsdampfer. Ein für seinen Sonderzweck von vornherein erbautes Lazarettschiff hat es anscheinend bisher noch nicht gegeben. Der von der englischen Admiralität vor einigen Jahren geplante Bau eines solchen soll noch unvollendet sein. Die Marinen begnügen sich also mit Lazarettschiffen, die durch Umwandlung geeigneter Handelsdampfer gewonnen sind. Auch unsere Marine hat anläßlich der Mobilmachung neben sieben Hilfslazarettschiffen sechs Handelschiffe zu Lazarettschiffen mit je 300 Betten nach vorher in allen Einzelheiten festgelegten Plänen und mit bereitgestellter Einrichtung umgestaltet. Das so innerhalb von Tagen verwendungsbereit gemachte Schiff zeigt dann schon äußerlich seinen veränderten Charakter. Es trägt entsprechend den Abmachungen der 2. Haager Konferenz einen weißen Anstrich mit wagerecht laufendem, $1\frac{1}{2}$ Meter breitem Streifen von grüner Farbe bei militärischen Lazarettschiffen, von roter bei solchen, die von Hilfsgesellschaften oder Privatpersonen ausgerüstet sind. Neben der Nationalflagge führt es die Genfer Flagge (Abb. 1).



5. **Apotheke.**

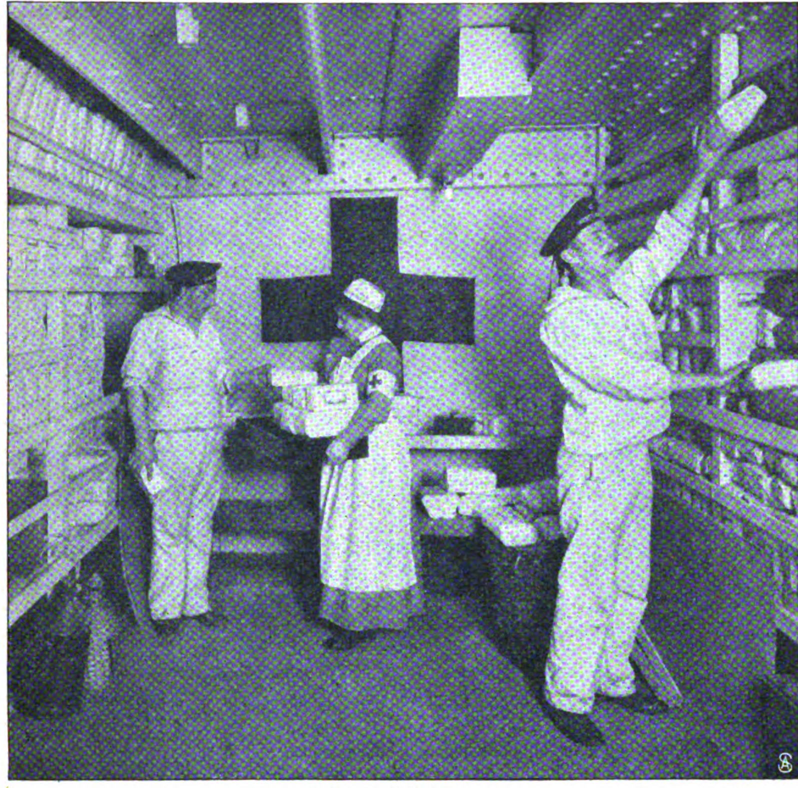


6. **Desinfektionsapparat.**

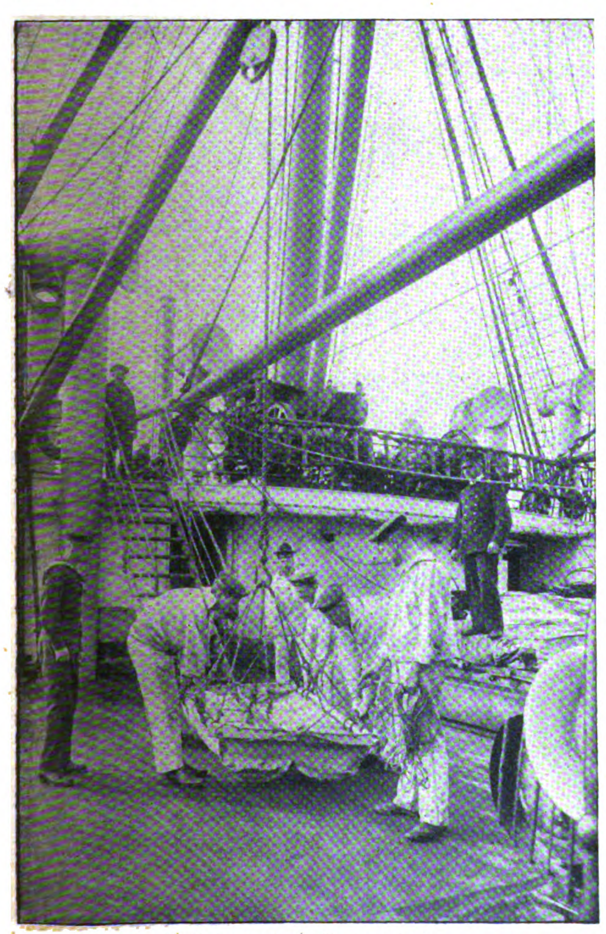
Der Grundstock seiner inneren Einrichtung sind die Krankensäle, die sich gewöhnlich in zwei oberen Decks über die ganze Schiffsbreite erstrecken, wobei ein

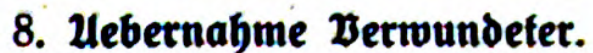


Mindest-Luftraum von 15 Kubikmeter für jeden Kranken vorgeschrieben ist. Die Bettstellen müssen in Rücksicht auf die Schiffsbewegungen befestigt sein, in der Art, wie sie Abb. 2 zeigt, oder sie sind beweglich zwischen zwei fest im Deck verschraubten Eisenständern als sogenannte Schwingekojen aufgehängt. Kleinere Krankenräume mit weniger Lagerstellen sind für Infektionskranke, Geisteskranke, Schwerkranke anderer Art, kranke Offiziere usw. vorgesehen. Einem weiteren Hauptersordernis entsprechen die zumeist im Oberdeck hell und luftig gelegenen Operationssäle mit Nebenräumen für Narkose, Verbandwechsel usw. Den unentbehrlichen Röntgenraum zeigt Abbild. 4. Die hohe Bedeutung, die die zahnärztliche Behandlung für Kieferverletzungen gewonnen hat, erfordert Raum und Ausrüstung für dieses Sondergebiet. Der Abteilung für innere Krankheiten, die von der für chirurgische Fälle und meist auch von einer solchen für Haut- sowie Augen- und Ohrenkranke getrennt zu sein pflegt, ist gewöhnlich die Apo-

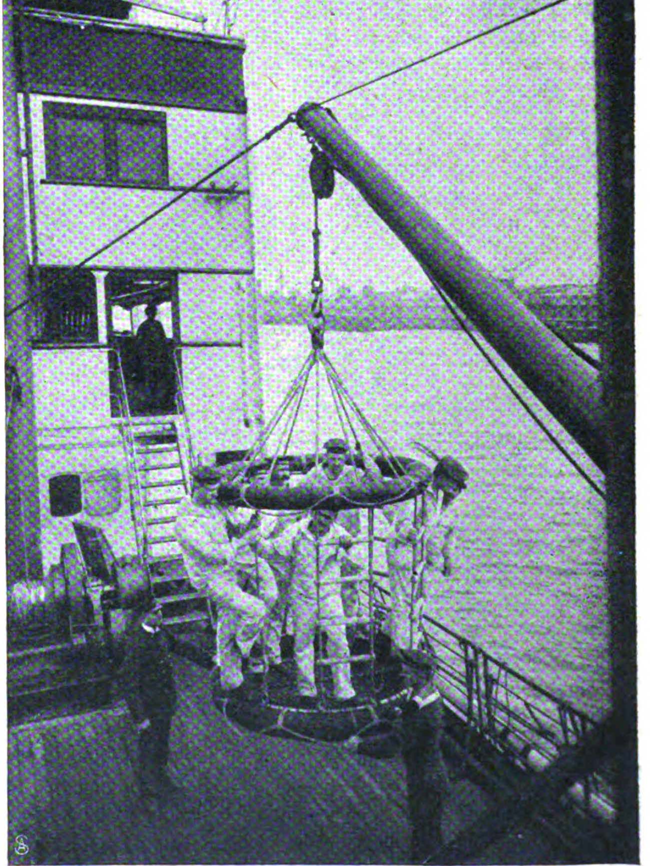


7. Verbandstoffraum.





8. Uebernahme Verwundeter.



9. Rettungsapparat.

theke (Abb. 5) angegliedert, ebenso ein Raum für elektrische Behandlung, medizinische Bäder und dergleichen. Daß jede Krankenabteilung über Wasch-, Bade- und Klosetteinrichtungen verfügt, bedarf kaum der Erwähnung. Laboratorien für bakteriologische, chemische und pathologisch-anatomische Arbeiten schließen sich an die Räumlichkeiten für Kranke mit übertragbaren Leiden an. Hauptsächlich in Rücksicht auf diese Infektionsabteilung muß eine Desinfektionsanlage (Abb. 6) an Bord sein. Ausreichende Küchen- nebst Proviant- und Kühlräumen dürfen ebensowenig fehlen wie eine Wasch- und Plättanstalt, ferner Werkstätten zur Ausbesserung von ärztlichen Geräten, von Krankenkleidung und endlich Vorratsräume für Verbandmittel (Abb. 7), Arzneien und anderes. Je eine Bücherei sorgt für Unterhaltung der Kranken und dient wissenschaftlicher Belehrung der Aerzte.

Von großer Bedeutung für alle Lazarettschiffe sind bequem arbeitende Krankentransporteinrichtungen, wie deren eine mit der sogenannten Doppeltrage Abb. 8 zeigt. Im Schiffsinnern vermitteln Fahrstühle den Verkehr. Der Rettung Schiffbrüchiger dienen besondere Apparate, wie solchen Abb. 9 veranschaulicht.

Zum Personal der Lazarettschiffe gehören in der Regel ein Oberstabsarzt als Chefarzt, je drei Stabs- und Assistenzärzte als leitende bzw. helfende Aerzte der Hauptkrankenabteilungen, ferner ein Apotheker und eventuell ein Zahnarzt, endlich Sanitätsmannschaften der Marine und freiwillige Krankenpfleger vom Roten Kreuz (Abb. 3). Schiffsführung und seemännischer Dienst bleiben in den Händen des Zivilkapitäns und seiner Mannschaft.

So hat sich — wie auch die im Reichstagsgebäude, Berlin, gebotene „Ausstellung für Kranken- und Verwundetenfürsorge im Kriege" erkennen läßt — das Lazarettschiffwesen aus kümmerlichen Anfängen zu einem gut durchgearbeiteten unentbehrlichen Glied in der Kette der Kriegssanitätseinrichtungen der Marine entwickelt zum Heil für die im Seekampf verwundeten Söhne unseres Volks.

10. Kabine eines Arztes.

Die sieben Briefe des Fähnrichs.

Von Ellyn Karin.

September 1914.

Liebe Base Davide!

Ausmarsch — Schützengraben, dann tagelange Märsche... Man gewöhnt sich an das Pfeifen der Kugeln, wird gleichgültig beim Ansausen der Schrapnelle.

Ihr sollt keine Angst haben, Davide. Angst ist etwas ganz Törichtes, Kindhaftes. Hättest Du mitansehen können, wie unser Heer in Brüssel einzog — alle Angst, alles Bangen wäre in Freude und sieghafte Zuversicht gewandelt gewesen.

Wie ein Strom von Stahl, grau — stark, unüberwindbar, kam es daher. Funken sprühten auf unter unseren Füßen. Glühend leuchtete es auf unter den stampfenden Hufen der Pferde.

Wir zogen durch alte, geheimnisvoll stille, schöne Straßen. Wir sahen Häuser mit ganzen Fronten von Fenstern. Türme und Brunnen traten schemenhaft aus dem Nebel heraus. Und alles war wie ausgestorben. Still. Tot. Nie werde ich diesen Abend vergessen können. Die Infanteristen sangen: „Lieb Vaterland". — Und Ihr sollt auch ruhig sein zu Hause! Ihr sollt Euch keinen Kummer machen. Nicht einmal dann, wenn wir draußen bleiben und ein Helm auf einem frischen Erdhügel glitzert.

War nicht ein Ahne schon 1694 Feldprediger im Bünauschen Reiterregiment in Brabant und Flandern? Führen wir nicht eine Palme im Wappen? Bedeutet das nicht Sieg? Nun also. Wir wollen und wir werden siegen! Ich grüße Euch alle von ganzem Herzen. Seid fröhlich mit meiner Mutter. Ich nehme Deine lieben Hände und lege eine ganze Menge Küsse hinein. Halte sie fest — liebe Davide.

Dein getreuer Vetter Horst.

Oktober 1914.

Liebe Davide!

Wir leben hier in einer unterirdischen Stadt. Weit verzweigt laufen diese verschalten, gestützten Untererdstraßen. Unser Hauptmann hat zum Beispiel ein ganz famoses Gelaß. Die Mannschaft hat dafür gesorgt, daß er alle Bequemlichkeit hat. Aus einem in der Nähe stehenden Schloß brachten sie Bett, Spiegel, Teppich, Waschtisch und Tische herbei. Sogar eine uralte Kuckucksuhr haben sie auf einem Pfosten angehängt. Die ruft nun alle Stunden ihr Kuckuck — Kuckuck!

Überhaupt, Davide, es ist die reine Freude, welch geschickte Kerle es unter unseren Soldaten gibt.

Wenn man oft solch einen alten Miesepeter und Schwarzseher über den Untergang des Handwerks jammern und klagen hört und vernimmt, daß alles brach und

daniederliegt — da könnte einem ja wund und weh zumute werden.

Aber wenn man das erlebt, was unsere braven deutschen Soldaten alles zu leisten imstande sind, braucht man keine Bange um das deutsche Handwerk zu haben!

Wie da alles forsch und zielbewußt in Angriff genommen wird! Wie da alles klappt und paßt, wie einer mit dem andern wetteifert, sein Bestes leisten zu können, mit welchem Feuereifer die Burschen bei ihrer Arbeit sind — wie ehrlich sie arbeiten, und welches Können sie intus haben — da wird das gute, alte Sprichwort „Handwerk hat einen goldnen Boden“ immer noch seinen hellen, reinen Glanz behalten.

Ich bin bei einem Buchhändler einquartiert. Es ist ein altes, flämisches Haus mit allem Zauber erbangesessener Urvätergemütlichkeit.

Müde war ich zum Umfallen — aber da ließ es mir keine Ruhe. Ich mußte Umschau halten unter diesen alten Schmökern. Der Mann hat wahre Schätze an wertvollen Drucken, Erstausgaben — na, ich sage Dir, liebste De, mein Herz sprang nur so mitten in diese Herrlichkeiten hinein und wollte kein Ende finden mit Ansehen und Genießen.

Der alte Herr ist ein kugelrundes Männeken von bewunderungswürdiger Gelenkigkeit und Fertigkeit, seine Leiter auf und ab zu klettern. Alles ist rund an ihm, Schädelform, Augen, Mund, Nasenlöcher und Ohrmuscheln. Er spricht Deutsch, kennt alle bedeutenden großen Bibliotheken, schwärmt insbesondere für die des Alten Fritz in Potsdam.

Ich hatte ihn französisch angesprochen. Er antwortete flämisch. Die Leute hier sind verbittert gegen Frankreich, sie hassen England.

„Hier gibt es große Kaufherren, mein Herr, aber keine kleinlichen Krämer“, sagte er, und ein herber, kummervoller Zug zeigte sich in dem festen, runden Altmannsgesicht.

Bist du zufrieden mit diesem Brief? Er redet nichts vom Krieg. Aber mitten im Krieg drängen sich Dinge des tiefsten Friedens, der Ruhe und Kunstgelehrsamkeit auf. Wer weiß? Morgen schon taucht alles wieder unter.

Schreibe bald. Und viel, liebste De —

Deinem Horst.

Oktober 1914.

Liebe, liebe De!

Aus Deinem und Mutters Briefen — ich erhielt gleich fünf auf einmal — spricht soviel Angst und Kummer, daß man ernstlich böse werden könnte.

Wir haben hier bei unserer Eskadron einen Mann, der Jossel Rosmarin heißt, seines bürgerlichen Zeichens Verkäufer in einem Viktualiengeschäft ist — und der sagte: „Wen's trefft — den trefft's!“

So denkt jeder. Oder vielmehr — so hat man gedacht! Geht's mal so recht drunter und drüber — hat man keine Zeit mehr, Philosophien über Leben und Tod durchzudenken.

Übrigens: den Jossel Rosmarin lege ich Dir für kommende Zeiten — natürlich bildlich gesprochen — ans Herz. Er ist ein prächtiger Kerl. Gutmütig, hilfsbereit, dabei von einem unversiegbaren Humor. Ein Kerl wie von Stahl und Eisen. Also: Wenn der Jossel Rosmarin einmal bei Dir anklopft — da nimmst Du ihn hausfraulich und gut auf. Nicht wahr?

In einer Stunde sitzen wir wieder zu Pferde!

Meine Liebste, sei ruhig. So wie ich es bin.

Dein getreuer Horst.

November 1914.

Liebling!

Wir halten Rast in einer alten Barockkirche. Stroh ist auf den Steinfliesen — und wer eine Bank erwischt hat, ist ein Krösus. Es ist eiskalt. „Unser Jossel“ — so heißt er jetzt allgemein — hat aus zwei Bänken und Brettern, die er sich irgendwoher aus dem Dorf geholt hatte — einen Tisch zurechtgemacht. Immer finde ich von ihm eine Extra-Aufmerksamkeit. Heute lag eine halb erfrorene, weiße Rose, bereift, mit braunen Blättern, neben meinem Teller. Er hat sie beim „Vorübergehn“ für mich über einen Zaun gelangt.

Hier — Du sollst sie haben. Ich küsse sie, und sie wird Dir diese Küsse bringen. Wenn wir wieder zusammen sind, werden wir sie gemeinsam betrachten.

Ich umarme Dich. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sicher, wie zuversichtlich mein Herz ist.

Dein Horst.

November 1914.

Liebe Liebste!

Mir fällt Verschiedenes ein, das ich hier festlegen möchte. Sollte einmal Jossel Rosmarin bei Euch vorsprechen, so sorge, daß Onkel Christoph ihn in der Fabrik anstellt. Er ist außerordentlich verwendbar. Und er ist ein treuer, anhänglicher Mensch.

Zweitens liegt in meinem Schreibsekretär links in dem Lädchen mit dem zersprungenen Elfenbeinknopf ein Brief mit der Adresse eines gewissen Fräulein Davide von Flabb. Dieser Brief ist nur für sie bestimmt.

Drittens sollst Du wissen, daß ich Dich liebe. Über alles. Über alle Welt und alles Zeitliche hinaus. In dieser Liebe lebe ich und sterbe ich, wenn es sein muß.

Dein Horst.

Heiliger Abend 1914.

Wir sind eingeschneit, geliebteste De! Tiefer, dichter, weißer Schnee ist um uns. Das Vorwärtskommen wird immer mühsamer. Aber heute mittag wurde Rast gemacht. Keiner war müde. Keiner traurig. In der Kirche ist Feldpoststation. Große Tische stehen, mit sortierten Paketen beladen, mitten im Schiff.

Wir sind in der Schule einquartiert. Denk Dir bloß, De, unser General hat für uns als Weihnachtsüberraschung einen riesigen Tannenbaum besorgen lassen. Es wurde den ganzen Nachmittag geschleppt, besorgt, aufgestellt, daß es nur seine Art hatte.

Am späten Nachmittag kamen noch drei Autos mit Liebesgaben. Um sechs war Bescherung. Ein braves Christkindl ist es schon, das deutsche! So reich und so liebevoll. —

Wie die Lichter sich in den Augen widerspiegelten.

Und Du, meine De! Wie soll ich Dir bloß danken?! Wie soll ich Worte, Ausdruck finden für das — das einziges Leben in mir ist. Ich bin bei Dir mit meinem ganzen Wesen und Sein. Ich komme mir oft gar nicht getrennt vor, weil ich so in meinem Denken und Sehnen in Dir aufgehe.

Nun halte ich allein und still mein eigentliches Weihnachtsfest. Ich habe Dein kleines Bäumchen mit den zwölf Lichtlein, deren jedes ein liebes, rotes Herzchen zeigt, vor mir. Die Erde aus Mutters Garten, die Du mir so treuherzig in das kleine Säckchen gegeben, habe ich geküßt. Und Dein Bild! Dein liebstes Bild! Davide, wie liebe ich Dich! Du, meine De, wird das einst ein glückhaftes Leben werden!

Bleib mir nur gut, meine De! Ich halte Dich an mein Herz. Hörst Du es klopfen? Ich küsse Dich heiß, voller Sehnsucht und Innigkeit. — Dein getreuer Horst.

Ende Dezember 1914.

Meine De!

Wir sind durch ein großes Dorf gekommen. Wir trafen Kameraden beim Austeilen von warmem Essen an die Bevölkerung.

Du kannst Dir keinen Begriff machen, welch Elend einem da entgegenschaute. Greise, Weibervolk und Kinder in Lumpen, erbarmungswürdig abgezehrt, mit scheuem Blick, vertrauenslos — ratlos — stumpfsinnig waren sie anzusehen. Ein Soldat saß auf einem umgestülpten Waschzober, hatte ein Kind auf den Knien und fütterte es. Dabei strich er ihm sachte über den verwirrten flämischen Lockenkopf. Vielleicht hat er auch solch einen Knirps zu Hause. . . .

Jetzt sind wir in einem verlassenen Schützengraben. Rechts ist ein verschneiter, struppig bewachsener Hügel.

Die ersten Salven werden abgefeuert. Knapp neben uns berstet ein Schrapnell in der grauen Winterluft. Jetzt gilt's, De — auf nachher — — — —

* * *

Davide von Flabb saß am Fenster — hatte die Hände im Schoß und schaute in den fallenden Schnee hinaus. So lange war kein Brief von Horst gekommen.

War ihr Weihnachtsbrief — war ihr Bild und das Kistchen an ihn gelangt? Nichts wußte sie. . . .

Sie konnte gar nicht mehr zu seiner Mutter gehen und diese stummen, fragenden Blicke ertragen.

Plötzlich tauchte ein Fuhrwerk aus dem Schneegewirbel auf . . . es hielt vor ihrem Garten.

Wer kam? Davide wagte nicht Atem zu holen. Endlich kam ein feldgrauer Mantel zum Vorschein — dann sprang ein Sanitätsoldat um den Wagen herum und half irgend jemand beim Aussteigen. Dann — dann humpelte ein großer, starker Soldat am Arm des Sanitäters den Gartenweg herauf.

Davide strich mit ihrer schmalen Hand ihr Haar zurück. Angst — Furcht — Hoffnung lebte auf in ihren großen, grauen Augen. Jossel Rosmarin, dachte sie.

Jossel — unser Jossel — der mir Nachricht von Horst bringt! Nun mußte sie sich halten. Blitzschnell rasten die Buchstabenbilder aus Horsts letztem Brief an ihrer Seele vorbei.

„Drittens sollst Du wissen, daß ich Dich liebe. Über alles. Über alle Welt und alles Zeitliche hinaus" . . .

Es klopfte. Das Mädchen meldete.

„Ich lasse bitten!" Da stand auch schon Jossel Rosmarin vor Davide von Flabb. Das Eiserne Kreuz war an seiner Brust. Er nestelte mit seiner Linken — die Rechte trug er in der Binde — in seiner Rocktasche. Er schaute auf die junge, schöne Davide, und dann zitterten seine Lippen. Stumm hielt er ihr zwei Briefe entgegen. Zerknittert waren sie, und der eine zeigte an einer Ecke eine verbrannte Stelle.

„Jossel Rosmarin . . . er — er — lebt nicht mehr" . . .

Da schluchzte Jossel auf und konnte nichts mehr sehen, weil die stürzenden Tränen alles Licht verlöscht hatten. . . .

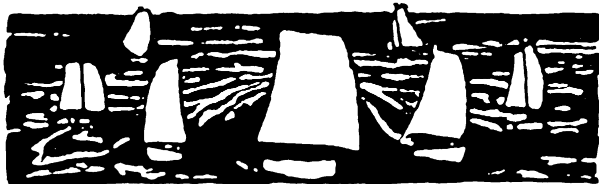
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 3. | Berlin, den 16. Januar 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 3.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

4. Januar.

Für die von den deutschen Truppen besetzten Gebietsteile von Russisch-Polen ist eine Zivilverwaltung eingesetzt worden. Zum Verwaltungchef ist der Regierungspräsident z. D. von Brandenstein ernannt.

Der türkische Generalstab meldet, daß es im Schwarzen Meer bei Sinope zu einem Zusammentreffen zwischen zwei türkischen Kreuzern und einem aus siebzehn Einheiten zusammengesetzten russischen Geschwader kam. Der Feind vermochte trotz seiner numerischen Ueberlegenheit nicht, die türkischen Schiffe zu beschädigen.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Anton v. Werner, der langjährige Direktor der Kgl. Akademischen Hochschule für die bildenden Künste, stirbt in Berlin (Portr. S. 88).

5. Januar.

In den Argonnen werden mehrere französische Vorstöße zurückgewiesen, ein französischer Angriff zwischen Steinbach und Uffholz (Elsaß) wurde im Bajonettkampf abgeschlagen.

In Ostpreußen und im nördlichen Polen ist die Lage unverändert. Die deutschen Angriffe östlich der Bzura machen Fortschritte, auch nordöstlich Bolimow drangen die Truppen östlich der Rawka vor.

6. Januar.

In Polen westlich der Weichsel stoßen die deutschen Truppen nach Fortnahme mehrerer feindlicher Stützpunkte bis zum Suchaabschnitt durch.

Vom westlichen Kriegschauplatz meldet der Generalstabsbericht: „Die Franzosen setzten gestern die planmäßige Beschießung der Orte hinter unserer Front fort; ob sie damit ihre eigenen Landsleute obdachlos machen oder töten, scheint ihnen gleichgültig zu sein; uns schadet die Beschießung wenig.“

Die türkischen Truppen besetzen Urmia.

7. Januar.

König Ludwig von Bayern vollendet sein 70. Lebensjahr.

Die russische Schwarzmeerflotte beschießt die offene Stadt Sinope.

Der französische Kriegsminister Millerand verläßt mit dem Personal des Ministeriums Bordeaux und begibt sich nach Paris.

8. Januar.

Ein Nachtangriff der Franzosen auf Oberburnhaupt im Elsaß scheitert.

Die in der Gegend von Aserbeidschan vordringenden türkischen Truppen besetzen Kotur.

9. Januar.

Auf dem nordwestlichen Kriegschauplatz erschwert wolkenbruchartiger Regen die Operationen. Bei Perthes (nördlich von Châlons), im Ostteil der Argonnen und bei Flirey erleiden die Franzosen schwere Verluste.

Der Schweizer Bundesrat beschließt, daß die Einfuhr von Getreide und Getreideprodukten für die Dauer des gegenwärtigen Krieges ausschließlich dem Bund vorbehalten sei.

10. Januar.

An der unteren Nida in Russisch-Polen gehen die Russen zum Angriff über und versuchen, an mehreren Stellen mit bedeutenderen Kräften die Flußniederung zu passieren. Sie werden unter starken Verlusten überall abgewiesen. Während dieser Infanterieangriffe tobte in den Nachbarabschnitten ein heftiger Geschützkampf, der mehrere Stunden hindurch anhielt.

11. Januar.

Englands Antwort auf die amerikanische Note wird veröffentlicht. Ihr Grundton ist ablehnend; sie weist die Anschauung, daß England den amerikanischen Handel verhindere, als ein Mißverständnis zurück.

Professor Arthur Kampf wird kommissarisch mit der Leitung der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste betraut.

Zeitgemäße Ratschläge für Kriegsverletzte.

Von Prof. Dr. Fritz König, Direktor der chirurgischen Klinik zu Marburg, z. Z. Oberstabsarzt u. beratender Chirurg des XI. A.-K.

Wer von uns Ärzten im August mithinausgezogen ist in den Krieg, so ruckartig herausgerissen aus der gewohnten Erscheinung seines täglichen Lebens, dem mußte unter den tausend Beobachtungen eine angenehm auffallen: die vollkommen veränderte Wertung von Krankheitzuständen. Die so beliebte Unterhaltung mit dem Arzt über mehr oder weniger eingebildete Krankheitsymptome verschwand, jeder hatte den Ehrgeiz, so gesund, so intakt wie möglich zu sein. Die Krankmeldungen der Soldaten waren fast immer begründet: manch einer unterdrückte Beschwerden, wie das ja jeder im Feld bis zu einem gewissen Grad tun wird. Und wer verletzt war durch einen der vielen, neben den Schuß- und Hiebverletzungen hergehenden Unfälle oder durch diese, der hatte den Wunsch, bald wieder zu genesen. Ich erinnere mich noch der Worte des ersten Schußverletzten, den ich sah, eines Kürassiers, der nur den einen Wunsch hatte, sobald als möglich wieder hinauszukommen an die Front.

Über vier Monate sind ins Land gegangen. Alle haben Schweres, viele Furchtbares erlebt. Und doch höre ich jetzt bei einer durch eigenen Unfall herbeigeführten Unterbrechung der Feldtätigkeit hier in der Heimat, daß auch jetzt der Wunsch, wieder in die Front

zurückzukehren, noch oft genug von unseren Tapferen geäußert wird.

Der Krieg ist, wie mein Lehrer von Bergmann sagte, eine „traumatische Epidemie“, die epidemieartige Häufung von Verletzungen. Vergleichen wir mit den soeben berührten Auffassungen unserer Kriegsverletzten die der Unfallverletzten aus den Friedenstagen, so ergibt sich ein großer Unterschied. Jedem Eingeweihten ist es bekannt, daß der Wunsch, sobald und so vollständig als möglich von der Verletzung geheilt zu werden, von der größeren Masse der Unfallverletzten der Friedenspraxis nicht geteilt wird. Wie sooft beklagt, erzieht die Unfallgesetzgebung schwächliche Krankheitsübertreibung; das ist durch das großartige Experiment des Krieges, in dem diese fehlt, glänzend erwiesen. Unfallverletzte, die ihre Beschwerden unterdrücken, sind im Frieden weiße Raben. Auch die Besten wollen oft wenigstens den Vorteil der Unfallversicherung ausnutzen; und viele sehen ihrer Heilung ohne wesentliches Interesse entgegen, weil sie hoffen, durch eine Rente der Notwendigkeit des Gelderwerbs mehr oder weniger enthoben zu sein. Mancher läßt in Gemütsruhe sein Bein amputieren im Bewußtsein kommender Unfallsentschädigung.

Die Frage ist natürlich schon aufgeworfen worden, ob und wie lange die Kriegsbegeisterung stark genug bleiben wird, um die Anschauungen unserer Kriegsverwundeten in so günstiger Weise zu beeinflussen. Bei manchen mag der kriegerische Sinn weicher werden, wenn er in den Heimatlazaretten die Güte sieht, die den Verwundeten, gottlob, entgegengebracht wird, die Freigebigkeit, die um so größer wird, je schwerer verstümmelt und bedürftiger der einzelne erscheint, und die manchmal, wie mir scheint, etwas zu üppige Unterbringung und Verpflegung. Mancher denkt vielleicht gar, daß er als Kriegsinvalide nicht nur reich entschädigt, sondern vielleicht noch wie als Gesunder berücksichtigt werden wird.

Man kann den Verwundeten in der Heimat nicht deutlich genug vorstellen, wie falsch eine solche Rechnung ist. Eine Rente kann nie die fehlende Arbeit ersetzen mit ihren inneren Werten: der Befriedigung, der nützlichen Ausfüllung der Zeit, der Erhaltung der geistigen und körperlichen Kräfte usw.

Bei jeder Verletzung hängt es zu einem guten Teil von der verständnisvollen Nachbehandlung und von dem Willen des einzelnen ab, wie weit die Folgen verschwinden. Es muß in jedem Einzelfall unser Bestreben sein, seelisch und körperlich dem Verletzten die Kräfte wiedererringen zu helfen. Krankliegen erschlafft; so kurz als möglich sei die Dauer der völligen Bettruhe bemessen. Natürlich, es gibt auch Fälle — Kopf-, Lungenverletzungen — bei denen wir den oft zu schneidigen Willen des Verwundeten hemmen sollen. Aber im ganzen soll das absolute Krankenlager möglichst kurz sein. Und wer länger liegen muß, der soll geistig, womöglich mit wirklich nötigen Arbeiten, beschäftigt, seine Glieder sollen, soweit erlaubt, bewegt, massiert werden. Nur kein langes, tatenloses Hindämmern! Sobald es die Wunden erlauben, sollen die Glieder aktiv und passiv bewegt werden; bei vielen ist die freie Bewegung an der Luft das beste und, wo es wirklich bald angeht, die Rückkehr zur Truppe. Denn hier tut die Bewegung, der Geist der Truppe das seinige, um die letzten Reste der Folgen bald verschwinden zu lassen.

Viele aber müssen länger im Lazarett bleiben und bedürfen nun besonderer, dauernder Aufmerksamkeit. Die Chirurgie hat seit dem letzten großen Krieg unseres Vaterlandes viel gewonnen. Bei richtiger Auswertung ihrer Lehren wird es von Amputierten — auf die wir weiterhin zu sprechen kommen — relativ viel weniger geben. Die Knochenbrüche, auch schwere Schußfrakturen, geben in zahlreichen Fällen nicht nur die Möglichkeit, das Glied zu erhalten, sondern es fast wiederherzustellen. Ich habe z. B. derartige, in der hiesigen Klinik erzielte wundervolle Heilungen bei schweren Oberschenkelschußfrakturen gesehen. Wenn man wegen eines durchschossenen Kniegelenkes nach 1866 sehr oft im Oberschenkel amputierte, 1870-71 die Gelenkenden heraussägte — resezierte — so daß das Bein verkürzt und steif wurde, so werden heute — wenn nicht besondere Gründe vorliegen — diese Verletzungen nach von Bergmanns genialem Vorgehen im Russisch-Türkischen Krieg ohne Operationen am Gelenk geheilt. Aber freilich, eine Gefahr besteht bei diesen Heilungen der Knochenbrüche, der Gelenkverletzungen, vielfacher anderer, z. B. eiternder Prozesse: die der Versteifung. Und ein versteiftes Gelenk setzt die Erwerbsfähigkeit unter allen Umständen herab.

Wie erreicht man auch hier schöne Erfolge, wie sie oben von den Oberschenkelverletzten geschildert wurden? Schon frühzeitig müssen sie darauf hingewiesen werden, daß es ihre Sorge sein wird, mit Willenskraft an das Mitarbeiten zu gehen. So früh, wie es nach unsern modernen Anschauungen erlaubt ist, müssen die Glieder, oft noch im Verband, bewegt werden. Der Verletzte soll auf die raschen Fortschritte anderer aufmerksam gemacht werden, dadurch wird der Ehrgeiz oft wunderbar angereizt. Von mediko-mechanischen Instituten ist soviel als möglich Gebrauch zu machen; das sind Räume mit Apparaten, an denen die Glieder teils passiv, teils aktiv zu Bewegungen gezwungen werden. Sinnvolle Konstruktionen einfachster Art, z. B. mit über Rollen gehenden Gewichten, können sie zur Not ersetzen. Freiübungen, Gymnastik, Bäder werden geübt.

Besonders aber möchte ich auf eine Einrichtung hinweisen, die wir hier in Marburg gemacht haben. Auf unser Ersuchen hat die Turngemeinde ihre leider so verwaisten Hallen geöffnet, hat der Vorstand sich zur Leitung von Übungen erboten. Und nun sind die Rekonvaleszenten, die noch Versteifungen, noch Muskelschwäche von ihren Verwundungen hatten, soweit es der Arzt für erlaubt hielt, zu Übungen geschickt. Unteroffiziere, einzelne aus den Mannschaften finden sich, die in den einzelnen Gruppen die Übungen leiten. Da werden Freiübungen gemacht, Stabturnen, Keulenschwingen, an den Ringen, am Barren wird gewissen Krankheitsresten entgegengewirkt. Natürlich müssen die Leistungen dem einzelnen angepaßt werden, aber ihr Nutzen ist unbestritten. Und er geht über die körperliche Übung hinaus. Dies deutsche Turnen, so ungeheuer weit bei uns verbreitet und in seinem erzieherischen Wert anerkannt, stählt die Energie wieder und ruft den straffen Geist wach, der unseren Soldaten im Feld eignet. Die Lust und Liebe an diesen Übungen ist ein ausgezeichneter Helfer, um die Verletzungsreste verschwinden zu lassen.

Wohl überall bei uns, wo Lazarette in der Heimat sind, werden auch Turngemeinden sein. Es würde, wie ich glaube, von großem Nutzen sein, wenn von diesen in ähnlicher Art wie bei uns weitgehender Gebrauch gemacht würde.

Auch die Leistungsfähigkeit der immerhin zahlreichen wahrhaft Verstümmelten oder Verkrüppelten aus diesem Krieg läßt größere Hoffnungen zu. Besonders bei den Amputierten arbeitet die moderne Chirurgie durch

Schnittführung und Nachbehandlung von vornherein auf die Funktionsfähigkeit hin, z. B. auf die Tragfähigkeit der Stümpfe, und die Technik der künstlichen Glieder ist außerordentlich verbessert. Wir haben im vorigen Jahr einem Mann beide Beine in Kniehöhe wegen Unfalls amputieren müssen; vor kurzem hat er das Lazarett in unserer Klinik besucht und alle durch seine Leistungsfähigkeit in Erstaunen gesetzt. Die Verwundeten, befragt, was ihm fehle, kamen nicht auf den Gedanken, daß er amputiert wäre. Nun, um das zu erreichen, muß der Amputierte auch die vorher betonte Willensenergie besitzen. Einzelne Virtuosen derart hat es immer gegeben. Im Sommer bereiste ein Mann auch unsere Klinik, dem schon als Knabe von 16 Jahren beide Vorderarme etwa am Ellbogen amputiert waren. Er war durch eigene Intelligenz darauf gekommen, sich ganz eigenartige Ersatzapparate zu konstruieren, machte — alles ohne Hände — andauernd Reisen, wobei er das Portemonnaie aus der Tasche zog, seine Fahrkarte erstand, Geld wechselte; er entnahm seiner Tasche eine Zigarre und zündete sie mit seinen eigenen Streichhölzern an, er schrieb mit eigener Feder, zog sich selbst aus und an, kurzum, war eigentlich zu allen Sachen zu brauchen. Solche Intelligenzen sollte man jetzt wohl im Auge behalten. Sie sind mit einem Worte Geld wert. Aber noch eine andere Anregung möchte ich geben. Der Reichtum, den Deutschland in langen Jahren des Friedens ansammeln konnte, hat bekanntlich Institute, die für Krüppel sorgen sollen, „Krüppelheime“, wie Pilze aus der Erde schießen lassen. Man gehe einmal hier in eine solche Anstalt und bewundere, wie so ein Mensch ohne Beine sich fortbewegt, oder was ein anderer, dem die Natur statt normaler Hände Stümpfe wie Flossen mitgegeben hat, alles zustande bringt; man bestaune die Fixigkeit, die Arbeitsfähigkeit Amputierter, besonders derer, die aus jungen Jahren, vielleicht schon aus der Kinderzeit, ihre Verkrüppelung haben und doch geschickte Handwerker geworden sind.

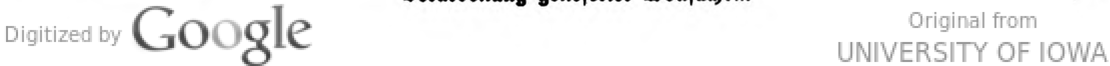
Das sind die geborenen Lehrer unserer Kriegskrüppel. Was sie können, können diese auch lernen, nämlich dadurch, daß sie bei ihnen in die Schule gehen. An ihrem Beispiel müssen sie erkennen, welche Tätigkeit sie noch am ehesten ausüben können; und im täglichen Zusammensein mit ihnen müssen sie sich ihre Geschicklichkeit zu eigen machen. Dazu gehört nicht mehr und nicht weniger, als daß die verstümmelten Kriegsinvaliden einige Monate in diesen Krüppelanstalten aufgenommen werden und unter Aufsicht die Fertigkeit jener Künstler sich aneignen. Für die Zukunft der einzelnen Verwundeten und damit im ganzen für unsere Volkskraft wäre dabei ganz gewiß manches zu gewinnen. In welcher Weise dieses Ziel erreicht werden könnte, das wäre zwischen der Militärverwaltung beziehungsweise den Lazaretten und Krüppelanstalten auszumachen; es sollte mich freuen, wenn diese Zeilen einen Versuch in der Richtung anregten.

Ein Wort über die „Reichswollwoche“.

Von Professor Dr. Faßbender, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses.

Bei dem mit der modernen Kampfesweise verbundenen wochenlangen Liegen in Geschützständen und Schützengräben beansprucht der Kälteschutz der Truppen eine erhöhte Aufmerksamkeit. Alle Maßnahmen, die der Wärmehaltung des Körpers zu dienen geeignet erscheinen, besitzen daher in dem gegenwärtigen Krieg eine außerordentliche Bedeutung. Es wäre deshalb gewiß erwünscht, daß Kenntnisse, wie sie ein kleines,





Verarbeitung gelieferter Wollsachen. Phot. Groß.



1. Männerhose als Unterhose. 2. und 4. **Westen und Jacketts.** 3. **Decke aus kleinen Stoffteilen.**

mir vorliegendes Büchlein mit Winken und Ratschlägen für die durch größere Zuführung von Sauerstoff in das Blut und beschleunigteren Blutumlauf im Körper bewirkte Wärmehaltung bietet, unter den Soldaten möglichst verbreitet würden. Es wird darüber den Truppen aber auch regelmäßig Unterricht erteilt. Aber keine Maßnahmen können das Bedürfnis nach warmer Kleidung hinfällig machen. Deshalb hat die Tätigkeit des „Kriegsausschusses für warme Unterkleidung", welcher eine Ergänzung der durch die Heeresverwaltung zum Schutze gegen die Kälte bewirkten Ausstattung der Truppen auf dem Weg der freien Liebestätigkeit erstrebt, ihre volle Berechtigung. Gewiß sorgt die Heeresverwaltung in mustergültiger Weise für die Bedürfnisse der Soldaten. Aber im Krieg unterliegen die Sachen einem schnelleren Verschleiß, als vorauszusehen, auch manche Sachen gehen verloren. Und so darf es wohl nicht als überflüssig bezeichnet werden, wenn bis zum 31. Dezember 1914 von dem Kriegsausschuß nach oberflächlicher Schätzung nach dem östlichen und westlichen Kriegschauplatz gesandt werden konnten: Socken 227,028 Paar, Pulswärmer 59,118 Paar, Leibbinden 142,712 Stück, Kopfschützer 18,991 Stück, Unterhosen 52,516 Stück, Unterhemden 49,394 Stück, Unterjacken 12,881 Stück, Fußlappen 5947 Paar, Brust- und Lungenschützer, auch solche mit Fell, 16,403 Stück, Decken 109,345 Stück, Felleibbinden 49,590 Stück, Handschuhe 16,416 Paar, Kniewärmer 5635 Paar, Schals 76 Stück, Ohrenschützer 741 Paar, Westen 1831 Stück, Mäntel 154 Stück, Pelze und Pelzjacken 15 Stück, Baschliks 100 Stück.

Auf Anregung dieses Kriegsausschusses soll nun unter wärmster Billigung Ihrer Majestät der Kaiserin, deren Wünschen der Kriegsausschuß überhaupt sein Dasein verdankt, und mit grundsätzlicher Unterstützung der Regierungen sämtlicher deutschen Bundesstaaten sowie des Statthalters der Reichslande, in der Zeit vom 18. bis 24. Januar eine sogenannte „Reichswollwoche" veranstaltet werden. Entsprechend den Grundsätzen sorglicher Sparsamkeit, wie sie die Kriegszeit allen Staatsbürgern als patriotische Pflicht auferlegt, soll doch mit der Wolle, wie mit dem Getreide, haushälterisch umgegangen werden. Es ist deshalb in Aussicht genommen, auf dem Weg der Sammlung aller in den Familien vorhandenen überflüssigen warmen Sachen Gegenstände zu beschaffen, welche dem Kälteschutz der Truppen zu dienen geeignet erscheinen, ohne daß dadurch unsere Rohwollbestände in Anspruch genommen werden müssen. Aus demselben Gedanken berechtigter Sparsamkeit heraus strebt ja auch das Kriegsministerium mit allen Kräften danach, daß die gebrauchten Sachen bei den Truppen im Felde sorgsam gesammelt und nach Deutschland zurückgesandt werden, um hier wieder gereinigt und in gebrauchsfähigen Zustand übergeführt zu werden. Nicht als ob ein beängstigender Mangel an Wolle in Aussicht stände. Nein, anders handeln, wäre Verschwendung — auch in Friedenzeiten.

In einer unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Dr. Drews aus dem preußischen Ministerium des Innern abgehaltenen Besprechung, bei der außer dem Kabinettsrat Ihrer Majestät der Kaiserin, Freiherrn von Spitzemberg, die beteiligten Reichsämter und preußischen Ministerien sowie fast sämtliche Bundesregierungen vertreten waren, wurde die Frage eingehend erörtert: was zum beregten Zweck zu sammeln sei und wie das Gesammelte sich zweckmäßig verarbeiten lasse. Alle Hausfrauen im ganzen Deutschen Reich werden demnach gebeten, in Schränken und Truhen sorgfältig nachzusehen, nicht allein, ob dort entbehrliche Keidungstücke, sondern auch, ob Stoffstücke (Lappen und Flicken — natür-

lich nicht zu klein, mindestens von der Größe einer Hand —) oder irgendwelche Decken, Portieren oder Vorlegemuster aus Geschäften oder auch Pelzreste sich vorfinden.

Wohl nur ein kleiner Teil der Sachen wird sich in der vorhandenen Form für die Soldaten verwenden lassen. Die meisten werden eine Umarbeitung erfordern. Die beigefügten Abbildungen geben ein Bild des Werdens der Dinge. Sehr dankenswert ist natürlich, wenn die Hausfrauen die Umarbeitung der Gegenstände, wie sie sich zum Gebrauch der Truppen eignen, selbst schon vornehmen. Es können sich ja eine Reihe Damen zusammentun, welche die in ihren Haushaltungen vorhandenen Sachen in einer Nähvereinigung verarbeiten. Oder man kann arbeitslose und unterstützungsbedürftige Heimarbeiterinnen damit beschäftigen. Die Abb. auf S. 75 gewährt einen Einblick in eine aus der Not der Zeit entstandene Arbeitstube ostpreußischer Flüchtlinge, welche mit der Herrichtung solcher Bekleidungsgegenstände beschäftigt sind.

Die folgenden Abbildungen zeigen, wie sich die einzelnen Gegenstände nach der Auffassung und dem Wunsche des „Kriegsausschusses für warme Unterkleidung“ verarbeiten lassen und für die Zwecke des Heeres nutzbare Verwendung gestatten. Aus der Abbildung 1 sehen wir, daß Männerhosen als Unterhosen für Militär dadurch sich umgestalten lassen, daß an der unteren Hosennaht ungefähr 15 Zentimeter aufgetrennt werden, der dadurch geschaffene Schlitz eine feste Verriegelung erfährt und, mit starken Bindebändern versehen, die Möglichkeit bietet, über dem Fuß fest verschnürt zu werden. Die Abbildungen 2 und 4 zeigen Westen und Jacketts, die einen ausgezeichneten Kälteschutz für den Oberkörper gewähren. Bei den Westen ist der Rücken warm abzufüttern und dabei darauf zu sehen, daß das Futter genügend weit heruntergeht, um die Nieren zu schützen. Weit ausgeschnittene Westen sind mit einem Brustlatz zu versehen. Ferner sind Ärmel bei den Westen anzusetzen, die auch, wie die Hosen, am unteren Ende einen Schlitz haben müssen von ungefähr sechs Zentimeter Länge, mit einem Knopfloch und zwei ungefähr drei Zentimeter voneinander entfernten Knöpfen, so daß auch hier zum Schutz gegen das Einströmen von kalter Luft eine enge Umschnürung des Knöchels möglich ist. Die Abbildung 3 zeigt eine aus kleinen Stoffteilen zusammengesetzte Decke von ungefähr zwei Meter Länge und 1.5 Meter Breite, mit andern Worten von solchem Umfang, daß ein großer Mann sich vollständig darin einwickeln kann. Es muß natürlich darauf geachtet werden, daß die hier zusammenzusetzenden Stoffstücke möglichst von gleicher Stärke sind.

Wer nicht selbst die Verarbeitung der in seinem Haushalt vorhandenen Sachen in vorbezeichneter Weise vornehmen will, kann dieselben auch in der Form abliefern, wie sie sich eben vorfinden. Die in allen Teilen des Reichs unter Leitung der Verwaltungsbehörden gebildeten örtlichen Kommissionen werden die Abholung, Sortierung, Reinigung (Desinfizierung) und Verarbeitung in die Hand nehmen. Was die Hausfrauen in jedem Fall selbst tun müssen, das ist das sorgfältige Nachsehen, ob sich zur Ablieferung geeignete Gegenstände auffinden lassen. Deshalb nochmals, deutsche Hausfrauen, frisch ans Werk, sammelt aus Schränken und Truhen, was ihr an Entbehrlichem nur finden könnt! Schnürt alles in Bündel, packt es in Säcke und haltet es zur Abholung für die Zeit der Reichswollwoche zwischen dem 18. und 24. Januar bereit!

Vermächtnis.

Ihr, die ihr nun zerbrochnen Herzens steht,
Weil euch der Sturm den Freudenkranz verweht,
Weil Frost auf euren Garten schwer gefallen —
Wer klagte nicht um eines Glückes Tod!
Denn was das Schwert nicht traf, zerschlug die Not.
Die Wut der Zeit macht Bettler aus uns allen.

Ihr sollt nicht weinen, Eisen ist die Zeit,
Zu dem ihr nur das Schmiedefeuer seid;
Ihr sollt euch glühend, leidend selbst verzehren,
Doch nicht erlöschen. Nicht vergossnes Blut,
Der Wunden lachen, das weist Heldenmut!
Der Toten heiter denken, heißt sie ehren.

In euch laßt die Gefallnen auferstehn;
Ihr sollt gleich ihnen unterm Kreuze gehn,
Das Leben lieben und mit Jauchzen sterben.
Dem Einst, das die zerschlagne Saat verhieß,
Der Pflicht, die frühverstorbene Kraft verließ,
Ihr Heimgebliebenen, werdet starke Erben!

Der Helden Geist pflanzt in der Jugend fort.
Nicht trauern, wirken sei das Losungswort,
Gewicht zu werfen in die Gotteswage.
Die eigne Qual verstumme vor der Pflicht,
Zu zeugen vor dem Weltgericht,
Daß deutsches Blut mit Recht der Menschheit Krone trage.

Charlotte Gräfin Rittberg.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

„Lau wie Limonade“ war die Rede, die Kriegsminister Lord Kitchener im englischen Oberhaus hielt. „Die Rekrutierung verläuft normal“, dieses schöne Bekenntnis bildete den Kernpunkt der Ausführungen, um den sich die Floskeln rankten.

Lieber Gott, selbst einem Mann wie Kitchener bleibt die beste Phrase im Hals stecken, wenn die unerbittliche Wirklichkeit das Konzept verdirbt. Man kämpft eben deutsche Soldaten nicht so leicht nieder wie etwa Mahdisten oder wilde Völker an der Grenze Indiens.

Man hat der Kriegsdebatte im englischen Oberhaus nicht nur in England selbst, sondern in der ganzen Welt mit um so größerer Spannung entgegengesehen, als man hoffte, die britische Regierung werde ein wenig



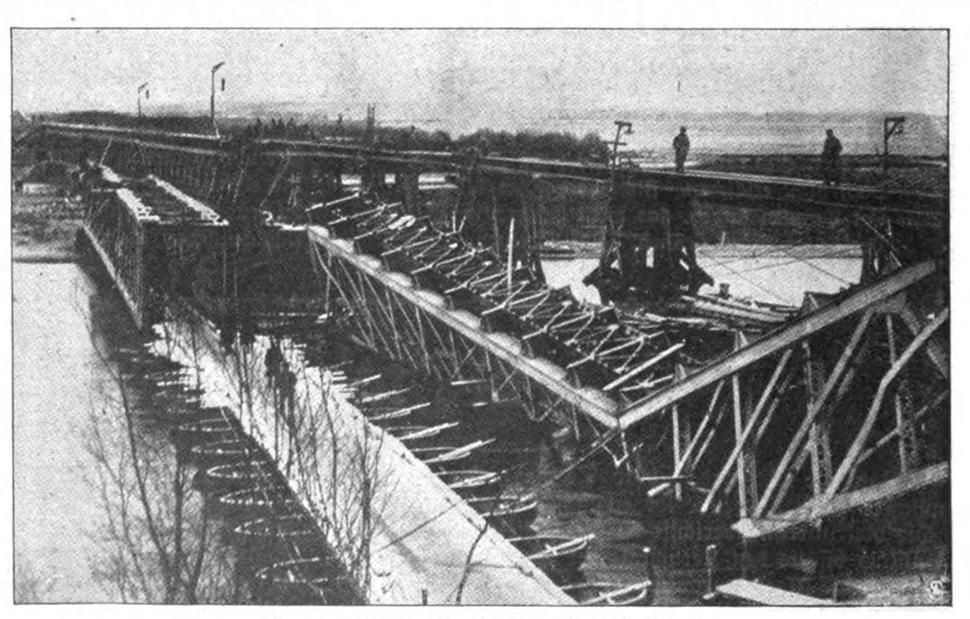
Die zerstörte Warthebrücke bei Sierads.

bezeichnen. Nimmt man die augenblickliche kriegerische Lage scharf unter die Lupe, dann beruht doch eigentlich die letzte Hoffnung der Verbündeten auf den Kitchenerschen Millionenheeren. In Frankreich und Rußland schöpfte man schon so gründlich aus dem Menschenreservoir, daß der Boden bedenklich durchscheint. Nun, England hat noch Leute, aber die fußballspielenden Jünglinge, die zur meerbefahrenden Nation gehören, können sich durchaus nicht zu dem kleinen Abstecher über den Kanal entschließen, um in den flandrischen Schützengräben den „verfluchten Deutschen" entgegenzutreten.

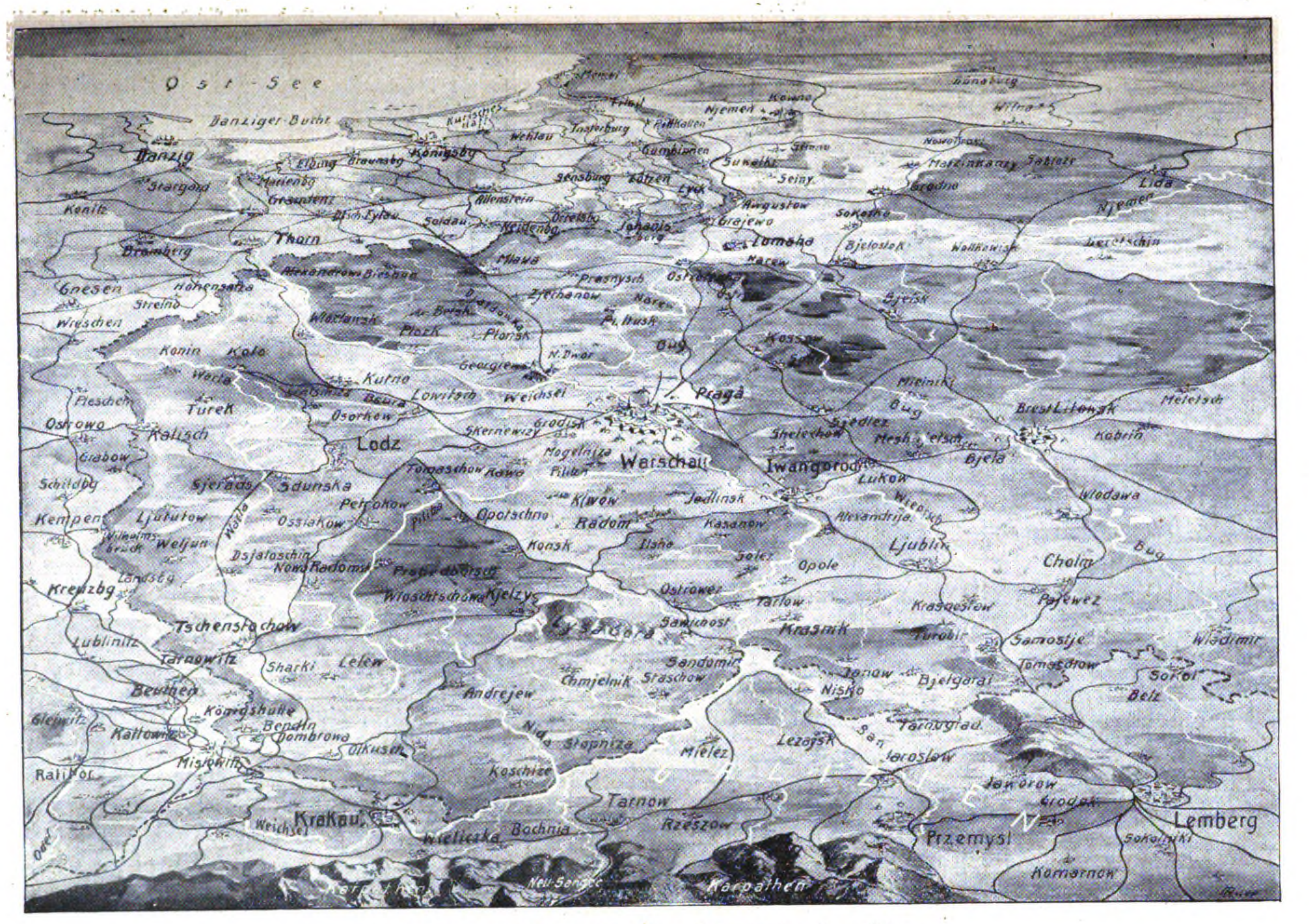
Nach dieser wenig imponierenden Rede Kitcheners wird wieder eine schöne Blüte vom Baum der Hoffnung, den Herr Poincaré in Frankreich hegt und pflegt, verwelkt zu Boden sinken!

Zur trefflichen Ergänzung mögen die Angaben dienen, die kürzlich über die Verluste der russischen und französischen Heere verbreitet wurden. Da die Berichte aus den feindlichen Staaten selbst stammen, so darf man annehmen, daß sie wahrlich nicht an Uebertreibung kranken, vielmehr noch recht schön gefärbt sind. „Schön gefärbt" erscheint hier als Paradoxon, aber man weiß ja aus den gegnerischen Kriegsberichten zur Genüge, wie die Retusche gehandhabt und der Hintergrund in rosige Lichter getaucht wird.

Zunächst wird aus Petersburg gemeldet, daß die Einziehung der zwei letzten Jahrgänge der russischen Reichswehren (Landsturm) verfügt sei. Also: das letzte Aufgebot tritt unter die Fahnen. Das ist erklärlich, wenn den Schleier vom Bild von Sais der gewaltigen Neurekrutierung lüften, um das Volk ein Wunder von Organisation schauen zu lassen. Aber Herr Kitchener als Tempelwächter war unerbittlich. „Die Rekrutierung verläuft normal", das war die schmale, schmacklose Kost, die der Kriegsminister den hungrigen Hörern servierte. — Der Ausdruck „normal" hat den Vorzug, dehnbar zu sein wie eine Gummipuppe. Und da der Zudrang zu den Fahnen in Old England bisher nur tropfenweise geschah, so darf man den „normalen Fortgang" als „faul"



Die neue Brücke über die Warthe bei Sierads.



Karte vom östlichen Kriegsschauplatz aus der Vogelschau.

man den Gewährsmann des „Matin" vernimmt, der ungeniert verkündet, daß Rußland bisher an Toten und Verwundeten 1 Million 650,000 Mann verloren hat. Unsere Sache ist es, die Rechnung einigermaßen stimmend zu machen, indem wir die Gefangenen in Deutschland und Österreich hinzurechnen. Danach steht fest, daß die Zarenarmee mindestens zwei Millionen ihrer besten Soldaten eingebüßt hat!

Jeder Kommentar würde die Wirkung dieser Zahl, die in Lapidarschrift zu uns spricht, nur abschwächen.

Und nun kommen die französischen Verlustlisten, die die Heeresleitung schweren Herzens veröffentlicht. Danach liegen über eine halbe Million Verwundete in den Spitälern Frankreichs. Das ganze Land gleicht einem großen Lazarett, und noch immer nimmt der Zuzug kein Ende. — Es ist nicht schwer, aus diesen kurzen inhaltreichen Angaben weitere Rückschlüsse zu tun. In Deutschland befinden sich mehr als dreihunderttausend Kriegsgefangene. An Toten kann man 400,000 in Anschlag bringen, so daß der Gesamtverlust einschließlich der Verwundeten, die bei der Zählung in den Spitälern nicht zugegen waren, sondern in Privatpflege weilten, auf ein und eine Viertelmillion berechnet werden kann. — Wohin soll das führen, wenn England als Rettungsengel versagt? Darüber mögen sich die Auguren in London, Paris und Petersburg die Köpfe zerbrechen, wir senden fortgesetzt neue, wohlausgebildete, kampfesfreudige Scharen hinaus und trotzen dem Sturm, der uns entgegenbraust!

Auch in der weiteren Welt, die außerhalb des großen Kampfplatzes liegt, hat sich letzthin mancherlei verändert.

In Tokio ist die Volksstimmung in einer Weise umgeschlagen, daß ein Eingreifen der Japaner mit Truppen in Europa so gut wie ausgeschlossen erscheint. Die Enttäuschung hierüber hat besonders in Paris und Petersburg weite Kreise gezogen, wogegen man in London scheinbar froh ist, daß der Kettenhund, den man losließ, um Deutschland in die Beine zu fahren, auf dem eigenen Hof bleibt. Die Verbündeten haben sich ohnedies schon genug blamiert, als sie um die Hilfe Japans baten und dadurch die eigene Schwäche schonungslos entblößten.

Die Regierung in Japan geht sehr vorsichtig und folgerichtig vor. Sie vermied schon beim Sturm auf Tsingtau alle übertriebenen Härten und bemüht sich, den in Japan befindlichen Deutschen das Leben unter den jetzigen Umständen zu erleichtern. Fälle brutaler Übergriffe sind bisher nicht bekannt geworden. Aus alledem geht hervor, daß Japan seinen einstigen freundwilligen Lehrer und jetzigen Gegner nicht über Gebühr reizen will. — Wir selbst wissen, daß das alles wahrlich nicht aus Liebe zu uns geschieht, denn wenn auch nur ein Fünkchen Sentimentalität unter der Asche kühler Berechnung glühte, wehte in Ostasien noch immer die deutsche Flagge. Aber man brauchte den herrlichen Besitz, und man nahm ihn ohne Bedenken. Damit aber war es genug! Der Raubzug nach der Schantung-Halbinsel geschah nicht aus Haß gegen uns, aber noch weniger aus Liebe zu Rußland, England und Frankreich, er erschien der Regierung eine Notwendigkeit und das beseitigte alle Gewissensbedenken. An eine Entsendung japanischer Armeen ist somit, wie gesagt, nicht zu denken. Hat also der Dreiverband auf dieser Seite keine Seide gesponnen, so fängt das Gift englischen Einflusses um so intensiver an, in Portugal zu wirken. Schon hat die Regierung in Lissabon ein Verbot für alle im Lande ansässigen Deutschen erlassen, sich von den Wohnsitzen zu entfernen. Das ist eine Inhaftierung in milder Form. Weitere Unfreundlichkeiten werden folgen, bis zur offiziellen Kriegserklärung nur noch ein Schritt ist. Auch diese perfide Drahtzieherei Londons wird in das große Schuldbuch vermerkt und am Tage des Gerichts Herrn Grey als sein ureigenstes Werk präsentiert werden.

Auf den Kriegschauplätzen selbst traten große Ereignisse nicht ein. Dennoch müssen wir das glänzende Verhalten unserer Truppen in Frankreich, die allen Angriffen nicht nur trotzten, sondern auch Stellungen eroberten und zahlreiche Gefangenen machten, als des höchsten Lobes wert bezeichnen.

Und zumal im Osten kämpften wir uns von Abschnitt zu Abschnitt näher an das Herz Polens — Warschau — heran. Die Festung ist von einem erheblichen Teil der wohlhabenden Einwohnerschaft verlassen, dafür mußte sie viel Tausende unglücklicher Flüchtlinge aus der Umgebung aufnehmen, ein Zustand, der die Lage eines Waffenplatzes nicht gerade günstiger gestaltet. X.

Unsere Feldherren.

Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Unser Volk feiert in Generalfeldmarschall von Hindenburg den Helden, der den schweren Kampf gegen die russische Übermacht aufnahm und in einer Reihe glänzender Siege und Meisterzüge der Strategie den Beweis lieferte, daß die Zahl nicht entscheidend ist. Wie einst Feldmarschall Blücher unseren Vorfahren als die Verkörperung energischen und sieghaften Vorwärtsgehens erschien, so wird jetzt Feldmarschall Hindenburg in allen deutschen Gauen und weit darüber hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt, gepriesen und verehrt. Sein Bild zu besitzen, ist der Wunsch aller Kreise unseres Volkes. Dem in unserer heutigen Nummer zur Veröffentlichung gelangenden Bildnis liegt die neueste, erst vor wenigen Tagen gefertigte photographische Aufnahme zugrunde. Um das Bild allen Deutschen zugänglich zu machen, veranstaltet unser Verlag in derselben Weise, wie dies bei dem Bild unseres Kaisers in Felduniform geschehen ist, Sonderabdrucke als Kunstblätter. Es erscheint eine Volksausgabe in Tiefdruck, Bildgröße 40 : 28 cm, zum Preise von 1 M., eine große Luxusausgabe in Handpressen-Kupferdruck in gleicher Bildgröße zum Preise von 5 M., ferner eine kleine Luxusausgabe in Handpressen-Kupferdruck, Bildgröße 23 : 16,5 cm, zum Preise von 1 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftstellen entgegen. Das Bildnis unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz, das schon in vielen Auflagen hergestellt werden mußte, um dem Wunsch des Publikums nach seinem Besitz gerecht zu werden, ist in den gleichen Ausgaben auch weiterhin erhältlich.

Zur Vorgeschichte des Krieges läßt der Verlag August Scherl G. m. b. H. am 16. Januar zugleich mit Nummer 3 der „Illustrierten Wochenausgabe der Deutschen Kriegszeitung" eine Neuerscheinung ausgeben, die man als einen unentbehrlichen Nachtrag bezeichnen darf. Als Nummer 1 der „Kriegszeitung" erschien, waren die Kriegsereignisse in voller Entwicklung. Somit fehlte dem Gesamtbild, das diese illustrierte Chronik des Weltkrieges darbietet, das Anfangskapitel. Dem soll ein sechzehn Seiten starkes Ergänzungsheft abhelfen, das in Wort und Bild auf die Vorgeschichte des Krieges und die ersten Akte des großen Weltdramas zurückgreift und jedem, der unsere große Zeit als Kämpfer oder in der Heimat miterlebt, willkommen und wertvoll sein wird. Das Ergänzungsheft ist zum Preis von 20 Pf. durch alle Buchhandlungen, den Zeitungshandel und die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, zu beziehen. Porto u. Verpackung 10 Pf.

Nummer 3.

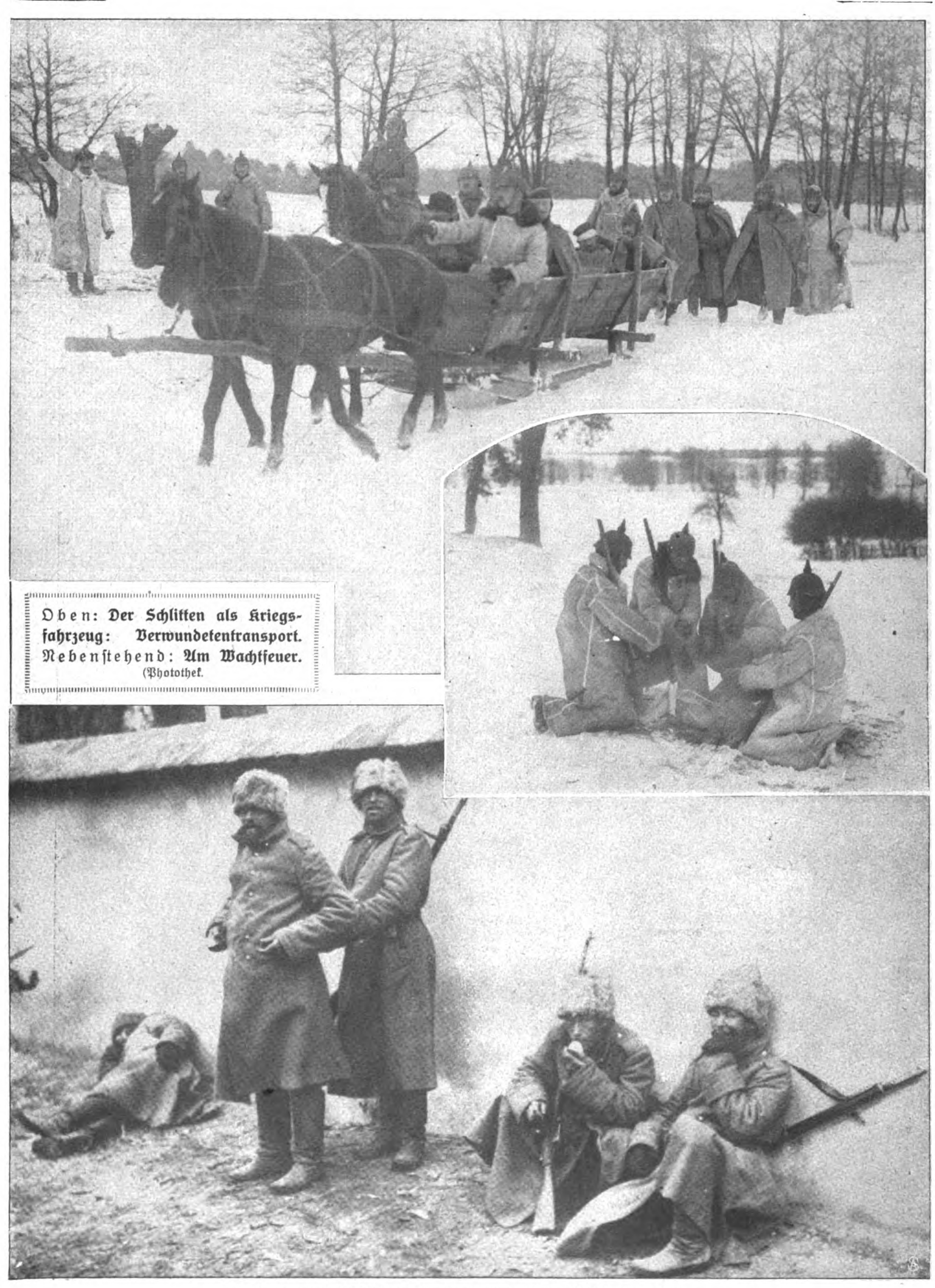
DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 81.



Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Im östlichen Hauptquartier von unserem Spezialphotographen für die „Woche“ aufgenommen.



Oben: Der Schlitten als Kriegsfahrzeug: Verwundetentransport. Nebenstehend: Am Wachtfeuer. (Photothek.)

Soldaten der sibirischen Regimenter in ihrer Winterausrüstung.

Krieg im Winter.



Phot. Gufchmann.

Mitglieder des freiwilligen Motorbootkorps mit ihrer Flottille in Flandern.



Phot. Gufchmann.

Aus Flandern: Aufräumungsarbeiten in Zeebrügge.



Phot. Minzloff.

Eine russische Kriegslist.

Dieses Floß haben die Russen aus Eisenbahnschwellen einer zerstörten Kleinbahn verfertigt und mit 14 angekleideten Strohpuppen und einer nachgebildeten Kanone besetzt. Sie ließen es den Memelstrom bei Ragnit in der Dämmerung hinabtreiben und verfolgten damit den Zweck, daß ihnen durch die darauf abgegebenen Schüsse die Stellung und Stärke unserer Feldwachen verraten werden würde. Diese List wurde aber rechtzeitig erkannt und mißlang daher.

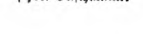


Phot. Gutschmann.

Soldaten als Höhlenbewohner.

In der Nähe von Laon gibt es so große Erdhöhlen, daß Hunderte von Soldaten darin Platz finden.





Phot. Gutschmann.

Erdhöhle bei Neuville als Offiziersquartier.

Vom westlichen Kriegschauplatz.





Phot. Gufchmann.

Eingang zu einem Minengang, der bis zu einem Meter vor die feindliche Stellung führt.



Phot. Gufchmann.

Soldaten an den Schießscharten in einem sehr gut ausgebauten Schützengraben.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Oesterreichisch-ungarische Truppen beim Brückenbau über den Dunajec.



In einem galizischen Ort: Verteilung von Essen an die Mannschaften.

Vom Kriegschauplatz in Galizien.



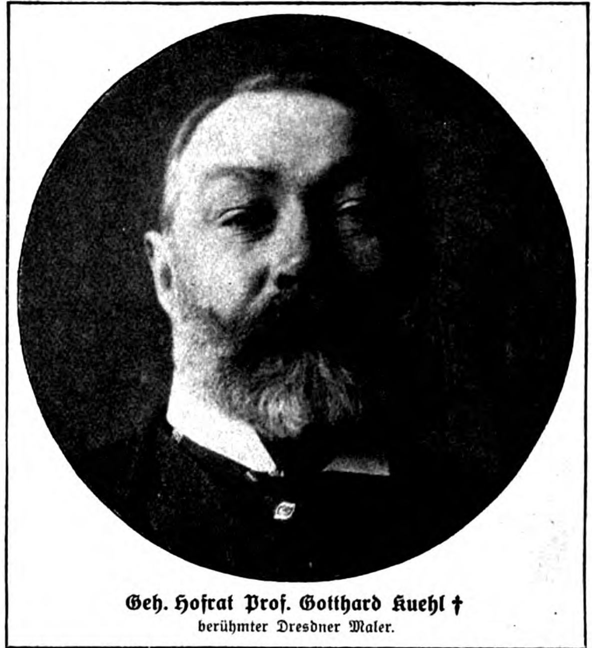


Hofphot. B. Brauchs, Gotha.

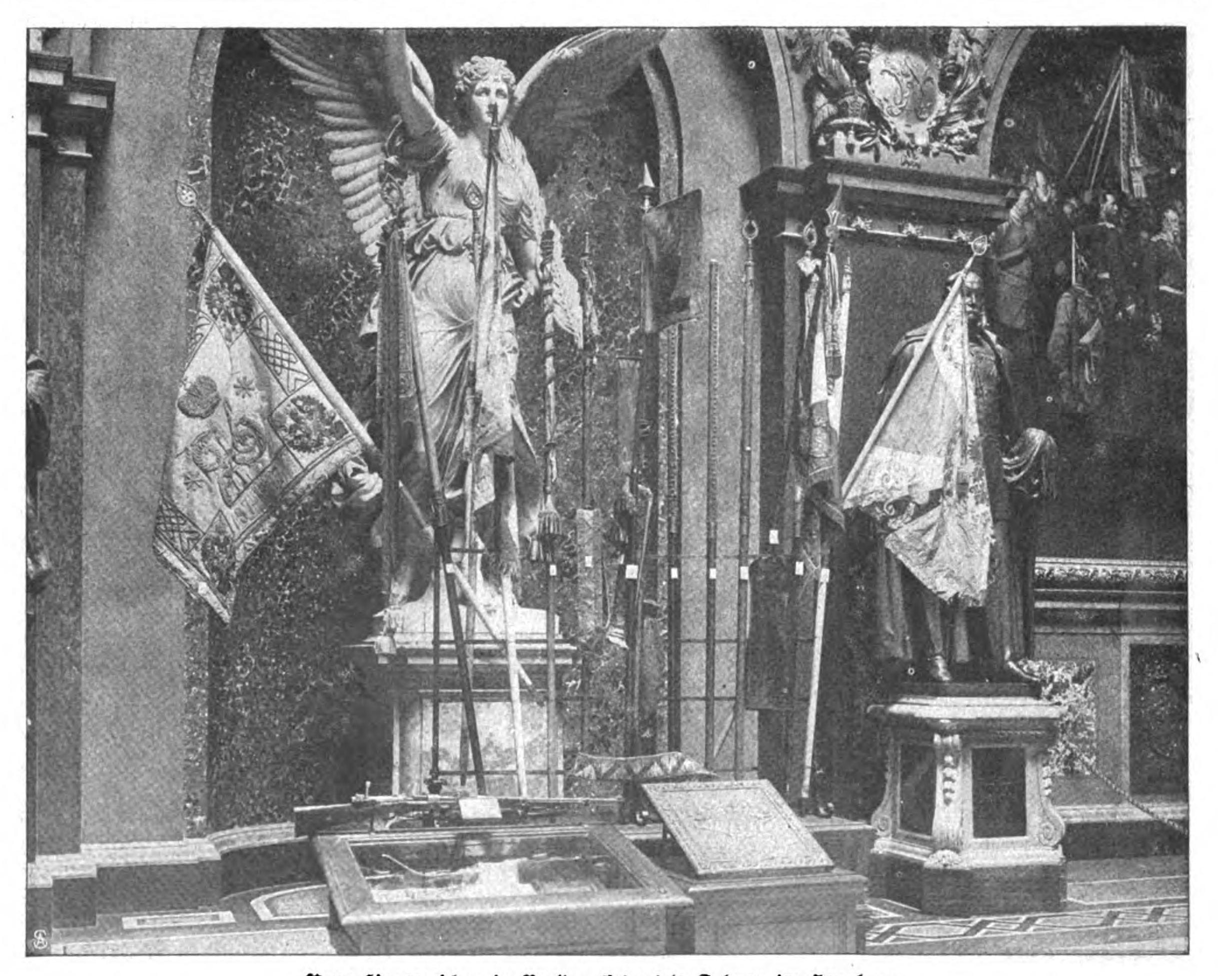
Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha (×) bei der Weihnachtsfeier im Lazarett „Schloß Friedrichstein.“



Wirkl. Geh. Rat Prof. Anton von Werner †
der langjährige Direktor der Kgl. Akadem. Hochschule in Berlin.



Geh. Hofrat Prof. Gotthard Kuehl †
berühmter Dresdner Maler.



Neue Siegeszeichen in Berlin: Erbeutete Fahnen im Zeughaus.
Spezialaufnahme der „Woche“.



Wir treten zum Beten . . .

(Neujahr im Felde.)

Die Felder quirlend, in Morast erstickend
Wie ein erschlagner Leib, ein durstend Tier,
Das ist — Feldeinsamkeit! . . . Und vorwärts blickend,
Sorg ich, daß ich den Führer nicht verlier.
Der stapft vorauf mit kotbeklebten Schuhen,
Es schluckt die weite Flur Gestalt und Wort.
Wo steckt die Feldbatterie? Wir wollen ruhen.
Nicht mehr vonnöten; halt — wir sind am Ort.

Am Ort? Weiß Gott, kein Märchen klingt so heiter.
Sechs Rohre lauschen lauernd im Versteck,
Zum Stolpern schier! Und tausend Schritte weiter
Im öden Feld ein baumbestandner Fleck.
Hoch eine Kanzel in der Fichte Krone!
Ein Posten drin; am Fernglas wie versteint.
Die Leiter schwingt. Hinauf! Und nun zum Lohne
Im alten Jahr der letzte Blick — dem Feind.

Land der Champagne — — Wie ein Lautenschwirren
Lag dein verfluchter Name mir im Ohr.
Wo Reben reiften, seh ich Gräben wirren,
Dort lugt ein Käppi, dort ein Rohr hervor,
Das Land zerwühlt in weißen Kreidestreifen,
Und rotes Blut, wo Blut der Traube war —
Wem sind die Türme, die zum Himmel greifen?
Vor mir Châlons! Vor mir das neue Jahr.

Das ist der Blick, den wir zum Jahrschluß brauchen,
In Feindesschanzen und in Feindesstadt,
In Feldbatterien, die wie Krater rauchen.
Herr, überschreib der Zukunft neues Blatt
Mit deutscher Schrift: Dir schenk ich meinen Segen.
Es fegt der Wind im rauschenden Geäst —
Ein Marschlied ist's! Gott mit uns allerwegen!
Hinein ins Jahr! Und gebt dem Feind den Rest.

Ins Erdloch steig ich zu den Kameraden.
Ein kleines Tännlein steht im Lichterflor.
Gen Frankreich wird ein Traum zu Gast geladen,
Und jeder holt das Bild der Liebsten vor
Und zeigt es rund . . . Wie klingen da die Becher,
Wie wächst der Höhlenbau zum Rittersaal.
Der Hauptmann hebt die Stirn, ein markger Sprecher.
Heut spricht er nicht. Stumm schlägt er an den Stahl.

Und wie ich durch die Mondnacht heimgefahren
Zum Stabsquartier im kleinen Trümmernest,
Da fand in braunen und in grauen Haaren
Die treue Wacht ich beim Silvesterfest.
Zwölf Schläge schallen, von Hurras zerrissen.
Ist's nicht, als ob sich Volk zusammenrott —?
Die Mannschaft naht — wer möcht die Männer missen —
Aufsteigt ihr Lied: Nun danket alle Gott. — —

Rudolf Herzog.

Die Kraftwagenkolonne.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Welche mannigfaltige Verwendung der Kraftwagen im Kriege findet, zeigt der jetzige Feldzug so recht überzeugend. Kavallerie-Kraftwagenkolonnen, Etappen-Kraftwagenkolonnen, Jäger-Kraftwagenkolonnen und die ungeheuer große Anzahl von Personenkraftwagen, die bei den einzelnen Stäben, Kommandanturen und Etappen Tag und Nacht hin und her eilen, bilden mit ihren vielen Hunderttausenden von Pferdestärken einen so wichtigen Faktor im modernen Krieg, daß ohne sie eine Armee kaum auskommen könnte.

Als Führer einer Kavallerie-Kraftwagenkolonne hatte ich recht häufig Gelegenheit, bis in die vordersten Stellungen zu gelangen, um der Artillerie die sehnsüchtig erwartete Munition zu bringen, die Infanterie mit Munition zu versorgen oder um Verwundete in die nächsten Lazarette zu schaffen.

Mit lauter Freude wurde ich nicht nur mit meiner Kolonne empfangen, wenn ich der Artillerie Schrapnells oder Granaten brachte, auch heller Jubel empfing uns, wenn wir, oft in dunkler Nacht, Hafer für die Pferde und für die Mannschaften Brot, Speck, Salz, Konserven, Kaffee, Tee und ähnliche Leckereien heranbrachten. Aber unsere Aufgabe war mit derlei Aufträgen noch lange nicht erschöpft. So mancher „Sonderauftrag" ließ uns oft genug den Motor anwerfen. Wir mußten in Flandern oft lebende Schweine und Kühe verladen, die aus den Dörfern requiriert wurden, und nicht geringen Kummer bereitete uns das Auf- und Abladen dieser begehrten Lasten.

Bei Eintritt der Kälte mußte ich in einer holzarmen Gegend häufig viele Kilometer fahren, um Holz aus den Dörfern zu requirieren, das die Holzhändler willig gegen den vorschriftsmäßigen „Bon" hergaben, da sie, der Situation Rechnung tragend, gute Preise festsetzten und schnell zu ihrem Geld kamen. (Abb. 1.) Sehr oft luden wir auf unsere Kolonne bis zu 300 Verwundete auf, legten Stroh und Decken in die Wagen, um so den Schmerzgeplagten den Transport einigermaßen erträglich zu machen. Sehr häufig wurden uns Gefangene mitgegeben, die wir bei der nächsten Etappe ablieferten, und die ihre Freude über die angenehme und schnelle Art der Beförderung nicht verhehlten. Und als jetzt das Weihnachtsfest vor der Tür stand, da war es eine unserer schönsten und am meisten Anerkennung findende Aufgabe, die vielen, vielen Liebesgaben in großen und kleinen Kisten, Säcken und Paketen jeder Größe von der





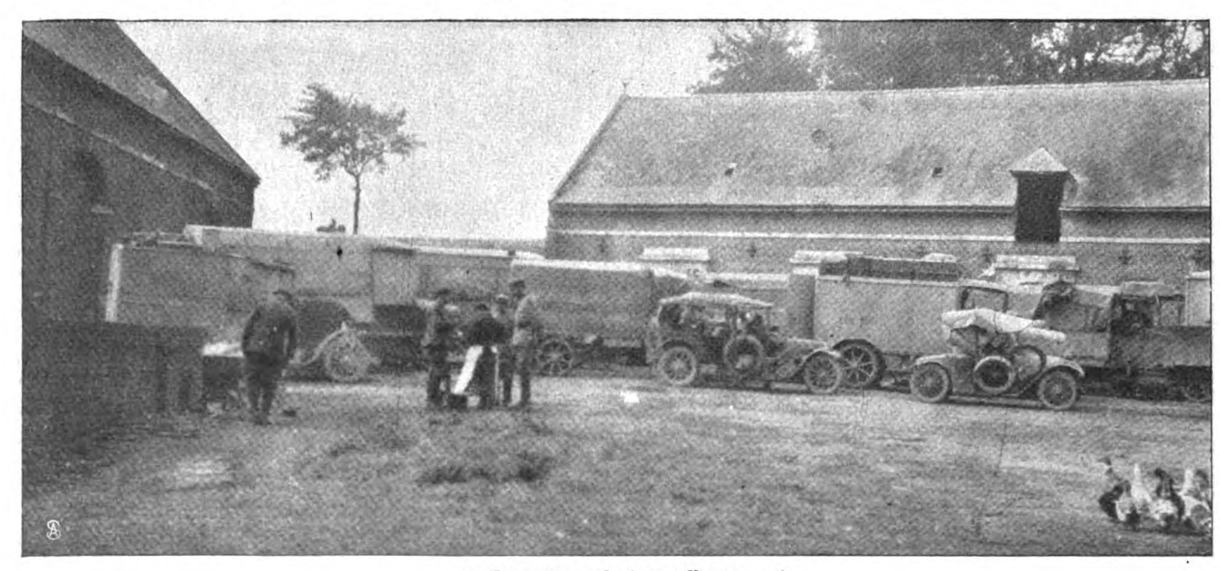
1. Holzrequisition.



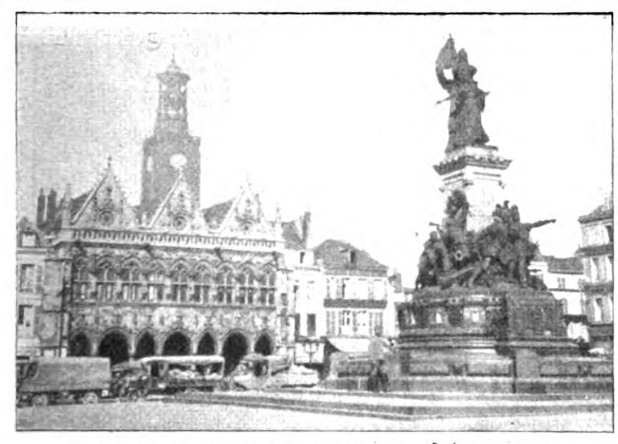
2. Begräbnis gefallener Franzosen durch deutsche Truppen.



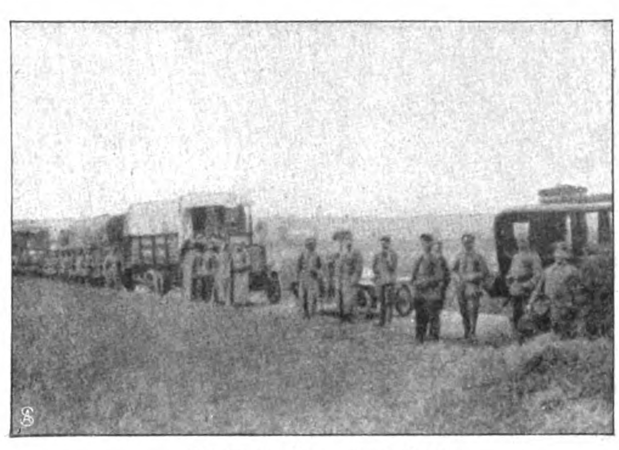
3. Rast in einem zerschossenen Dorf.



4. Quartier auf einem Bauerngut.



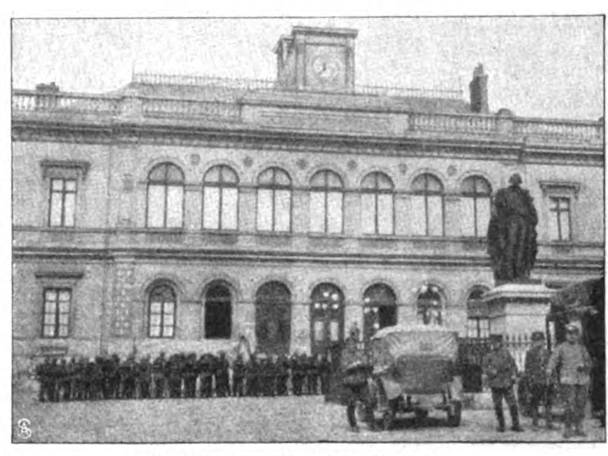
5. In St.-Quentin: Im Hintergrund das Rathaus.



6. Auf dem Wege nach Laon.



7. Laon: Fernsicht.



8. Vor dem Rathaus in Laon.

Bahn zu holen und bis in die Schützengräben zu bringen, wo unsere Kavallerie ihr Dasein fristete und mit gutem Humor und nie geahnter Treffsicherheit und Ausdauer die ihr wohl nicht geträumte Aufgabe löste. Auch traurige Pflichten erfüllte meine Kolonne. So fanden wir eines Tags in einem gänzlich von unserer Artillerie zerschossenen Dorf, das von allen Einwohnern verlassen war (Rocigny bei Lens), mehrere gefallene französische Soldaten und einen von einer Granate bis zur Unkenntlichkeit zermalmten französischen Offizier. Durch einen Zufall entdeckten wir in einem Keller des arg zerschossenen Pfarrhauses den Ortsgeistlichen, der sich dort, am ganzen Leib zitternd, versteckt hatte. Da wir in dem Dorf mehrere Stunden rasten mußten, so ließen es sich meine Leute nicht nehmen und bestatteten die Gefallenen unter der geistlichen Beihilfe des Pfarrers, der sich mir gegenüber in unzähligen Danksagungen erschöpfte. (Abb. 2.)

Und wenn nach mehreren langen Nachtfahrten hinter=



9. Auf dem Marktplatz von Laon.



10. In La Roche: Ein Skat im Auto.



einander und wenig Ruhe am Tage meine Kraftfahrer auf schlüpfrigem, durchweichtem Boden, oft mit abgeblendeten Scheinwerfern, die bis zu 9000 kg wiegenden Lastwagen, die im tiefen Schlamm bis über die Achsen eingesunken waren, nur zu oft unter Aufbietung aller Kräfte und allen Scharfsinns herausgearbeitet hatten und ich mit der aus 15 Lastwagen und 6 Personenwagen bestehenden Kolonne, häufig auch trotz feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuers und Bombenwürfe feindlicher Flieger, mein Ziel heil erreichte, so mußte ich meinen Leuten immer wieder Anerkennung und uneingeschränktes Lob zollen und ihre Dienstfreudigkeit und zähe Energie bewundern, mit der sie selbst unter großen Entbehrungen und in den fatalsten Situationen ihrer Aufgabe gerecht wurden. Ob wir in zerschossenen Dörfern unter freiem Himmel (Abb. 3) oder in einem besseren Quartier, vielfach auf Gutshöfen (Abb. 4), unser Lager zur kurzen Rast aufschlugen, immer fand ich die gleiche Dienstfreudigkeit. In St.-Quentin, das wir als einer der ersten Truppenteile betraten (Abb. 5), erhielten wir sogar aus zwei Häusern Feuer, als wir gegen Abend in die Stadt, die schon beinah 24 Stunden in unserem Besitz war, einfuhren. Wie die sofort vorgenommene Durchsuchung mehrerer Häuser ergab, hatten zwei jugendliche Bürschchen ihrem Haß gegen die „maudits Barbares" die Zügel schießen lassen, jedoch ohne Schaden anzurichten. Auf dem Weg nach Laon erbeuteten wir sogar zuerst einen großen englischen Lastwagen, der in ein Gehölz gefahren und an dem der Motor nebst einigen anderen Teilen unbrauchbar gemacht worden war. Mit vielem Geschick machten sich meine Leute an die Arbeit, und siehe, nach mehreren Stunden surrte der Motor schon wieder, wenn auch jetzt nach deutscher Melodie, und am nächsten Tage brachten mir meine Leute, die ich bei dem Wagen mit der bei jeder Kolonne befindlichen fahrbaren Werkstatt zurückgelassen hatte, freudestrahlend und stolz den Wagen nach Laon (Abb. 6—9). Dieser Wagen und wenige Tage später ein zweiter englischer Lastwagen, der zertrümmert im Chausseegraben gefunden worden war, läuft heute noch in meiner Kolonne und ist mit seinen 3 bzw. 4 t Ladefähigkeit ein nützliches Mitglied unserer Division geworden. Wenn nach der glücklichen Erledigung eines Auftrags dann die wohlverdiente, wenn auch noch so kurze Ruhe winkt, dann werfen sich meine Kerls, wie ich sooft beobachten konnte, nicht aufs Stroh, sondern dreschen nach alter deutscher Sitte ihren Skat (Abb. 10). Und dieses harmlose Vergnügen gönne ich ihnen von ganzem Herzen.

V.



Die Weihnachtsfeier der Parkkompagnie eines Pionierregiments, an der auch Ueberbringer von Liebesgaben aus der Heimat teilnahmen, fand am Heiligabend in einem Saale statt, der sonst als Sammelstelle für den Pionierhauptpark der ... Armee dient. Von der Mitte nach links neben dem Kompagnieführer Oblt. d. L. Brück, Oberst Quentin, Oblt. d. R. Gempp, Reichstagsabg. Hubrich (Oberbarnim), Lt. u. Bat.-Adj. Tiemann, Oberamtmann Mattsen (Steinfeld-Schleswig), Kfm. Hans Weber (Berlin), Major Pohl, Major z. D. Hinck. Von der Mitte nach rechts: Hauptm. beim Regimentstab Lindow, Zahlmeister Feltz, Zahlmeister Willymczyck, Waffenmeister Bechstädt, Hauptm. d. L. Schulz, Oberarzt d. R. Dr. Langenbach, Oblt. u. Regt.-Adj. Hoffmann (stehend). Hinter dem Kompagnieführer die Kompagniemutter Feldwebel Hantusch.

Weihnachtsfeier einer Pionierkompagnie im Felde, Roulers (Westflandern).





Phot. Harren.

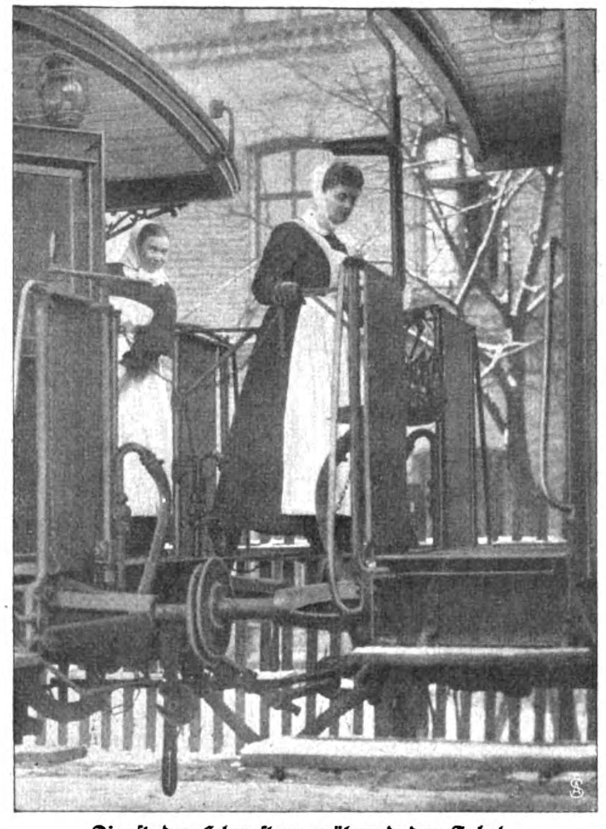
1. Baronesse von Seckendorff. 2. Baronesse von Kirchbach. 3. Freifrau von Kirchbach. 4. Frhr. Fr. Leuckart von Weißdorf. 5. Freifrau von Seckendorff, geb. Freiin von Crailsheim. 6. Frhr. Leuckart von Weißdorf.

Aus dem Privatlazarett des Frhrn. Leuckart von Weißdorf in Schloß Oberbürg (Mittelfranken).



Von links: Frl. K. Straffer. Frl. Anny Meyer. Frl. Mary Ivers. Frau Pastor Jacobsen. Frl. Nina Povoli. Frau Bresciani. Baronesse v. Dallwitz. Frau Hauptmann Drassek. Frau Dr. Persch. Frl. K. Jacobsen. Frau Major v. Keil. Frl. Mira v. Bauer. Frau Eugenie Chambo. Frau Emilie Flamm.

Nähstube der Hilfsgesellschaft für die Soldaten in Arco (Südtirol).



Dienst der Schwestern während der Fahrt.



Küche des Lazarettzuges.



Weihnachtslieder mit Harmoniumbegleitung im Speiseraum des Zuges.

Phot. Pvonii.

Aus dem Vereins-Lazarettzug des Johanniterordens.



Phot. G. H. Hofmann.

Mußestunden in einem Lazarett zu Gemünden a. Main.



Phot. Bäy.

Trier im Zeichen des Roten Kreuzes: Verarbeitung von Obst für Lazarette.

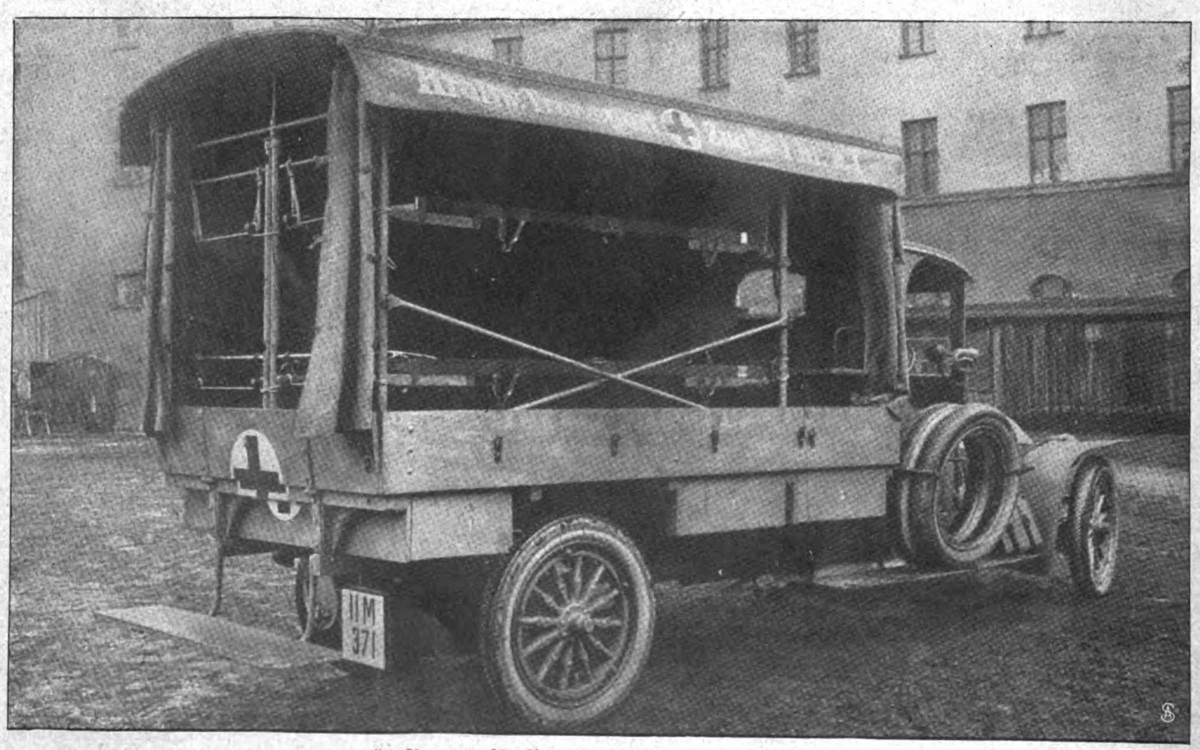
Der Kraftwagen-Transportzug Nr. 1 des Bayrischen Landeshilfsvereins vom Roten Kreuz.

Der Zug besteht aus 4 Krankenwagen und 3 Personenwagen. Den Zug führt ein Arzt, dem für das Kraftfahrwesen ein technischer Beirat beigegeben ist; das Fahrpersonal besteht aus 7 Kraftwagenführern, das Sanitätspersonal aus einem Zugführerstellvertreter, 1 Sektionsführer, 14 Krankenträgern. Die Krankenkraftwagen sind zur Beförderung von 4 Schwerverwundeten auf Tragen und 3—4 sitzenden Leichtverwundeten eingerichtet.

Vor der Abfahrt wurde der Zug vom bayrischen Königspaar besichtigt und gleichzeitig dem Generalstabsarzt der Armee und Vertretern des Kriegsministeriums, der Inspektion der Verkehrstruppen usw. vorgeführt.



Kraftwagen für Verwundetentransport: Aeußere Ansicht.



Kraftwagen für Verwundetentransport: Geöffnet.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

8. Fortsetzung.

Das war eine Nacht.

Die Finsternis tobte. Man wagte nicht hinauszuhorchen, nicht den Kopf durchs Fenster zu strecken, denn die Luft schallte und zischte von Geschossen.

Honorine lag unter der himmelblauen Steppdecke, den dunklen Kopf in dem Kissenbausch. Ihre Augen starrten groß und grübelnd. Sie starrten in die rote Ampel auf der Etagere in der Ecke. Über der roten Ampel stand in einer kleinen Grotte die Mutter Gottes von Lourdes. An dem weißen Ölanstrich der Wände floß das rote Düster herab. Mystische Schauer geisterten durch die nächtliche Stille des Gemaches.

Mitternacht schlug vom Kapellentürmchen, hart und schwer. Der unruhige Blick aus den Kissen noch auf der Statue über der roten Ampel. Madonne . . . Madonne. . . . Wirres, inbrünstiges Flehen. O Madonne, wie schön und rein, wenn ein Kind für den Vater fleht, eine Schwester für den Bruder. . . . Ah, mon dieu! Warum lügt sie denn? Warum verbirgt sie vor Madonne das zuckende Herz? Ihr heißes Flüstern ist ja nur für ihn . . für ihn . . Sie will ihn ja nicht mehr wiedersehen, nie . . nie. . . O Madonne, aber keine Kugel treffe ihn — — Wenn ihn eine Kugel trifft, o Madonne! — —

Ihre Hände krallten in die Decke ein, ein Angstschrei würgte ihr im Hals . . . Madonne, sie wird wie eine Irrsinnige davonlaufen, wenn eine Kugel ihn trifft.

Die seelische Erschütterung kam lähmend über sie. Eine Schwäche nahm sie in einen fiebernden Schlaf hinüber.

Verstummt der Kanonendonner. Plötzlich, jäh und abgebrochen. Ein dumpfes Atemholen. Und tiefe, unheimliche Stille.

Heftig die ab und zu stockenden Atemzüge der Schlafenden. Ein kurzes Ächzen in wilden Träumen. Und dann stockte der Atem — ein Horchen im Traum — Was war das . .? Ein Surren in der Luft . . näher, immer näher . . lauter, immer lauter . . unaufhörlich, eine brummende monotone Gewalt . . näher . . näher . . und stark und stärker . . jetzt ein Brausen überm Schloß, dicht über dem Dach.

Von wahnsinnigem Schreck erwacht, sprang Honorine auf, schlaftrunken, entsetzt, irr und wirr taumelnd durch das Zimmer. Ein tosendes Brausen in der Luft. Ein schwebendes Donnerrasseln. Ein langsam nahendes, drohendes, dumpfes Schicksal. Was ist das, o Gott, was ist das?

Ein Pochen an der Tür.

„Wer da?"

„Yvonne. Kommen Sie schnell, Sie werden etwas Wunderbares sehen."

Honorine schlüpfte in den Morgenrock, den ihr das Kammermädchen in die Garderobe gehängt hatte, schloß die Tür auf, schob die Portiere dahinter weg, und da sah sie die lichtweiße Gestalt der Baronesse auf dem Treppenpodest, die hatte in der Hast den Bademantel umgeworfen.

Eilte in das Turmzimmer vorauf. In der Mauerluke klirrte das schmale Fenster auf. Baronesse schwang sich in die Mauernische, Honorine sprang auf den Schemel.

Und da sahen sie es. In dem fahlen Gewölk das schwebende Ungetüm.

Ein brummender, summender Riesenschatten in majestätischer, feierlicher Flugbahn. Ein schnaubendes, urweltliches Ungeheuer. Ein Phantom fiebernder Phantasie. Und hoch und kühn vom Wolkenmeer getragen.

„Zeppelin", scholl es von drunten herauf.

Der Baron stand in der untern Turmgalerie und verfolgte mit dem Feldstecher den Wolkenlauf des Luftschiffes.

Baronesse aus dem Turmfenster heraus: „Wo fliegt er hin?"

„Geradeswegs auf Lüttich zu."

„Mais, mais, was wird er dort machen?"

„Ah, ma chère, das müssen wir abwarten."

„Mon dieu, es blitzt."

„Still, still, es blitzt nicht —"

„Si, papa, si."

„Parbleu! Ein Scheinwerfer — seht ihr — seht ihr —"

„Ah ça — die ganze Welt wird hell."

„Still, still . . ."

„Oh, papa, ich sehe die Türme der Kathedrale." Honorine angstächzend, mit ausgestrecktem Arm hinaufweisend: „Sehen Sie das? Das Schiff steht — es steht in den Wolken."

„Jajaja — über der Kathedrale . ."

„Nein, über den Forts . ."

„Still da droben, still."

Heller und heller, größer, weiter wird der Schein — blitzhaft, aber man glaubt ein Jahr bebender Erwartung zu durchleben. Und nun in dem Schein — plötzlich — ein fallender Schatten — löst sich von der gespenstigen Masse des Luftschiffs. Ein Korb scheint's zu sein an einem Seil — sinkt tiefer, tiefer . . ein Mann darin . . ein einzelner Mann . . starr aufgerichtet . . der Bombenwerfer. . . . Und der Mann in dem blendenden Schein hebt beide Arme . . und husch blitzt der Schein fort. Und drunten in der dumpfen Finsternis schwelt es auf,

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

eine weiße, schwefelnde Dampfsäule. Eine Flamme zuckt auf — verlöscht wieder, zuckt wieder auf, surrt in zischendem Strahl empor — lodert an einem Giebel hinauf . . . In lohendem Leuchten schlägt der Flammenwirbel in die Nacht. Brand am Himmel, Brand in den Abgründen der Finsternis.

Gluthell über den Schrecken des Krieges knattert das strahlende Feuer auf.

Schüsse in der Nachtluft. Alarm! Alarm! Es knarrt und knallt, flackert und leuchtet, lärmt und flucht. Das Tosen und Donnern ist wieder erwacht. Fluchgelächter der Hölle. Die wachgeschriene Welt zittert.

Und droben hoch in den Wolken zieht's wieder seine majestätische, feierliche Flugbahn. Näher, immer näher und wieder auf das Schloß zu.

Hinter schwarzwallendem Gewölk brennt gleißend eine halbe Mondscheibe durch. Da schleift das Luftschiff drüber hin und verdunkelt Mond und Sterne. Jetzt wieder dicht über dem Dach — — schnoppernd, surrend in tiefem, rasselndem Zorn — —

Das Werk ist getan. Heimkehrt der Sieger Zeppelin. Hinter ihm lodert der Brand über Lüttich.

Aus der Mauernische heraus schlurfte Baronesse. Zitternd hervorgestoßene Worte: „Es war wunderbar schön — aber wie schrecklich, o wie schrecklich!"

Da sie abspringen wollte, sah sie das Mädchen noch hochaufgerichtet auf dem Schemel, unverwandt in die brennende Nacht starrend.

„Ma chère?" Und klopfte ihr auffordernd auf die herabhängende Hand. Sie war eiskalt.

Da faßte sie die Verstörte um die Hüften, nötigte sie, herabzusteigen.

„Kleine Fliege, wir wollen wieder schlafen gehen."

„Ich kann nicht schlafen, Baronesse."

„Aber ruhen, nicht wahr? Mit offenen Augen schöne, furchtbare Bilder sehen, nicht wahr?"

„Nicht in das Zimmer allein, o bitte, nein!"

„Sie fürchten . . . .?"

„Ich fürchte mich nicht — bitte, Baronesse, lassen Sie mich an Ihrem Bett sitzen."

„Armes Hühnchen, so verstört, so verwirrt . . ." Und küßte sie auf die linke Wange, auf die rechte und auf den zuckenden Mund.

„Sie sollen in Ihr Bettchen, kleine Notär, Ihre Nerven springen ja wie elektrisiert. Ich werde mir die Chaiselongue neben Sie rücken lassen und Ihre Hand halten und uns der Notre Dame von Lourdes in der Grotte empfehlen."

„Pardon, Baronesse, das werde ich gewiß nicht zugeben."

„Ach, kleine Notär, lassen Sie mich doch Wohltätigkeit üben. Ich komme mir schrecklich unnütz vor."

Stieg mit ihr die eiserne Turmtreppe hinab. Da hörte sie das Mädchen neben sich sprechen: „Baronesse soll sich nicht mit mir nützlich machen. Wenn Baronesse sich nützlich machen will, soll —"

„— soll sie zu den Verwundeten hinunter, die Baronesse, nicht war? Liebste, die Baronesse war schon da, hat nicht mal Kompressen auflegen können, ist vor einer kleinen Fleischwunde in Ohnmacht gefallen, und da verordnete mir der lange, sehr lange, ungeheuer lange deutsche Docteur absolutes Fernbleiben, und Papa sagte, die Verwundeten rebellierten schon, wenn sie bloß meinen Schritt hörten."

„Ein deutscher Docteur sagt Baronesse?"

„Ja, Schatz, das sagt Baronesse. Er ist uns gestern mit einem Wagen voll kranker Krieger ins Haus gefallen, und merkwürdig: Nur belgische Soldaten, unsere braven Jäger."

„Ein deutscher Docteur?"

„Ein deutscher Docteur. Finden Sie das komisch?" Honorine antwortete nicht gleich. Und dann unvermittelt: „Glauben Sie, daß unsere Ärzte auch verwundete Deutsche pflegen?"

„Fi donc! Wie häßlich und grausam, wenn sie es nicht täten!" Und plötzlich bitterer Ernst in dem schmalen Gesicht: „Der Unglückliche ist nicht mehr unser Feind. Aus diesen Erwägungen heraus sind wir nicht nach der Riviera geflohen, haben das Schloß als Lazarett hergerichtet und werden hier aushalten."

Blieb auf der halben Treppe stehen. Drunten wurde eine Tür geschlossen, Schritte über den Läufer, die Stimme des Barons und dazwischen das leise, zurückhaltende Sprechen eines andern. Ah, der Docteur! Und nun blieben die Heren just neben der Treppe stehen, sprachen über die Kriegstüchtigkeit der Zeppeline und darüber, ob Lüttich fallen würde oder nicht.

„Voilà, jetzt sitzen wir hier schön fest", raunte Baronesse. Derweil drunten eine rege Erörterung sich weiterspann.

Der Baron mehr gewandt als interessiert: „Eh bien, Docteur, die Nachricht bestätigt sich, Ihre Deutschen haben Handstreich auf Lüttich unternommen, famos, sehr famos! Kaum im Land und schon in Lüttich — mon compliment! Napoleon hätte es nicht besser machen können."

Der lange Doktor mit dem seidigen, fahlblonden Haar und den kindhaft guten Augen lächelte ungläubig: „Das hört sich ja sehr nett an, aber ich glaub's nicht. Der Aufmarsch unserer Truppen ist noch nicht beendet. Dem Gros konnten nicht einmal starke Sicherungen vorausgeschickt werden."

„Si, si! Man ist schon in die Stadt eingedrungen. Flüchtlinge, die mein Kutscher in der Nacht eingebracht hat, erzählen, daß sie den Kommandanten von Lüttich gefangengenommen haben."

„Ei! Wenn das sich bewahrheiten sollte! Unsere schwere Artillerie rückt ja jetzt erst an — und ohne diese abzuwarten, sollen unsere Sandlatscher den Handstreich versucht haben" . . .

„Ohne das schwere Bumbum, das unsere Festung umwerfen soll? Ah! Bedenken Sie, Brialmont hat sie nicht aus Pappe erbaut."

„Weiß übrigens der Herr Baron das Merkwürdige, daß Lüttich ursprünglich nicht gegen Deutschland, sondern gegen Frankreich befestigt wurde?"

Weiß er nicht, der Baron, läßt sich das aber gern sagen.

„Nach dem Krieg 1870 erklärten bei den Friedensverhandlungen in Frankfurt a. M. französische Staatsmänner frei und offen, daß sie sich durch die Okkupation



Belgiens für Elsaß-Lothringen schadlos halten wollten. Danach erst begann man mit den neuen Befestigungen — aus Besorgnis vor Frankreich!" Lächelte spitzbübisch der lange Doktor.

„Sie wollen gewiß noch etwas hinzufügen", sagte der Baron.

„Darf ich?"

„Sans rancune."

„Die französische Freundschaft beruht in Belgien entweder auf Gedächtnisschwäche, oder — sie ist würdelos."

„Sollen wir jetzt mal husten?" raunte Yvonne. Und der Baron schnell: „Pardon, pardon, wir sind nicht französisch, nicht flämisch, wir sind belgisch, echt belgisch. Unsere Sympathien gehen nach Frankreich, weil wir uns ihm stammverwandt wähnen. 3½ Millionen stammverwandte Wallonen. Hierzu mögen etwa 100,000 eingewanderte Franzosen kommen. Und nun wieder die neue Generation der Mischehen aus Belgiern und eingewanderten Franzosen. Wir haben unsern höchsten Adel, teilweise unsere Minister, die aus dieser Mischung hervorgehen. Soll heißen: Belgien sucht nicht die französische Freundschaft aus Deutschenhaß, sondern sie gibt sich aus den Verhältnissen."

„Und wirkt da keine andere Gewalt, die das Gleichgewicht herstellt?"

„Wenn Sie die flämische Bewegung so nennen wollen — ja. Diese Flamigants möchten am liebsten die französische Sprache in Belgien ausrotten und ihr Flämisch zur Landessprache machen. Ein blinder Gegensatz zum andern. Belgien ist von fanatischen Gegensätzen zerwühlt. Es will keine Herde in einer Hürde sein und hört darum auch nicht auf den Hirten."

„Und hat 1870 doch auf den Hirten gehört. Leopold II. proklamierte strikte Neutralität, und Leopold II. war klug, sehr klug."

Und der Baron zurückhaltend: „Wir wissen noch nicht, wie König Albert ist. Nur das wissen wir, daß er bewußt aus der Spur seines Onkels herauslenken will."

„In ein Abenteuer hinein."

„Das wissen wir heute noch nicht."

„Cher papa!" in verhaltener Ungeduld von droben herunter. „Ich bitte die Herren, sich umzudrehen oder auf ihrem Zimmer weiter zu debattieren. Wir müssen ungesehen vorüber."

„Kommt nur, mes enfants, wir sind blind."

„Docteur, verschreiben Sie dem Baron: absolutes Hineingehen — Sie haben ja derlei Rezepte."

Und lachend die Herren ab.

Husch! Zwei weiße Gestalten die Treppe hinunter und vor das Gästeschlafzimmer. Der magere, alabasterweiße Arm von Baronesse langte aus dem weiten Ärmel des Mantels nach der Türklinke. Da lag die heiße Hand Honorines auf ihrer. Ein fester, pressender Druck.

Baronesse schob ihr Gesicht dicht an das des Mädchens, sah ihm in die unruhigen Augen. Sprach leise und in schwerer Betonung: „Die kleine Notär will die Zähne zusammenbeißen und mit sich selbst fertig werden. Sie hat recht, die kleine Notär, und dafür muß ich sie küssen."

Küßte sie auf die linke Wange, dann auf die rechte, dann auf die zitternden kleinen Hände. Bon soir, bon soir, dormez bien, revez doux. . . Bis in den Mittag! Um zehn Uhr tritt erst die Friseuse an, um elf Uhr Kammerkätzchen zum Ankleiden, um zwölf Uhr Gabelfrühstück. Compris?"

Tür zu. Stille im Schloß. Vorüber die Tragödie einer Nacht.

Honorine allein in dem roten Dämmer des Schlafzimmers. Stand unbeweglich mitten im Gemach, wie flüchtend hineingestoßen. Aus der schaurigen Stille um sie schrie es ihr noch in die Ohren hinein. Der Kopf war ihr voll Lärm. Die Bilder der Nacht jagten ihr vor den Augen.

Und immer wieder das eine: drunten der große Saal. Stöhnende, Sterbende in den Betten. Freunde und Feinde. Und dieses Haus hier nahm sie alle auf, Freunde und Feinde. Von Bett zu Bett ein Mann, der Wunden heilt, Trost und Freude spendet. Dem Freund, dem Feind.

„Unglückliche sind nicht mehr unsere Feinde."

Langsam auf ihr Bett zu. Soll sie nun schlafen? Hier liegen und sich von wilden Träumen schütteln lassen?

Temperamentvoll aufgerüttelt, riß sie den Morgenrock ab, begann sich anzukleiden. Von nervöser Unruhe elektrisiert bis in die Fingerspitzen hinein.

Frisierjacke um. Das schwarze, seidig glänzende Haar lose im Nacken geknotet. Es bauschte um die Ohren, wellte auf die Stirn. Den blitzenden Stirnreifen? Nein, keinen Schmuck, keine Freude. Drunten stöhnte und starb Freund und Feind. . .

Heiß strömte es über sie hin. Eine freudige Glut, aus ihrem Grübeln herauszustürzen in eine feurige Tat. In ein großes, alles verzehrendes Opfer.

Warf das Kleid über, das dunkelblaue Hauskleid mit dem breiten, weißen Spitzenkragen, so wie man sie aus dem brennenden Haus herausgeholt hatte. Im Halsausschnitt hing noch die verwelkte Rose.

So, und was nun? Hinunter zu den Verwundeten und Dienste tun. Wie Emma sie tat. Nein, nein, nein, nicht mit dem starken Herzen dieser blonden Emma. Sie wird ihr heißwogendes Herz zermürben in dem Opfer, das sie jetzt bringt.

Hin zur Tür. Ihr Blut flammt. Jetzt, gleich hinunter. Ihr Herz zusammenpressen und Liebe dem Feind spenden. In der offenen Tür stand sie, ein Blick zurück nach der Grotte. Wenn sie Madonne dieses Opfer bringt, wird Madonne helfen. Leise die Tür zu. Geräuschlos über die Läufer. Der lange Gang gedämpft beleuchtet. Drunten in der Halle schlug eine Uhr.

Aufs Geratewohl öffnete Honorine die nächsterste Tür, eine Nischentür in dunkel gebeizter Täfelung. Ein weiter, dunkel gehaltener Raum, breit ausschweifende, behagliche Mahagonimöbel in Empire, auf dem in die Wand eingebauten Kamin die Stehlampe mit rotem Seidenschirm. Sie brannte. Das milde Licht floß über die wunderbaren alten Gobelins von Beauvais, mit dem Wappen des Barons darin. Daneben ein merkwürdiges Ding, aus echt Sèvres die gedrungene Gestalt Napoleons I. als Konsul.

Ein Raum, wie ihn alte französische Landschlösser aufweisen. Im Winter brannten und prasselten in diesem wuchtig ausladenden Kamin die Buchenscheite.



Honorine schlüpfte in den Lichtkreis der Lampe. Auf dem Kamin die Verbandtasche des Arztes, blitzende Instrumente.

Sie horchte. War etwa der Doktor bei den Verwundeten? Ein heftig herausgepreßter Seufzer — hier durch die Tür hinter dem Brokatvorhang. Also lagen sie dort, die Unglücklichen, die Freunde, die Feinde.

Um einen Spalt öffnete Honorine. Ein kühler, halbdunkler Raum. Hinter und zwischen Blattpflanzen und Palmen die Reihe der blühweißen Betten. Ein junger Mensch, zur Seite gekrümmt, in die Kissen hineingewühlt. Wiederholte immerfort: . . . „allez chez moi — allez chez moi" . . . Wie ein fürchtendes Kind nach der Mutter ruft.

„Will der noch ömmer futt?" fragte einer aus dem Bett am Fenster. Er mußte im Bett sitzen, die Knie hoch, den Rücken durch einen Schemel gestützt. Er machte seine schläfrigen Augen groß, als er die Mädchengestalt zwischen den Betten hindurchschlüpfen sah.

Honorine schlich zaghaft näher: „Ist er schwer verwundet?"

„Er hat einen Schuß in den Darm, Mademoiselle", erklärte die Wirtschafterin. Da fiel ihr Blick mitleidig auf den glühenden Bubenkopf in den Kissen. Er fieberte stark. Auf der Tafel über seinem Bett war die Temperatur auf 39 Grad notiert.

Sie beugte sich zu ihm nieder, ihre Hand glitt über den eckigen Schädel.

„Mon ami," flüsterte sie über ihm, „mon ami" . . . Und liebte diesen Mann, liebte ihn in weinender Ergriffenheit. Es war ihr, als ob in ihm ihr erschlagenes Vaterland stöhne. . . . allez chez moi . . .

Die Wirtschafterin sagte: „Sehen Sie den Mann drüben, der im Bett sitzen muß, Mademoiselle — ein komischer Mensch. Beide Knie sind ihm zerschossen, aber er schwätzt noch immer gern. Schade, daß ich ihn wenig verstehe, ich verstand aber, daß er in Val dieu (Gottestal) bei den Mönchen war. Will Mademoiselle nicht ein paar Worte mit dem komischen Menschen sprechen? Mademoiselle versteht ja Deutsch, nicht wahr? Der Notär sprach auch Deutsch, nicht wahr, ich erinnere mich, er sprach mit dem Jean, der hier Portier ist. Aber der Jean will längst kein Deutscher mehr sein, er hat sich glatt rasiert und ist nun Engländer. Sehen Sie, der komische Mensch winkt Ihnen schon."

„Freilein, pst, bitte, sind Se ooch 'n Baronesse? Gestatte mir vorzustellen: Herr Pitter Lampertz aus Aachen, wo Karl der Jroße jestorben ist. Hören Se, Freilein, jibt es net en französisch Buch, wo so drin steht: Wieviel Uhr ist es? Oder: Geben Sie mir ein Glas Wein. Oder so wat. Der Frau da han ich en Ziehjarre jefragt, und da bringt sie mich en Jebetbuch. Dat nenn ich en Mißverständnis. Wat? Können Sie ooch keen Dütsch? Tut mir leid. Wie soll ich mir denn da bejreiflich machen? Wollen Se wat? Ach so, wat für Schmerzen uff dem Herzen ich hätt. Kopping han ich, Freilein. Wissen Se, wat Kopping eß? Kopping eß jräßlich, es eß so, als hätten Sie es, und ich begriff es net. Ob ich in Val dieu war? Das heäscht jetzt Gottestal, und Liège heäscht übermorgen Lüttich und Nangsi Nanzig und Paris Café Kronprinz. Alles verdütscht, nur net den Schampamper, den saufen wir französisch."

Lachte gutmütig los, schlug sich dann auf den Mund, denn in den Betten knurrten sie.

Honorine setzte sich auf den Bettrand. Wie er komisch ist, wie er grenzenlos komisch ist. Jetzt wird sie mal mit ihm Deutsch sprechen. Flüsterte: „Warum sind Sie nischte gebleiben in die Gottestal?"

Jung, dachte Pitt, die spricht Deutsch wie 'ne Kuh Spanisch. Und begann aufgeräumt zu erzählen; er strengte sich an, sie sollte sehen, daß er auch in klarstem Hochdütsch sprechen konnte.

„Exküs, ich hatte doch bloß een Schuß in die Näse. Da dacht ich mir, mit der Näs jeht man doch nich, und da hab ich mir aufjemacht und bin davonjeloffen dem Herrn Willi von minge Chef — en jroßartiger Mensch! Pitt, hat Ihnen en Floh jebissen? Jawoll, der sojenannte Herr Willi von minge Chef — en jroßartiger Mensch! Pitt, hat er jerufen, als er mir auf'm Munitionswagen anrappeln sah, Pitt, du kommst noch früh genug, um mit in Lüttich einzurücken. . . Wollen Se wat, Freilein? Is et Ihnen nicht jut, oder sitzen Se schlecht uff minge Schmerzenslager?"

„Wieviel heißt der Willi?"

„Wieviel der heißt? Ach so, wie der heißt? Merkens & Söhne heißt er, verlobt soll er ooch mal jewesen sein, aber das schafft man sich vor dem Krieg vom Leib. En jroßartiger Mensch. Der hat Ihnen woll ooch mal jefallen, wat?" blinzelte ihr zu. Marie Jusepp! Wie die nu alle Farben ins Gesicht kriegt.

Dann war er wieder in seinem Fahrwasser: „Na jut, wie ich so uff die Landstroß hinhottele, fährt 'ne Munitionskolonne an. Ich mir druff und uff den Protzkasten schwingen war eins, zwei, drei, haste net jesehn. Marie Jusepp! Wat sind die Keäls losgesaust, dat mr janz verstockt öm sich kicket, et konnt eenem orntlich kollig werdn. Also vorwärts mit Jott für König und Vaterland! Hoppla, da klabatscht et ooch schon vor uns nieder, janz jemeine Granaten, und een Splitter flutscht mir durch die Königlich Preußische Montur. Zapperlot! Die Näse han se mir schon jeputzt, nu wollen se mich auch die Montur ausstäube. Merci, zu jütig, Musjö Käppi. Hopp. Vorwärts. Munition an die Front. Aha, und nu brummt et plötzlich über uns, een französischer Flieger uff'm Erkundungsflug, hat uns ooch jleich gesichtet, streicht frech 'ne Kurve um uns, wir unsere Abwehrkanone uff ihm — paff, puff! Hat ihm! Aber er schlingert sich noch jemötlich in die feindliche Linie zurück. Na ja, jetzt werden se uns jleich verbummsen. Und richtig, 'ne Ladung Hülsenfrüchte schwirrt an, et hajelt Pfeffernüss'. Macht nüs, wir müssen durch. Ran mit die Munition, und wenn wir all zum Düvel jehn. Der Kamerad, der uff dem Stangenpferd sitzt, haut wie jeck los. Vorwärts! Vorwärts! Ich hatt hinterm Munitionskasten Deckung gesucht, und da seh ich, daß der Kamerad hintüberfällt — kapott jeschossen. Die Perd reißen an die Stränge, schlagen wild los — und da klettere ich über den Munitionskasten ruff, hoppla rasseln wir mitten rin ins Feuer, und Hurra! ruft unsre Artillerie, denn et war höchste Zeit. Ja, und als sie mir dann vom Jaul runternahmen, waren mich meine zwei



Knie zerschossen. Ja, und nu weäd ich für ming Leben jenug han."

Er ließ nun doch den Kopf hängen, biß die Zähne aufeinander. Da hörte er ihre leisen Worte über ihn hinstreichen: „Et puis?"

„Wat?"

„Und dann?"

„Und dann hat mir der Herr Willi mitten aus das Feuer rausgeholt und jesagt: ‚Pitt, dafür gibt's das Eiserne Kreuz'."

„— — et puis?"

„Dann ist der Herr Willi jradeswegs ins Schlachtfeld neingegangen, wo die Verwundete zu Haufen lagen, Freilein. Zu Haufen, und jeschrien und jerufen han se und sind an ihm ranjekrochen, denn die Reiterei kam angaloppiert, und es hätt net viel jefehlt, so wär se über die Verwundeten wegjeritten. Und da hat der Herr Willi sie mit den Sanitätern rausjeschleppt, und wo zu vill Blutverlust war, hat er sie mitten im Kugelrejen verbunden, und, Freilein," seine Brust wogte in rauher Ergriffenheit, „wer so wat jesehen hat, vergißt dat sein Lebtag net mehr."

Die Stille fiel wie ein Bahrtuch. Leises Kleiderrauschen. Neben dem Bett sank das Mädchen in die Knie, faßte zitternd beide Hände des Kranken — und wieder leise und weh: „— — et puis — —?"

Er sah ihr in die angststarren Blicke. Da wußte er's. Er zuckte die Achsel: „Danach han ich der Herr Willi net mehr jesehn."

Sie schrie nicht. Sie kniete noch. Ihre Hand wurde kalt in seiner.

Er mußte sie stützen, als sie aufstand.

„Mademoiselle," rief leise die Wirtschafterin, die noch an dem Bett des kleinen Belgiers stand, winkte hastig das Mädchen heran. „Das Fieber steigt, ich werde den Arzt rufen müssen. Will Mademoiselle so lange hier wachen?"

„C'est bien."

Zwei Betten weiter bat einer lallend um ein Glas Wasser, ein deutscher Unteroffizier, aber er sprach gut Französisch. Und dankte und fragte matt, ob noch keine Nachricht vom Kampfplatz da sei.

Da erschien der Arzt in der Tür, nickte ihm zu: „Lüttich steht vor dem Fall. Diese Nacht beginnt der Sturm."

Der Sturm auf Lüttich! Die Köpfe ruckten auf. Ein Funke sprang elektrisierend über sie hin. Eine Verklärung über die fahlen Gesichter der deutschen Krieger. Ein befriedigtes Aufseufzen: „Gott sei Dank! Nu erträgt man sein Leiden gern."

Der Arzt winkte heimlich mit der Hand ab. Unruhig wurde es in den Betten der Belgier, ihre Köpfe wühlten in die Kissen.

Aber einer, der neben Pitt Lampertz lag, streckte diesem die gesunde Hand hin, der andere Arm war ihm abgeschossen. „Eh, camarade! Warum sollte man sich jetzt noch hassen? Man hatte seine Pflicht fürs Vaterland getan, man war jetzt froh, aus dem Hexenkessel heraus zu sein. Du kannst nichts dafür, camarade, ich auch nicht, also gut Freund, camarade."

Mit seltsamen Blicken sah Honorine zu dieser Verbrüderung hinüber. So schlicht sie war, so erschütternd war sie für sie. Sie hatte sich das anders vorgestellt: zwei bis in den Tod und in die Ewigkeit hinein hassende Völker!

War dieser fürchterliche Krieg nur eine Irreführung der Völker? Hatten die Großen des Reiches nur ein freventliches Würfelspiel mit den Völkern Europas getrieben? Das Volk verhetzt, im Irrtum, im Irrglauben? Und nur die Großen des Reiches kriegten miteinander? Und das Volk mußte vor die Kanonenschlünde? War das so? War das so? O bon dieu, war das so?

Erkannte sie das jetzt, wo sie dem Einfluß des Vaters entrissen war? Er liebte Deutschland nicht. Und der Hassende hat trübe Augen. Hier liegen gute, treue Jungen stark und heldenhaft auf ihrem Leidenslager. Hier geht ein Arzt als milder Helfer und Tröster zwischen ihren Betten. Und draußen — auf dem blutdampfenden Schlachtfeld — steht einer im Sausen der Geschosse, im Heulen der Granaten, stillt blutende Wunden, trägt Stöhnende und Sterbende aus dem Feuer . . . Sind das die Barbaren, die auf Länderraub ausgehen? Ist das doch vielleicht wahr, was sie alle sagen, die Deutschen: Uns wurde der Krieg aufgezwungen?

(Fortsetzung folgt.)



Einquartierung an der Weichsel.

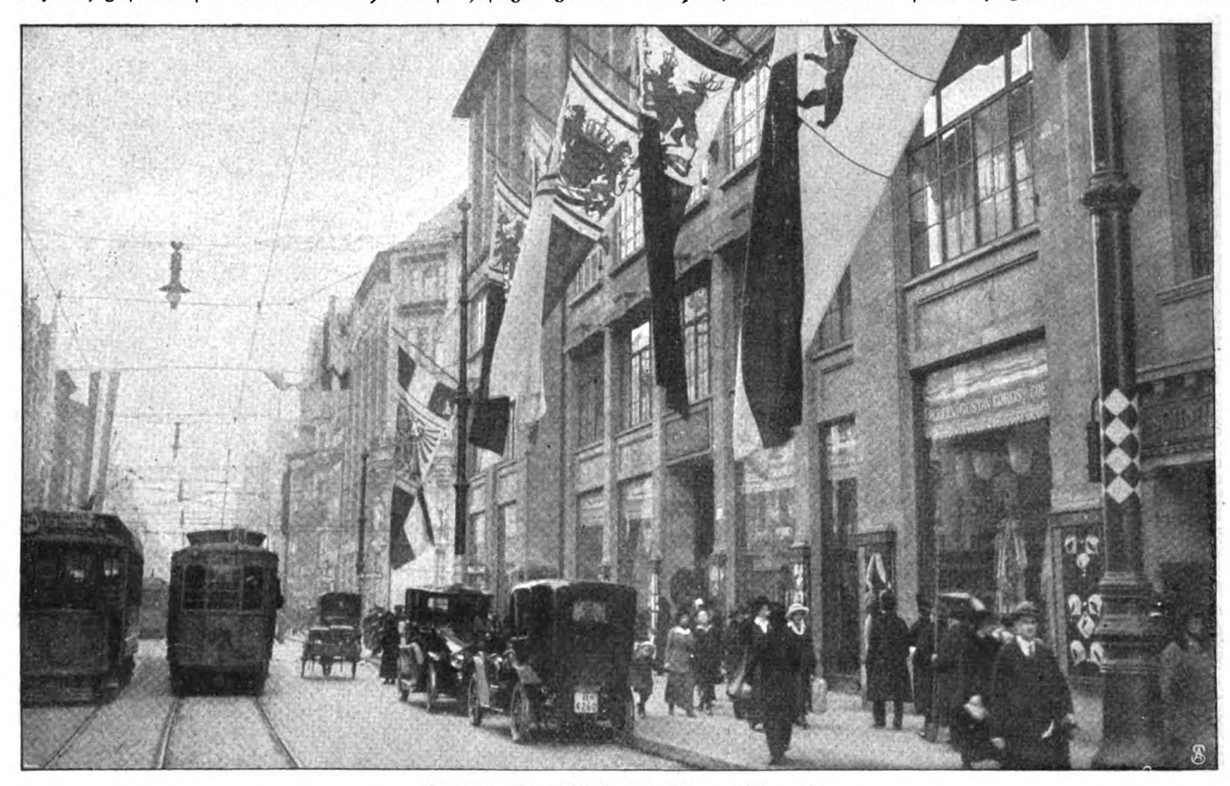
Fünf Dragoner im Mondenschein:
Vorhut reitet querfeldein.
Liegt da unten in Sumpf und Torf
Flachgestreckt ein schlafendes Dorf.
Vorhut schleicht sich leise heran,
Reitet zögernd Mann nach Mann —
Hält in Dorfes Mitte an.
Blick und Flinten sind gespannt,
Pferde schnoppern am Brunnenrand.
Alles ruhig. Horch, und schon
Kündet Getümmel die Schwadron.
Einer reitet schnell zurück:
Meldung. Und im Augenblick
Wird lebendig rings die Nacht,
Schleunig wird Quartier gemacht.
Eine Welle grauer Reiter
Wogt heran im weißen Schein,
Schwenkt ins Dorf und hält in breiter
Linie vor den Häuserreihn.
Aus den Fenstern, aus den Türen
Aengstlich nun Gesichter stieren,
Licht flammt auf in allen Zimmern,
Kinder tief aus Betten wimmern.
Und Kommandoworte klingen,
Wohl gedämpft, doch scharf und hart —
Reiter von den Rossen springen —
Reiter sind nicht fein und zart.
Treten hier und dort hinein,
Ziehn die Rößlein in die Scheunen,
Hüllen sich in Mäntel ein,
Schlafen hinter Heck und Zäunen,
In den Betten, auf der Erde . . .
Leise schnaufen noch die Pferde,
Leise schließen sich die Pforten,
Aber wachsam allerorten,
An den Wegen, auf den Hügeln,
Halten Posten mit gespannten Zügeln,
Ruhig spähn sie querfeldein,
Weit das Land im Mondenschein . . .

Hans Benzmann.

Berliner Leben im Kriege.

Von Viktor Ottmann. — Hierzu 7 Aufnahmen von O. Hünich.

Wer jetzt als Berliner Gelegenheit hat, ausländische Zeitungen zu lesen, stößt darin zuweilen auf Schilderungen des Berliner Lebens, bei deren Lektüre er nicht weiß, ob er lachen oder staunen soll — lachen über den Unsinn, der da erzählt wird, staunen über die geistige Unzulänglichkeit der Leser, die sich von ihrer Presse derartige Ammenmärchen gefallen lassen. Bald meldet eins dieser freundlichen Blätter, daß in der deutschen Reichshauptstadt alles drunter und drüber gehe und die Revolution nicht mehr aufzuhalten sei, bald betrachtet ein anderes Blatt die Sachlage etwas milder und begnügt sich mit der Feststellung, daß Berlin zwar äußerlich ruhig sei, dafür aber innerlich um so heftiger gäre. Natürlich können wir armen Berliner uns schon längst nicht mehr richtig satt essen, das Pfund Brot kostet eine Mark, für ein Ei werden Phantasiepreise gefordert, und die großen Finanzmänner füllen, weitschauend wie sie sind, in aller Heimlichkeit ihre Geldschränke mit Speckseiten und Konserven. Dergleichen wird in allen Zonen der Erde gedruckt, mit Behagen gelesen und anscheinend auch geglaubt. Nun, wie Berlin jetzt in Wirklichkeit aussieht, davon geben die nebenstehenden Augenblicksbilder aus dem Straßenleben eine verläßlichere Vorstellung als die Aufschneiderei übelgesinnter oder offenbare Verleumdung. Diese Bilder wurden vor kurzem aufgenommen und werden dem, der Berlin aus eigener Anschauung kennt, schwerlich große Veränderungen zeigen. Sie spiegeln mit der ganzen Nüchternheit und Treue der von keinerlei Gefühlen beeinflußten optischen Linse das Treiben an einigen Hauptverkehrspunkten der Reichshauptstadt wider, und keine noch so blühende Phantasie wird an diesen Dokumenten der Wirklichkeit etwas ausfindig machen können, was an Hungersnot, Verzweiflung, Anarchie und sonstige Schrecknisse erinnert. Es sind Bilder aus der Öffentlichkeit einer Stadt, die auch in den gegenwärtigen schweren Tagen jedem ihrer Bürger genau das gleiche Maß von Sicherheit und Ordnung verbürgt wie im tiefsten Frieden.



Die Leipziger Straße im Flaggenschmuck.

Selbstverständlich hat sich die Physiognomie des Berliner Lebens seit Ausbruch des Krieges trotzdem stark verändert — es wäre schlimm, wenn es nicht so wäre. Aber die Veränderungen sind ganz anderer Art als jene, von denen die feindlich gesinnten Auslandsberichte fabeln. Während zur Friedenzeit hier das Militär, besonders der Offizier, eigentlich keine auffällige Rolle im Straßenleben spielt, wimmelt es jetzt von kriegerischen Gestalten. Frisch eingezogene junge Mannschaften, ältere Landsturmleute, leicht Verwundete und Genesende, darunter viele Offiziere mit dem Eisernen Ehrenkreuz an der Brust, nicht zu vergessen ferner die zahlreichen Pflegerinnen, sie alle bilden das Element, das jetzt in der Öffentlichkeit von Berlin am meisten an den Krieg erinnert. Manche andere Erscheinung drängt sich dem Blick des Fremden aus erklärlichen Gründen eher auf als dem Einheimischen, z. B. die starke Beschränkung des sogenannten Nachtlebens. Dem richtigen Berliner kommt das weniger zu Bewußtsein, weil die große Masse der Bevölkerung diesem Amüsierbetrieb auch in Friedenzeiten fernbleibt und seine zweifelhaften Reize nur gelegentlich auf sich wirken läßt. Und wer



Ein Blick in die Friedrichstraße.

es gut mit Berlin und den Berlinern meint, freut sich über die Verminderung gewisser Vergnügungstätten ebenso wie über die Verinnerlichung des ganzen Lebens, die im bisherigen Verlauf des Krieges unverkennbar erfolgt ist, sowie einen weisen Hang zu sparsamer Wirtschaft. Man war in den langen Friedensjahren ein bißchen üppig geworden und kann sehr gut auch einmal eine andere Richtung vertragen. Nicht minder erfreulich ist das Aufräumen mit allerlei Torheiten unseres öffentlichen und geistigen Lebens, mit dem übertriebenen Aus=



Der Verkehr am Potsdamer Platz.

landkultus, den fremdländischen Geschäftsbezeichnungen, den Verstiegenheiten in Kunst und Literatur, mit der Trunksucht im gesellschaftlichen Verkehr und einem überheblichen Geckentum. Natürlich gibt es noch immer tungslos gegenüber den Hunderttausenden von Männern und Frauen, die mit erhöhtem Ernst ihren Pflichten nachgehen und nebenbei noch Zeit finden, nach besten Kräften für die Kämpfer draußen und für die



Ecke Rankestraße und Kurfürstendamm.



Blick in die Tauentzienstraße.

kleine Kreise, an deren inneren Leerheit und Teilnahmlosigkeit jede Tragik des Schicksals spurlos vorübergeht, und die es auch jetzt noch nicht lassen können, sich durch Mangel an Taktgefühl bemerkbar zu machen. Aber solche Zersetzungsprodukte der Gesellschaft findet man in jeder Weltstadt, ihre dünne Schicht ist bedeu- Bedürftigen daheim zu sorgen. Wohl ist die gehobene Stimmung der ersten Kriegswochen längst einer größeren Ruhe gewichen; man hat die Tugend geduldigen Abwartens gelernt, und man begreift, daß bei diesem titanischen Ringen nicht jeder Tag einen neuen großen Erfolg bescheren kann. Aber von irgendwelcher





Am Leipziger Platz.

Beklemmung konn deshalb nicht die Rede sein, im Gegenteil, durch alle Bevölkerungsklassen geht der große Zug eines wahrhaft rührenden, unerschütterlichen Vertrauens zum endgültigen Sieg der deutschen Sache. Sehr bezeichnend für diese Zuversicht ist auch der ruhige Fortgang der großen Staats- und Kommunalarbeiten, wie z. B. der Untergrundbahn von Nord nach Süd, des neuen Friedrichstraßenbahnhofs und verschiedener neuer Parkanlagen. Nur die private Bautätigkeit ist zu einem gewissen Stillstand gelangt, aber das wird jetzt wohl, wie bei uns, so auch im übrigen Europa der Fall sein.

Ein Mitarbeiter einer großen Pariser Zeitung hat



An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

kürzlich mit anerkennenswerter Wahrheitsliebe — eine seltene Ausnahme! — über das Thema „Berlin im Krieg" geschrieben und auf Grund eigener Beobachtungen sein Erstaunen darüber geäußert, daß die deutsche Reichshauptstatdt weder tot, noch leer, noch verzweifelt ist, daß die Straßenbahnen noch immer wie früher verkehren, daß der Geschäftsgang allen vernünftigen Erwartungen entspricht, und daß diese unverwüstlichen Teutonen nach wie vor die Speise- und Bierhäuser füllen.

Ein anderer Journalist aus „Neutralien" spendet uns das etwas boshafte Lob, daß der Berliner Umgangston sich seit Kriegsbeginn bedeutend verbessert habe, daß man in der Öffentlichkeit mehr Rücksicht aufeinander nehme und unter Fremden leichter aus sich herausgehe, als es sonst die Art des spröden Märkers ist. Und beiden Beobachtern fiel noch etwas anderes auf: das Soldatenspielen der Jugend. Das ist in der Tat eine neue Erscheinung, eine Folge der Kriegstimmung, und die Jungen spielen nicht etwa bloß im feinen Westen Soldat, sondern mit ganz besonderem Eifer auch in den Wohnvierteln der Arbeiterbevölkerung, dort, wo früher das frische, gesunde Spiel seit Jahrzehnten in Vergessenheit geraten war. Sicherlich werden unsere Feinde und Nörgler auch dieses jugendliche Treiben als höchst bedenkliches Zeichen des deutschen „Militarismus" brandmarken, aber das soll uns nicht davon abhalten, unsere Freude daran zu haben.

„Benjamin".

Skizze von Gertrud Papendick.

Vier Söhne Leopold Trunners standen im Felde. Und das große, alte Haus in der Hochmeisterstraße, in dem es sonst manchmal hergegangen war wie auf einem Rangierbahnhof, war so merkwürdig still geworden.

Die alte Luise, die im Dienst der Trunners grau geworden war, saß jetzt oft vormittags schon mit dem Strickstrumpf. In den strickte sie all ihre stummen Sorgen hinein und so ein halb verdrossenes, halb ängstliches Verwundern, daß in den langen Stunden kein anderer Ton laut wurde als das Klappern der Kochtöpfe und das Rasseln der Herdringe, das von der Küche herkam. Was da draußen in der Welt vorging, das begriff sie nicht, und damit mühte sich ihr alter Kopf auch gar nicht. Der Kreis ihrer Gedanken schloß mit den Wänden des Hauses ab. Und daher bewegte sie von dem ganzen ungeheuren Sturm, der die Welt erschütterte, nur das eine: daß sie nicht mehr da waren und vielleicht nicht mehr wiederkamen, die vier großen, schönen Jungen, die sie einst als winzige Püppchen in den Schlaf gewiegt, denen sie später die Strümpfe gestopft und die zerrissenen Hosen geflickt hatte; denen sie mit zitternden, gichtischen Fingern den ersten Schlips gebunden und in mitfühlendem Herzen den ersten Liebeskummer tragen geholfen.

Während die Stricknadeln klapperten, blitzschnell und unermüdlich wie die Räder eines Uhrwerks, dachte die alte Luise daran, wie gut es war, daß doch wenigstens einer daheimgeblieben war von den fünfen; und daß in ein paar Stunden, so um halb zwei oder bald nach halb, die Hausglocke mit einem ganz wilden, schrillen, langgezogenen Ton durch den Flur gellen würde. Das war Lorenz, der aus der Schule kam. Das war der jüngste, der die Frau Agnes Trunner das Leben gekostet hatte, als er zur Welt kam. Das war von allen fünf Söhnen des Herrn Leopold Trunner der unbändigste, der in den sechzehn Jahren seines Lebens der alten Luise am meisten zu schaffen gemacht hatte; der bei allen dummen Streichen der Rädelsführer war, und der doch trotz allem dem alten, treuen Mädchen am tiefsten im Herzen saß, weil sie ihm, dem jüngsten, der die Mutter nie gekannt, mehr noch als den vier anderen ein Stück Mutter war.

Den einen wenigstens hatten sie ihr und dem Herrn gelassen. Den konnten sie noch nicht gebrauchen bei den Soldaten. Der war noch zu klein, war ja noch ein Kind. Was sollte ein Kind im Krieg? Das wurde ja gleich über den Haufen gerannt und totgeschossen.

Die alte Luise wußte nicht, was für einen harten Kampf es im Hause der Trunners gegeben hatte an jenem Augusttag, als von allen Türmen dröhnend die Glocken riefen und das ganze Volk aufstand wie ein Mann, um das Vaterland zu schützen. Wie ein Sturm fegte die Begeisterung in das alte Haus und in die jungen Herzen. Für die vier ältesten Söhne kam die Mobilmachungsorder. Nur den einen rief das Vaterland nicht. Den einen, der noch in Sekunda saß und zu jung war, Soldat zu sein.

Leopold Trunner saß in seinem tiefen, kühlen Arbeitzimmer am Schreibtisch, als Lorenz kam. Aber er arbeitete nicht. Seine Gedanken wanderten, und sie gingen auf schweren Wegen. Sie sanken in die Vergangenheit und suchten in die Zukunft, und sie sahen in dieser Stunde alles wankend werden, was seines Lebens Inhalt und Ziel gewesen war. Der alte Handelsherr, der die Welt und das Leben kannte, wußte: es ging für ihn um alles. Um das Schicksal seiner Firma, um das Glück seines Hauses, um die Zukunft seines Geschlechts.

Vier Söhne im Feld. . . .

Es war ein Zufall, daß seinem scharfen Ohr das Klopfen entging.

Und da stand auf einmal mitten im Zimmer der fünfte Sohn in der schlanken Kraft seiner sechzehn Jahre, die wie eine Verheißung war. Dem alten, einsamen Mann zuckte es durchs Herz wie eine heiße Freude. Den da wenigstens brauchte er nicht herzugeben. Den ließ man ihm. Gerade den!

„Was willst du?" fragte er. Und in seiner Stimme war ein Unterton von Weichheit, den die Söhne am Vater selten gehört.

Lorenz trat näher. „Verzeih, daß ich so hereinkam, Vater. Ich hab geklopft, aber du hast es wohl überhört. Ich wollte nämlich — Vater" — und in die blauen Augen sprang ein heißes Flehen — „laß mich doch mit, Vater! Ich meld mich als Kriegsfreiwilliger. Sie nehmen mich gleich. Sie brauchen doch Soldaten. Vater, sag doch ja! Laß mich mit!"

Trunner war zuerst aufgefahren. Aber dann bezwang er sich. Er stützte das Kinn in die Hand und wandte den Kopf nach dem Fenster. Er gab keine Antwort. Was in ihm vorging, ahnte Lorenz nicht. Er nahm das Schweigen für eine Zustimmung, und das gab ihm Mut.



„Vater, warum soll ich es schlechter haben als die Brüder? Warum soll ich als einziger hinterm Ofen sitzen? Ich bin jetzt schon größer als Erich. Auch stärker. Ich hab ihn immer untergekriegt. Ich halt's nicht aus, jetzt wie sonst die Schulbank zu drücken und Griechisch zu ochsen. Ich werf die Bücher in den Mühlenteich. Draußen ist Krieg, und ich soll zu Hause hocken! Ich als einziger. Ich kann's nicht, Vater" . . .

In die junge Stimme war ein Zittern geraten. Trunner wandte sich zurück. Sein Gesicht war finster, und er sagte langsam und drohend: „Du bist wohl verrückt! Ein Kind wie du gehört nach Hause, gehört in die Schule. Es scheint mir sogar höchste Zeit zu sein, daß die Ferien aufhören. Wenn du deine Bücher ins Wasser wirfst, kannst du dir aus deiner Sparbüchse neue kaufen. Und jetzt mach, daß du rauskommst! Ich hab zu tun."

Aber Lorenz war zäh. Und er hatte nie so unter dem Druck des Vaters gestanden wie die älteren Brüder. Es war den fünfen eine feststehende Tatsache: wenn einer beim Vater etwas erreicht, so war es er.

Er blieb stehen. „Die ganze Oberprima geht mit, Vater. Sie machen Notabiturium. Von Unterprima haben sich sofort zehn oder elf gemeldet. Ich weiß es, ich war heute beim Direktor. Du weißt, daß er mich gut leiden kann. Er hat mir gesagt: ‚Sie haben vier Brüder, die mitgehen, Trunner. Es wird Ihnen schwer werden, zurückzubleiben. Wenn Sie sich als Kriegsfreiwilliger stellen wollen und Ihr Herr Vater es erlaubt, gebe ich Ihnen das Primazeugnis.' Du weißt, was für ein Mann der Direktor ist. Er sagt so etwas nicht, wenn er es nicht verantworten kann. Es fehlt also nur dein Wort, Vater."

Leopold Trunners Hand fiel schwer auf die Tischplatte. „Und ich geb dir mein Wort nicht!" schrie er. „Himmel und Hölle, ist's denn nicht genug, wenn ich's einmal sage? Dein Direktor mag ein sehr kluger Mann sein, aber vorläufig hab ich noch über meine Kinder zu bestimmen. Und ich verlange von ihnen vor allen Dingen, daß sie ihre Pflicht tun. Deinen Brüdern ist es Pflicht, fürs Vaterland zu kämpfen. Deine Pflicht ist, was zu lernen, damit was aus dir wird. Und zu gehorchen, merk dir das!"

Da ging Lorenz. Stumm und trotzig. Als Trunner allein war, stand er auf. Er erhob sich langsam und schwerfällig wie einer, der tief in Gedanken ist. Der Zorn, der in ihm hochgefahren war, ebbte so schnell zurück, wie er gekommen. Und es war da in seiner Seele nichts als ein schweres, stummes, qualvolles Bangen um den wilden, herzigen Jungen, der eben von ihm ging.

Herrgott, nimm mir den nicht auch! Den laß mir! Er ist der letzte, den ich habe. Und der liebste. . .

Vor dem Bild seiner Frau, das von der Wand zu ihm herübersah, blieb er stehen. Es war ihm, als müsse er stumme Zwiesprache mit ihr halten. Aus dem schönen, hellen Gesicht der Frühverstorbenen blickten ihn die Augen ihres jüngsten Kindes an. Von allen fünf Söhnen war Lorenz der einzige, der der Mutter glich. Von ihr hatte er das helle Haar und den fröhlichen Sinn.

Ich habe ihn immer am meisten geliebt, dachte Trunner. Es ist vielleicht ein Unrecht, aber ich kann nicht dagegen an. Er war das Letzte, was sie mir gab. Ihr Benjamin. Es muß wohl so sein, daß unser Herz am meisten an der letzten Gabe eines Verstorbenen hängt. Und wie sollte es nicht, wenn dieses Letzte ein Lebendes ist, das die Züge des Toten trägt?

Er fühlte, daß er den Jungen nicht hätte hergeben können; daß er den nicht hätte ziehen lassen können wie die vier anderen: mit dem frohen Stolz des Vaters, der dem Kaiser seine Jugend schickt. Und eine Gnade des Himmels war es ihm, daß er ihn nicht herzugeben brauchte.

An dem Jungen aber fraß das schroffe Nein, das der Vater seiner Begeisterung entgegengeworfen hatte. Er kam nicht darüber hinweg. Er ging ins Gymnasium wie sonst und saß seine Stunden ab, aber im übrigen tat er, als ginge die Sache ihn nichts an. Wenn er nach Hause kam, warf er die Bücher in eine Ecke und ließ sie liegen. Nur die Zeitungen las er, alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte. Er sprach nur, wenn man ihn anredete, und lachte nie mehr. Aus dem sprühend lebhaften Jungen wurde ein einsilbiger, verdrossener Bursche. Wenn er auf der Straße ging, schämte er sich vor den Menschen, daß er ein so großer, starker Kerl war und doch zu Hause blieb. Er schämte sich seiner unmündigen sechzehn Jahre. Bei Tisch, dem Vater gegenüber, sagte er kaum ein Wort. Aber in den blauen Augen saß ihm ein zäher, eiserner, ehrlicher Trotz; ein Trotz, der Tag für Tag mit der gleichen Beharrlichkeit sprach: Laß mich mit! Du kannst mich nicht halten! Ich bin Deutschlands Sohn!

Draußen drangen Deutschlands Söhne in Feindesland. Die ersten Siegesnachrichten stoben herein. Lüttich fiel. Vom Osten wurden die ersten erbeuteten Geschütze, die ersten paar tausend Gefangenen gemeldet. Auf den Dächern flackerten die Fahnen, auf den Straßen liefen die Menschen zusammen. Extrablatt! Hurra! Es geht vorwärts! Schlag auf Schlag!

Von den vier Trunners standen zwei in Belgien, einer im Elsaß, einer gegen die Russen. Der zweite, Bernhard, holte sich bei Mülhausen das Eiserne Kreuz. Die Nachrichten kamen sehr spärlich, blieben oft tage- und tagelang aus. Und dann fiel eines Tags eine Depesche ins Haus. Aufgegeben in Brüssel, vom Kommandeur des . . . Infanterieregiments. Nur ein paar Worte drin, höflich und herzlich, mit einem freundlichen Versuch, dem alten Herrn die Tatsache schonend zur Kenntnis zu bringen.

Als Lorenz mittags nach Hause kam, fand er in seinem kahlen Jungenzimmer den Vater. Er saß auf einem Rohrstuhl an dem befleckten, beschnitzten Arbeitstisch. Der lebensvolle Sechziger sah aus wie ein alter, müder, gebrochener Mann. Die dicken, eisgrauen Brauen hingen schwer über die Augen. „Ich hab auf dich gewartet, Lorenz", sagte er.

„Was ist denn, Vater?" Lorenz erschrak; er sah das Papier, das der Vater hielt.

Trunner schob ihm mit schwerer Handbewegung die Depesche hin. „Heinrich ist gefallen", sagte er. Weiter nichts.

Lorenz stand stumm. Er faßte es nicht. Er nahm das Telegramm und las es und legte es wieder hin. Minutenlang sprach keiner ein Wort. Bis Lorenz zum Vater trat und die Hand ergriff, die auf der Tischplatte lastete: „Lieber Vater" — und noch einmal: „Lieber Vater" . . .

Trunner zog ihn an sich. „Mein Junge", murmelte er. „Mein alter Junge." Dann schob er ihn sanft fort: „Laß nur." Er stand auf und trat ans Fenster, blieb dort stehen mit abgewandtem Gesicht. „Das ist der erste. Wann kommen die andern dran? Wer kommt überhaupt wieder?"

Lorenz schwieg. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Er wußte auch nicht, was er dachte. Er hatte diesen dritten Bruder sehr liebgehabt. Vielleicht mehr als die andern. Vielleicht auch schien ihm das heute so, nun er wußte, daß der Bruder nicht mehr war. Die Gedanken in seinem Kopf überstürzten sich. Es fiel ihm plötzlich ein,



daß Heinrich ihm vor vielen Jahren aus eigenem Antrieb seine Muschelsammlung geschenkt hatte, auf die er doch selber so sehr stolz war.

Auf einmal merkte er, daß der Vater immer noch am Fenster stand und hinausstarrte und nicht sprach. „Kann man denn nicht dorthin fahren, Vater?" fragte Lorenz.

„Ich will's versuchen", kam es zurück.

„Und — kann man ihn denn herbringen?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht — vielleicht haben sie ihn dort auch schon — verscharrt — im Sand" . . .

Wieder kam ein langes, tiefes Schweigen. In dem alten Gehirn und in dem jungen arbeiteten die Gedanken. Unermüdlich, hastend, qualvoll.

„Vater", sagte Lorenz plötzlich.

Trunner hörte nicht.

„Vater," sagte Lorenz noch einmal, und seine Stimme klang ruhig und fest wie die eines reifen Mannes, „jetzt mußt du mich gehen lassen. Nun einer fehlt. Jetzt ist es für mich Pflicht. Jetzt muß ich in die Lücke springen. Deutschland braucht Soldaten."

Da wandte Trunner sich um. Aber er sagte nichts. Er sah den Sohn nur an mit einem tiefen, schweren, unergründlichen Blick.

Lorenz fuhr fort: „Bei den Kürassieren stellen sie noch Freiwillige ein. Ich weiß es. Ich habe mich erkundigt. Ich glaube bestimmt, daß ich da angenommen werde. Das Maß hab ich. Und reiten kann ich auch."

Trunner konnte den Blick nicht abwenden von seinem Sohn. Er hatte eine merkwürdige Empfindung. Es war ihm, als stände da vor ihm nicht der Junge von sechzehn Jahren, sondern ein ganz reifer, ganz fertiger Mensch, ein Mann, der seinen eigenen Willen und seine eigenen Entschlüsse hatte. Einer, dem er, der Vater, nichts mehr zu sagen hatte, der ihm entwachsen war, weil er selbst über sich bestimmte.

Er fühlte: hier war seine Macht zu Ende. In dieser Stunde war ihm das Heft aus der Hand genommen. Nun ging er doch, sein Letzter. Er konnte ihn nicht halten.

Als ein heißer Schmerz durchfuhr ihn die Erkenntnis: er durfte es nicht. Man darf einen Menschen — und wenn es der eigene Sohn ist — nicht hindern, den Weg zu gehen, den er sich erwählt. Zumal wenn dieser Weg der herrlichste ist, den es gibt.

Vaterland, dachte Trunner in schwerem Kampf, du nimmst mir viel! Du nimmst mir das Beste. Es sei!

In dieser bitterschweren Stunde, da den alten Mann von Belgiens Schlachtfeldern die Todeskunde eines seiner Söhne traf, brach sein starrer Egoismus zusammen.

Der da draußen starb den Tod für König und Vaterland. Einer von vielen. Einer von Tausenden. Um jeden trauerte ein Vater, eine Mutter, eine Frau. Wen gab es denn heute in Deutschland, der nicht das Liebste draußen wußte vorm Feind? Da war nicht einer, der nicht hergab, was er hatte. Es mußte sein. Es sollte sein.

In dem alten Hanseaten erwachte das deutsche Gewissen: Fürs Vaterland ist nichts zu schade. Niemand. Für Deutschlands Ehre ist jedes Opfer recht. Und wer dieses heilige Gebot nicht fassen kann und nicht erfüllen, der ist es auch nicht wert, ein Deutscher zu sein.

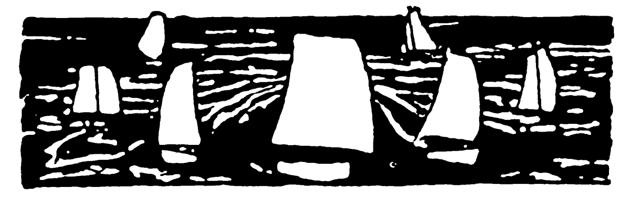
„Mein Junge," sagte Trunner, und seine Stimme war tief und rauh, „du hast besser gewußt als ich, was die Pflicht eines Deutschen ist. Geh mit Gott. Halt dich brav und schütz das Vaterland. Und komm mir wieder" . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 4. Berlin, den 23. Januar 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.



Die sieben Tage der Woche.

12. Januar.

Ein von den Franzosen auf die Höhen von Crouy bei Soissons unternommener Angriff wird zurückgeschlagen.

13. Januar.

Bei Crouy erfolgt ein deutscher Gegenangriff, der mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen und einer Säuberung der Höhen nordöstlich Cuffies und nördlich Crouy endigte.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Graf Berchtold gibt seine Entlassung. Frhr. v. Burian wird sein Nachfolger.

In Italien richtet ein starkes Erdbeben große Zerstörungen an. Völlig vernichtet wird der in den Abruzzen gelegene Ort Avezzano, ferner werden Sora, Pescina, Celano und zahlreiche am Fuciner See gelegene Orte vernichtet. Die Gesamtzahl der Opfer des Erdbebens dürfte sich auf dreißigtausend belaufen.

14. Januar.

Die deutschen Truppen greifen bei Soissons den Feind erneut auf den Höhen von Vregny an und säubern auch diese Hochfläche von dem Feind.

15. Januar.

In einem Erlaß an den Reichskanzler bittet der Kaiser, daß von den sonst üblichen festlichen Veranstaltungen zu seinem Geburtstag abgesehen wird.

Halbamtlich wird gemeldet, daß als Nachfolger des aus Krankheitsgründen demnächst ausscheidenden Staatssekretärs Kühn der Direktor der Deutschen Bank Wirklicher Legationsrat Prof. Dr. Helfferich zum Reichsschatzsekretär ernannt werden wird.

Der amtliche deutsche Bericht teilt mit, daß nördlich und nordöstlich Soissons das nördliche Aisne-Ufer von Franzosen endgültig gesäubert worden ist. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenem Angriff die Orte Cuffies, Crouy, Bucy-le-Long, Missy und die Gehöfte Vauxrot und Verrerie. Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soissons beläuft sich jetzt auf rund 5200 Gefangene, 14 Geschütze, 6 Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste, 4- bis 5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffeld gefunden. Der Rückzug südlich der Aisne lag unter dem Feuer unserer schweren Batterien.

Das französische Unterseebot „Saphir" wurde beim Versuch, die Dardanellen zu passieren, durch türkische Artillerie zum Sinken gebracht.

16. Januar.

Nachträglich wird bekanntgegeben, daß die Zahl der in den Kämpfen vom 12. bis 14. Januar bei Soissons eroberten französischen Geschütze sich auf 35 erhöht hat.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz ist die Lage unverändert. Die regnerische und trübe Witterung schloß jede Gefechtstätigkeit aus.

17. Januar.

Die Oberste Heeresleitung macht bekannt, daß die feindlichen Verluste seit dem Beginn der französischen Offensive an von uns gezählten Toten etwa 26 000 und an unverwundeten Gefangenen 17 860 Mann betragen; im ganzen werden sie sich, wenn man für die Berechnung der Verwundeten das Erfahrungsverhältnis von eins zu vier einsetzt, abgesehen von Kranken, nicht beobachteten Toten und „Vermißten", auf mindestens 150 000 Mann belaufen. Unsere Gesamtverluste im gleichen Zeitraum erreichen noch nicht ein Viertel dieser Zahl.

Der frühere Gesandte der drei Hansestädte Dr. Klügmann stirbt in Berlin.

Im Brester Arsenal bricht ein Brand aus, der die Bureaus für Hydraulik und die Zeichensäle für Schiffbau verheerte.

18. Januar.

In Westgalizien bewirkt das Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie auf den Höhen östlich Zakliczyn das Aufgeben der vordersten russischen Schützenlinien und weiterhin einen Rückzug der vordersten Linien in einer Ausdehnung von sechs Kilometer.

Im Kaukasus finden heftige Kämpfe zwischen Türken und Russen statt.

✠✠✠

Dem Kaiser.

Von Joseph von Lauff.

Herr Kaiser — es wußten seit Jahr und Tag
Die Frevler, daß friedlich umhegt
Dein Schwert gebannt in der Scheide lag
Und sich nicht gerückt und geregt.
Allein — sie wurden des Friedens nicht froh,
Sie wollten ihn sparrig und welk;
Sie wollten, daß heulend und lichterloh
Die Flamme sich hob im Gebälk.

Und als sich noch scharte Schelm bei Schelm,
Da endlich — von Ingrimm verzehrt —
Es schmückte dein Haupt sich mit flammendem Helm
Und die Faust sich mit leuchtendem Schwert.
Der Friedenskaiser war abgetan,
Die Milde, sie wurde zerspellt,
Und klirrend zu Roß und auf grausiger Bahn
Zog der Schlachtenkaiser ins Feld.

Und die Wolfzeit brach an, und die Wolfzeit kam,
Und die Wolfzeit schuf grimmige Not,
Und das Schwert in dem eisernen Fäustling nahm
Den Kampf an auf Leben und Tod.
Das Zeichen des Kreuzes auf stählernem Schild,
Des Reiches verkörpertes Ich,
Wir sehen dich reiten, ein ehernes Bild —
Herr Kaiser, wir glauben an dich!

Es folgt dir Alldeutschland, es folgt seinem Herrn
Durch Schlachten und Weltgericht,
Und selbst des Blinden erloschener Stern
Umgreift dich mit innerem Licht.
Wie der Seemann hofft und dem Anker vertraut,
Wenn die Stille dem Sturme wich —
Herr Kaiser, vom Segen des Himmels umtaut,
Herr Kaiser, wir hoffen auf dich!

Und ob du auch reitest in schimmerndem Erz,
Die Liebe, sie waltet und wägt.
Wir fühlen dein treues, dein königlich Herz,
Das unter dem Panzer dir schlägt.
Drum Liebe um Liebe! Die Liebe beglückt,
Sie trägt die Vergeltung in sich.
Bis der Tod in den blutigen Rasen uns drückt —
Herr Kaiser, wir lieben dich!

Wo dein Herzblut klopft und dein Auge flammt
Durch Sturm und Wetter und Krieg,
Da wird das Gezücht zur Hölle verdammt,
Da lächelt dem Reiche der Sieg;
Da wird von Weizen gesondert die Spreu,
Da heitert der Himmel sich . . .
Zum letzten, Herr Kaiser — dem Schwure getreu —
Herr Kaiser, wir sterben für dich!

Unserm Kaiser.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Philipp Zorn.

Inmitten seines sieggewohnten und sieggekrönten Heeres in Feindesland feiert unser Kaiser seinen Geburtstag des großen Jahrs der Weltgeschichte 1915, das zweifellos eins der größten Jahre der Weltgeschichte sein wird.

Nicht im alten Schloß seiner Väter in Berlin, nicht an der Seite seiner hohen Gemahlin, der edlen, echten, frommen deutschen Frau, nicht umgeben von seiner Familie, den Kindern und Kindeskindern, nicht in glänzenden Sälen und in der Pracht stolzer Paradeuniformen, nicht umjubelt von Volksmassen, die Kaisers Geburtstag als den höchsten eigenen Familienfesttag zu feiern seit alters gewohnt sind: fern im fremden Feindesland, in der Mitte seines Volks in Waffen, umdröhnt vom Donner der Geschütze in Kämpfen und Schlachten, in der Winterlandschaft feindlichen Gebietes, das von meilenweiten Schützengräben zerschnitten und von Truppenmassen, wie sie die Welt noch niemals auf so engem Raum in gleicher Zahl zusammengeballt sah, erfüllt ist, so feiert der Deutsche Kaiser an diesem 27. Januar 1915 sein Geburtsfest.

Späte Geschlechter werden einst, so Gott will nach Jahrhunderten noch, von diesem Tag singen und sagen; im Haus und in der Schule, soweit die deutsche Zunge klingt, wird man den Kindern erzählen von diesem Geburtstag des Deutschen Kaisers, der in Feindesland gefeiert wurde in dem großen Ringen der Völker, in dem das deutsche Volk um sein staatliches und wirtschaftliches Dasein kämpfen mußte gegen eine Welt von Feinden, die es meuchlings in tiefstem Frieden überfallen hatten, um es — nach dem treffenden Wort des tapfern bayrischen Kronprinzen — aus der Weltgeschichte zu streichen.

Und in tiefem Ernst und in tiefster Bewegung der Seele schart sich ein ganzes großes Volk von 70 Millionen zu dieser Geburtstagfeier um seinen Kaiser. Verstummt ist aller innere Kampf, weggewischt sind alle Gegensätze im Volk, verhallt sind alle politischen Streitigkeiten, vergangen und vergessen sind alle Unterschiede von hoch und niedrig: es gibt nur ein einiges deutsches Volk, und dies einige deutsche Volk steht felsenfest wie eine granitene Mauer um seinen Kaiser. Und die noch vor kurzem den Kaiser und seine Regierung in hartem innerem Kampf bekämpften, die rufen es jetzt mit lauter Stimme in die Welt hinaus: das deutsche Volk ist einig bis zum letzten Mann und wird aushalten in diesem ihm durch freventliche Schandtat aufgezwungenen Krieg bis zum Äußersten, bis es in endlichem Sieg sich die Freiheit von fremdem Druck und von welscher und russischer und englischer Lüge erkämpft hat für sein staatliches Leben und seine treue Arbeit. Und die Frauen und die Mütter, deren Männer und Söhne den Heldentod fürs Vaterland starben, die jubeln, verklärt durch die Tränen des Schmerzes in nassen und doch glänzenden Augen: Heil unserm Kaiser und Glück und Ehre dem deutschen Vaterland! Und die Millionen, die nicht mehr und die noch nicht hinausziehen können zum Kampf fürs Vaterland, die empfinden nur den einen großen Schmerz, daß sie nicht mit im stolzen Waffenschmuck draußen sein können im Feld für das Vaterland, und können sich nicht genug tun in Liebeswerken für unsre Helden, die vor dem Feind stehen, und heben die Hände empor zur allwaltenden Vorsehung mit dem heißen Gebet: Gott schütze und segne unsern Kaiser, unser Heer und unser deutsches Vaterland! Und die Hunderttausende kaum dem Knabenalter entwachsenen Freiwilligen, die eben in die Front getreten sind, die stürmen hinaus zum Todeskampf mit dem Jubelgesang: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Das ist die einmütige Stimmung im ganzen großen deutschen Volk, darin lebt und webt es heute, jung und alt, hoch und niedrig, arm und reich, in den Millionenstädten wie im letzten Bergdorf und der letzten Dünenhütte an den deutschen Meeren. Es gibt wohl auch bei uns ein paar Feiglinge, aber sie wagen es nicht hervorzutreten, und es gibt wohl auch bei uns zaghafte Seelen, die sich ängstigen vor der ungeheuren Übermacht unserer Feinde; aber wo ein Wort des Zweifels oder des Kleinmuts sich regt, da schallt ihm aus tausend Kehlen der Ruf entgegen: „Schäme dich, du bist nicht wert der Helden, die den Opfertod fürs Vaterland gestorben sind, du bist nicht wert, ein Deutscher zu sein!"

Nicht mit Festgaben und Geschenken feiern wir 1915 Kaisers Geburtstag; die Gaben und Geschenke brauchen wir heute für andere Zwecke als für Festefeiern. Es gibt nur eine Gabe und ein Geschenk, das dieses Geburtstages würdig ist: ein ganzes Herz und ein ganzes Leben. Und dieses Geschenk bringt das Siebzigmillionenvolk der Deutschen seinem Kaiser dar.

In tiefem, tiefem Ernst tritt das deutsche Volk mit diesem Geschenk vor seinen Kaiser. Wie könnte es anders sein, als daß tiefster Ernst uns erfüllt? Gewiß, wir bluten aus tausend Wunden, und Tausende von Herzen sind erfüllt von Schmerz und Trauer um unsere gefallenen oder fürs ganze Leben zu Krüppeln gemachten Helden. Und wir wissen: noch lange ist der Feind nicht niedergerungen; noch gilt es, in schwerster Arbeit das Werk zu vollenden; noch hat unsere Luftflotte London, die Stätte, da all das furchtbare Unheil dieser Tage ausgedacht wurde, erst gesehen, noch nicht zur Rechenschaft gezogen; noch stehen wir Millionen von tapfern und starken Kriegern gegenüber, die entschlossen sind, ihre äußerste Kraft einzusetzen, um uns zu vernichten.

Aber wir sind getrost und voll fester Zuversicht, und daß unser Volk nicht wanke in dieser festen Zuversicht, ob Fels, ob Eichen splittern, wir werden nicht erzittern: das sei das heiße, heilige Gelöbnis, mit dem wir zum Kaiser an seinem Geburtstag treten, das sei der große Segenswunsch, den wir dem Kaiser darbringen, und der uns den Sieg in dem furchtbaren Völkerringen, in dem wir stehen, mit Gottes Hilfe sicher verbürgt.

Wir danken es dem Kaiser und unserm herrlichen Heer, daß trotz der ungeheuren Übermacht unserer Gegner kein Feind den deutschen Boden — außer in dem kleinen Grenzbezirk des heldenhaften deutschen Kernlandes Ostpreußen und in der kleinen Südostecke des Elsaß — betreten hat; daß die große, vor einem Monat in so pomphaften, echt französischen Worten angekündigte Offensive Joffres in eitles Nichts zerschellt ist und der „ruhmbedeckte" Lord Kitchener, der Urheber des schmählichsten Gedankens des modernen „Kriegsrechtes", der Konzentrationslager für Frauen und Kinder, so bescheiden, wohl zum erstenmal in seinem Leben — man traute ja seinen Augen kaum beim Lesen der Verhandlungen des englischen Oberhauses — über die Kriegserfolge und Kriegsaussichten der Verbündeten sprechen mußte; daß wir unserer Arbeit und unsern Werken auch jetzt nach sechs Monaten schwerster Kriegzeit fast wie im Frieden nachzugehen imstande sind; daß wir, dank der weisen Gesetzgebung, die das große Erbe unseres Bismarck ist, unser tägliches Leben führen können fast wie in Zeiten des tiefsten Friedens, und daß die Bitte zu Gott: „Unser täglich Brot gib uns heute!" täglich und stündlich ihre Erfüllung findet; daß die geradezu verzweifelten Anstrengungen des giftigsten unserer Feinde, Englands, uns „auszuhungern", auch nicht den allergeringsten Erfolg bis jetzt gehabt haben, obwohl wir nicht für uns allein, sondern auch für mehr als eine halbe Million gefangener Feinde zu sorgen haben, und daß wir mit aller Sicherheit hoffen dürfen, daß diese Anstrengungen Englands auch weiterhin keinen Erfolg haben werden, auch wenn die halbe Million der Gefangenen auf eine ganze Million angewachsen sein wird.

Mit diesen Gedanken und Gebeten steht heute das deutsche Volk bei seinem Kaiser und um seinen Kaiser. Mit seinem alten Freiheitsänger und Helden Ernst Moritz Arndt ruft es: Wem soll der erste Dank erschallen? und antwortet es: Dem Gott, der groß und wunderbar unsern Kaiser und das deutsche Volk bisher durch die furchtbaren Gefahren dieses Krieges geführt hat, und der unsern Kaiser und unser Volk, die mit reinen Händen und reinem Gewissen in diesen schrecklichsten aller Kriege gezogen sind, nicht verlassen wird.

So leben wir und so sterben wir mit unserm Kaiser. Und bei jedem einzelnen der Millionen von Deutschen, die in Wintersgrauen draußen in Polen und in den zu einem großen Schlacht- und Trümmerfeld gewordenen besten Provinzen Frankreichs stehen, empfindet der Kaiser das große und tiefe Dichterwort:

„Ich stell ihn zu des Reiches Aar,
Den nehm er stolzen Auges wahr."

Und jeder einzelne dieser Millionen ist erfüllt von dem hohen Bewußtsein, ein Teil des deutschen Schmiedes zu sein, dem derselbe Dichter den ehernen Befehl zurief:

„— — schmiede du die Treu
Und unsre alte Kaiserkrone neu."

Wir Alten aber sind stolz auf unser Volk, das in dieser ernsten, schweren Zeit, alles Kleine, allen Tand und alle Nichtigkeiten weit von sich weisend, ein einziger großer Held — und nicht zuletzt die deutschen Frauen — geworden ist. So müssen wir siegen. Und unsere alte neugeschmiedete Kaiserkrone wird in neuem Glanz erstrahlen als das goldene Sinnbild deutscher Ehre, deutscher Arbeit, deutschen Heldensinns und deutscher Treue — der deutschen Tugenden, die unsern Kaiser ganz erfüllen, die sein eigenstes Wesen sind.

Gott schütze und segne unsern Kaiser und unser Heer, unser heißgeliebtes deutsches Volk und Vaterland!

✠✠✠

Zu Kaisers Geburtstag.

„Boche zarja chranje", flammt es vom Portale. —
Das also ist des weißen Zaren Jagdschloß.
„Abteilung . . . haalt! Schert euch rechts ran gefälligst!
Noch weiter! Gut so. Haalt und abgesessen!"
„Im Schlosse liegt" . . . „Der Stab! Ich weiß schon!
Selbstverständlich —
Und wir?" „Wir kriechen in der Försterei dort unter!"
„Die Pferde?" „Faul, Herr Leutnant. Außerm Stab
liegt hier
Noch 'ne Schwadron, Feldlazarett, die 5. Jäger" . . .
„Na — wolln mal sehen. Hier ist 'n Schuppen! Da 'ne
alte Scheune
Und schlimmstenfalls, na, wenn schon, die Remise.
Dienst hat?" „Ablösung eins!" „Befehlsempfänger?"
„Der Einjährige." „Ißt gleich und dann zum Stab!"
„Befehl, Herr Leutnant."
„Na — nu los! Zur Försterei!"

Seltsames Schicksal! Unser Gastwirt —
Wenn man so nennen darf den Förster, der seit Wochen
Sein Haus zertrampelt sieht von schweren Reiter-
stiefeln —
Ein Deutscher ist es, der — ist so was Zufall? —
In Frankreich 70 focht als — 5. Jäger. —
Seltsames Schicksal! Sieh! Sein Herz blieb deutsch,
Doch russisch ist der Eid, den er geschworen,
Und ängstlich hütet er dem Reußenkaiser
Hier Wild und Wald und Pferde, Wagen, Schlitten. — —
Ich schlendre durch den weißen Winterabend.
„Boche zarja chranje", flammt es vom Portale,
Davor wir die Station errichtet haben.

In ihre Pelze eingewickelt hocken meine Hörer —
Die müde Hand den Bleistift lässig hält,
Den Kopf geneigt: sie träumen von zu Hause;
Und nur mechanisch lauscht das Ohr
Kalt unterm blanken Telephone,
Ob jemand ruft ...

Ich bummle weiter, abwärts, zur Piliza,
Darum so vieles edle Blut geflossen,
Und wende mich.
Vom Licht der Bogenlampen grell beleuchtet,
Hebt scharf das Schloß sich ab vom Winterhimmel.
„Boche zarja chranje", leuchtet's vom Portale. —
Und rechts und links gespenstisch ragen
Schlagbäume in die Höh, die starke Ketten tragen.
Ihr beiden da, vor denen heut mein kleiner Fuchs
So ängstlich schnaufend scheute,
Sagt, seid ihr's, die beim großen Russenkaiser
Mußt Lieb und Treu des freien Manns ersetzen? —

Zwischen Portal und heller Bogenlampe
Schildert, baumlang, ein deutscher Kürassier —
Und wie er wandert hin und wieder her,
Reckt sich ins Ungeheuere sein Schatten —
Und gleitet hin und her auf dem Portale
Und hüllt in Dunkel dort der Worte Gleißen:
„Boche zarja chranje!"

Ich eile heimwärts zu der Försterei —
Von weitem dröhnen Haubitzen, schwer, den Russen Abendsegen,
Und hin und wieder fällt ein Flintenschuß.
„Boche zarja chranje." Goldgemeißelt sind die Worte
Doch tot! Lebendig aber ruft's in jeder
Deutschen Kanone Knall, lebendig schreit's
Aus jedem Flintenschuß und glüht lebendig
In jedes Deutschen Brust:
„Heil, Kaiser, dir!"

Spala, Januar 1915.

Von der Front beurlaubt.

Von Dr. Ernst Franck.

Sie sind fast wie eine andere Art Menschen, die Leichtverwundeten, Erkrankten und Überanstrengten, die auf kürzere oder längere Zeit von der Front beurlaubt wurden und nun in die liebe Heimat zurückgekehrt sind. Sie drücken uns die Hand zum Willkomm so herzlich, wie sie sie uns damals zum Abschied gedrückt haben, als sie vor Monaten für Deutschlands Existenz, für Deutschlands Ehre und Größe ins Feld hinauszogen — aber es steht doch wie eine leichte, unsichtbare Scheidewand zwischen ihnen und uns. Sie haben ja inzwischen so unendlich viel geschaut, gefühlt und geleistet, wovon wir uns trotz all den anschaulichen Berichten und den vorzüglichen bildlichen Darstellungen in unseren Zeitungen und Zeitschriften doch nur eine unzulängliche Vorstellung zu machen vermögen. Sie haben alle einen neuen Sinn, einen sechsten oder siebenten Sinn, bekommen, der uns Daheimgebliebenen fehlt, uns, die wir nie das Sausen und Einschlagen einer Granate oder eine Nacht im Schützengraben oder einen Sturmangriff mit dem Bajonett erlebt haben. Ein Hauch von Größe und von einer gewissen Fremdheit umwittert alle diese von der Front Beurlaubten, die unter uns herumgehen; wie aus grenzenloser Ferne scheinen sie heimgekehrt zu sein, und während wir ihre veränderten Züge betrachten, das hager gewordene, gebräunte Antlitz mit dem völlig ungewohnten Bart oder der befremdlichen Brille, gäben wir viel darum, zu wissen, was für Gesichter und Bilder nun eben und dann wieder durch ihren Geist huschen mögen.

Wir tun dann wohl einige Fragen, ein wenig scheu zuerst, um nicht taktlos zu werden, und ein bißchen ins allgemeine, um es dem Heimgekehrten zu überlassen, ob und was er erzählen will. Und er fängt auch an zu erzählen, aber nicht von draußen, nicht von dem großen Ringen und von den eigenen Kriegserlebnissen, sondern oft von irgendwelchen Kleinigkeiten, in denen doch manchmal viel und Tiefes und Nachdenkliches versteckt liegt. Von dem Genuß, den das erste warme Bad, nach Monaten das erste wieder, ihm bereitet hat, spricht er vielleicht, und mit welchem unbeschreiblichen Wohlgefühl er sich zum erstenmal wieder in ein weiches, mit blendendem Leinen frisch überzogenes Bett legte. Und dann lächelt er ein wenig in der Erinnerung und erzählt, daß ihm dies merkwürdige, frisch überzogene Bett eine kolossale Ehrfurcht eingeflößt habe. Unbekleidet, wie man es in südlichen Ländern gewohnt ist, habe er sich hineingelegt, denn es wäre ihm brutal und unästhetisch erschienen, sein arg mitgenommenes Schützengrabenhemd mit der köstlichen Reine des Ruhelagers in Berührung zu bringen.

Und weiter erzählt er von dem wonnigen Schlaf von fünfzehn, von zwanzig Stunden; von dem ersten tiefen, traumlosen Schlaf in der Heimat, den die Gewißheit schirmte, daß keine krachende Granate, kein ratterndes Maschinengewehrfeuer, kein „Peng! Peng!", kein plötzlicher Alarm ihn stören würde. Freilich, vielen ist dieser Schlaf nicht gleich in der ersten Nacht ihres Heimaturlaubs gekommen. Die ungeheuren Erlebnisse folgen ihnen bis in die Träume nach, sie fahren jäh aus dem Schlaf auf: „War das nicht ein feindliches Maschinengewehr?" Sie träumen sich kämpfend, schießend, fallend, siegend, und ein Geräusch von der Straße verwandelt sich dem Schlafenden in eine Infanteriesalve, ein Poltern im oberen Stockwerk in dröhnenden Kanonendonner. Nervöse springen sogar auf, tasten nach der Waffe, suchen den Feind, eilen ans Fenster, bis das Erwachen sie belehrt, daß sie bloß geträumt haben.

Wie ein kleines Wunder verläuft ihnen sodann der helle, friedliche Tag. Wie ein Wunder kommt es ihnen vor, im Konzert zu sitzen und Beethovensche Sonaten zu hören; dieselbe Sonate merkwürdigerweise sogar, die der kleine X. in Y., wo sie biwakierten, auf dem schlechten Klavier in dem halb zusammengeschossenen Kaffeehaus spielte. Wie klang das damals, und wie klingt das jetzt! Eine seltsame Empfindung! Gar zu sonderbar ist es auch, jetzt plötzlich wieder in einer Theaterloge zu sein, auf roten Samtsesseln zu sitzen, elegantes Publikum, schöne Frauen um sich herum zu sehen und einem Vorgang auf der Bühne zu folgen, der einem so merkwürdig unwichtig vorkommt, so herzlich belanglos, weil draußen, draußen in der Front — denn ihre Gedanken

sind immer draußen, wandern unablässig ins Feld zurück, gehen ruhelos hin und her zwischen dem stillen, behaglichen Schlafgemach hier und dem Schützengraben oder „Erdpalast" dort, fliegen vom appetitlich gedeckten und besetzten Eßtisch zur primitiven Feldküche, suchen aus dem Frieden der deutschen Heimat rastlos den Schauplatz der Kämpfe in Flandern, Polen oder den Argonnen.

Quält sie nicht, daß sie „erzählen" sollen! Manche tun es ja gern. Vielen ist das Erzählen das einzige Mittel, sich von den ungeheuren Eindrücken, die sie empfangen haben, und die bedrückend auf ihnen lasten, einigermaßen freizumachen. Dieser und jener ist auch eine so mitteilsame Natur, daß ihm das Erlebte erst wahrhaft zu Erlebtem wird, wenn er es den Hörer im Geist hat miterleben lassen. Aber die andern! Sie können nicht. Es steht ihnen alles noch so nahe, sie fühlen ihr ganzes Wesen so davon durcheinandergerüttelt, daß sie noch nicht davon zu sprechen vermögen. Zumindest nicht auf Kommando. Nicht am Stammtisch, wo in der Regel doch mindestens ein Zivilstratege oder ein Blasierter mit dabei ist. Nicht nach dem Mittagessen, wenn Familie und Verwandte beim Kaffee zusammensitzen, alle gespannt, „was Fritz erzählen wird", nachdem die liebe Tante Rieke es fertiggebracht hat, der allgemeinen Erwartung durch die Aufforderung: „Na, nu schieß mal los, Fritz!" Ausdruck zu geben. . . . Quält ihn nicht, euren Fritz oder Max oder Kurt! Es kommt schon die Stunde, die ihm die Zunge löst.

Wenn ihr ihn aber fragt, so fragt ihn lieber, was er in der Heimat für Eindrücke empfing. Alle diese von der Front Beurlaubten haben ein sehr, sehr feines Empfinden dafür, was sich in Kriegzeiten schickt, und was sich nicht gehört. Wenn in letzterer Zeit hier und da ein stellvertretendes Generalkommando die Bevölkerung ermahnen mußte, mehr Ernst an den Tag zu legen in öffentlichen Lokalen, in Theaterspielplänen und Kabarettprogrammen, so sprach es damit ein Gefühl aus, das schon so manchen aus der Front Beurlaubten beschlichen hat, als er sich wieder daheim fand. Ich war mit einem jungen Artillerieoffizier, der sich das Kreuz erster Klasse geholt hatte, im „Tannhäuser". Er fand das Ballett im ersten Akt in der gegenwärtigen Zeit unerträglich. „Man sollte das jetzt streichen; es muß ja nicht die Pariser Bearbeitung sein." Ich ging mit ihm ins Café. Dort saßen viele, die von dem Ernst der Zeit nichts zu ahnen schienen. Gegen die Frauen war mein Freund nachsichtig. Von den jungen Männern aber, die dort rauchend, schwatzend, lachend, flirtend, witzelnd und genießend saßen, meinte er verstimmt: „Die gehörten alle in den Schützengraben!" Es wurde ihm bald zur Gewohnheit, den Unzufriedenen und Kleinlichen, denen das Kriegsbrot nicht schmeckt, oder die sich beklagen, weil sie auf einem von Soldaten besetzten Straßenbahnwagen keinen Platz mehr bekommen, halb im Scherz und halb im Ernst „Drei Tage Schützengraben!", „Vierzehn Tage Schützengraben!" zuzudiktieren als heilsamste Medicina mentis.

Es muß eine seltsame Zeit sein für das Herz, diese Ferienwochen der von der Front Beurlaubten. Hinter ihnen liegen Monate, in denen gewaltigstes Erleben, reich, wie wenn aus Jahrzehnten zusammengedrängt, rastlos pochte. In vierzehn Tagen, in vier Wochen geht es wieder an die Front hinaus — wie ein großes, stummes Fragezeichen steht diese Zukunft da, und was sie in ihrem Schoß birgt. Es ist Sache des Temperaments und der Anlage des Charakters, wie diese Wochen durchlebt werden. Der eine vergräbt sich in die Zeitungen und Zeitschriften der Kriegsmonate. Er will wissen, soweit man es bis heute wissen kann, wie alles war, wie alles kam, und was sich in fünf Weltteilen ereignete, seit der Blitz in ihrer einem zündete und ein Sturm dann die Funken über die ganze Erde warf. Die eine Seite des großen Weltkriegs, die eiserne Realität der Schlachten, hat er erlebt; nun verlangt ihn danach, die Mächte und Kräfte zu erkennen, die dahinter und darunter bohren und wirken. Was will Japan? Welchen Weg nimmt der Heilige Krieg? Wie sieht es in den Seelen der Neutralen aus? Und wenn auch noch tausend Fragen unbeantwortet bleiben, so hat er doch, wenn er wieder ins Feld zieht, ungefähr ein Bild von dem, was in den Kriegsmonaten bisher geschah, und weiß einigermaßen, warum es geschah. Und mehr braucht er vorläufig nicht.

Auch heißer, wilder Lebenshunger ergreift manchen von der Front Beurlaubten in den kurzen Wochen des Ausspannens. Was junge Sinne genießend erraffen können, möchte er rasch noch pflücken. „Wenn es mir bestimmt ist, zu fallen, perlt mir kein Wein mehr." „Wenn ich tot bin, sieht mich kein Mädchen mehr freundlich an." „Wer weiß, ob ich noch wieder ein Bild von Rembrandt sehen, jemals noch den ‚Tristan' hören werde." Doch die meisten genießen still und dankbar die Ruhe und den kurzen Frieden, der ihnen vergönnt ist, und freuen sich des seligsten Glücks, das einem von der Front Beurlaubten bereitet ist, der Rückkehr zu den geliebten Seinen.

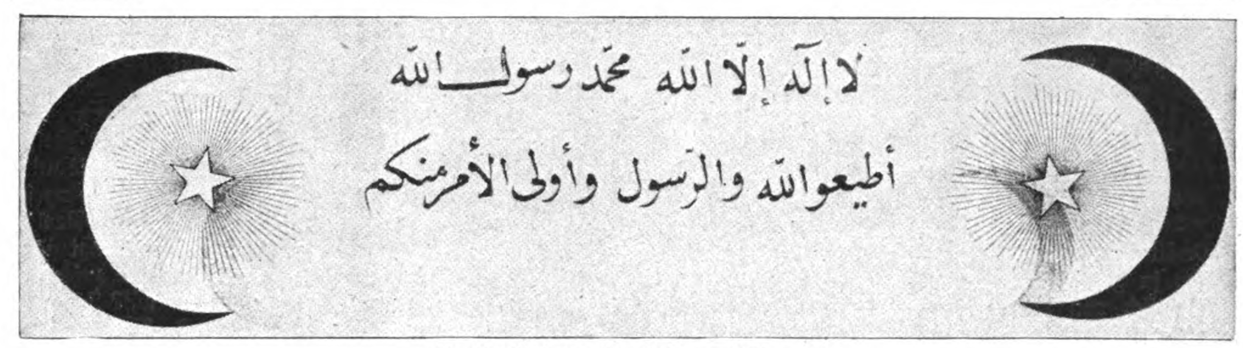
Von draußen kommen inzwischen Feldpostbriefe der Regimentskameraden, und zwischen den Zeilen klingt lauter oder leiser die Hoffnung hervor, den lieben Urlauber bald wieder bei sich im Felde zu haben. Nicht nur sie rufen, nicht nur die Pflicht ruft wieder hinaus. Auch ein empfindliches Ehrgefühl, dem Vaterland nicht länger, als unbedingt nötig ist, die Kraft des einzelnen zu entziehen, drängt den Beurlaubten oft schon dann wieder hinaus, wenn dem Stabsarzt das „Wieder felddiensttauglich" durchaus noch nicht über die Lippen will. Und ein geheimer Stolz ist auch mit im Spiel, ein Stolz, zu denen gehören zu wollen, die bis zum entscheidenden Sieg die schwere, heilige Wacht halten um die Grenzen des vaterländischen Bodens, und nicht zuletzt ist es dieser Stolz, der den im Frieden der Heimat wieder Gesundeten und Erstarkten von neuem an die eherne Front treibt.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

In Rußland trinken die Muschiks in ihrer Todesangst Möbelpolitur, nachdem auf Väterchens Befehl dem wirklichen Spiritus der gewohnte Marsch durch die ausgepichte russische Kehle versagt wurde, und im deutschen Gefangenenlager spielen die Herren Engländer mit unserem Kommißbrot Fußball, wofür man sie in richtigem Verständnis, daß diesen Sportsleuten das Fell jucke, auf einige Zeit bei schmaler Kost in Polizeigewahrsam gab.

Aus diesen beiden kleinen Charakterbildern erhellt, daß die Völker, die dem großen Kreis unserer Feinde angehören, nicht aus ihrer Haut heraus können, selbst dann nicht, wenn die Not der Zeit mit dürrem Finger



Die Verkündung des Heiligen Krieges I:

Titelbild zu dem in türkischer und arabischer Sprache gedruckten Flugblatt, das von österreichisch-ungarischen Fliegern über russische Schützengräben abgeworfen wird.

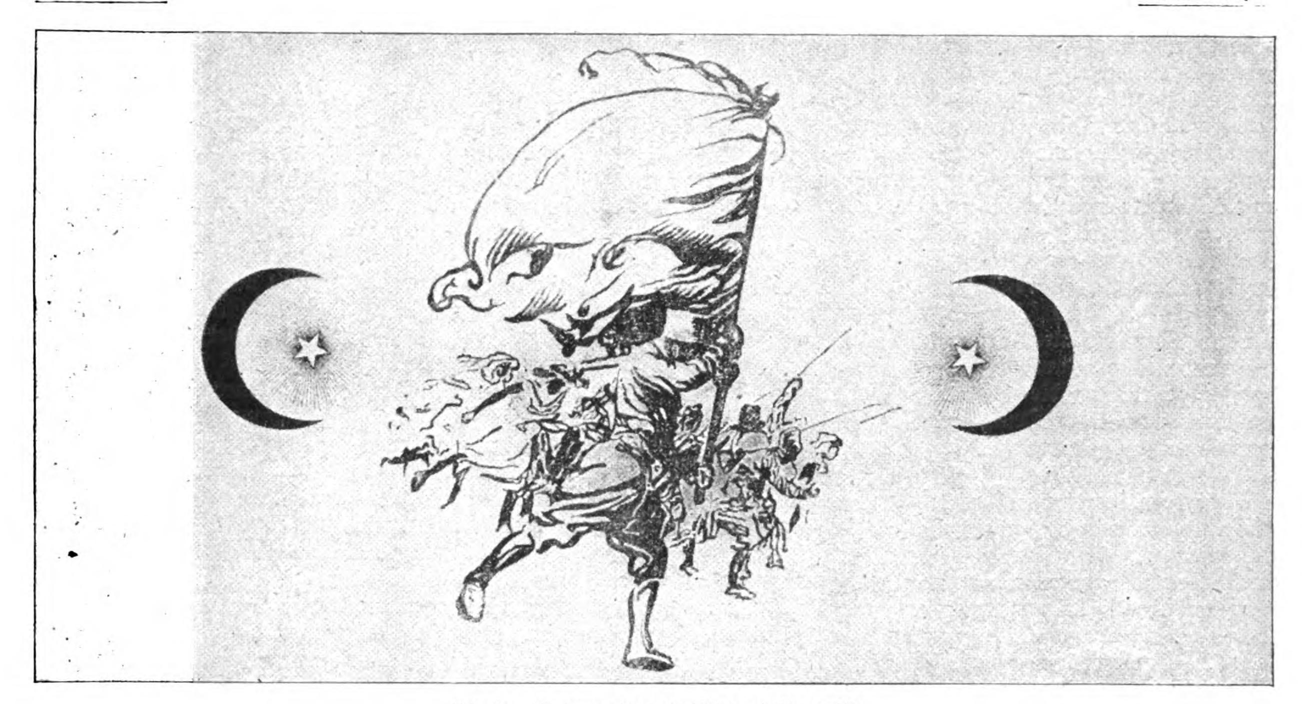
an die Herzen pocht und zur Einkehr mahnt. — In Rußland kann man den Fusel nicht missen, und der richtige Engländer legt selbst in Feindesland seine aufdringliche Frechheit nicht ab.

Wir essen indessen geduldig unser Kriegsbrot, verzichten gern auf die Frühstücksemmel und gehen über diese, ach so kleinen Widerwärtigkeiten mit einem Scherzwort hinweg, wogegen wir die großen und blutigen Opfer mit heldenhafter, stiller Tapferkeit tragen.

Je länger dieser alle Kräfte anspannende Krieg währt, um so heller treten die moralischen Eigenschaften der Völker sichtbar in den Vordergrund. Und gerade im Westen, wo der Stellungskampf durch Monate hindurch geht, stellt die Lage die höchsten Anforderungen an den sittlichen Halt der Soldaten. — Das sieggewohnte punische Heer Hannibals verlor seine Schlagkraft in Capua, das deutsche Volk aber, das Millionen seiner Söhne in Ost und West stehen hat, sieht mit Stolz, daß

Karte des von dem Erdbeben betroffenen Gebietes in Mittelitalien.

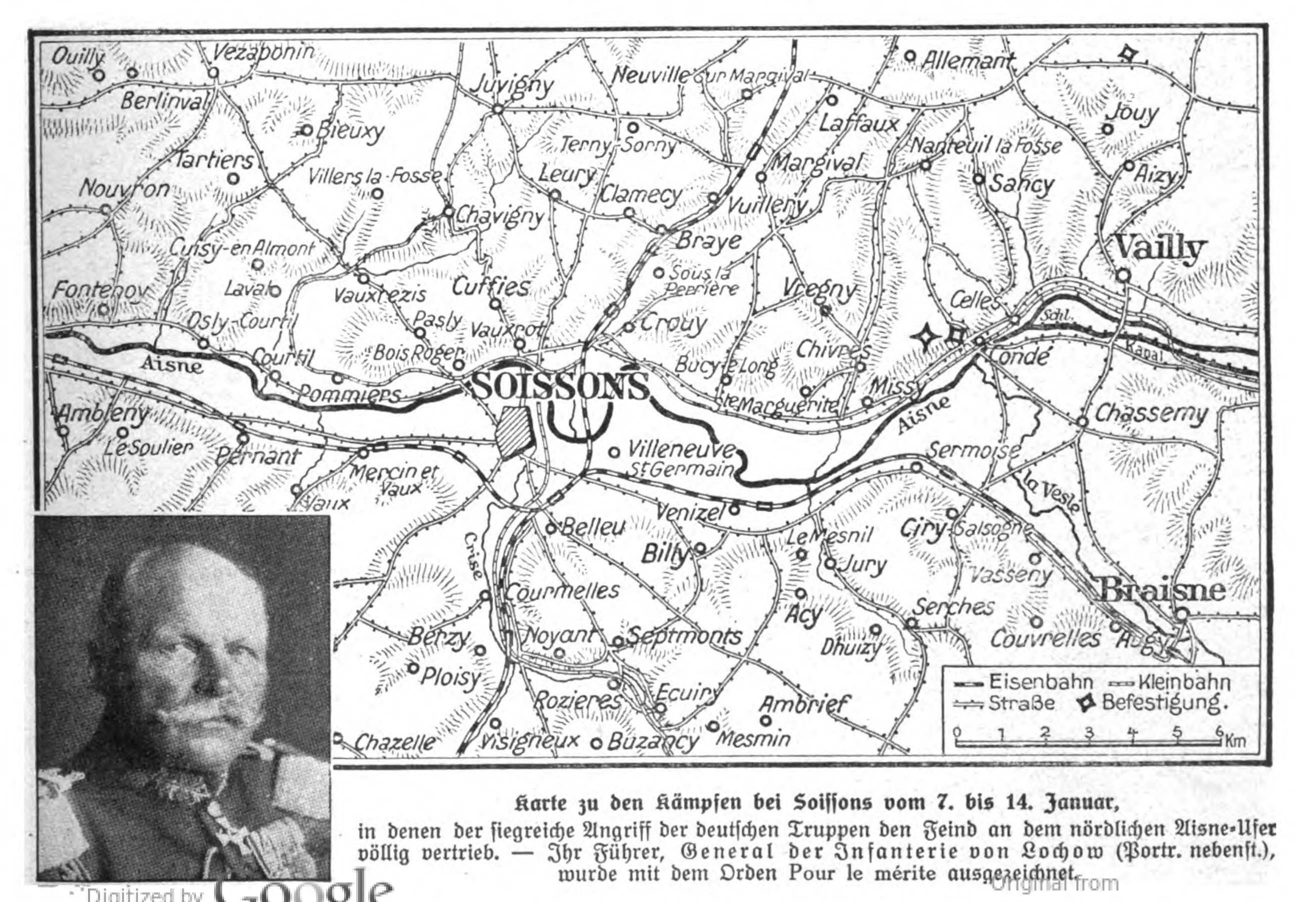
Das Erdbeben vom 13. Januar hat namentlich die in der Umgebung des Sees von Fucino gelegenen Orte betroffen. Ortschaften wie Avezzano und Sora sind völlig zerstört. Der Verlust an Menschenleben in dieser Abruzzengegend wird auf 30000 angegeben. Einen Begriff von der grausigen Zerstörung des Gebietes geben unsere Abbildungen auf S. 120.



Die Verkündung des Heiligen Krieges II:
Titelbild zu dem russischen Text des Flugblattes.

selbst die Eintönigkeit des festungsartigen Krieges in Flandern und Frankreich die alten germanischen Heldentugenden nicht einzuschläfern vermochte.

Wie hieß es noch in dem amtlichen Bericht vom 14. Januar, der uns den Sieg von Soissons ankündigte? „In strömendem Regen und tief aufgeweichtem Lehmboden wurde bis in die Dunkelheit hinein Graben auf Graben im Sturm genommen.“ Das ist ein Heldenlied, das seinen Spielmann Volker erst nach dem Krieg finden wird, wenn alle Einzelheiten aus diesem beispiel-



Karte zu den Kämpfen bei Soissons vom 7. bis 14. Januar,
in denen der siegreiche Angriff der deutschen Truppen den Feind an dem nördlichen Aisne-Ufer völlig vertrieb. — Ihr Führer, General der Infanterie von Lochow (Portr. nebenst.), wurde mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet.

losen Ringen an der Aisne und den schweigend getragenen Entsagungen und Entbehrungen bekanntwerden. Das Bild von den barfuß stürmenden Soldaten, die ihre Stiefel im Sumpf des Aisnegebiets verloren, aber mit grimmigem Humor weiterkämpften, das Bild dieser verschmutzten Männer mit den treuen deutschen Herzen wird nie vor den Augen dieser Generation verschwinden und auch noch den spätesten Enkeln als leuchtendes Vorbild unerschütterlicher Pflichterfüllung dienen.

Und dem Westen reiht sich der Osten nicht minder ruhmvoll an. Auch hier drangen unsere wackeren Truppen durch Sturm, Regen und aufgeweichte Wege weiter vor, wenn auch naturgemäß eine gewisse Verlangsamung durch die schreckliche Witterung herbeigeführt wurde. Der Deutsche weiß auch den Winter zu bezwingen, und wenn er sich von seiner allerschlimmsten Seite zeigt.

Aber nicht nur auf den europäischen Kriegschauplätzen hielten wir tapfer durch. Auch aus den Kolonien kam eine erfreuliche Kunde, die zuerst gerüchtweise verlautete, dann immer bestimmter auftrat und nunmehr ihre amtliche Bestätigung gefunden hat. In Tanga, in Ostafrika, wo die „Flagge schwarzweißrot" bisher mit Ehren wehte, versuchte der räuberische britische Leu das Wahrzeichen deutscher Kraft herabzuholen. Achttausend Mann stark, unterstützt von allen möglichen Farbigen, landeten die Engländer, um Tanga zu erobern. Mit nur zweitausend Mann traten wir dem Eindringling entgegen und schlugen ihn mit echt deutscher Gründlichkeit so aufs Haupt, daß er auf die Schiffe zurückflüchten und davonfahren mußte. Mehr als dreitausend an Toten, Verwundeten und Gefangenen ließen die Feinde zurück und verloren auch reichliches Kriegsmaterial. Das war schon kein Gefecht mehr, das war fast eine Schlacht, die erste, die wir auf unserem Überseegebiet schlugen; und wahrlich, wir haben unser Examen glänzend bestanden. In den anderen afrikanischen Kolonien schwankt die Wage auf und ab, aber überall wehrten sich unsere Schutztruppen, verstärkt durch Freiwillige, so ihrer Haut, daß sie selbst da, wo sie vor der Übermacht weichen mußten, dem Feind Achtung und Schrecken einflößten.

Es ist überhaupt eine bemerkenswerte Erscheinung, die um so mehr in den Vordergrund tritt, je länger der Krieg dauert, daß unsere Feinde immer dann, wenn sie sich einmal zur Offensive aufraffen, nicht nur mit starken Verlusten abgewiesen werden, sondern auch noch einen kräftigen deutschen Gegenstoß über sich ergehen lassen müssen, der ihre Niederlage vollständig macht.

Man betrachte nur einmal das Ergebnis des großen „Joffre-Angriffs", der zu Weihnachten in die Wege geleitet wurde und bei Soissons seinen ruhmlosen Abschluß fand.

Auf 150 000 Mann Gesamtverlust schätzt unser Großer Generalstab die Einbuße des Gegners in den letzten Wochen, und wir wissen, daß unsere militärischen Behörden so vorsichtig kombinieren, daß die angegebene Zahl eher noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, als sie übersteigt.

Man denke: 150 000 Mann! Das ist der vollständige Bestand einer ansehnlichen Armee. Demgegenüber erreichen wir mit unseren Verlusten noch nicht ein Viertel. Wie muß bei dieser Zahlengegenüberstellung dem französischen Generalissimus zumute sein, der von den Gassen schon die Halbuntauglichen auflas und kaum weiß, wie er dem Munitionsmangel seiner Artillerie steuern soll. Ja, General Joffre ist ebensowenig zu beneiden wie sein Leidensgenosse an der Ostfront, dessen Sonne langsam hinter Warschau im Untergehen begriffen ist. Es wird viel geredet in einem Krieg, und wieviel Unwahres dabei ist, wissen wir selbst am besten, die wir im heftigsten Granatfeuer falscher Beschuldigungen stehen, ohne uns zu beugen. Wenn aber gemeldet wird, daß zwischen dem Zaren und seinem treuen Oheim Nicolai das Freundschaftsband dicht am Reißen ist, sogar mit der Absetzung des allgewaltigen Führers der Großfürstenpartei gerechnet werden muß, so kann daran schon etwas Wahres sein. „Wer das Glück hat, führt die Braut heim", heißt es, der Mann aber, der schon die Krone von Ost- und Westpreußen auf seinem Russenhaupt sah, bis er gestäupt von dannen fliehen mußte, hat nur Pech gehabt. Bei dem großen Spiel mit Hindenburg hatte sein großer Gegner stets die Trümpfe in der Hand, und das kann selbst die „Kriegspartei" in Petersburg auf die Dauer nicht vertragen. Mag die Sache augenblicklich liegen, wie sie will, eins steht fest, daß „Väterchen" mit Nicolais Heldentaten nicht einverstanden ist, und das zeigt, wie wacker wir selbst im Osten unsere Sache machten. Und wenn Paris und London am Zeppelin-Fieber erkrankten und sich nachts in dunkles Trauergewand hüllen, so ist auch das nicht zu unterschätzen. In Berlin lebt es sich derweil noch recht angenehm.

So hat uns die letzte Kriegswoche viel Erfreuliches beschert. Das schönste aber war der Heldensang von Soissons. Er schallte hinein in den trüben Wintertag wie ein früher Lerchenschlag, der uns eine kommende sonnenhelle, verheißungsvolle Zeit vorausahnen läßt, wenn auch augenblicklich noch Deutschland im Bann winterlich-heißen Ringens um seine Zukunft steht. X.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Zum 27. Januar: Unser Kaiser.

Spezialaufnahme der „Woche“.



Hofphot. Engelmann.
Oberst H. Busse, Kmd. d. Feste Boyen.

Phot. Schubert.
Oberstleutnant von Oppen.

Phot. Elnain
Oberstlt. Frhr. v. Holzing-Berstett.

Hofphot. Langhammer.
Major Karl Moldenhawer.

Hauptmann Günther.

Hauptmann Frahne.

Hauptmann Angerstein.

Phot. Simpage.
Hauptmann v. Zamory.

Hofphot. Eberth.
Hauptmann Köbrich.

Hauptmann v. Frese.

Lt. Frhr. Arndt v. Freytag-Loringhoven.

Atel. Kaiserdamm. Charlottenburg
Lt. Hans Frentz.

Frhr. Erik v. Wachtmeister.

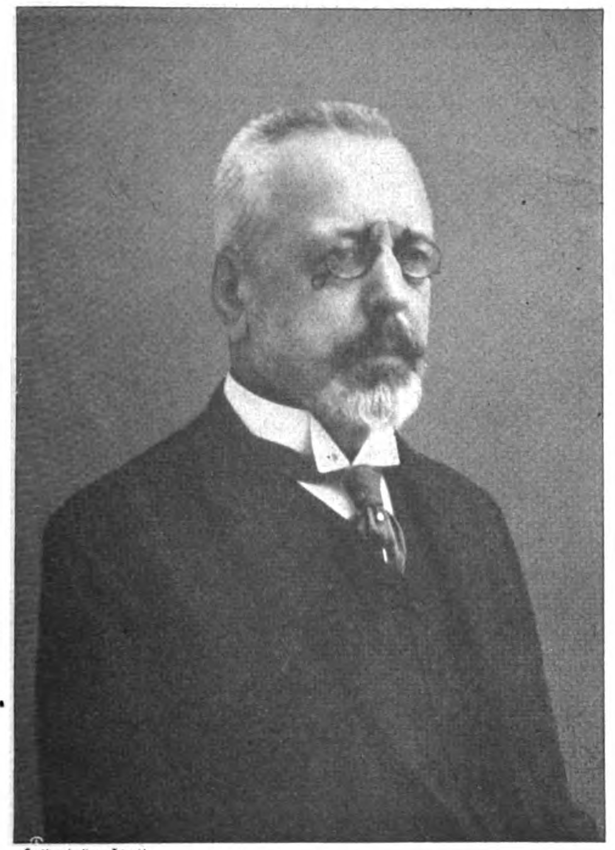
Feldwebel Mrusek.

Unteroffizier Hennecke.

Hofphot. Miebusch.
Unteroffizier d. R. H. E. Eisenschmidt

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Hofphot. Gy. Scotti.

Baron Stephan Burian v. Rajecz,
der neue österreich.-ungar. Minister des Aeußern



Hofphot. Sandau.

Wirkl. Leg.-Rat Prof. Dr. Helfferich,
der neue Staatssekretär des Reichschatzamts



× Oberstkommandierender Djemal-Pascha.

Aufbruch des türkischen Heeres in Damaskus: Abschiedsfeier für das Expeditionskorps nach Aegypten.



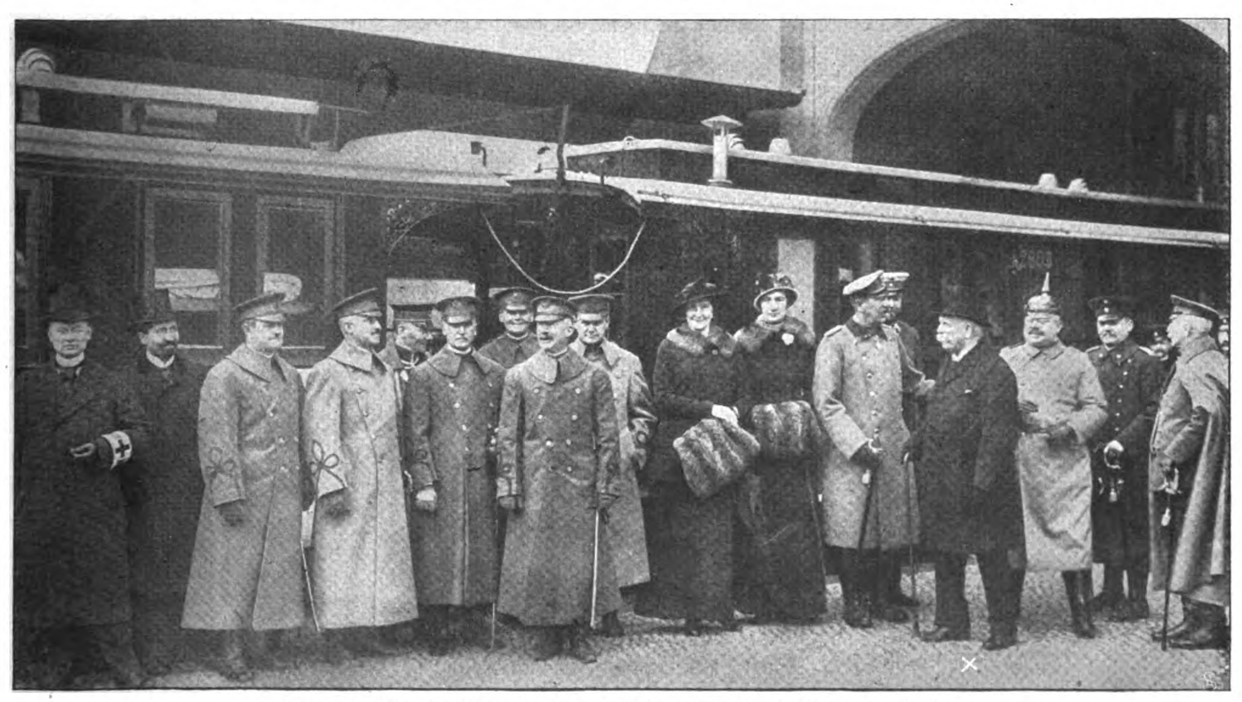


Oben: Die zerstörte Ortschaft Avezzano. — Links: Der König von Italien (×) in Avezzano. — Unten: Zelte für die obdachlosen Einwohner. (Phot. Argus.)

Die Verheerungen des Erdbebens in Italien.

Generaloberst von Moltke mit seinen beiden verwundeten Söhnen.

Hauptmann Wilhelm von Moltke wurde im November bei einem Sturm auf Ypern, Oberleutnant Adam von Moltke bei Chalons verwundet.



Amerikanische Offiziere bei der Besichtigung. Graf Hoensbroech (×).

Der Lazarettzug der Rheinisch-Westfälischen Malteserritter auf Station Wildpark.





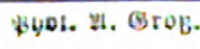
Russische Kriegsgefangene in Erzerum.

Zu den Kämpfen im Kaukasus und in Nordpersien.



Schützengraben mit künstlich hergestelltem Wald im Hintergrund. Hofphot. Krajewski.





Die von den Franzosen gesprengte Brücke über die Aisne. Phot. A. Groß.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Phot. Wiese.

Der Hafenkommandant von Antwerpen Admiral Louran im Kreis der Adjutanten und diensttuenden Matrosen.

Olga Wohlbrück, die Verfasserin unseres neuen Romans „Der große Rachen“.

Zur Kriegzeit ins neutrale Ausland.

Von Felix Baumann.

In schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn, die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehen, da zieht es so manchen nach den nordischen Reichen, um sich in den norwegischen Fjorden, den schwedischen Schären oder in Dänemarks lustiger Hauptstadt zu ergehen. Man setzt sich in den Bahnzug und eilt dann einfach über eine unserer Hafenstädte seinem Ziel zu.

Der Krieg hat auch hier eine Wandlung geschaffen. Wer heute nach dem neutralen Norden will, der muß unbedingt im Besitze eines vorschriftsmäßigen Passes sein. Für Schweden und Norwegen genügt die Personalbeschreibung, aber für die Reise nach Dänemark ist noch eine der neuesten Photographien (unaufgezogen) des Reisenden nötig.

Als ich mich kürzlich nach Stockholm begab, bedurfte es nicht weniger als sechs Instanzen, um das legitimierende Büchlein zu erhalten. Vom Polizeirevier nach dem Paßbureau, dann Einwohnermeldeamt, Kriminalpolizei, wiederum Paßbureau und schließlich nach dem schwedischen Generalkonsulat zur Beglaubigung des Passes. Selbstverständlich muß man sich vorher genau erkundigen, ob man überhaupt „paßfähig" ist, d. h., ob die persönlichen militärischen Verhältnisse, wie Landwehr, Landsturm oder „ganz heraus", nicht einen Strich durch die geplante Reise machen können. Seit dem 1. Januar d. J. sind bekanntlich in dieser Beziehung neue Bestimmungen getroffen worden.

Sowohl in Warnemünde als auch in Saßnitz wird die Paßkontrolle aufs schärfste durchgeführt. Und mit Recht, wie sogar die diese Wege benützenden Ausländer rückhaltlos eingestehen. Denn wir müssen unsere Grenzen gegen jede feindlichen Umtriebe schützen.

Es mag nicht nach jedermanns Geschmack sein, von oben bis unten körperlich durchsucht zu werden, aber diesen kleinen Übelstand erfordert unbedingt die Sicherheit dieses Landes. Da auch die mitgeführten Briefschaften aufs genaueste kontrolliert werden, so soll man zärtliche, nicht für alle Augen bestimmte Schreiben einfach zu Hause lassen. Die erste Paßpflicht im Krieg heißt: offen und ehrlich Rede stehen!

Ist man im Besitz einer Sache, die gegen die Vorschriften verstößt, so heraus damit! Zu Nutz und Frommen aller Reisenden sei erwähnt, daß Krimstecher, photographische Apparate und Taschenlampen nicht mit ins Ausland genommen werden dürfen. Diese Gegenstände werden zurückbehalten und auf Kosten des Besitzers wieder nach Hause gesandt. Natürlich wissen unsere Behörden genau, warum sie Ferngläser usw. nicht über die Grenze lassen.

Ist die Paßkontrolle beendet, so erfolgt die körperliche Untersuchung, darauf die Durchsuchung des Handgepäcks (großes Gepäck wird bereits im Zug auf Rügen revidiert) und endlich die Abstempelung des Passes. Dann erst darf man die Fähre nach Trelleborg betreten.

Die Paß- und Gepäckrevision bot übrigens wieder einmal Gelegenheit zu beobachten, daß wir „Barbaren" doch bessere Menschen sind als unsere Verleumder. Unter den Reisenden befanden sich auch mehrere Russinnen, die weder ein noch aus wußten. In liebenswürdigster Weise wurden sie von den „Barbaren" unterstützt und konnten nachher nicht genug der Dankesworte finden. Wie ich später von Flüchtlingen aus Rußland in Stockholm erfuhr, haben die Russen ganz entgegengesetzt gehandelt.

Während früher der Berliner Zug auf der Fähre nach Trelleborg übergeführt wurde, bleibt er jetzt in Saßnitz zurück. Das Fährboot führt nur einige Güterwagen mit sich. Der Personenverkehr ist auf eine Fahrt täglich beschränkt worden. Der nördlichste Punkt Rügens liegt während des Krieges natürlich in tiefster Finsternis da, die Leuchtfeuer sind gelöscht.

Auf schwedischer Seite findet weder Paß- noch Gepäckrevision statt. Man begibt sich vom Fährboot nach der Station und besteigt den Zug nach Malmö, auf dessen Bahnhof immer ein reges Leben und Treiben herrscht.

Der Deutsche kann sich in Schweden jederzeit als solcher bekennen. Er wird die freundlichste Aufnahme finden, die sich schon aus dem Grund erklärt, weil 75 Prozent der schwedischen Bevölkerung ausgesprochen deutschfreundlich gesinnt ist. Und nur ein Blick in die schwedischen Gesichter rechtfertigt diese Gesinnung.

Die Schweden sind keine lauten Leute, schon ihr ruhiges Wesen ist die verkörperte Neutralität. Sie neigen wenig zu spontanen Kundgebungen, sondern gehen ruhig und gelassen ihrer Wege. Man betritt ein überfülltes Restaurant, aber nur ganz gedämpft erklingt das Stimmengemurmel. Im Theater eine vornehm reservierte Haltung. Nur zuweilen bricht es plötzlich mit elementarer Gewalt hervor wie bei der glänzenden Mephisto-Vorstellung im Königl. Opernhaus, in der Magna Lykseth Skogman als „Gretchen" stürmisch gefeiert wurde.

Der schwedische Prüfstein sollte für mich der — „Kientopp" sein. Mir war gesagt worden, daß in den Kinos der schwedischen Hauptstadt Szenen von allen Kriegschauplätzen gezeigt würden. Von deutscher, englischer, französischer, russischer und serbischer Seite. Die Kinotheater Stockholms entbehren der üppigen Berliner Ausstattung. Sie sind nur bescheiden eingerichtet, aber bieten gute Musik und gute Bilder für geringe Eintrittsgelder. In stoischer Ruhe ließen die Schweden die einzelnen Bilder an sich vorüberziehen. Sie konnten sich überzeugen, daß die Reuter- und Havasmeldungen mit den wirklichen Vorkommnissen nicht im Einklang stehen. Denn der Bioskop spricht die Wahrheit. Die Augenblicksaufnahmen entbehrten jeglicher Begeisterung der Franzosen für die Engländer. Nur ein Beispiel: Abmarsch englischer Truppen aus Amiens zur Front! Teilnahmlos steht die französische Bevölkerung in den Straßen und gafft die Engländer an. Keine Spur von Begeisterung. Ein sprechendes Dementi der gegnerischen Schwindelnachrichten. Dagegen konnten sich die Schweden von den kühnen Luftangriffen unserer Flieger einen Begriff machen, denn ein Bild zeigte die Zerstörungen, die eine „Taube" in Paris angerichtet hatte. Das war Wahrheit! Auch von der bei uns herrschenden Begeisterung wurde den Schweden eine Probe gegeben, wenigstens legte der Ausmarsch neuer Truppen aus Berlin das beste Zeugnis dafür ab.

Hindenburgs Name hat in Schweden einen guten Klang. Nicht nur, daß sein Bild in allen Fenstern der



Kunsthandlungen und Buchläden zu sehen ist, nein auch im Stockholmer Panoptikum hat der Befreier Ostpreußens bereits seinen Einzug gehalten und übt neben der Wachsgestalt Kaiser Wilhelms eine große Anziehungskraft auf das Volk aus.

Das äußere Straßenbild Stockholms läßt nur wenig erkennen, daß die „Südländer" sich im Kriegzustand befinden. Wenn nicht die Depeschenanschläge vor den Zeitungsgebäuden und die dort ausgestellten Kriegsbilder sowie die mit ihren „Schlagworten" die Straßen durcheilenden Zeitungsverkäufer wären, so könnte man glauben, daß sich die Welt im tiefsten Frieden befände.

Nur der Verkehr läßt den Krieg erkennen, weil jeder Schiffsverkehr mit Rußland gänzlich aufgehört hat, und das Land des Herrschers aller Reußen nur noch auf dem Landweg zu erreichen ist.

Der Sämann.

Auf blutigem Acker, wer pflügt dort? Der Tod.
Pflügt mit der eisernen Pflugschar der Not.

Gräbt mit der Schaufel des Schicksals ein Grab,
Senkt viel gestorbenes Glück da hinab.

Richtet ein Kreuz auf und kargen Stein:
— Ruhe, die Ernte, sie wartet dein.

— Im Regen des Blutes sproßt meine Saat,
Reift in der Sonne des Sieges zur Mahd. —

Auf blutigem Acker, wer sät dort? Der Tod.
Sät unsrer Kinder Freiheit und Brot.

Charlotte Gräfin Rittberg.

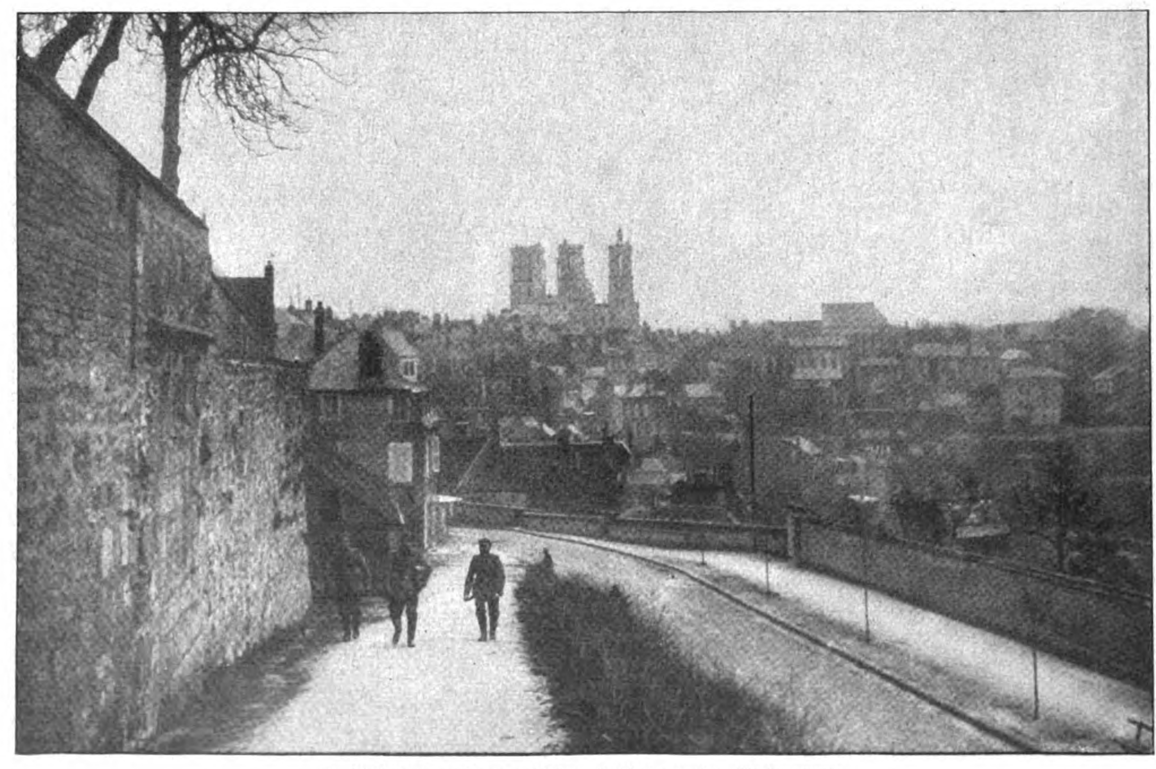
Deutsches Leben in Laon.

Hierzu 6 photogr. Aufnahmen.

Als in den Septembertagen des vergangenen Jahres unsere Heere in unaufhaltsamem Siegeszug fast bis unter die Mauern von Paris marschierten, trafen sie auch auf die Befestigungslinie Reims—Laon—La Fère.

Diese zusammenhängende, von Südosten nach Nordwesten verlaufende Kette von Befestigungen läßt sich mit einer sehr weit vorgeschobenen Bastion vergleichen, die dem Schutz von Paris gegen einen Feind dienen soll, der von Belgien oder Luxemburg her kommt. —

In der kopflosen Hast, in der damals Frankreichs Armeen unter dem Eindruck der ersten gewaltigen Schläge zurückwichen, ließ man auch Reims—Laon—La



1. Ansicht von Laon mit der Kathedrale im Hintergrund.



2. **Soldaten beim Einkauf von Grünkram.**



3. **Gruppe von Soldaten und Mädchen vor einem Haus bei Laon.**

4. Verwundete auf der alten Festungsmauer bei Laon.

Fère in unsere Hände fallen. Bei der späteren Neugruppierung unserer Kräfte, die gegenüber den inzwischen aus Paris herangeholten gewaltigen Verstärkungen notwendig war, räumten wir das im Tal gelegene, schwer zu verteidigende Reims wieder, Laon und La Fère aber blieben in unserm Besitz und bilden bis zum heutigen Tag sehr wertvolle Stützpunkte hinter unserer Front.

Unsere Bilder führen den Beschauer in die Mauern Laons, und was wir zu sehen bekommen, ist durchweg sehr erfreulicher Natur. Sehr oft hört man aus Feldbriefen oder mündlichen Erzählungen, wie freundschaftlich sich der Verkehr unserer Soldaten mit der Einwohnerschaft überall dort gestaltete, wo der Fanatismus ausgeschaltet wurde und eine vernünftige, ruhige Auffassung bei den Bürgern Platz griff. Die deutschen Krieger ließen es wahrlich nicht an Geduld fehlen, um ihren Quartierwirten klar zu machen, daß die fremden „Barbaren" in Wirklichkeit wohldisziplinierte, gutherzige Menschen sind, die sich selbst im Krieg, unter den rauhen Eindrücken der Schlachten, anständiges, mitfühlendes Empfinden bewahrten. —

Auf Abb. 1 erblicken wir eine Totalansicht des befestigten Laon. Im Hintergrund grüßt die stattliche, unversehrte Kathedale herüber. Drei Soldaten der deutschen Besatzung gehen den ansteigenden Weg hinauf, der wohl zu einem der Außenwerke der Festung führt.

Recht charakteristisch ist Abb. 2. Man glaubt sich in den tiefsten Frieden versetzt. Während sich unsere Landwehrleute im Straßenhandel ihr Gemüse für den Mittagstisch einkaufen, stehen interessierte Einwohner lächelnd daneben, ohne auch nur eine Spur von Einschüchterung zu zeigen. — Da diese Privateinkäufe alle bar bezahlt werden, freut sich die Bevölkerung über die kaufkräftige Kundschaft, die nicht lange feilscht! — Nach den Berichten in englischen Zeitungen und illustrierten Journalen nähren sich unsere Soldaten zwar fast ausschließlich von Kindern, die sie mit Haut und Haaren verzehren.

Man sieht es ja auch aus den blutgierigen Mienen, mit denen die Käufer die Waren mustern, wes Geistes Kind diese Deutschen sind!

Auch Abb. 3 möchten wir dem feindlichen Ausland zum Nachdruck empfehlen!

Kann es etwas Reizenderes geben als diese Photographie, die unsere „mordlustigen" braven Kerle Arm in Arm mit Frauen und Kindern der feindlichen Einwohnerschaft zeigt? — Das Gefühl, daß der Mensch zum Menschen gehört und alle gemeinsames Leid in diesem großen Krieg tragen, tritt dort, wohin der Kämpfe Lärm nur von fernher schallt, bei allen denen zutage, die guten Willens sind!

Selbstverständlich ist Laon auch zum Sammelpunkt für unsere Verwundeten ausgestaltet worden. Auf der alten Fortmauer der inneren Stadtumwallung sehen wir (Abb. 4) eine Anzahl leicht verwundeter Krieger, die frische Luft schöpfen und der Genesung entgegenharren, um wieder in die Front gehen zu können. Im Graben selbst halten Landwehrleute die Wacht. —

Abb. 5 und 6 führen uns wieder in den Ernst des Feldlebens zurück. Es ist aus der Lage erklärlich, daß in einer von uns besetzten Festung die Kontrolle der aus und ein gehenden Bevölkerung scharf ausgeübt wird. Wir glauben aber, daß die beiden Landwehr-



5. Frauen aus Laons Umgebung, deren Pässe geprüft werden.

männer, die am Tor als Zerberusse wachen, ihr Amt zwar peinlich, aber auch mit Freundlichkeit versehen.

Dunkle Schatten ziehen über das letzte Bild. Franktireure werden zur Aburteilung fortgeführt. Verblendung, Verführung und kindischer Trotz haben manches jugendliche Gemüt verwirrt. Wir können nicht anders, als mit eiserner Faust hineingehen in die wuchernden Nesseln, um das Unkraut mit Gewalt auszujäten! Jede Sentimentalität wird uns hier als Schwäche ausgelegt und kostet das wertvolle Blut deutscher Soldaten! N.



6. Französische Franktireure werden zur Aburteilung weggeführt.



Phot. Schich.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (×) vor dem Tor des Forts Bornhem bei Antwerpen.



1. Frau v. Ballot des Borres. 2. Frau Lotte Ehrenberg. 3. Frau L. Schultes. 4. Frau Oberst Scheu.

Rote-Kreuz-Küche auf der Viehrampe des Bahnhofs in Halle a. Saale.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

„Bitte, kommen Sie mit — machen Sie kein Aufsehen! Kommen Sie mit!"

„Was fällt Ihnen denn ein — wie dürfen Sie — ich werde mich beschweren — ich werde —"

Die bebende, vor Erregung halb erstickte Stimme ging unter in dem dumpfen, heißen Geschwirr des jagenden allabendlichen Kehraus des großen Warenhauses. Die braunen großen Augen flammten in irrer Verzweiflung aus dem totenblassen, noch jungen Gesicht.

„Fassen Sie mich nicht an."

„Na, dann machen Sie keine Geschichten."

Zwei Frauen pflanzten sich zu beiden Seiten der „Diebin" auf. Die eine blond, mit Federhut und weißer Boa, ein Täschchen in der Hand, die andere ältlich, hager, mit aufgeworfenen Lippen und unruhigen schwarzen Augen, das flache Barett tief in die Stirn gedrückt.

Sie hielt ein Päckchen wertvoller Spitzen in der Hand.

„Eine ganze Garnitur Malta — billiger macht sie's nicht."

Die Frauen lachten leise auf: höhnisch und selbstbewußt.

„Wären wir nicht dazugekommen, die seidenen Taschentücher hätte sie auch noch genommen."

„Hat se doch — hat se doch."

„Sie wagen es — wissen Sie, wer ich bin, wissen Sie das?" . . .

Ein Aufschrei, dumpf, wie ein kurzes, trockenes Aufschluchzen, löste sich von den fieberheißen Lippen.

Die Frauen faßten die „Diebin" behutsam am Ellbogen.

„Nur keinen Lärm machen! Damit schaden Sie sich bloß selber. Was wir mit unseren Augen gesehen haben, das können Sie uns nicht ausreden, was! — So — na, und nu immer geradeaus — und nun links — wozu denn Aufsehen machen?"

Es klang beinah gutmütig. Als wäre die Blonde mit der Boa wirklich besorgt um den guten Ruf der entsetzten jungen Frau.

Sie wagte noch einen Versuch: „Hören Sie mal — ich werde Ihnen meinen Namen nennen — Sie werden doch einsehen — es kann ja nur ein Mißverständnis sein — ich bitte Sie —"

„Das wird sich ja gleich rausstellen. Ihren Namen werden Sie sowieso nennen müssen. So — jetzt die Stufen hier herunter — na, nu sind wir schon da."

Wie eine Gefangene wankte sie zwischen den zwei Frauen einher. Die atemverpestete, heiße Luft würgte sie im Hals; das weiße Licht, das von den großen runden Bogenlampen herabrieselte und wieder aufsprühte in schimmernden Stoffen und gleißenden Metallen, schien ihr wie durchsetzt von tausend glühenden Nadeln, die sich ihr durch die gesenkten Lider in die Augen bohrten. Und es war ihr beinah wie eine Erlösung, als sie unten in dem niederen, kühlen Raum stand, in der abgeschlossenen Stille eines Bureaus.

Zwei Herren saßen einander gegenüber an dem breiten Schreibtisch, Ankläger und Richter zugleich. Sie waren sehr ruhig und sehr ironisch; ein bißchen gelangweilt beinah, weil es gar so alltäglich war, was die Frau mit der Boa und dem Federhut erzählte. Eine ganz tüchtige Person übrigens, die sich ihre Prämien rasch und sicher holte. Auch verläßlich; denn wenn auch Irrtümer unausbleiblich waren, so kamen sie bei ihr seltener vor als bei anderen. Jedenfalls eine ganz vertrauenswürdige Detektivin, fast eine Dame! Auch jetzt wieder ein erfreulich klares Bild des Vorgangs, in aller Kürze und mit Vermeidung der sattsam bekannten und sich immer gleichbleibenden Einzelheiten.

„Seidene Taschentücher hat sie auch mitgehen lassen", ergänzte die ältere Frau mit dem Barett.

Die Herren winkten ab. Wozu die Dinge noch komplizieren? Und wozu dieser hämische Ton? Diese gute Frau vergaß immer das Prinzip der Vornehmheit. Sie war keine Psychologin. Das war alles unnötig mit solchen verängstigten kleinen Damen, die ihre erste Dummheit begangen.

„Sie wünschten die Spitzen zu kaufen?" fragte halb bestätigend der eine Herr mit einem beinah verbindlichen Lächeln.

Er war untersetzt und breitschultrig, hatte ein etwas schwammiges Gesicht, aus dem kleine dunkle Augen ölig und schläfrig hervorblinzelten. Das rabenschwarze Haar klebte in schwungvoller Zacke an seinen gelblichen Schläfen, ließ die bläuliche Weiße seiner tadellosen Wäsche effektvoll hervortreten.

Die junge Frau atmete schwer: „Ja — das heißt — nein" —

„Aber gewiß war es Ihre Absicht. Sonst hätten Sie doch nicht die Spitzen in Ihre Taschen zu stopfen versucht."

Der Ton war schon wesentlich schärfer, und der zweite Herr, der bis dahin stumm und wie teilnahmlos in die Luft gestarrt hatte, hob die Augenbrauen, griff zu einem Bleistift und fuhr damit über einen großen weißen Bogen, als bereite er sich vor, die nächstfolgende Antwort zu protokollieren. Aber es kam keine Ant-

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



wort. Nur ein zitternder, gepreßter Laut durchschnitt die beklemmende Stille des Raumes.

„Vielleicht nimmt die Dame Platz."

Wie ein Sack fiel die junge Frau auf den vorgeschobenen Stuhl. Ein Glas Wasser wurde ihr gereicht. Fast teilnehmend klangen die Worte: „Es ist kein Grund zur Aufregung. Sollen wir der Dame die Spitzen nach Hause schicken, oder wünscht die Dame hier zu bezahlen?"

Abgerissen, kaum vernehmbar murmelte sie: „Nicht nach Hause — was kosten die Spitzen? — Ich wollte sie ohnedies hier bezahlen."

Sie trank langsam, schluckweise, wie um Zeit zu gewinnen. Dann stellte sie das Glas hart und eilig auf den Tisch zurück — sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Sie starrte auf das gelbe Häuflein, das sich flockig in seidenen Reflexen auf dem grünen Tuch des Tisches bauschte. Vielleicht kostet es fünfzig Mark oder sechzig — ein Drittel ihres Wirtschaftsgeldes. Ganz kleine, eisigkalte Schweißperlen setzten sich an ihrem braunen Schläfenhaar fest. Aber sie nahm sich zusammen, lächelte krampfhaft, versuchte, ihrer Stimme Festigkeit zu geben, da sie fragte: „Nun also?"

Der Herr mit dem Bleistift setzte eine Handlupe auf den kleinen weißen Zettel: „Hundertfünfzig Mark nur, meine Gnädige" —

Und wieder wurde das Gesicht der jungen Frau kreideweiß. Ohne zu überlegen, in maßlosem Schreck stammelte sie: „Ich wollte das Zeug ja gar nicht. . . . Sie können es mir doch nicht aufschwatzen! . . . Hundertfünfzig Mark für eine Kragengarnitur! . . . Ich bin doch nicht verrückt!"

Die Herren lächelten jetzt mit kaum verhaltener Ironie. Der Mann mit der bläulich weißen Wäsche sagte: „So was überlegt man sich vorher!"

Die zwei Agentinnen standen noch immer an der Tür; unbeweglich die blonde, mit fast schadenfrohem Lächeln die ältere.

„Stimmt auffallend! Sie hat sie ja gar nicht kaufen wollen, das kennen wir! Umgesehen hat sie sich zwei-, dreimal, und dann . . . haste nich, was kannste . . . war die Spitze im Täschchen drin . . . Und die seidenen Taschentücher auch!"

Mit einem heiseren Aufschrei stürzte die junge Frau vor. Ihr Gesicht war verzerrt, ihre Hände in den offenbar vielfach geputzten dänischen Handschuhen ballten sich zur Faust.

„Da ist es, mein Täschchen — — hier auf dem Tisch liegt es! Sehen Sie doch nach! . . . Wo sind denn Ihre Taschentücher? . . . Zeigen Sie mir doch Ihre Taschentücher!"

Ihre Stimme brach ab. Sie kannte sich nicht mehr. Sie wiederholte nur immer wieder sinnlos ein und dasselbe Wort: „Kreatur . . . Kreatur!" . . .

„Es ist durchaus nicht angängig, daß Sie unsere Damen in der Ausübung ihres schweren Berufes hier noch beleidigen", warf der eine Herr scharf ein.

„Gehen wir doch," sagte die Blondine zu ihrer Kollegin, „man verliert hier bloß seine Zeit."

Aber die Frau mit dem Barett wankte nicht.

„Wenn es zur Leibesvisitation kommt, muß ich doch wieder her", entgegnete sie mürrisch, und sie [...] sich auch schon die Handschuhe von den Fingern, die di[...] und rot waren, mit nach oben gekrümmten Spitzen u[...] kurzgeschnittenen Nägeln.

Ein irres Aufflackern in den großen braunen Aug[...] eine Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, [...] heiser und tonlos in die Stille hineinbellte: „Sie werd[...] es nicht wagen! . . . Mein Name ist Susanne Graebn[...] Frau Doktor Graebner . . . mein Mann ist Arzt. . . Wir haben Verbindungen. Sie können sich erkundige[...] Bei Herrn Bankdirektor von Paulsin . . . der ken[...] uns . . ."

„So."

„Und da glauben Sie . . . da sprechen Sie v[...] Leibesvisitation, als wäre ich weiß Gott wer . . . d[...] erste beste? . . . Das ist eine Beleidigung! Wir we[...] den Sie verklagen, wir . . ."

Sie riß eine Zeitung, die gerade dalag, vom Tis[...] ballte sie zu einem Klumpen zusammen, riß kleine Fetzen ab, streute sie um sich, ohne mehr zu wissen, was sie tat, halb toll vor Entsetzen, die Lippen fast blutig gebissen, die breite Sealmütze tief im Nacken, das feine Haar in wilden Ringeln um Schläfen und Wangen.

Und sie wußte jetzt selbst nicht mehr, hatte sie das gelbe, seidige Spitzenhäuflein dort wirklich gestohlen oder hatte ein tückischer Zufall es ihr in die Hände gespielt.

Gestohlen! . . .

Ein würgendes, verzweifeltes Kinderschluchzen erschütterte ihren ganzen Körper, warf sie zurück auf den Stuhl, zerrte ihren Kopf herunter bis auf die grüne Tischplatte. Einer der Herren machte den Frauen an der Tür ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Die Untersuchung war beendet, die Schuld erwiesen. Die kleine Doktorsfrau sollte die Sache nicht tragischer nehmen, als sie selbst es taten. Sollte die Spitzen ganz ruhig bezahlen, und damit wäre die Angelegenheit dann erledigt!

„Nie, nie betrete ich mehr ein Warenhaus! Keinen Fuß setze ich je mehr hinein!"

„Das sagen sie alle und kommen doch immer wieder!"

Sie wußte nicht, wer von den Herren es gesagt hatte, aber die kühle Verachtung, die in diesen Worten lag, brachte sie zur Besinnung. Ganz plötzlich. Als hätte ein eisiger Hagelschauer ihr das Gesicht zerpeitscht. Erst jetzt dachte sie daran, ihr Taschentuch zu ziehen. Sie konnte es nicht finden. Spiegel, Notizbuch, das kleine Batisttuch — alles war aus dem Täschchen herausgefallen, selbst ein Schlüsselbund — nur ihre blaue, perlgestickte Geldbörse lag sicher und zahlungsbereit auf dem roten Ledergrund.

Susanne Graebner nestelte mit fieberheißen Händen den weißen Schleier von der Mütze und trocknete damit ihr Gesicht.

„Hundertfünfzig sagten Sie . . ."

„Ganz recht, gnädige Frau."

Sie schüttelte den ganzen Inhalt ihrer Börse auf den Tisch.



„Ich glaube, ich habe noch soviel bei mir", sagte sie tonlos, ohne die Augen zu heben. Sie zählte das Geld langsam, irrte sich, stockte, fing von neuem an.

„Gestatten Sie", sagte der schwarze Herr sehr höflich und reihte mit dem Zeigefinger die Geldstücke aneinander. „Hundert, hundertzwanzig . . . vierzig . . . fünf . . . acht . . . neunundvierzig . . . und hier zwei Fünfzigpfennigstücke. So, meine Gnädige, es stimmt! Bleibt sogar noch fürs Auto."

Er lächelte beinah weltmännisch, nun die Sache in Ordnung gebracht war, und nur seine Augen flogen kurz zum Kollegen hinüber und nahmen wie sonst immer die stumme Antwort auf: „Na also, die hätten wir wieder mal!"

Denn ihre Verachtung war groß für die Weiber, die ihren verbrecherischen Instinkten so wenig Vernunft und Willen entgegenzusetzen vermochten, und die immer etwas von der Elsternatur behielten, ob sie eine Grafenkrone trugen oder die Schürze einer Arbeiterin.

Von außen wurde leicht an die Tür geklopft, und gleich darauf trat ein Laufjunge ein, mit vorgestreckter Hand, in der er einige kleine Gegenstände hielt.

„Ich sollte fragen, ob das die Dame ist, die die Sachen verloren hat: ein Schlüsselbund, Notizbuch und zwei Briefe. Frau Musikdirektor Graebner, Passauer Straße . . ."

„Ja, ja, das gehört mir, geben Sie nur her", rief Susanne Graebner und griff nach den Sachen.

„Ich dachte — Frau Doktor Graebner", warf der schwarze Herr ein und nahm dem Jungen die Sachen aus der Hand. Seine Augen waren jetzt nicht mehr schläfrig. Wie schwarze Jettkugeln rollten sie in den verquollenen Höhlen, und sein Ton war hart und scharf.

Der andere Herr lachte kurz auf: „Geben Sie ihr schon das Zeug, Herr Kudrewsky, wir haben ja mehr zu tun."

Auch das war nichts Neues, daß sich solche Warenhauselstern andere Namen beilegten. Sie stahlen eben alles, was sie gerade brauchen konnten oder haben wollten. Anstand, moralische Bedenken, die gab es für sie nicht!

„Doktor Graebner ist mein Schwager", murmelte die junge Frau, und es wurde ihr dunkel vor den Augen.

Aber niemand beachtete sie mehr. Mit einer wegwerfenden Bewegung schob Herr Kudrewsky ihr einen zierlich gebogenen Karton zu.

„Vergessen Sie wenigstens nicht, die Spitzen mitzunehmen. Führe die Dame hinauf", fügte er, zum Jungen gewendet, hinzu.

Und dann stand sie draußen. Stand mit versagenden Knien in dem jetzt gedämpften Licht des Warenpalastes. Über die Auslagetische waren schwarze lange Schutzdecken — wie Bahrtücher sahen sie aus — gezogen. Die Verkäuferinnen warfen sich laut und lachend von einem Ende des Tisches zum anderen Scherzworte oder auch den letzten gereizten Schluß einer heftigen Auseinandersetzung zu. Eine Aufsichtsdame klatschte in die Hände, ungeduldig, die Mundwinkel mißmutig gesenkt. Ein paar Kundinnen, die sich verspätet hatten, schwer beladen mit Paketen, Tüten und Rollen, lavierten zwischen dem herumschwirrenden Personal in den Kreuz- und Quergängen herum, atemlos, rote Flecken auf den Wangen, Bangigkeit und Ärger im Auge über die späte Stunde, das naßkalte Schneegestöber draußen, die bevorstehende Schwierigkeit, einen Wagen zu finden oder gar eine Elektrische.

Als Frau Susanne Graebner mit ihrem geröteten Gesicht und dem hastig, nachlässig gebundenen Schleier auf der obersten Stufe der Treppe erschien, die zur „Folterkammer" führte, wie ein Witzbold das Bureau getauft hatte, das peinlichen Feststellungen diente — da fühlte sie, wie plötzlich alle Augen an ihr hängenblieben. Sie wankte zwischen den schwarzverhängten Tischen bis zum Ausgang. Und obwohl niemand ein Wort gesagt hatte, obwohl kaum flüchtige Neugier in all den Blicken gelegen, die ihre Züge unter dem weißen Schleier zu erkennen gesucht — so war ihr doch, als wenn ein Lachen und ein Schmähen wie aus tausend Kehlen sie verfolgte, unter dem sie zusammenbrechen mußte, wenn jetzt nicht gleich Hilfe kam.

„Auto gefällig?" fragte der Portier.

Ein Auto! Als wäre das die Rettung, die sie ersehnte, so atmete sie auf.

„Die Dame hat Glück — gerade kommt eins vorbei! Sonst ist nie eins frei um die Zeit!"

Und er half ihr in den Wagen, fragte nach der Adresse. „Passauer Straße 17 — sehr wohl" und zog tief die Mütze, weil sie ihm zwei Zehnpfennigstücke in die Hand drückte. Nun kam's ja nicht mehr darauf an. Automobil — fürstliche Trinkgelder — sie lachte laut und krampfhaft vor sich hin, und gleich darauf ging das Lachen in ein ebenso krampfhaftes Weinen über.

Was hatte sie getan! . . . Lieber Gott im Himmel, was hatte sie getan! . . .

Und warum hatte sie es getan? — —

Sie wußte überhaupt gar nicht mehr, wie sie zu dem allen gekommen war. Mühsam mußte sie sich erst an alles erinnern — an den Anfang. Aber gerade den Anfang konnte sie nicht finden. Oder war es doch der Anfang gewesen, damals, vor vielen Jahren, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war? Ihre Mutter war verreist gewesen, auf einen Abend oder zwei, wie sooft, wenn ein glücklicher Zufall der jung verwitweten Sängerin ein kurzes Gastspiel eintrug. Und als sie dann wiederkam und nach steter Gewohnheit ihren bescheidenen Schmuck ordnete, da sah sie, daß ihr ein Kreuz aus schimmernden, imitierten Brillanten fehlte.

„Susel, hast du mein Kreuz nicht gesehen?"

Sie hatte der Mutter gleich lachend um den Hals fallen wollen, ihre Verzeihung erbitten für den kleinen Schabernack, den sie ihr hatte antun wollen, indem sie das Kreuz beim Auspacken des Korbes aus Übermut in ihre Tasche versteckt. Aber plötzlich hatte sie keinen Ton über die Lippen gebracht und das Kreuz auch nicht vorgezeigt. Unter das Kopfkissen hatte sie es abends versteckt und zehnmal in der Nacht die Kerze angezündet und es immer wieder angesehen und vor dem Spiegel an die Haare gelegt und auf die Brust und war schließlich eingeschlafen, mit dem Schmuckstück in der festgeschlossenen Hand, um es gleich bei Morgengrauen der

Mutter auf den Toilettentisch zu legen. Aber dann war es doch schon sieben Uhr, als sie aufwachte, und sie mußte sich sputen, um rechtzeitig zur Schule zu kommen; so verbarg sie das Kreuzchen wieder in der Tasche, und am folgenden Tag warf sie es mit zitternder Hand fort.

Das war wohl der Anfang. Keine Habgier war damit verknüpft gewesen und auch sonst keine häßliche, ungestehbare Absicht. Nur ein seltsam prickelnder Reiz, eine unwiderstehliche Verlockung, etwas von den gleißenden, offen daliegenden Dingern zwischen den Fingern zu halten.

Aber nie hatte sich dieser Reiz wiederholt. Nie — bis heute.

Nein — schon gestern hatte sich so etwas in ihr geregt. Gestern, als sie für die Kinder wollene Gamaschen kaufen wollte. Einen riesigen Haufen hatte man vor sie hingelegt: weiße, rote, schwarze Gamaschen.... Die Verkäuferin beobachtete sie nicht, schrieb dann nachlässig auf, was sie angab, rief ein Botenmädchen, wendete sich einer anderen Dame zu, und da war es ihr schon gewesen, als müßte sie eine kleine schwarze Gamasche in ihren Muff stecken. Wie ihr gutes Recht war ihr das fast erschienen. Aber dann lief sie davon wie gejagt, und zu Hause merkte sie, daß sie vor Erregung das ganze Paket mit den gekauften Gamaschen in der Elektrischen hatte liegen lassen.

Das war gestern gewesen.

Und heute — war sie wirklich zur Diebin geworden! Zur Diebin!

Sie weinte nicht mehr. Sie fuhr mit dem Handschuh über die angelaufene Fensterscheibe und starrte auf das hastende Treiben der Straße, das mit sausender Schnelligkeit an ihr vorüberzog. Aber ihre brennenden Augen konnten weder Häuser noch Menschen unterscheiden. Dann beugte sie sich vor, um den Zeiger der Taxameteruhr zu verfolgen. Mit jedem Groschen, den die Uhr zeigte, wuchs ihre Unruhe. Sie besaß noch zwei Mark — wenn die nicht reichten, mußte sie das Mädchen hinunterschicken, ihr Mann würde ins Vorzimmer kommen und fragen, was los sei.... Er sah sie ohnehin immer ganz entsetzt an, wenn sie am Ende des Monats gestehen mußte, daß sie nicht ausgekommen war. Wenn sie aber zu ihrer Schwägerin ging, zu der Frau Dr. Elise Graebner, und sie bat, ihr bis zum Ende des Monats ein wenig auszuhelfen, dann sagte Frau Dr. Graebner immer sehr mißbilligend: „Ich begreife nicht, Susel, eine Frau, die schon zwei Kinder hat, muß sich doch einrichten können — was würdest du denn machen, wenn wir nicht da wären?"

Und am dritten kam sie dann regelmäßig an, frisch, rosig, in ihrem tadellos sitzenden „englischen", sah sich überall um — ein bißchen mitleidig und ein bißchen wohlwollend — und sagte: „Ich habe etwas in der Stadt zu besorgen, Susel, du kannst mir wohl das Geld geben, das ich dir vorgestreckt habe, nicht wahr? Wenn du durchaus wieder mal etwas brauchst, kannst du dich ja wieder an mich wenden."

Und Susanne hatte immer drei Tage Herzklopfen, bevor sie den so schweren Bittgang zur Schwägerin antrat....

Das Auto hielt. Eine Mark neunzig. Susanne atmete auf.

Im Vorzimmer sagte das Mädchen: „Die Hausschneiderin hat nicht mehr länger warten wollen. Sie sagte, den Spitzenkragen könnten Frau Direktor ganz leicht selbst anheften."

Otto Graebner kam heraus, nahm einen grünen Augenschirm ab und strich sich mit den etwas dürren Fingern über die Augen.

„Bist du endlich da, Susel? Elise hat vorhin telephoniert. Du sollst dich morgen recht hübsch machen, Frau von Paulsin hat zum erstenmal zugesagt, sie kommt mit Verwandten aus Schlesien. Auch der Bildhauer Hörselkamp und seine Frau. Elise sagt, sie sei eine polnische Gräfin oder Fürstin — sie hat vier Wochen bei Julius in der Klinik gelegen. Und auch sonst noch eine Menge Leute."

Susanne riß ihrem Mann hastig das Täschchen aus den Händen, lief ins Eßzimmer hinein. Am viereckigen Tisch, über dem eine altmodische Gaskrone brannte, saßen Kurt und Liesel, ihre beiden Kinder. Sie waren beide blaß und sehr spitz. Unlustig und träge löffelten sie ihren Reisbrei, lächelten kaum, als die Mutter ihre Gesichter an sich drückte. Natürlich, der Brei war angebrannt, der Vater aber hatte ihnen verboten, „Faxen" zu machen: „Seid froh, daß ihr überhaupt etwas zu essen habt!" So sagte er ihnen auch bei Tisch, wenn ein durch das billige Mädchen völlig mißlungenes Gericht ihren Widerwillen erregte. Und er selbst zwang sich aufzuessen, was er auf dem Teller hatte, und blickte Susanne nicht einmal vorwurfsvoll an.

Susanne war es, als müßte sie sich jetzt vor den Kindern entschuldigen.

„Wartet, ich bringe euch was Gutes!"

Sie rannte in die Speisekammer, suchte nach einer angebrochenen Konservenbüchse, warf ein paar Bierflaschen um, zerbrach einen Teller, ließ endlich, da sie nicht fand, was sie wollte, eine Ananasbüchse aufmachen, die sie seit Wochen für eine besondere Gelegenheit aufsparte.

Als sie zurückkam, hatten die Kinder auf väterlichen Befehl den Inhalt ihrer Schüsseln heruntergewürgt und sagten gerade gute Nacht. Sie brachte ihnen eine Ananasscheibe an das Bett und sprach mit ihnen das Nachtgebet. Die weichen hellen Stimmen beruhigten ihre Nerven. Die warmen zärtlichen Kinderhände legten sich so schmeichelnd an ihre brennenden Schläfen, daß sie für einen Augenblick vergaß, was sie in der letzten Stunde Entsetzliches durchgemacht.

Als sie die Lampe löschte, da vermochte sie bereits an die große Gesellschaft morgen bei ihrer Schwägerin zu denken, und nach dem stillen Abendbrot mit ihrem Mann fand sie auch den Mut, ihr Täschchen zu öffnen, den Spitzenkragen aus dem Seidenpapier zu schälen und ihn um den Ausschnitt ihres hellbraun gefärbten und bereits viermal geänderten ehemaligen Traukleides zu legen.

„Das sieht ja wunderschön aus", sagte Otto Graebner, der seiner Frau jeden Putz gönnte, der nicht das engbegrenzte Budget des Hauses überstieg.

Er war stolz in diesem Augenblick, daß er Susanne doch etwas so Hübsches bieten konnte. Für gewöhnlich hatte er immer das Gefühl eines säumigen Schuldners ihr gegenüber. So ganz anders hatte er ihr das Schicksal an seiner Seite vor sechs Jahren ausgemalt.

Leise gespöttelt hatte er über ihren Pianistinnenehrgeiz, ihr so „vernünftig und praktisch“ zugeredet. Er kannte doch das Virtuosenelend wahrhaftig! Sechs Jahre hatte er sich mit seiner Geige durch die Welt geschlagen — überall glänzende Kritiken und leere Häuser gehabt! Nicht der erste Preis, den er sich auf dem Konservatorium geholt hatte, zog noch der Umstand, daß er der „Lieblingschüler Joachims“ gewesen!

Alle konzertierenden Geiger waren „Lieblingschüler Joachims“. Das war fundamental. Es nutzte nur gar nichts! Die Konkurrenz war zu groß. Diese sechs Jahre hatten ihn fast sein ganzes, kleines väterliches Erbteil gekostet. Was ihm übrigblieb, reichte nur gerade noch, um eventuell eine primitive Musikschule zu gründen. Er würde ihr den Klavierunterricht übertragen, er selbst war für Geigenstunden da und Instrumentationslehre, dazu würde er noch irgendeinen besseren Gesanglehrer anstellen und einen Korrepetitor für Opernensemblestudium.

Es war das Künstlerische an ihm, daß er eine starke Überzeugungsgabe hatte. Sie sprach mit ihrer Mutter. Die ehemalige Sängerin war eine erfahrene Frau und eine — Dame. Sie bat Otto Graebner zu sich und sah aus den ersten Worten, daß nicht bloß „praktische“ Bedenken ihn veranlaßt hatten, Susanne dies Anerbieten zu machen. Sie erkannte in ihm einen Menschen, der von den redlichsten Absichten erfüllt war.

„Wenn Sie meine Kleine liebhaben, dann nehmen Sie sie zur Frau, und das Sterben wird mir leicht sein.“

Sie war lungenkrank, und ihre Tage waren gezählt.

Susanne gab Otto Graebner mit der gleichen liebenswürdigen Nachgiebigkeit ihr Jawort, mit der sie sich bisher stets den Wünschen ihrer vergötterten Mutter gefügt hatte. Es schreckte sie auch nicht, daß die Mutter die Vorbereitungen zur Hochzeit mit einer fieberhaften Eile betrieb; es machte ihr Spaß, daß sie nun bald Frau sein würde, und der Titel „Frau Musikdirektor“, mit dem die Mutter sie neckte, lockte sie. Wie sie als Kind phantastisch und spielerisch gewesen, so war sie es auch als Braut.

Sie, die in der Enge eines winzigen, sparsamen Haushalts aufgewachsen war, träumte von unermeßlichen Summen, die nun bald eingehen würden. Es machte ihr einen ungeheuren Eindruck, als ihr Bräutigam einmal ein Scheckbuch aus der Tasche zog und einen kleinen Scheck ausstellte. Leute, die ein Konto auf der Bank hatten, waren für sie Wesen höherer Art. Ihre Mutter lebte von einer kargen Witwenpension und den gelegentlichen Zuwendungen entfernter Verwandter. Einen Mann mit einem Scheckbuch heiraten — das kam ihr fast amerikanisch vor.

So war sie denn eine zufriedene, hoffnungsfreudige Braut. Die überaus bescheidene Ausstattung und beinah dürftige Wohnungseinrichtung nahm sie als etwas Provisorisches. Da sie ja doch die meiste Zeit in der Musikschule zu verbringen dachte, war sie gegen ihre drei kleinen Privatzimmer recht gleichgültig und mit allem einverstanden, was die Mutter oder Otto Graebner bestimmten, lachte sogar darüber, daß man so viel Wesens von einem Sofa oder ein paar Stühlen machte. Über kurz oder lang kam ja doch alles zum Gerümpel! Und sie sah sich bereits im Geist in einer vornehmen Villa oder in der verschwenderisch ausgestatteten Wohnung der neuen Viertel eingerichtet, wie die Wohnungsausstellungen der großen Warenhäuser es einer schaulustigen Menge verführerisch zeigten.

Ihre Schwägerin, Frau Doktor Elise Graebner äußerte sich damals sehr wohlwollend über die neue Verwandte: „Ein bescheidenes, kleines Ding — niedlich und tüchtig.“

Im übrigen hatten „Doktors“, wie sie von dem jungen Künstlerpaar genannt wurden, nicht viel Zeit, sich um die junge Ehe zu kümmern. Sie waren erst seit zwei Jahren in Berlin und kämpften trotz großer Protektion schwer um ihre Existenz. Frau von Paulsin, die als Mädchen auf einer Autofahrt, die ihren ersten Verlobten, einen Grafen Zinsky, das Leben kostete, ebenfalls schwer verunglückt war, hatte damals in der Nähe der kleinen Station Glöwen im Hause des Doktors Graebner liebevollste Aufnahme und Pflege gefunden.

Jener Abend, da nach der Katastrophe in einem Parterrezimmer ihres kleinen Glöwener Hauses die Leiche des jungen Zinsky aufgebahrt lag, während um den Tisch ihres kleinen Eßzimmers der berühmte Schriftsteller Frank Nehls, Frau von Paulsins Vater, dessen hohe Gönnerin, die Prinzessin Arnulf, und der auch damals schon fast allmächtige Bankdirektor Paulsin saßen — war ihr unvergeßlich geblieben. Und seit jenem Abend hatte sie nur den Gedanken gehabt: Berlin! Ihr Mann mußte ein Sanatorium in Berlin haben, in irgendeiner feinen stillen Villenstraße, und Paulsin mußte ihnen behilflich sein, dieses Ziel zu erreichen. Als die Kunde zu ihr drang, daß Paulsin Fräulein Nehls geheiratet hatte, da schien es ihr erreichbarer denn je, und sie bestand mit all ihrer nicht geringen Energie darauf, nach Berlin überzusiedeln. Doch es dauerte länger, als sie je geahnt hätte, bis Paulsin sich entschloß, den jungen Arzt so zu unterstützen, wie Frau Elise es sich erträumt hatte.

Die „Klinik“ — sechs Betten im zweiten Stock eines Hauses der Neuen Winterfeldtstraße — befriedigte Frau Elisens Ehrgeiz nicht lange. Mit einer Zähigkeit sondergleichen arbeitete sie an dem Ausbau ihrer gesellschaftlichen Beziehungen, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit verstand sie es, die glänzenden Fähigkeiten ihres Mannes in das rechte Licht zu setzen.

Einige Operationen, die er als Assistent des Professors Weinholz in der Charité ausgeführt, lenkten die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf ihn. An der Reklamesucht seiner Frau erstarb das wissenschaftliche Interesse an seinen Leistungen. Als er einmal davon sprach, die Klinik aufzugeben, um in Paris und in der Schweiz noch praktisch bei einigen großen Chirurgen zu arbeiten, da sah ihn Frau Elise an, als zweifle sie an seinem Verstand. Jetzt, da endlich ihr Traum in Erfüllung gehen und mit Hilfe Paulsins ein großes

Haus mit Grundstück erworben werden sollte für ein Graebner-Sanatorium, jetzt sprach ihr Mann von „wissenschaftlichen Studien"! Julius hielt den ehelichen Szenen und der geschickt übertriebenen Niedergeschlagenheit nicht stand. Und er gab vollends nach, als sie an seine Ehrenhaftigkeit appellierte, ihn an das Vertrauen seines Geldgebers erinnerte, es ihm zur moralischen Pflicht machte, sich dem neuen Unternehmen mit aller Kraft zu widmen.

Sie, die Tochter eines wohlhabenden Gasthofwirtes, dünkte es der Gipfel einer ärztlichen Karriere, in der Hauptstadt Deutschlands ein Sanatorium zu besitzen, das von Patienten aus den ersten Gesellschaftskreisen aufgesucht würde. Und ganz leise, verborgen auf dem Grund ihrer Seele, schlummerte der Ehrgeiz nach persönlicher Macht und Hausfrauenautorität, den sie aus der gefüllten Speise- und Wäschekammer des elterlichen Gasthofes mitgebracht. Dieser Ehrgeiz ließ ihr nicht viel Zeit übrig für die Pflege verwandtschaftlicher Beziehungen.

An „Doktors" hatte Susanne Graebner somit keinen Halt. Auch dann nicht, als ihr die Mutter starb und sie mit Rücksicht auf ihre gesegneten Umstände den Klavierunterricht in der Musikschule aufgeben mußte. Dafür hatte sie viel Zeit, in der kleinen Wohnung über ihr Leben nachzudenken und sich die paar Möbel anzusehen, die ihr erst so gleichgültig gewesen. Und sie fand alles häßlich und trostlos. Auch das Geld ging spärlich in der Musikschule ein. Die kleine, jetzt erloschene Pension der Mutter fehlte überall. Um den bevorstehenden Kosten der Niederkunft gerecht werden zu können, schrieb Otto Graebner am Abend Partituren ab.

Sie saß dann mit unlustig im Schoß gefalteten Händen und fragte sich, ob es nicht doch besser gewesen wäre, sie hätten beide Konzerte gegeben. Die Tage hätten doch schon durch die Vorbereitungen zum Abend, durch die Aufregung einen gewissen Inhalt bekommen.

Eines Abends fing sie an zu weinen, und als er erschreckt fragte, warum sie weine, sagte sie es ihm.

Er fuhr ihr wie abbittend über das feine braune Haar: „Das wäre Hochstapelei, Susel, wie ich die Verhältnisse kenne! Willst du die Frau eines Hochstaplers sein?"

Sie muckte wie ein gescholtenes Kind, er aber machte allein ihren Zustand verantwortlich für ihre schwermütige Stimmung.

Eines Abends mußte er mitten in der Nacht seinen Bruder anklingeln. Auch Frau Elise kam mit. Es war Susanne bei allen Schmerzen doch wie eine kleine Sensation, daß sich alle um sie bemühten, daß sogar die kühle Schwägerin ihr mit zärtlichen Worten und sorglichen Gebärden Mut zu geben suchte. Und sie kam sich unendlich wichtig vor, wie dann plötzlich der kleine Kurt da war und in seinem Steckkissen von einem Arm in den andern wanderte und sogar Frau Elise erklärte: „Was Niedlicheres gibt es nicht als so ein kleines Küken!"

Als dann im Nebenzimmer ein Glas Rotwein auf ihr Wohl getrunken wurde, war sie ganz erstaunt, woher ihr Mann um sechs Uhr früh die Flasche Rotwein her hatte. Im Laufe des Tages trafen Blumen ein von den Lehrern an der Musikschule und von ihren ehemaligen Schülerinnen, und Frau Elise kam noch ein paarmal, küßte sie jedesmal auf die Stirn und sagte, daß sie sich sehr brav gehalten, daß der Junge allerliebst wäre, und daß sie nur ja tun sollte, was Julius angeordnet hatte, nämlich das Kind selbst stillen, und dann ... ja dann — war es aus.

Sie stillte den Jungen. Sie fuhr ihn im Wagen spazieren, sie legte ihn auf den Eßtisch unter die Gaskrone und spielte mit seinen nackten Füßchen. Dann versuchte sie ihm sein erstes Röckchen zu nähen, aber weil sie sehr ungeübt im Nähen war, zerstach sie sich die Finger, und es dauerte sehr lange.

Eines Tags erklärte sie, sie wollte wieder Klavierunterricht geben in der Musikschule. Aber ihr Mann sagte, der Posten sei jetzt besetzt, und er könnte doch dem Lehrer nicht kündigen. Susel hätte ja auch jetzt ihr Kind.

Sie weinte bitterlich. Sie hatte das Verlangen nach einer Tätigkeit, den Wunsch, die Einnahmen des Hauses zu vergrößern. Eines Morgens fand sie auf dem Schreibtisch ihres Mannes wieder einmal eine Partitur, die er zum Abschreiben bekommen hatte. Ohne ihm etwas zu sagen, setzte sie sich an die Arbeit. Einige Tage später fand sie alles, was sie geschrieben, zerrissen im Papierkorb, und als sie ihren Mann flammenden Blickes zur Rechenschaft ziehen wollte, nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf die bösen Augen.

„So ein fahriger kleiner Irrwisch wie du paßt zu der Arbeit nicht! Das wimmelte ja von Fehlern!"

Also auch damit war es aus.

Ganz stumpf lebte sie nun in den Tag hinein, stopfte Strümpfe, nähte Hemdenknöpfe an. Alle Woche ging sie in eine Konditorei, verspeiste genüßlich einen Mohrenkopf mit Schlagsahne und las dazu alle Romanfortsetzungen in den illustrierten Blättern. Ein andermal stülpte sie plötzlich ihr einfaches Filzhütchen auf und fuhr mit der Elektrischen in ein Warenhaus. Manchmal beschränkte sich ihr Einkauf auf ein Paket Haarnadeln für zehn Pfennig — manchmal kaufte sie auch gar nichts. Sie ging nur immer auf und ab in den breiten, hellen Gängen mit ihren bunten überladenen Verkaufstischen. Dann blieb sie wohl mal vor einem Tisch stehen, betastete den einen oder andern Gegenstand, wog die Schwere eines Stoffes in der Hand ab, fragte wohl auch nach dem Preis, knüpfte mit der Verkäuferin ein kurzes Gespräch an, berauschte sich an der Einbildung, daß sie wirklich gekommen sei, um Einkäufe zu machen, ließ sich allerlei Ware vorzeigen, beriet sich über die Meterzahl, die zu einer Bluse oder zu einem Gesellschaftskleid erforderlich wäre, entwarf plötzlich den Schnitt des Kleides, das „sie sich machen ließ", beschrieb eine lange Schleppe, einen eigenartigen Überwurf ... wühlte alle Stoffe durcheinander, verglich sie, drapierte sie um ihre Büste, schob sie dann wieder verächtlich zurück, verlangte noch anderes: ein Gewebe, das es gar nicht gab, eine Farbe, die sie geträumt hatte.... Verkäuferinnen umstanden sie, der Rayonchef wurde herangeholt; alles war mit ihr beschäftigt, das ganze Lager wurde ausgeräumt, vor ihr



ausgebreitet. Und dann plötzlich wurde sie müde, mißmutig, beinah feindselig: „Nein, nein, ich sehe schon, hier finde ich es nicht... es ist alles das nicht, was ich wollte — es tut mir leid, aber Sie haben wirklich gar keine Auswahl. . ."

Dann fuhr sie wieder ganz vergnügt mit der Elektrischen nach Hause, und es blieb ihr von all der Unruhe und dem Aufsehen, die sie hervorgerufen, noch lange ein angenehm prickelndes Gefühl, das ihr Spannkraft und Heiterkeit für viele Tage gab.

Als das zweite Kind, die kleine Liesel, zur Welt kam, erwies sich die Wohnung als zu beschränkt, und Frau Elise riet, einen großen Umzug zu bewerkstelligen und die Privatwohnung mit der Musikschule zu vereinigen.

Susanne war entzückt. Nun hatte sie doch etwas zu tun. Sie lief treppauf, treppab, um eine Wohnung zu finden, selig, daß sie sich nicht so leicht finden ließ. Eine Musikschule war schwer unterzubringen, die konnte wohl andere Mieter vertreiben. Nun mußte es aber durchaus ein feines Stadtviertel sein. Das sah selbst Otto Graebner ein, dem Frau Elise bei einem gelegentlichen Zusammensein sagte: „Vor allem anständige Wohnung und anständige Kleidung! Was ihr euch in den Magen stopft — das sieht keiner!"

Und weil sie die kleine Brutalität der Gastwirtstochter wieder gutmachen wollte, fügte sie sehr weise hinzu: „Julius behauptet, Gemüse und Mehlspeisen — damit zieht man die kräftigsten Kinder heran. Das viele Fleischessen ist gar nicht gesund."

Viel Fleisch kam denn auch nicht auf den Tisch der teuren Passauer-Straßen-Wohnung. Dafür tanzte Susanne abends, wenn der letzte Schüler mit seinem Geigenkasten die Vorzimmertür hinter sich zugeschlagen, in den drei großen Vorderstuben mit ihren Kindern herum oder spielte Verstecken mit ihnen hinter dem altgekauften zerkratzten Konzertflügel, der schon bei ihrer Mutter gestanden, oder hinter dem auf Abzahlung genommenen Pianino, auf dem den kleinen Schülern die Anfangsgründe beigebracht wurden.

Wenn sie die Kinder zu Bett gebracht, setzte sie sich wohl ans Klavier und musizierte allein oder mit ihrem Mann. Das waren ihre glücklichsten Stunden. Eines Abends wurden sie dabei von Frau Elise überrascht. Sie setzte sich ganz still auf einen der Rohrstühle in einer dunkeln Ecke des Zimmers und nickte beifällig. Ihr kam eine Idee: Ottes — wie sie sie nannte — konnten eigentlich ganz nützliche Verwendung finden. Bisher hatte sie sie nie zu ihren Gesellschaften gebeten, weil sie es nicht liebte, „Füllsel" unter ihren Gästen zu haben. „Das kam zu teuer!". Aber wenn Ottes etwas Musik machen würden nach Tisch, war das was anderes! Sie wußte oft nicht, wie sie ihre Gäste unterhalten sollte. Ihr Mann zählte kaum. Der spielte am liebsten Karten oder sumpfte im Herrenzimmer. Es war sogar vorgekommen, daß er sich ganz gedrückt hatte, zu den Kranken gegangen war. „Nichts überbrückte besser unliebsame Pausen als ein bißchen Musik!" Rasch entschlossen, wie sie war, lud sie sie dann zu ihrer nächsten Gesellschaft ein. „Ihr bringt eure Noten mit und spielt etwas zusammen, nicht wahr? Es kann ja auch nur nützen, wenn man euch hört, und Susel hat ein bißchen Vergnügen!"

Otto Graebner sagte zu. Nicht gern eigentlich. Aber Susanne sah ihn so bittend an, daß er nicht widerstehen konnte. Und dann machte es ihm schließlich selber Spaß, wie er ihre glückliche Aufregung sah und den Eifer, mit dem sie für die erste Gesellschaft noch übte. Auch er selbst wurde an die Zeit erinnert, da er sich zu seinen Konzerten vorbereitet und diese Vorarbeiten eine freudige Nervenanspannung in ihm auslösten.

Das Grämliche und Niedergedrückte wich aus seinem Gesicht, auch sein Bogen verlor plötzlich wieder das schulmeisterlich Pedantische.

Am Abend vor der Gesellschaft, auf die sie beide sich heimlich freuten wie die Kinder, und vor der sie sich bangten, wie sich nur Künstler bangen können, die Lampenfieber haben, spielten sie noch einmal das Violinkonzert von Brahms. Und sie spielten es so, daß Susanne plötzlich schluchzend ihrem Mann um den Hals flog.

„Warum gibst du keine Konzerte mehr? Warum nicht?"

Er aber hielt sie stumm in den Armen und dachte das gleiche von ihr, und ihm war, als hätte er ihr Leben gestohlen aus Feigheit und Eigensinn.

Am nächsten Abend aber zupfte Frau Elise sie nach dem ersten Satz des Konzerts am Ärmel und flüsterte: „Habt ihr nicht ein bißchen was Leichteres? Ich glaube, das langweilt."

Susanne fühlte es noch heute, wie blaß sie damals wurde. Ihr Mann aber nickte, mit einem Lächeln, das ein bißchen ironisch und sehr gutmütig war, klappte die Noten zu und spielte einen ungarischen Tanz. Dann bat man Susanne um ein Stück, und sie spielte eine Polka von Josef Hoffmann, die gerade Mode war. Und drei Tage später meldete eine Dame, die mit starrem, ausdruckslosem Gesicht vor ihnen beiden auf dem Sofa gesessen und kaum mit der Spitze ihres Federfächers Beifall geklatscht hatte, ihre kleine Tochter als Schülerin in der Musikschule an.

Seit jenem Abend gehörten Otto Graebner und Susanne zu den Gesellschaften der „Doktors" wie der Rehrücken und Kapaun zur Speisenfolge, der Kognak zum schwarzen Kaffee. Seit jenem Abend aber war auch in Susannens Seele ein Hunger nach Glanz und Freude erwacht und ein fast körperlicher Widerwille gegen die Beschränktheit ihrer eigenen Lebensführung.

Wenn sie wie am heutigen unseligen Abend nach Hause kam und der warme Dunst der nachlässig gelüfteten Schulzimmer ihr entgegendrang, dann kroch der Ekel ihr bis zum Hals herauf, und dieser Ekel ließ keine Freude aufkommen in ihr an den Kindern, an ihrem Mann.

Die zu eng gewordene Hausjacke mit den abgewetzten Knöpfen, die Otto Graebner nach dem Unterricht anzuziehen pflegte, der grüne Augenschirm, der seine überanstrengten Augen vor dem grellen Gaslicht schützen sollte, der Geruch seiner sparsam und oft kalt gerauchten Zigarre, der Anblick seines im Speisezimmer stehenden, mit Notenpapier bedeckten, tintenbespritzten Schreib-



tisches, das alles erfüllte Susanne mit dem Gefühl der Fremdheit gegen ihn und ihr Haus.

Wie ein Gast erschien sie sich selbst, ein Gast in einer unbehaglichen möblierten Wohnung, bei Leuten, denen sie wohl gut war, die ihr aber nicht notwendig waren zu ihrem Leben.

Vielleicht kam jemand — ein Prinz oder ein Millionär oder auch nur eine sehr reiche und kunstsinnige Frau und entführten sie irgendwohin, in eine Welt der Freude und der Schönheit.

Dann wollte sie auch ihren Mann nachkommen lassen und die Kinder... und Liesel würde immer weiße Spitzenschürzchen tragen und Kurt blaue Matrosenanzüge mit weißen Pikeekragen.... Und ihr Mann würde sehr verliebt in sie sein und die Kinder sehr zärtlich und wohlerzogen!... Und der Vater brauchte ihnen nicht zu sagen: „Seid froh, daß ihr überhaupt etwas zu essen habt" — wie vorhin! So furchtbar roh hatte das geklungen, so abscheulich lieblos und hart!...

Und während Susanne Graebner an das alles dachte, stichelte sie an dem kostbaren Kragen aus Maltaspitzen und hatte ganz vergessen, daß ihre Wirtschaftskasse leer war, und daß sie bestenfalls morgen das Dienstmädchen, übermorgen aber ihre Schwägerin Elise um Geld angehen mußte.

* * *

Gegen seine innere Überzeugung hatte Doktor Julius Graebner bei Gründung des Sanatoriums zugegeben, daß seine Frau sich um die Verwaltung kümmere. Er fürchtete Unzuträglichkeiten, Reibereien mit den Schwestern, Bevorzugung einzelner Patienten und vielleicht auch eine persönliche Bevormundung, die ihm seine Stellung erschweren konnte.

Aber Frau Elise hatte bei der Finanzierung der Angelegenheit gewisse Garantien zu geben gewußt, durch die sie sich von vornherein eine Stimme im Rat gesichert. Sie hatte keine Mühe und keine Reisen gescheut, um ihrem Vater die Vorteile des von ihr geplanten Unternehmens klar auseinanderzusetzen. Sie war dabei hart mit ihrem Bruder zusammengeraten, der nach seiner Heirat mit einer reichen Bauerstochter auf eigener Scholle saß und nur dem Boden vertraute, den seine Füße berührten.

„Laßt den Vater zufrieden mit euren großstädtischen Unternehmungen! Eure Häuser in Berlin gehören euch auf dem Papier, und ehe ihr über die Vordertreppe in eurer Wohnung seid, kommt euch der Konkursverwalter über die Hintertreppe voraus!"

Aber sie war der Liebling des alten Hollerschmied, und schließlich kriegte sie ihn rum. Und an dem Tag, da sie einen stattlichen Posten der Anteilscheine des Graebner-Sanatoriums übernahm, hatte Doktor Graebner selbst ein gut Teil seines Bestimmungsrechtes verloren. Sie aber hatte nur den einen Ehrgeiz, die Anteilscheine allmählich aufzukaufen, um allein die Besitzerin zu werden.

Nach fünfjähriger, rastloser Arbeit hatte sie ihr Ziel erreicht. Zur Feier ihrer Besitzerfreuden veranstaltete Frau Elise den großen Gesellschaftsabend, zu dem auch Susanne und Otto Graebner geladen waren.

Frau Elise, die sich recht gefällig zeigte, wenn ihre eigenen Wünsche gesättigt waren, zog ihren Schwager gleich bei seinem Erscheinen abseits.

„Ich werde dich gleich nachher dem Onkel von Frau von Paulsin vorstellen, Felix Frank aus Glogau. Nikisch hat letzthin in Leipzig eine Suite von ihm gespielt. Jetzt kommt er mit einer großen Sinfonie an. Es hapert mit der Instrumentation, wie's scheint. Dem Mann kannst du helfen. Er wird übrigens im Sanatorium wohnen, weil er in Behandlung ist. Also mach dich mal ran!"

Die unverhohlene Zweckpolitik der Schwägerin hatte immer etwas Peinliches für Otto Graebner gehabt. Ganz unwillkürlich streckte er abwehrend seine dürre, blasse Hand aus. Und dabei erstarb auch wie immer das leise Neidgefühl, das ihn flüchtig überkam, wenn er nach längerer Zeit wieder einmal die sehr modern und gediegen eingerichteten Räume des Bruders betrat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Baden-Badener Thermen im Kriege.

Von Geh. Hofrat Dr. Obkircher, Großh. Badearzt. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen.

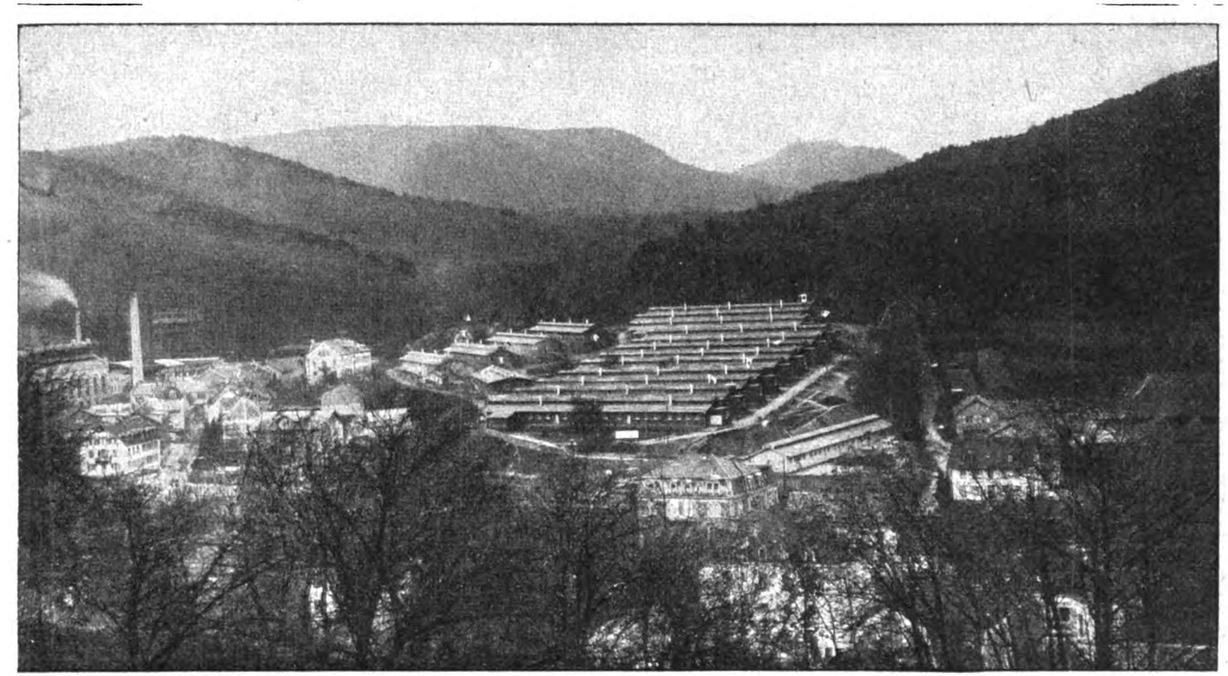
In friedlichen Zeiten entschwindet merkwürdigerweise immer wieder die Erinnerung daran, wieviel eigentlich die Thermen dem Krieg und den Kriegsverletzungen zu verdanken haben, wie sehr die letzteren ihren Ruf mitbegründet, erhöht und befestigt haben. Die häufigen Kriegsfolgen, Rheumatismus, Nervenentzündungen und Nervenleiden, sind zugleich Friedenskrankheiten. Auch diese bringt der Krieg dem Thermalbad in gehäufter Zahl, während die Verletzungen im Frieden in den Hintergrund treten. Der Ruf geheilter und gebesserter Kriegsrheumatismen wirkt weiter und überträgt sich auf die Krankheiten im Frieden. So ist denn der Rheumatismus in seinen vielgestaltigen Formen eine Hauptindikation für die Thermalbäder.

Verwundete und Kranke aus früheren Kriegen haben die Thermen in Scharen aufgesucht; die neuere Zeit weiß aus den Kriegsjahren 1870-71, dem chinesischen Feldzug 1900 und dem Krieg in Südwest 1904-1906 von großen Erfolgen zu erzählen. Und auch jetzt schon während des gegenwärtigen großen Völkerkrieges drängt sich die Beobachtung ganz außergewöhnlicher Erfolge auf, Erfolge, die für Arzt und Laie zuweilen ans Wunderbare grenzen. Das Geheimnis der besonderen Wirkung der Thermen ist wohl nicht ganz aufgeklärt, doch findet es eine befriedigende Erklärung in der Eigenschaft des Thermalwassers, daß seine natürliche Wärme fester gebunden ist und dadurch sein Hauptheilfaktor, die Wärmestauung im Körper, zuverlässiger und ausgesprochener wird. Dazu gesellen sich äußere Umstände und die besonderen Einrichtungen für die Bäderabgabe, die nur in einem Kurort mit alter Erfahrung und ausgezeichneten Mitteln möglich und durchführbar sind. Menge



Phot. H. Kühn.

Großherzogin Luise von Baden besucht die Lazarettbaracken in Baden-Baden. — Oben: Im großen Waßmuth-Saal.



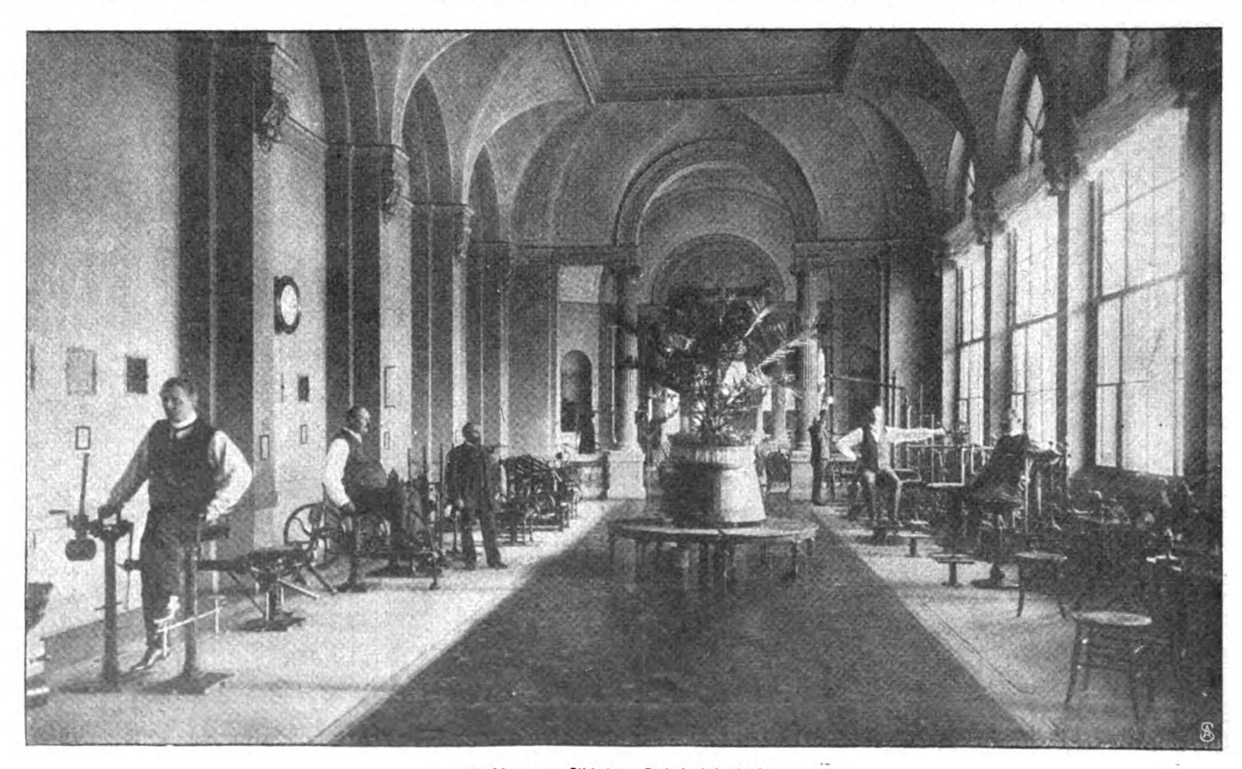
Phot. H. Kühn.

Die im geschützten Tal gelegenen Lazarettbaracken.

des Wassers, Tiefe der Wannen, Durchwärmung des Bodens und Baderaums, Wärme der Wäsche und dergl. sind neben den physiologischen Heilbedingungen solche physikalischer Natur und von erheblicher Wichtigkeit.

Das Thermalbad wirkt zunächst schmerzstillend und herabsetzend auf die Reflexerregbarkeit; dies bahnt die Bewegungsfreiheit schmerzhafter Knochen und Gelenke an. Daraus ergibt sich seine Veränderung und Besserung der Blutzirkulation in den kranken Teilen mit der Folge ihrer besseren Ernährung und Kräftigung und der Muskulatur, schneller Auffaugung noch vorhandener Ergüsse, Einschmelzung von Verdickungen und schließlich Hebung des Allgemeinbefindens, der Stimmung, Beseitigung nervöser Störungen und Wiederbelebung der Hoffnung und Lebensfreude. In ganz hervorragendem Maß tragen zu solchen Erfolgen auch die zur rechten Zeit eingesetzte Massage und Heilgymnastik bei.

An einem Kurort, wie Baden-Baden, in dem alle



Heilgymnastik im Friedrichsbad.

Heilmittel der physikalischen Therapie vereinigt sind, werden diese unter kundiger ärztlicher Führung ebenfalls zur schnellen Herbeiführung des Zieles möglichst rascher und vollkommener Heilung in den Plan eingestellt und mit dem Thermalbad kombiniert, sei es, daß die Form der Wanne-Wild-Naturdampfbäder, heißer Thermalduschen und dergl. gewählt war.

Durchwandern wir die Lazarette und das Genesungsheim unter ärztlicher Führung, so sind wir erstaunt und erfreut, die oft verblüffenden Fortschritte in der Heilung Verwundeter und der Wiederherstellung der Funktion verletzt gewesener Glieder Genesener beobachten zu können. Rheumatismus- und Ischias-Kranke, für die dieser Krieg wahrlich die verwegensten Bedingungen bietet, strömen herbei, und auch an ihnen bewährt sich die berühmte Heilkraft der Thermen. Diese Heilkraft zeigt sich auch in der Form der Trinkkur und der Inhalationen in überzeugender Weise bei den überaus häufigen, im Kriege erworbenen katarrhalischen Erkrankungen.

Selten hat ein Krieg solche Anforderungen an die Nerven der Menschen gestellt, ihre Wirkung sehen wir auch hier. Jetzt und noch lange Zeit wird Baden-Badens mildes Klima, seine paradiesische Natur, der Reichtum seiner Mittel, die eine vollkommen hygienische Kultur, vortreffliche Pflege und Unterkunft bieten, die Zuflucht nervengeschädigter Krieger bilden.



Nachtgefühl auf Vorposten.

Von Hermann Hesse.

Tief mit blauer Nachtgewalt,
Die mein Herz erhellt,
Bricht aus jähem Wolkenspalt
Mond und Sternenwelt.

Seele flammt aus ihrer Gruft,
Lodernd aufgeschürt,
Da im bleichen Sternenduft
Nacht die Harfe rührt.

Sorge flieht, und Not wird klein,
Seit der Ruf geschah.
Mag ich morgen nimmer sein —
Heute bin ich da!

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

9. Fortsetzung.

Ein entsetzliches Gefühl überrieselte Honorine. Alle Stützen sanken um sie wie brechende Balken. Mon père, o mon père! Wenn du nicht selbst irregeleitet warst — ach Gott, sie will das Schreckliche gar nicht ausdenken. Sie sinkt ja um unter dieser Erkenntnis, sie hat dann ja keine Hilfe, keine Stütze mehr.

Nur ihr Haß machte sie stark, nur ihr Haß!

O Gott, o Gott, o Gott, gib mir meinen alten Haß wieder!

Der lange Doktor kam vom Bett des kleinen Belgiers zurück an ihr vorüber, verbeugte sich leicht. Da stand sie in seinem Weg, sagte es fast heftig heraus: sie will ihm helfen, sie will Verwundete pflegen.

Ein verlegenes Lächeln glitt über sein Gesicht, er suchte nach einem höflichen Grund der Ablehnung. Doch kam sie ihm zuvor.

„Sie denken, daß ich wie Baronesse in Ohnmacht falle? Bitte," schnellte ihm ihren Arm hin, streifte den Ärmel hoch — „schneiden Sie, ich schreie nicht."

Aus ihren schwarzen Augen funkelte es ihn an, fast düster wie die wilden Blicke der schwarzen Teufel aus dem Becken von Lüttich.

„Mademoiselle muß erst einen Kursus für Krankenpflege durchmachen."

„Hat Madame Emma einen Kursus für Krankenpflege gemacht?"

„Frau Emma Merkens hat diesen Kursus schon gemacht, bevor sie in die Ehe trat."

„Bien, ich werde meinen Kursus bei Ihnen machen."

Ich werde! Sehr hübsch. Nun wage einer noch einen Einwand. Der lange, milde Doktor wagte es ganz gewiß nicht.

Er horcht auf. Es scheint draußen wieder etwas los zu sein. Stimmen im Park. Deutsches Militär. Wieder ein Transport Verwundeter? Dann muß hier für Abtransport nach Aachen gesorgt werden, um Platz zu schaffen.

Er eilte hinaus, froh, von diesem Mädchen fortzukom-

men. Diese Schöne aus Belgien schien bereit, in einen Abgrund zu springen.

An der Tür trat er ehrfürchtig zurück. Die Uralte, die Ahnfrau, rauschte herein. Auf einen Krückstock gestützt, mit schleppendem schwarzem Seidenkleid, eine Spitzenmantille auf dem Mumienkopf. Hinter ihr, ebenfalls schwarz, ohne Kopfbedeckung, die Augen niedergeschlagen, die Kammerfrau. Sie trug würdevoll die drei Gebetbücher: Das Missale Romanum in Goldschnitt, le livre de Piété und Exercices spirituelles von Kardinal Mercier.

Madame tat ein Gelübde. Madame gelobte, jede Nacht eine Stunde in der Kapelle zu verbringen, bis sie den Frieden erfleht habe. Und da die Verwundeten klagten, die schlaflose Nacht sei ihnen lang, so machte sie ihnen nach der Nachtandacht einen Krankenbesuch. Schurfte mühsam ans Bett eines jeden, begrüßte ihn mit dem apostolischen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus, und machte segnend ein Kreuz über ihn.

Auf ihren frommen Gruß antworteten die Belgier: In Ewigkeit, Amen.

Die Braunschweiger sagten nichts, aber als die dürre Hand sich zum Segnen über ihnen erhob, sahen sie die Hand ihrer Mutter und falteten die Hände und nickten dankbar.

Lauter und näher die Stimmen im Park. Dann in der Halle drunten. Der Doktor lachte froh und herzhaft, man kannte ihn kaum wieder. Einen lieben Freund sah er da plötzlich wieder, einen Offizierstellvertreter, Franz nannte er ihn.

Ein Ingenieur und zwei Mann mit ihm. Auf dem Turm des Schlosses sollte ein Beobachtungsposten errichtet werden. Man weckte den Hausherrn. Und interessiert der Doktor: „Wie steht's draußen?"

„Der Handstreich mißglückt. Teufel ja! So 'ne Generation, die 44 Friedensjahre spazierenging und nu mit einem Mal in 'ne richtig gehende Schlacht geworfen wird. Jung, das macht im ersten Momang döfig. Aber wenn dann General Emmich anreitet" —

„Der Emmich?"

„Jawohl, der Emmich! Mitten im Kugelpfeifen hoch zu Roß, seine schnarrende Stimme durch die Schießerei. Nu, weißt du, wer nicht auf so 'nen Führer stolz wird, hat Buttermilch statt Blut in den Adern. Die Kerle stürmten denn auch wie angebratene Satane vor, nicht mehr zu halten. Feuertaufe — und die Bleichsucht war geheilt."

„Ist der Kommandant von Lüttich gefangen?"

„Ach nee, in Unterhosen und mit Zahnbürste entwischt. Du! Da kommt einer — der Baron oder sein Kammerdiener?"

Bereitwillig ging der Baron auf das Ansuchen ein, unverzüglich den Ingenieur mit der Bedienungsmannschaft zum Turm hinaufzuführen.

Wer steht denn da am Treppengeländer? Das Mädchen aus dem brennenden Haus — dem Willi sein . . .

Er ist gewiß nicht auf den Mund gefallen, aber wie die jetzt da urplötzlich vor ihm auftaucht, sich an das Geländer krampft, auch ihn erkennt — nein, kein Wort bringt er hervor, rein wie vor den Kopf geschlagen.

Da wirbelte schon der Kleiderbausch die Treppe herunter, stand vor ihm. Die Augen, die wirrenden Augen dunkel und düster: „Wohin haben Sie ihn gebracht?"

So! Wohin er den alten Fuchs gebracht hat? Angenehme Frage. Vielleicht baumelt der schon.

Legte die Hand an die Mütze, grüßender, schneidiger Schnick mit dem Kopf.

„Habe Herrn Vater nach Aachen abtransportieren lassen. Mehr ist mir nicht bekannt."

In abgrundtiefer Trauer lagen ihre Blicke auf ihm.

„— mehr wissen Sie nicht von ihm?"

Es wurde ihm heiß. Auf Tränen war er allenfalls gefaßt, aber dieser Blick war ihm unheimlich.

„Die Sache kommt natürlich vor ein Kriegsgericht."

Und sie schnell: „Aus unserm Hause fiel kein Schuß."

„Das sagen sie alle, wenn man sie am Kragen kriegt."

Sie antwortete nicht darauf.

„Kann ich meinen Vater sehen?" fragte sie.

„Ich denke nicht."

„Ich werde bezeugen können, daß er nicht zum Schießen aufforderte."

„Das glauben wir. Aber er hat eben nicht verhindert, daß sein Sohn schoß."

„Gaston?"

„Heißt er so?"

Sie trat ans Geländer zurück, sann peinvoll vor sich hin: „Als die Deutschen einzogen, war Gaston" . . .

„— auf dem Balkon Ihres Hauses."

Eine tödliche Pause. Sie preßte die geballten Hände an den zuckenden Mund.

„Sie werden doch nicht sagen, daß" —

„— daß dieser Knabe schoß, ja."

Leise, fast wimmernd: „Was wird ihm geschehen?"

Na, nun bringt er's nicht übers Herz, ihr das zu sagen. „Er wird wahrscheinlich nicht verantwortlich zu machen sein", sagte er kurz.

„Dann muß ich doch jetzt fort, zu ihnen" —

„Nützt Ihnen nichts, wirklich nicht. Vielleicht ist er schon nicht mehr in Aachen. Weiter transportiert. Wer weiß. Der Krieg versprenkelt uns in alle Richtungen."

Sie stürmte die Treppe hinauf.

„Wohin, Mademoiselle?"

„Zum Baron. Er muß mir helfen."

„Aber gewiß wird der Ihnen helfen", sprach der vom Podest der Treppe herab. Streckte beide Hände nach ihr aus, zog sie zu sich herauf.

Angstvolles Entsetzen blitzte ihm aus dem Mädchengesicht entgegen.

„Fürchten Sie nach Aachen zu reisen, Baron?"

„Ich fürchte nur eins: Alt und häßlich zu werden, daß mich dann kleine Mädchen nicht mehr gern haben."

„Dann reisen Sie jetzt mit mir nach Aachen zu meinem Vater, zu Gaston, sie stehen vor dem Kriegsgericht, man will sie verurteilen" —

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, sagte sehr gütig: „Ich werde nach Aachen reisen und für Ihre Lieben sprechen. Aber mit einem kleinen Mädchen reise ich nicht. Das kleine Mädchen könnte mir totgeschossen werden, und das tät mir sehr leid. Aber Sie wissen ja, chère petite, daß ich tun werde, als wären Sie dabei, nicht wahr?"

Oh, sie vertraute ihm, o ja. Küßte ihm die Hand. Da wurde er sehr böse. Einen alten Herrn läßt man küssen. Und er küßte ihr beide Hände.

Dann ging er mit Franz Borgers ins Herrenzimmer. Er mußte doch den Sachverhalt wissen.

Unruhig sah Honorine ihnen nach. Was mögen sie jetzt hinter geschlossener Tür reden? Wenn sie horchen könnte — nein, sie will nichts wissen, will nicht. Sie will ins Ungewisse hinein hoffen.

Und stand noch und meinte, sie müsse auf den jungen Krieger warten, bis er herauskäme und ihr noch etwas sage — noch etwas — nach dem sie nicht gefragt habe. —

Aber etwas, das tausendfach die Angst um ihre Lieben überflügelt. Und nach dem sie trotzdem nicht gefragt hat — weil ihre Angst zu groß ist. Und weil ihr das im Kopf wirbelt, was der komische Mensch, der Lampertz, gesagt hatte: . . „danach hab ich ihn nicht mehr gesehen." . . .

Es klang grausam, wie eine Totenglocke. . . . Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen. . . .

Die Wendeltreppe des Turmes hinauf und hinunter klirrten die schweren Stiefel der Soldaten. Apparate wurden hinaufgeschafft.

Und dann rief einer vom Turm herunter: „Ein Rote-Kreuz-Auto in Sicht! Lenkt auf den Park zu!" Honorine eilte in die Halle zurück. Wenn nun Verwundete eintrafen, wollte sie dort sein, und der lange Doktor sollte ihr nicht wehren. Ein Wirbel von Empfindungen in ihr war aufgepeitscht und trieb sie zur Tat, zur heißen, feurigen Tat. Wie sie gehaßt hatte, so liebte sie jetzt. Ein Mittelmaß der Gefühle kannte sie nicht.

Ein Bild in ihrer aufgestörten Seele; zwei feindliche Krieger, die sich von dem Krankenbett hinüber und herüber versöhnt die Hände reichten. . . . Was können wir dafür? . . .

Es hatte sie so tief erschüttert, weil es die Erkenntnis in ihr wachrief.

Wer sprach denn da draußen? Das Auto fuhr an. Eine Frauenstimme: „Emma!"

Frau Emma wußte nicht, wie ihr geschah, als das Kleiderbündel da gegen sie anflog. Ob sie gute Nachrichten von ihren Lieben habe? O nein, sehr böse, sehr schlimme. Ja, dann wußte Frau Emma nicht, was los war. Konnte sich auch nicht lange dabei aufhalten. Da war ja wieder eine richtige Schufterei vorgefallen: Franktireurs hatten das Lazarett von Hervé in der Nacht angegriffen, Verwundete niedergemacht. Das Lazarett war nun aufgehoben und nach Aachen zurücktransportiert.

Das Schloßpersonal hatte sich um sie angesammelt, auch der Ingenieur kam herzu.

Honorine stand abseits. Die ganze Schmach dieser Tat fiel auf sie, drückte sie fast zu Boden. Als stehe nun in ihr ihr ganzes Land am Pranger.

Sie möchte davonschleichen, sie empfindet eine plötzliche heiße Furcht vor Emma, vor allen, die da stehen und Deutsch sprechen. Wie hat sie diese Menschen behandelt. . . . Wie hat sie ihn von sich gewiesen. . . . Jetzt ging der im Groll von ihr und warf sich draußen in die Kugeln hinein. . . . O Gott! Sie wird ja wahnsinnig, wenn sie das ausdenkt.

Da sah Emma, wie es um sie stand, kam her und nahm sie. Sie sagte nichts, gar nichts, sie nahm sie nur. Sprach mit dem Ingenieur weiter.

Man kann jetzt mit dem Rote-Kreuz-Auto Verwundete von hier nach Aachen abtransportieren.

Gut, dann hat der Baron Gelegenheit, nach Aachen mitzufahren.

„Der Baron nach Aachen?" Frau Emma blickte erstaunt auf. Franz setzte ihr kurz die Sache auseinander, gab ihr einen heimlichen Wink. Ach so! Ihr Blick glitt mitleidig über das Mädchen hin. Das regte sich nicht, blieb stumm an ihrem Arm. Als spreche man fern, ganz fern von Leuten, die sie nicht kannte.

Emma nahm Franz beiseite. Ob er nichts von Robert gehört habe?

„Nichts. Ist schlechte Nachricht?"

„Ein in Hervé eingebrachter Verwundeter behauptet, er habe ihn fallen sehen."

„Unmöglich, er lag noch, als ich hierherfuhr, gedeckt durch Artillerie, hinterm Wald." Beugte sich flüsternd zu ihr: „Es wird doch nicht Willi" —

Ein Schrei hinter ihnen, ein wahnsinniger Schrei. Honorine hing an Emma, schrie, schrie: „Nicht Willi! Nicht Willi!" . . .

„Nicht Willi! Nicht Willi!" . . .

Nervenerschütternde Schreie. Hing an Emma wie in einem Starrkrampf, die wunderbaren Augen weit offen in irrem Leuchten.

Es gellte durch das Schoß. Man lief zusammen. Die Umstehenden vor Schreck und Erschütterung gelähmt.

„Bringt sie nach oben", sagte der Doktor leise. Da löste sich der Krampf in ihr. Sie stand starr und ruhig in den Armen Emmas. Sah sie an.

„Ich gehe nicht von dir. Wohin gehst du jetzt?" Emma nahm sie an die wogende Brust. „Sei doch nur still, es ist ja nichts geschehen!"

Und ließ sie reden und beruhigen und sagte nur das eine und immer wieder das eine, starr und fordernd: „Wohin gehst du jetzt?"

„Nun denn: aufs Schlachtfeld zurück. Ich muß doch Gewißheit über Robert haben."

„Dann nimm mich mit."

„Lieber Himmel! Was denkst du, Kindchen! Ein Schlachtfeld ist keine Spazierfahrt."

„Das weiß ich. Ich weiß jetzt viel, viel mehr. Und darum werde ich mit dir gehen."

Eine ruhige, vermessene Entschlossenheit in dem jungen Gesicht.

Franz gab Emma einen Wink. Man muß sie unter irgendeinem Vorwand wegschaffen.

Da schwebte, sehr unfertig frisiert, Baronesse Yvonne über die schwarzen Marmorstufen herab, nahm in ihrer warmen, lebhaften Art von der kleinen Notär Besitz. Ihr folgte der Diener und meldete, daß zum ersten Frühstück gedeckt sei.

Die Herrschaften hatten den Treppenpodest noch nicht erreicht, als der silberne Dreiklang des Kaiserlichen Autoklubs durch den Park schmetterte.

Ein Militärauto, ein Generalstabsoffizier mit Begleitung darin.

Franz Borgers eilte hinaus, schwang sich in Haltung. Die Herren stiegen unverzüglich in den Turm hinauf, gaben Lichtsignale. Ein Eilen und Hasten. Man wußte nichts, man ahnte nur, daß etwas Großes sich vorbereitete.

* * *

Als Willi Merkens das Mädchen aus dem brennenden Dorf heraus in die Waldschneise trug und es in die Obhut Emmas gab, da wußte man's schon: diese Nacht Sturm auf Lüttich.

Nicht einen Blick konnte er dem davonjagenden Auto nachsenden. Der Tumult um ihn riß ihn mit sich. Er schickte sich an, seine Kompagnie aufzusuchen. Aber wo in dieser mörderischen Wirrnis?

Nahe der Schneise hielt eine kleine Radfahrerabteilung, wartete des Befehls, zur Erkundung bis in die Zwischenwerke vorzugehen. Also hin zum Leutnant und ein Rad erbettelt.

Da rannte ihm ein anderer zuvor. Aus dem Wald heraus kam er, eine Gefechtspatrouille, brachte alarmierende Meldung: Im Wald belgische Regimenter im Hinterhalt.

Die Meldung klang bestimmt. Wie ging das zu? Woher der Feind, den man vor sich hertrieb, plötzlich im



Rücken? Ein Major sprengte an, ließ die Vorhut der 5. Kompagnie unter Reserveleutnant Merkens in den Wald werfen.

Reserveleutnant Merkens? Willi sah Robert voranstürmen, das Gesicht pulvergeschwärzt. Robert! Ein Blick vielleicht, ein Gruß, der bemerkt ihn nicht. Mit geschwungenem Säbel voran.

Marsch! Marsch! Den Wald säubern.

Da stürmte Willi ohne Besinnen nach. Das Unterholz knackte und rauschte, die Zweige schlugen hinter ihnen zusammen.

Nun krachte es auch schon in den Waldgründen los. Man sah nichts, nicht einmal den Pulverdampf. Lagen sie eingegraben? Schlüpften ihre Schlangenkörper durch das struppige Waldgras? Krach! Wiederum und da und dort. Hinter dicken Baumstämmen durch den ganzen Wald zerstreut hatten sie aus Weiden geflochtene Schutzwände errichtet, lagerten zu zweien und dreien dahinter. Das Düster des Waldes verhüllte sie.

„Nicht schießen", hörte man Roberts Stimme durch den Wald. Man konnte die eigenen Leute treffen. Mit Bajonett vorgehen. Ein Trommelschläger sprang vor, wirbelte los, kündete das Kommando des Führers weit in den Wald hinein. Da brach der Trommelwirbel jäh ab — ein Schuß zerschmetterte dem Mann die Hand, schlug in das Kalbfell. Ein Schuß von droben herab auf die andern aus den Bäumen, aus jedem Baum ein Geprassel von Schüssen. Was drunten nicht im Waldgras kroch, bevölkerte die Wipfel. Ein ohrengellendes Knattern.

Der ganze Wald krachte, tobte, schwankte, rauschte.

Drunten der grausame Nahkampf. Der Stahl blinkte, das Metall klirrte, funkelndes Messerblitzen, ein Wust, ein Mordgewühl. Mann gegen Mann, Brust an Brust, ein Schnaufen, Prusten, Stöhnen — wilde Tiere, die sich zerrissen, zerfleischten. O dieser Wald, dieser fürchterliche Wald!

Kein Trommelwirbel, kein Signal mehr, nicht mehr die Stimme des Führers — jäh verstummt — wo waren sie — wo waren die Freunde — wo die Feinde? Ein Wirrwarr, ein Ringen, Wälzen — Verstärkung unmöglich, man durfte keine größeren Truppenmassen in ein Waldgefecht werfen. Fürchterlicher Wald!

Und nicht mehr die Stimme des Führers. . .

Planlos ein jeder dahin. Willi Merkens riß den Säbel eines gefallenen Kameraden an sich, schwang ihn, suchte die Grauen um sich zu sammeln, den Feind in die Waldschlucht zu drängen. Er kannte ja jeden Fußbreit in diesem von den schönsten und schaurigsten Erinnerungen durchwobenen Wald Roi de Prusse.

„Mir nach! Aus den Büschen raus!"

Drei, vier, zehn, zwanzig sammelten sich um ihn. Und wie erst diese Konzentrationsmasse stand, strömten aus dem Waldgrund auch die andern Scharen herzu, eng um den Mann gesammelt, der mit hochgeschwungenem Degen stand.

Vorwärts in die Lichtung, wo der schmale Bach durch die Waldrinne sickerte. Blitzhaft eine Erinnerung! Eine lichte Gestalt, die über den Spalt sprang — vorüber — hier dampft jetzt Blut. . .

So. Und nun aus der Lichtung heraus. Baum für Baum vorgehen und zunächst mal die Schießnester da droben herunterdampfen. Die Büsche säubern. Bahn schrittweise frei. Immer voran auf die Schlucht zu. Es kracht mörderisch. Und das Dumpfen der Geschütze, das Rasseln der Maschinengewehre, das Surren der Flugzeuge überm Wald — ohrenbetäubend, nervenerschütternd. . . Aus den Baumwipfeln ein dumpfer Fall auf den andern, herabstürzende Körper — man stolpert über Leichen. . .

Achtung! Eine ganze Reihe zusammengemäht am Boden, die Gewehre steil empor. . . Und weiter mit starrspähenden Augen in den geschwärzten Gesichtern — in die Schlucht, in die Schlucht. . . Wer da am Boden? Ein Feldgrauer? Ein Offizier? Der Führer — hebt noch den Arm — als wollte er abwehren: nicht über mich hinweg — fällt in sich zusammen, der Kopf zurückgeschlagen.

Willi zu ihm hin — Robert! Knöpft ihm die Uniform auf. Schuß in die Brust und in den Hals — leises Blutröcheln — dann still. Robert! Weitauf fallen die Augen des Sterbenden — seine Lippen klappen auf und zu — herausgepreßtes Stammeln. Ein Blick starrer Verzweiflung. . .

Was wollte er noch sagen? Robert!

Da wirrte sein Blick nicht mehr. Da preßte sich der Mund zu. Da röchelte er nicht mehr.

Willi deckte den Helm über sein Gesicht. Sprang auf — fort! Hinuntergewürgt den Schmerz. Führerlos trieben dort die Scharen dahin.

Angefüllt mit Leichen die Schlucht. In dem Schlamm des feuchten Weges lagen und saßen sie, so wie der Schuß sie tödlich getroffen hatte. Erstarrt, versteinert — der hockende, grinsende Tod. . .

Über sie hinweg setzte Freund und Feind in wilder Flucht im tosenden Hurra der Verfolgung.

Und da tauchte es aus den Reihen der Toten wieder auf, regungslos Dahingestreckte, Todgemeinte, die mit dem Gesicht auf der Erde lagen, griffen mit teuflischem Lachen wieder zu ihren Gewehren, schossen hinter den Jauchzenden drein, schrien in wahnsinniger Wut: „Es lebe das unabhängige Belgien!"

Nun aber konnte Verstärkung vorrücken, eine Kompagnie, die hinter der Artillerie mit Anschluß nach rechts zur Landstraße hinlag. Maschinengewehre funkten in die Schlucht. . . Und still lag der Wald. Mit blutigwallenden Schleiern schlich das Grauen hindurch.

Dann kam die Nacht. Wie eine Wüste still und dunkel. Blitzende Lichtlein durch den Wald. Die Sanitäter suchten das Schlachtfeld ab.

Willi Merkens ihnen voran. Wo die wimmernden Rufe herklangen, eilte er hin. Wunden, die er schlagen mußte, heilt er. Das Herz zerrissen vor Zorn und Weh.

Und immer noch nicht die Leiche Roberts gefunden. Wie waren seine letzten Worte? Was wollte er noch sagen? Ein Gruß für Mia, die arme Mia? Ein Auftrag an sie? Der Tod ließ es nicht mehr zu.

Nun hat der erste Merkens den Heldentod gefunden. Welcher von ihnen kam nun an die Reihe?

Die Brust beengt, von unendlicher Traurigkeit zusammengeschnürt, tat Willi Merkens seine aufopfernde Pflicht. Er muß die Leiche des Bruders noch in der Nacht finden. Wenn andere ihn fichteten, die Erkennungsmarke wegschnitten — wer weiß, ob er dann noch unter den aufgehäuften Leichen herauszufinden war.

Und die arme Mia mußte doch wissen, wo sie an seinem Grab weinen konnte.

Mitten im Wald fiel Willi hin, erschöpft, nahm fast besinnungslos zu sich, was sein Nebenmann ihm reichte, Schokolade aus den Liebesgaben vom letzten deutschen Quartier her.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

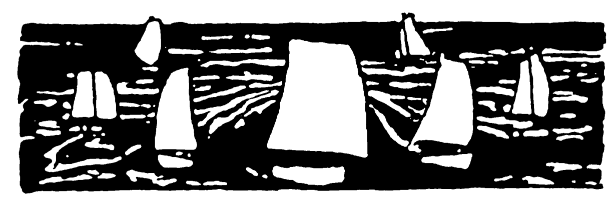


DIE·WOCHE

Nummer 5. Berlin, den 30. Januar 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 5.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

19. Januar.

In den Abendstunden unternehmen deutsche Marineluftschiffe einen Angriff gegen einige befestigte Plätze an der englischen Ostküste. Ueber Yarmouth, Sheringham, Sandringham und Kings Lynn werden Bomben abgeworfen. Die Luftschiffe kehren unbeschädigt zurück.

In der südlichen Bukowina wird ein russischer Vorstoß bei Jakobeny unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen.

20. Januar.

Kriegsminister und Chef des Generalstabes des Feldheeres, Generalleutnant von Falkenhayn, wird unter Beförderung zum General der Infanterie auf sein Ansuchen von der Stellung als Kriegsminister enthoben.

Generalmajor Wild von Hohenborn wird unter Beförderung zum Generalleutnant zum Staats- und Kriegsminister ernannt.

In München findet die Eheschließung zwischen dem Fürsten von Hohenzollern und der Prinzessin Adelgunde von Bayern statt.

21. Januar.

Erzherzogthronfolger Karl Franz Joseph von Oesterreich-Este (Abb. S. 153) trifft in Berlin ein, von wo er in das deutsche Hauptquartier fährt.

22. Januar.

Der englische Dampfer „Durward" wird auf der Fahrt nach Rotterdam im Kanal von einem deutschen U.-Boot versenkt.

23. Januar.

Im Osten ist der deutsche Angriff gegen den Sucha-Abschnitt bei Borzymow erfolgreich.

In der südlichen Bukowina erobern die österreichisch-ungarischen Truppen die Stadt Kirlibaba zurück. Damit scheitert der russische Versuch, über Jakobeny und Kirlibaba weiter Raum zu gewinnen.

Freiherr von Burian (Abb. S. 156), der neue Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns, trifft auf seiner Reise in das deutsche Hauptquartier in Berlin ein.

24. Januar.

Bei einem Vorstoß S. M. Panzerkreuzer „Seydlitz", „Derfflinger", „Moltke" und „Blücher" in Begleitung von vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen in die Nordsee kommt es zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften in der Stärke von fünf Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und sechsundzwanzig Torpedobootzerstörern. Der Gegner bricht nach drei Stunden das Gefecht ab. Auf englischer Seite ist ein Schlachtkreuzer, von unseren Schiffen der Panzerkreuzer „Blücher" gesunken.

25. Januar.

Der Bundesrat beschließt eine Verordnung über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl sowie eine Verordnung über die Sicherstellung von Fleischvorräten. Die Verordnung über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl bringt mit dem Beginn des 1. Februar 1915 eine Beschlagnahme der im Reich vorhandenen Vorräte von Weizen und Roggen sowie von Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmehl. Gewisse Ausnahmen von der Beschlagnahme, insbesondere für die zusammen einen Doppelzentner nicht übersteigenden Vorräte sind vorgesehen.

Die Verordnung über die Sicherstellung von Fleischvorräten legt den Städten und den Landgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern die Verpflichtung auf, zur Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch einen Vorrat an Dauerwaren zu beschaffen und ihre Aufbewahrung sicherzustellen.

In Ostpreußen werden die Angriffe der Russen nordöstlich Gumbinnen abgeschlagen.

***

An Deutschlands Frauen.

Von Ida Boy-Ed.

Wie sehr gegen die menschliche Natur und alle Vernunft es im Grund zu sein scheint: mit uns Frauen ist es so bestellt, daß wir ein großes Opfer leichter bringen als ein kleines. Die Notwendigkeit zu einem großen Opfer hat fast immer steigernde und uns erhebende Begleitumstände, sie ruft laut unsern Mut an und hat oft beifallsbereite Zeugen. Die Forderungen eines kleinen ergehen fast immer in der Stille an uns und drücken uns herab. Wir fühlen selten voraus, daß große Opfer nach dem ersten Aufschwung lange, mühsame Anstrengungen kosten, um die Seele in der Höhenluft zu halten; wir erkennen nicht, daß die kleinen Opfer des Alltags den bereichernden Segen in sich tragen, der täglich wächst. Mancherlei Anzeichen dieser weiblichen Veranlagung kann man jetzt beobachten, wo an die Frauen eine ganz neue Aufgabe herantritt, vor der viele noch ungläubig und verständnislos stehen; nämlich die Aufgabe, den ruhmreichen Frieden erstreiten zu helfen! Nicht mit Gewehr und Geschoß und Gefahr des Lebens; aber dennoch in unmittelbarer Abwehr des feindlichen Angriffs soll die Frau am Krieg teilnehmen — freilich, unscheinbar und in den stillen vier Wänden der Küche.

Die Frauen waren sich einer flammenden, zu jeder Tat bereiten Vaterlandsliebe bewußt. Wie über jeden Schmerz hinweggehoben stolz waren die, die Gatten, Sohn oder Bruder hinausziehen lassen durften. Und manche empfand es als Scham oder Fluch, kein teures Leben in den Reihen des Heeres und der Marine zu haben. Nun aber soll sich zur aufjauchzenden Begeisterung und zur geselligen, oft so kleidsamen Arbeit für

den Krieg eine andersgeartete Kampfverbundenheit gesellen? Und manche will es nicht verstehen, daß es wirklich notwendig sei. Wie oft hat sie geseufzt: Könnte ich mitgehen, wäre ich ein Mann. Und kaum eine war, die nicht die Pflegerinnen beneidet hätte, die unter Kanonendonner ihr Leben einsetzen, um Verwundeten wohlzutun. Wie viele auch sind da, die einst im Frieden begierig danach lechzten, Männerrechte zu haben, sich in allen politischen und volkswirtschaftlichen Dingen betätigen zu dürfen, um an der Ausgestaltung des Staates teilnehmen zu können.

Nun, der Augenblick ist da, der uns Frauen volkswirtschaftliche und politische Rechte und Pflichten gibt. Nur, daß er wieder offenbarend zeigt, wie wundervoll, wie unentbehrlich, wie ergänzend gerade alle weiblichen Fähigkeiten und Möglichkeiten sind, um den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Man denke, wir Frauen sollen einen gigantischen Mordversuch von unserm Vaterland abwehren und mit Waffen, die gerade nur wir Frauen führen können! Zeigen wir uns der Ehre würdig, beweisen wir, daß es uns beglückt, wichtige Verantwortlichkeit auf uns zu nehmen. Meine Schwestern verstehen: ich spreche vom täglichen Brot und der haushälterischen Ehrfurcht vor ihm. Auch wir können als köstlichen Lohn geringer, aber stetiger Mühen das Triumphgefühl eines Sieges uns erwerben. Und Englands Wut wird ungeheuer sein, wenn es einsieht, daß wir deutschen Frauen, um unseres herrlichen Heeres, unserer Marine wert zu sein, um ihre Verteidigung des Vaterlandes zu ergänzen, genug Sorgfältigkeit und Intelligenz aufzubringen vermögen, um eine Aushungerung zu verhüten.

Volkswirtschaftliche Autoritäten haben uns gesagt, daß wir sparen müssen; nicht so sehr mit dem Geld als mit gewissen Vorräten. Wie schwer ist es, für sie zu sprechen! Geben sie ihren Worten bedrohliches Gewicht, hören die Feinde voreilig triumphierend heraus, daß es knapp mit unsern Nahrungsmitteln wird. Fassen sie ihre Ermahnungen in die Form leichter Hinweise, so wirken diese nicht stark genug auf die allzu unbesorgten Frauen. Deshalb laßt uns durch eigene Einsicht, durch klare Erkenntnis der Forderungen, die man an uns stellt, den Verantwortlichen die Aufgabe erleichtern. Was wird denn überhaupt gefordert? Nicht einmal Entbehrungen! Würden wir nicht beseligt sein, wenn wir mit solchen unseren unvergleichlichen Kämpfern Erleichterung ihrer Mühen erkaufen könnten? Solchen glatten Handel mit moralischen Werten kennt das Leben leider nicht. Nein, wir sollen nichts entbehren; nur erfinderisch, klug und eifrig sollen wir in der Küche sein; angestammte und sowieso keineswegs einwandfreie Ernährungsgewohnheiten sollen wir über Bord werfen und eine Reihe neuer oder vielmehr uralter Speisefolgen wieder dem Geschmack nahebringen. Wenn man sich einmal deutlich sagt, daß nur die Zufuhr dieser oder jener Zukost abgeschnitten ist, daß wir nur mit Weizenmehl, Fleisch und Eiern vorsichtig umzugehen haben (mit Weizenmehl mehr als vorsichtig — geradezu geizig), muß man sich wundern, daß nicht eine einzige kurze Verordnung genügt hat, alle verständigen Frauen zum sofortigen Umstellen ihrer Küchenregie zu veranlassen. Eine Fülle der gesundesten, schmackhaftesten Nahrungsmittel steht uns zu Gebote. Wie jämmerlich muß es um die hauswirtschaftlichen Talente einer Hausfrau bestellt sein, wenn sie aus diesen nicht einen abwechslungsreichen Mittags- und Abendtisch zusammenzustellen vermag. Und das Kriegsbrot schmeckt so ausgezeichnet und ist auch für zarte Magennerven bekömmlich, daß man ungeduldig, ja angewidert wird, wenn man hört, daß es noch immer Familien gibt, die sich dagegen sträuben. Wer süße Sachen liebt und sein Geld lieber zum Konditor anstatt zu den Sammlungen für Krieger, Invalide und Hinterbliebene tragen mag, tue es unbesorgt: er findet dort noch der Leckereien genug, und das Weizenmehl spielt bei den Erzeugnissen der Konditoren die geringste Rolle. Da tun sich Mandeln und Zucker, Kartoffelmehl, Fruchtmarmeladen, Schokoladen und Schlagsahne zu den graziösesten und verführerischsten Gebilden zusammen; während das Weizenmehl bei den soliden, kaffeeumdufteten, altbürgerlichen Familienfeierkuchen robustere Aufgaben zu erfüllen hatte und mit seiner Freundin, der Rosine, und seiner Bundesschwester, der Hefe, gewichtige Verbindungen einging, die während des rauhen Krieges für unerlaubt gelten müssen.

Ob die Frauen sich wohl alle bewußt sind, daß diese wirtschaftliche Vorsicht, durch die wir bequem über die nächste Ernte mit unsern Vorräten reichen werden und müssen, auch eine politische Seite von der ungemeinsten Wichtigkeit hat? Es handelt sich keineswegs darum allein, den Engländern im jetzigen Krieg zu zeigen, daß wir diesmal nicht in die Lage kommen, einen Hungerfrieden schließen zu müssen, weil wir eine glänzende Ernte hatten. Viel weiter hinaus können wir Frauen durch unsere besonnene Einteilung des Reichlichen im Abwägen gegen das minder Reichliche wirken. Dies ist, soweit ich sehe, noch nicht ausgesprochen: wir haben den Beweis für alle Zeit zu erbringen, daß wir vom Ausland unabhängig mit unserer Ernährung sind, wenn es uns aus vaterländischen Gründen beliebt, es zu sein. Und das ist der hohe, künftige Angriffe verhütende weitere Zweck des kraftvollen, ernährungstechnischen Durchhaltens. Wir, wir Frauen haben es in der Hand, unserm Volk, das noch Jahrzehnte schwer von Waffen auf der Wacht bleiben muß, später den Frieden erhalten zu helfen. Wer wagt noch, uns anzugreifen, wenn die Tatsache monumentale Gewißheit geworden: die militärische Macht Deutschlands ist nicht niederzuringen, denn Mann neben Mann steht in eiserner Einigkeit todesmutig für das Vaterland ein; die wirtschaftliche Festigkeit Deutschlands ist ebenso unbezwingbar, denn Frau neben Frau wacht in ihrem Haus, mit sorglich waltender Hand die Vorräte schützend. Vielleicht ist noch niemals die Frau so sehr Mitträgerin der Volksverteidigung gewesen, wie die deutsche es in dieser entscheidenden Zeit sein darf. Wird sie versagen? Nie und nimmer. Und wenn sich wirklich vereinzelt eine Frau fände, die diese ihre Aufgabe nicht erkennt, dieser ihrer Pflicht sich entzieht, sei sie uns verächtlich gleich einer Verräterin, denn sie mahlt des Feindes Mühlen.

Unabhängigkeit ist die Quelle von Kraft und zähem Mut. Wie großartig können wir dafür arbeiten, daß sie freudig sich immer in der Seele unseres Heeres neu erzeugt! Ich glaube, da wir nun begriffen haben, um was es geht, wissen, wie trotzig und stark auch wir des Feindes ruchlose Hoffnungen zerstören helfen können, daß wir Frauen, voll glühenden Ehrgeizes und in immer frischer Gewissenhaftigkeit, fortab jeden Tag dies Maßhalten mit dem Material unsere heilige Sorge sein lassen. Es ist das eines jener kleinen Opfer, von denen ich oben sprach, die ihren Segen in sich tragen. Fände uns diese leichte Anforderung lässig oder gar unwillig, so wären wir nicht wert, daß dieser Krieg für den Fortbestand unseres heimatlichen Herdes geführt wird!

Vermißt.

Rechtsbetrachtungen von Universitätsprofessor Dr. Weyl in Kiel.

Das kurze, inhaltschwere Wort „Vermißt", das wir gegenwärtig leider so oft hören und lesen müssen, gibt auch zu juristischen Erörterungen reichlichen Anlaß. Wenn einer unserer Kriegsteilnehmer nachweislich in der Feld- oder Seeschlacht gefallen oder in einem Lazarett seinen Wunden erlegen ist, so knüpfen sich zwar auch an dies Ereignis manche Rechtsfragen; sie sind aber nicht anders zu beantworten, als wenn er in Friedenzeiten daheim auf dem Krankenbett gestorben wäre: genau ebenso fällt auch hier seine Habe an die Erben, seine Ehefrau ist Witwe, die von ihm über seine minderjährigen Kinder ausgeübte Fürsorgepflicht geht in andere Hände über. Wenn dagegen jemand lediglich „vermißt" wird, so schließen sich den tatsächlichen Zweifeln, ob er tot oder verwundet oder in Gefangenschaft geraten ist, zugleich rechtliche Zweifel an. Eben weil sein Ableben nicht feststeht, können die vorher angedeuteten Einwirkungen auf das Vermögen, die Ehe und die elterliche Gewalt nicht ohne weiteres Platz greifen, und es tritt somit ein Zustand der Ungewißheit ein, an deren Stelle aber die Rechtsordnung ein bestimmtes und klares Ergebnis zu setzen bemüht sein muß.

Während nun wegen Behandlung der „Verschollenheit" (d. h. der längeren, nachrichtenlosen Abwesenheit) die älteren Rechtsordnungen in vielen Einzelpunkten weit auseinandergingen, ist seit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs am 1. Januar 1900 auch hier erfreuliche Einheit geschaffen worden. Den gegenwärtigen Rechtzustand mit besonderem Hinblick auf die Kriegslage zu schildern, ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Regel nach (BGB. § 14) setzt das Todeserklärungsverfahren eine zehnjährige Dauer der Verschollenheit voraus. Von dieser Regel macht das Gesetz (§§ 15 bis 17) aber drei wichtige Ausnahmen, für die die Rechtsliteratur die Kennworte „Kriegsverschollenheit", „Seeverschollenheit" und sonstige „Gefahrverschollenheit" gebraucht. Bei untereinander verschiedenen tatsächlichen Voraussetzungen verfolgen sie das gleiche Ziel einer Abkürzung der zehnjährigen Regelfrist (auf eins bis vier Jahre, siehe unten). Diese Fristkürzung ist gerechtfertigt durch das Vorhandensein einer erhöhten Lebensgefahr und somit einer größeren Wahrscheinlichkeit des wirklichen Todes. Sie tritt ein, wenn der Verschollene entweder Kriegsteilnehmer war, oder wenn er sich auf einem während einer Seefahrt untergegangenen Schiff befand, oder wenn ihn eine andere Lebensgefahr umschwebte, wie bei Theaterbrand, Ueberschwemmung, Bergbesteigung oder Luftschiffahrt. Die Fristen selbst sind verschieden. Im zuletzt genannten Fall der bloßen „Gefahrverschollenheit" drei Jahre (seit dem lebensgefährlichen Ereignis). Bei der „Kriegsverschollenheit" gleichfalls drei Jahre (seit dem Friedensschluß bzw., wenn ein solcher unterblieb, wie 1866 mit dem Fürstentum Liechtenstein, seit Ablauf des Jahres, in dem der Krieg tatsächlich endigte). Bei der „Seeverschollenheit" dagegen nur ein Jahr, gerechnet vom Untergang des Schiffes. Das Rechenexempel wird aber für die Seeverschollenheit viel schwieriger, wenn der Untergang des Schiffes selbst gar nicht bestimmt feststeht, sondern auch seinerseits nur zu vermuten ist. Hier muß nämlich, ehe die einjährige Frist einsetzen kann, zuvor eine andere Frist abgelaufen sein, und betreffs dieser Frist besteht eine Art rechtlichen Zonentarifs, je nach dem Meer, in dem das Schiff fuhr: es genügt nämlich bei Fahrten in der Ostsee der Ablauf eines Jahres seit dem Reiseantritt, während bei Fahrten innerhalb anderer europäischer Meere (einschließlich des Mittelländischen, Schwarzen und Asowschen Meeres) zwei Jahre und bei Fahrten über außereuropäische Meere drei Jahre verstrichen sein müssen: erst dann greift die erwähnte Vermutung des Schiffsunterganges Platz.

Gegenwärtig interessiert nun natürlich hauptsächlich die Kriegsverschollenheit. Sie setzt voraus, daß der Vermißte „Angehöriger der bewaffneten Macht" war. Als solche gelten nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch aber auch die, die „sich in einem Amts- oder Dienstverhältnis oder zum Zweck freiwilliger Hilfeleistung bei der bewaffneten Macht befinden". In den Gesamtkreis gehören daher: zunächst die Mitglieder des Heeres und der Marine (Aktive, Reserve, Land- oder Seewehr und Landsturm) und der Kaiserlichen Schutztruppen, und zwar nebst Sanitäts- und Veterinärkorps und nebst allen „besonderen Formationen" (wie Radfahrer-, Kraftwagen-, Flug- und Funkspruchwesen); ferner die dauernd angestellten, dem Kriegsminister unterstehenden Militärbeamten (so das Personal der Intendanturen und der Kriegsgerichte) und endlich etwa freiwillige Ärzte, Feldgeistliche, Feldpostbeamte, Lazarettpersonen, Krankenpflegerinnen, Krankenträger. Dagegen bleiben für die Kriegsverschollenheit außer Betracht z. B. die Zivilbevölkerung der von unseren Feinden besetzten Grenzgebiete, die aus Anlaß des Kriegs geflüchteten Ostpreußen, die Kriegsberichterstatter (wenigstens, wenn sie nur im Auftrag ihrer Zeitung arbeiten und nicht etwa von der Heeresleitung selber angestellt sind), die für illustrierte Blätter oder Filmfabriken tätigen Photographen, die Überbringer von Liebesgabensammlungen oder die bloßen „Schlachtenbummler". Es genügt aber nicht, daß der Vermißte zu dem beschriebenen Personenkreis gehört. Er muß auch bereits „am Krieg teilgenommen" haben, sei es in Feindesland bei der östlichen oder der westlichen Front, sei es auf deutschem Boden an einer der Grenzen oder beim österreichischen oder türkischen Heer oder in einem der Schutzgebiete (wegen der Marine siehe unten). Für die noch nicht gegen den Feind ausgerückten Mannschaften behält es also ebenso, wie z. B. für die Schlachtenbummler, sein Bewenden bei der zehnjährigen Regelfrist oder allenfalls bei der dreijährigen Frist der allgemeineren Gefahrverschollenheit.

Wie verträgt sich nun aber betreffs unserer Marine die Kriegsverschollenheit mit der Seeverschollenheit? Merkwürdigerweise ist diese wichtige Frage in der bisherigen, recht umfangreichen Literatur zur Verschollenheitslehre fast gänzlich unerwähnt geblieben. Während das Verhältnis der allgemeinen Gefahrverschollenheit einerseits zu der Kriegs- oder der Seeverschollenheit anderseits zweifellos dahin geht, daß die beiden letzteren als die Sonderfälle vorantreten, läßt sich zwischen Kriegs- und Seeverschollenheit eine derartige Ausschließung der einen durch die andere nicht behaupten. Sie sind vielmehr gleichberechtigte Brüder. Denn es überwiegen für den Seesoldaten weder die typischen Gefahren des Krieges (namentlich also das Erschießen) noch die typischen Gefahren der Seefahrt (namentlich also das Ertrinken). Es

liegt mithin ebensowenig eine bloß modifizierte Kriegsverschollenheit („See-Kriegsverschollenheit") wie eine bloß modifizierte Seeverschollenheit („Kriegs-Seeverschollenheit") vor. Deshalb wird man im Konfliktsfall auf die den beiden Verschollenheitsarten gemeinsame Grundidee zurückgreifen müssen, und es wird die jeweilig kürzere Frist entscheiden. Wenn also der Untergang eines Kriegschiffes genau feststeht, wie der des Kreuzers „Scharnhorst" bei den Falklandinseln am 8. Dezember 1914, so kann die Todeserklärung der heldenmütigen Besatzung bereits am 8. Dezember 1915 eingeleitet werden. Wenn dagegen über ein Kriegschiff, das am Tag gerade jener Seeschlacht Wilhelmshaven zur Fahrt nach dem Stillen Ozean verließ, später keine Nachrichten mehr eingehen, und wenn wir einmal den Tag des Friedenschlusses auf den 8. Juni 1915 annehmen, so darf m. E. die Todeserklärung der Schiffsbesatzung bereits am 8. Juni 1918 erfolgen, und es braucht nicht noch ein weiteres Halbjahr bis zum 8. Dezember 1918 gewartet zu werden.

Angesichts des Umstandes, daß wir Deutschen es mit neun Feinden zu tun haben, ist es leicht denkbar, daß die Daten der Friedenschlüsse verschieden sein werden, und daß vielleicht mit einem dieser Feinde gar kein offizieller Frieden zustande kommt. Daraus würde sich die bisher in der Literatur gänzlich mit Stillschweigen übergangene Schwierigkeit ergeben, welches nun das für die Zulässigkeit der Todeserklärung maßgebende Datum ist. Von wann an soll die dreijährige Frist der Kriegsverschollenheit gerechnet werden, wenn z. B. der Friede mit Frankreich Mitte 1915, der mit Rußland Ende 1915 stattfindet? Hier wird es darauf ankommen, auf welchem der Kriegschauplätze sich der Vermißte selbst befunden hatte. Wie aber weiter wegen der Kämpfe, die wir gegenwärtig auf der belgisch-französischen Grenze außer mit Belgiern und Franzosen auch mit Engländern ausfechten? Angenommen, die Friedenschlüsse mit diesen drei Feinden fallen auseinander; dann würde es, meine ich, Bedeutung haben, welchem der Feinde der Vermißte gegenüberstand; wenn dies aber gleichzeitig mehrere waren, oder wenn sich die Vorfrage im Einzelfall nicht beantworten läßt, so hätte behufs möglichster Fristkürzung der erste der Friedenschlüsse zu entscheiden.

Wegen des Todeserklärungsverfahrens, für das die Reichs-Zivilprozeßordnung, §§ 960—976, maßgebend ist, müssen hier einige Andeutungen genügen. Es wird eingeleitet durch den „gesetzlichen Vertreter" des Verschollenen (den Vater oder die Mutter als „Inhaber der elterlichen Gewalt" oder den Vormund) oder durch jeden, der (z. B. als Erbe) ein rechtliches Interesse an der Todeserklärung hat. Nunmehr findet ein „Aufgebot" des Verschollenen statt mit der Aufforderung zur Meldung spätestens in dem Aufgebotstermin. Diesen Termin hat der Richter mit mindestens sechsmonatiger Frist anzuberaumen; aber es kann gerade bei der Kriegs-, See- und Gefahrverschollenheit die Frist auf sechs Wochen verkürzt und außerdem von der sonst erforderlichen Bekanntmachung des Aufgebots in öffentlichen Blättern Abstand genommen werden. Das Gericht veranstaltet alsdann die erforderlichen Ermittlungen und Beweisaufnahmen über den Sachverhalt, insbesondere also über die Erfüllung der oben beschriebenen Voraussetzungen für die Todeserklärung (Verschollenheit, Fristablauf, Kriegsteilnehmerschaft, Schiffsuntergang usw.). Inzwischen (und auch schon bevor das Verfahren in Bewegung gesetzt werden durfte) kann etwa durch Bestellung eines Abwesenheitspflegers (BGB. § 1911) für die persönlichen und die Vermögensangelegenheiten des Vermißten ebenso gesorgt werden wie z. B. für einen an deren Regelung selbst verhinderten Kriegsgefangenen mit durchaus bekanntem Aufenthaltsort oder für den Teilnehmer an einer Polarexpedition.

Das Verfahren endigt mit einem gerichtlichen Urteil, in dem auch der Zeitpunkt des Todes festzustellen ist. Denn als verstorben gilt der Vermißte nicht etwa erst in dem von allerlei prozessualen Zufälligkeiten abhängigen Tag des Urteils selbst, vielmehr wirkt die Feststellung im Urteil zurück auf einen früheren Termin. Und zwar wird, wenn die angestellten Ermittlungen einen bestimmten Tag (etwa den der Erstürmung von Lüttich oder den eines Lazarettbrandes) mit hoher Wahrscheinlichkeit ergeben, dieser Tag angenommen. Mangels derartiger Anhaltspunkte ist als Todestag festzusetzen bei der Kriegsverschollenheit der Tag des Friedenschlusses (bzw. der 31. Dezember des Jahres der tatsächlichen Kriegsbeendigung), bei der Seeverschollenheit der Tag des Schiffsuntergangs (bzw. der Tag, mit dem der Untergang vermutet wird). Wir erhalten also das gleiche Datum, wie wir es bereits oben für die Zulässigkeit der Todeserklärung kennen gelernt hatten, nur daß bei der Kriegsverschollenheit die weiteren drei und bei der Seeverschollenheit das weitere eine Jahr nach jenem Termin nicht wieder mitgezählt werden. Was dabei für die Marineangehörigen den Konflikt zwischen Kriegs- und Seeverschollenheit anbelangt, so wird m. E. auch hier im Interesse der Hinterbliebenen die gerichtliche Feststellung zugunsten des früheren Termins ergehen müssen.

Bis zu diesem Augenblick, von dem ab der Vermißte somit als tot gilt, gilt er anderseits auch als fortlebend, was z. B. wegen seiner Ehe und wegen etwaiger Erbschaftsanfälle an ihn sowie wegen Fortzahlung des Gehalts oder einer Leibrente an die Ehefrau wichtig ist.

Nun könnte der Fall eintreten, daß der für tot Erklärte wiederauftaucht; z. B. ein entflohener Kriegsgefangener hat sich erst jahrelang verbergen müssen, ehe er zur deutschen Heimat zurückzukehren oder auch nur zu schreiben wagte; oder ein einzelner Mann von der Besatzung eines Kriegschiffes hatte auf einer einsamen Insel ein Dasein wie Robinson Crusoe geführt, bis ihn ein vorüberfahrendes Schiff aufnahm. Hier zeigt sich dann, daß das Todeserklärungsverfahren eben nur eine Vermutung geschaffen hatte, die der später ermittelten Wahrheit weichen muß. Alsdann lebt der Vermißte auch rechtlich wieder auf; es wird grundsätzlich die Lage herzustellen sein, wie wenn er nie als tot gegolten hätte. Er darf von seinem vermeintlichen Erben die Habe herausfordern, die elterliche Gewalt über seine Kinder und die frühere Ehe beanspruchen von neuem Geltung usw. Diese Folgerungen hat nun in der Tat das Bürgerliche Gesetzbuch im großen und ganzen wirklich gezogen, und es bietet darüber manche Einzelbestimmungen, auf die hier unmöglich näher eingegangen werden kann. Eine kurze Bemerkung mag nur erfolgen in der Richtung des aus Gedichten (Tennysons „Enoch Arden"), Romanen (Wicherts „Für tot erklärt"), Dramen (Tolstois „Lebender Leichnam") und Opern (Waltershausens „Oberst Chabert") bekannten Problems, was geschehen soll, wenn die Frau des Verschollenen inzwischen eine neue Ehe eingegangen war. Das Bürgerliche Gesetzbuch (§§ 1348 bis 1352) bestimmt hier, daß nicht etwa der Heim-

gekehrte diese neue Ehe zugunsten seiner eigenen anfechten darf. Das Anfechtungsrecht steht vielmehr nur der wiederverheirateten Frau oder deren jetzigem Ehemann zu. Die Anfechtung muß binnen sechs Monaten seit Kenntnis vom Fortleben des Verschollenen erfolgen, und wenn sie von der Frau ausgeht, hat diese ihrem zweiten Ehemann standesgemäßen Unterhalt zu gewähren, wie wenn diese jüngere Ehe geschieden und die anfechtende Frau für den allein schuldigen Teil erklärt worden wäre.

So gestaltet sich der Rechtzustand nach unserem Bürgerlichen Gesetzbuch. Nur dann würden andere Grundsätze gelten, wenn das Deutsche Reich, das ja seit der ewig denkwürdigen Reichstagsitzung vom 4. August 1914 unausgesetzt und erfolgreich bemüht war, durch gesetzgeberische Maßnahmen dem gegenwärtigen Kriegzustand Rechnung zu tragen, auch hinsichtlich der Verschollenheit vielleicht neue Bestimmungen erläßt. Das ist um so eher denkbar, als nach allen größeren Kriegen des vorigen Jahrhunderts derartige Gesetze ergingen, die damals freilich wegen der — inzwischen vom Bürgerlichen Gesetzbuch überwundenen — Buntscheckigkeit des Rechtzustandes noch besonders angebracht waren. Jetzt wäre ein neues Gesetz nur zu empfehlen, wenn der gegenwärtige Rechtzustand verbesserungswürdig erscheint. Und verbesserungswürdig ist er, wie ich demnächst in der „Deutschen Juristen-Zeitung" genau ausführen werde, nach meiner Meinung allerdings. Zwar nicht im großen und ganzen, wohl aber in Einzelpunkten. Besonders ist wohl die dreijährige Frist der Kriegsverschollenheit und bei bloßer Vermutung des Schiffsuntergangs die zwei- bis vierjährige Gesamtfrist unerträglich lang. Im Interesse aller Beteiligten läge es daher wohl, die Einleitung des Verfahrens schon früher zu ermöglichen. Mustergültig erscheint mir hier beispielsweise die Bestimmung der beiden preußischen Gesetze vom 24. Februar 1868 (wegen der Kriege von 1864 und 1866) und vom 2. April 1872 (wegen des Krieges von 1870/71), daß die Kriegsteilnehmer für tot erklärt werden können, „ohne daß es eines weiteren Zeitablaufs bedarf, wenn sie in dem Krieg vermißt worden sind und seit dem Friedenschluß von ihrem Leben eine Nachricht nicht eingegangen ist". Nachahmenswert ist auch die dortige Abstandnahme von jeder öffentlichen Vorladung und sonstigen Förmlichkeit des Verfahrens, dessen Gebührenfreiheit und die generelle Fortsetzung ganz bestimmter Daten (31. Dezember 1864, 31. Dezember 1866, 30. Juni 1871) für den anzunehmenden Todestag. Denn bei der den Gerichten gerade diesmal bevorstehenden Massenarbeit in Kriegsverschollenheitsangelegenheiten würde es eine große Zeit- und Kostenersparnis bedeuten, wenn die Ermittlungen über die wahrscheinlichen Einzeltage des Ablebens möglichst abgeschnitten würden. Auch für das Wirtschaftsleben würde die allgemeine Festsetzung etwa des auf den Friedenschluß fallenden Vierteljahrsletzten eine Erleichterung bieten, z. B. in der Richtung auf die Ablösung der Offiziers- und Beamtengehälter durch die Witwen- und Waisengelder. Nicht unwesentlich ist es ferner, daß mittels einer solchen Anordnung der gordische Knoten durchhauen würde, der in dem geschilderten Konflikt zwischen Kriegs- und Seeverschollenheit und in der Möglichkeit untereinander abweichender Friedenstermine steckt. Gelegentlich eines solchen Gesetzes könnte dann auch noch erwogen werden, ob die Vorschriften über die Seeverschollenheit verändert, insbesondere die Fristen verkürzt werden sollen wegen der über den Friedenschluß hinaus allen Schiffen, nicht bloß denen der Kriegsmarine, noch für Jahre drohenden Verseuchung der Meere mit Minen.

Das Papier im Kriege.

Von Hans Dominik.

Bei der Überschrift „Das Papier im Krieg" werden viele Leser an Ein- und Zweimarkscheine und sonstiges Papiergeld denken, das sich in sämtlichen kriegführenden Staaten in großer Menge eingestellt hat, während das Gold in den Kammern der Zentralbanken ruht. Doch nicht von dieser währungstechnischen Betätigung des Papiers im Krieg soll hier die Rede sein, sondern von einer anderen, sehr viel konkreteren. Für viele Stoffe, mit denen wir im Krieg vorsichtig und sparsam umgehen müssen, ist uns das Papier bzw. der Papierstoff in mancherlei Verarbeitung und Aufmachung ein wertvolles und brauchbares Ersatzmittel geworden. Das ist aber in zweifacher Hinsicht wertvoll. Einmal werden wir dadurch instand gesetzt, mancherlei Abschneidungs- und Aushungerungspläne unserer Herren Feinde zuschanden zu machen, und andererseits hat unsere hochentwickelte deutsche Papierindustrie dabei guten Ersatz für den ausfallenden Export gefunden. So stellt sich nach den Ermittlungen von S. Ferenczi, einer bekannten Autorität auf dem Gebiet der Papierindustrie, die Lage heute wie folgt dar: Etwa ein Drittel aller Arbeiter und Angestellten dieser Industrie ist zu den Fahnen gerufen. Für die restlichen zwei Drittel aber ist vollkommen Beschäftigung vorhanden. Die sonst für die Erzeugung des Holzstoffes benutzten russischen Hölzer kommen gegenwärtig natürlich nicht nach Deutschland. Dafür aber ist die heimische Holzerzeugung zurzeit völlig ausreichend, da die umfangreichen Exporte des von aller Welt begehrten deutschen Holzstoffes ins Ausland ebenfalls wegfallen. Die deutsche Papierindustrie hat sich also mit befriedigenden wirtschaftlichen Erfolgen für den Krieg neu eingerichtet.

Betrachten wir nun die neuen Anwendungen des Papiers in dieser Kriegzeit. Wir haben, wie bereits gesagt, Veranlassung, mit mancherlei Faserstoffen, wie Jute, Baumwolle, Wolle und anderen, vorsichtig zu wirtschaften. Viele dieser Stoffe spielen in der Bekleidungsindustrie eine wichtige Rolle. Die Baumwolle daneben auch noch in der Sprengstoffindustrie. Nun ist gewöhnliches Papier schon seit langem als vorzügliches Kälteschutzmittel bekannt, und die Altmeister in der Kunst der Papiererzeugung, die Chinesen, haben das Papier bereits seit unvordenklichen Zeiten zu Bekleidungzwecken herangezogen. Sie waren freilich auch in der glücklichen Lage, einen besonders geeigneten, langfaserigen Stoff zur Verfügung zu haben, der Papiere von hervorragender Festigkeit ergibt. In dem Augenblick, da auch für uns die Frage aktuell wurde, das Papier als Kälteschutz und Stoffersatz zu benutzen, mußte unsere Technik Mittel finden, durch die auch dem

aus kurzfaserigem Holzstoff erzeugten Papier eine größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegeben wird. Das ist in der Hauptsache auf zwei Arten erreicht worden, einmal durch die sogenannte Kreppung des Papiers und ferner durch die Einbringung von Fäden oder Geweben zwischen zwei Papierschichten. Ein Schritt weiter führt zu den Papiergespinsten und Papiergeweben. Hier haben wir das einfache Papiergarn, das aus langen, schmalen Papierstreifen gesponnen wird und nach der Erteilung des nötigen Dralles durchaus den Eindruck eines recht festen, gleichmäßig glatten Fadens macht. Wir haben aber ferner noch das sogenannte Textilosegarn, ein Garn, das ebenfalls aus Papierstreifen gesponnen, dann aber mit Klebstoff bedeckt und mit feinem Baumwollhäcksel bestreut wird und nun auch äußerlich an die bekannten Fasergespinste erinnert. Aus allen diesen Papiergarnen werden Stoffe gewebt, die nun ebenfalls in der Bekleidungsindustrie, ferner aber auch in der Sackfabrikation mit Erfolg Verwendung finden.

Handelte es sich bei den bisher beschriebenen Stoffen darum, dem Papier eine möglichst feste und widerstandsfähige Form zu verleihen, so tritt daneben und ebenfalls in Verbindung mit der Bekleidungsindustrie die Aufgabe auf, den Papierstoff in eine möglichst lockere und luftige Form zu bringen, und das Erzeugnis solchen Bestrebens ist die Papierwatte. Sie wird heute derart hergestellt, daß sie sich von der sonst gebräuchlichen Baumwollwatte kaum unterscheidet und nicht nur in der Bekleidungsindustrie, sondern auch für die Füllung von Matratzen und Kissen sowie für Verbandzwecke ausgiebige Verwendung findet.

Unter den Papierkleidungstücken spielen naturgemäß die die größte Rolle, die zum Ersatz solcher Stücke dienen, die häufig gewechselt, gewaschen oder weggeworfen werden müssen. Das beginnt bei den Fußlappen, die heute in guter Qualität aus einem weichen Kreppapier in großen Mengen hergestellt werden. An nächster Stelle wären die sogenannten Überstrümpfe zu nennen, die den Fuß bis etwas über den Knöchel umkleiden und über den Wollstrumpf gezogen werden.

Des weiteren werden aus dem dicken, elastischen Kreppapier gut wärmende Leibbinden und Kopfwärmer fabriziert, und schließlich bringt unsere Industrie ganze Papierwesten auf den Markt. Sie sind aus zwei Schichten gefertigt, nach außen ein starkes, feldgraues Kreppapier, nach innen als Futter gewöhnlich ein sehr haltbares Fadenpapier. Die ganze Weste ist im Interesse der Haltbarkeit mit einem feldgrauen Zeugband gesäumt, und die Knopflöcher sind durch eine Säumung noch besonders verstärkt. Neben diesen einfachen Westen fertigt die Industrie auch wattierte Westen, die mit Papierwatte gesteppt sind und es hinsichtlich des Kälteschutzes mit jeder Pelzweste aufnehmen dürften.

Wenden wir uns von der Kleidung zum Lazarett, so treffen wir auch hier auf Papier in mancherlei Formen. Die Industrie liefert hier eigenartig getränkte, waschbare Pappen, die sich besonders zur Verkleidung der Wände eignen. Weiter aber war beispielsweise auf der Fachausstellung „Papier als Kälteschutz und Stofferſatz", die Ende Dezember in Wien stattfand, auch ein vollständig mit Papier ausgerüstetes Bett zu sehen. Die Matratze war mit Papierwolle gefüllt und mit einem Papierleintuch bedeckt. Von den Kopfkissen war das eine mit Papierwolle, das andere mit Zellstoffwatte gefüllt, und auch die Bettdecke bestand aus Papier. Es kann bezweifelt werden, ob dieses Papierbett zu einer dauernden Einrichtung werden wird, aber das dürfte schon heute außer Zweifel sein, daß die Papierunterkleidung auch nach dem Krieg von vielen Sporttreibenden weiter getragen werden wird, und daß die Papierindustrie in der Not sich hier dauernde neue Absatzgebiete erobert hat. Im Lazarett finden wir weiter Zellstoffwatte mit und ohne Mullauflage sowie Binden und sonstiges Verbandzeug aus gekrepptem Papier. Hier kommen auch Schienen aus starken Pappen als Ersatz für Holzschienen bei Arm- und Beinverletzungen zur Verwendung, und endlich finden wir hier aus Papierstoff hergestellte Handtücher, die sogenannten Zelltex-Handtücher und Spezialpapiere für Prießnitz-Umschläge. Die meisten dieser Anwendungen setzen uns instand, unsere sehr großen Baumwollvorräte für die Sprengstoffindustrie zu reservieren, was um so wichtiger ist, als die Versuche, die aus dem Holzstoff gewonnene Zellulose zur Fabrikation von Schießbaumwolle zu benutzen, noch nicht abgeschlossen sind.

Neben der Baumwolle spielt die Jute zu Friedenzeiten in unserer Industrie eine große Rolle. Sie wird unter anderem zur Herstellung der Millionen und aber Millionen von Säcken benutzt, die zur Aufbewahrung und zum Transport von pulverförmigen Stoffen, wie Zement, Farben und dergleichen, dienen. Schon in Friedenzeiten hat man an diesen Jutesäcken mancherlei auszusetzen gehabt. Sie stäuben bei jedem Umladen ganz gehörig, wie man an jedem weißbepuderten Zement- oder Mehlkutscher sattsam bemerken kann. Es sind sehr erhebliche Werte, die dem Volksvermögen tagaus, tagein durch solche stäubenden Säcke verloren gehen. Schon in Friedenzeiten ist man mit einigem Erfolg bestrebt gewesen, völlig dichte Papiersäcke zu schaffen. Beschränkt man sich auf Sackinhalte bis zu 50 Kilogramm, so darf diese Aufgabe schon heute als gut gelöst gelten, und unsere Fabriken stellen täglich so viele Säcke her, daß wir unser Jutegarn für andere Zwecke, insbesondere für die Kriegsmarine, aufsparen können.

Unsere ganze deutsche Industrie hat sich wenige Wochen nach Kriegsausbruch völlig neu und den Verhältnissen des Krieges entsprechend orientiert. Die vorstehenden Ausführungen dürften gezeigt haben, in welcher Weise dies seitens der Papierindustrie für das Gebiet der Faserstoffe geschehen ist. Dadurch, daß England die Baumwolle für Kriegskonterbande erklärte, hat es uns in keiner Weise geschadet. Sich selber aber hat es einen bösen Krach mit den mächtigen amerikanischen Baumwolltrustes zugezogen, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Von den verschiedenen Löchern in der englischen Rechnung stammt auch ein recht tüchtiges von unserer Papierindustrie her.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

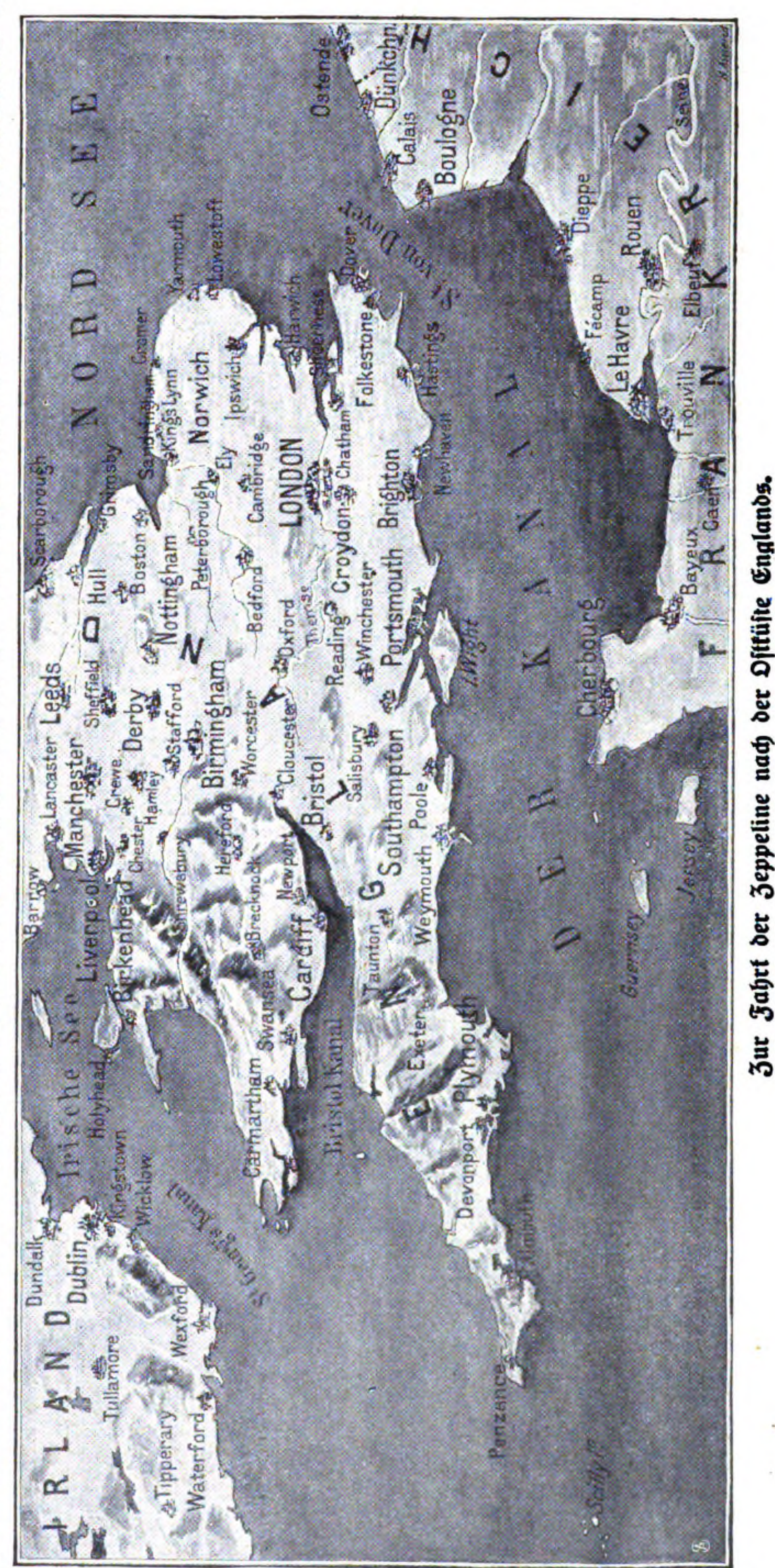
In dem gewaltigen Weltparlament, wo alle Völker vertreten sind, und wo augenblicklich der Kampf um Recht und Unrecht, Schuld oder Nichtschuld besonders heftig tobt, hatte unlängst Herr Kitchener das Wort, aber er fand keinen Beifall im Parkett seiner Volksgenossen und auch nicht auf den Tribünen bei den Fernerstehenden. Dann aber betrat ein anderer Mann mit weißem Haar und buschigem Schnurrbart die



Rostra, und die Welt raunte sich zu: „Graf Zeppelin hat das Wort!“ Und der Alte vom Bodensee sprach so eindringlich zu den Herren Engländern, daß ihnen die Antwort im Hals steckenblieb und nur ein verlegenes, zorniges Murren über die „Machtlosigkeit“ der Zeppeline davon zeugte, wie außer sich im stillen die Briten darüber sind, daß unsere Luftkreuzer nunmehr die Brücke vom Festland zu ihrer Insel schlugen, unbekümmert um die große Flotte, die bestimmt ist, Großbritannien zu isolieren.

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar schwebte ein Zeppelingeschwader über der Nordsee, näherte sich der „heiligen“ Küste Englands und bombardierte zu nächtlicher Stunde einige Städte der Grafschaft Norfolk. Wie ein aufgeschreckter Hühnerschwarm liefen die in ihrer Selbstsicherheit so übermütig gewordenen Bürger durcheinander, als das charakteristische Surren der Propeller über ihren Häuptern klang. Der erste Vorstoß unserer Luftschiffe über See war ein voller Erfolg, denn trotz aller Versuche der englischen Presse, die Nachtfahrt der Zeppeline als eine Art Volksvergnügen hinzustellen, das keinerlei Furcht oder Besorgnis auslöste, bleibt die Tatsache bestehen, daß das bisher unangreifbare England in den Aktionskreis unserer Luftflotte gerückt wurde. Wir sind damit in den kriegerischen Unternehmungen um einen bedeutsamen Schritt weitergekommen, die deutsche Faust, die unserm schlimmsten Feind an die Gurgel fahren soll, reckte sich über die Meerenge, und wenn sie auch noch nicht fest zupackte, so nahm sie doch den Briten schon empfindlich ans Ohr.

Auch im Kanal selbst brachte ein kühnes deutsches Unterseeboot wieder einen englischen Dampfer auf, setzte die Mannschaft an Land und versenkte das Schiff mit seiner ganzen wertvollen Ladung. Uns selbst erscheint dieser Erfolg vielleicht — rein materiell betrachtet — nicht eben hoch. Aber man muß sich nur einmal in die Lage des seebeherrschenden Albions versetzen. Die Kaperung eines britischen Handelschiffes im Kanal löst bei jedem Vollblutengländer ungefähr das Gefühl aus, als wenn man einem Hausbesitzer in seinem eigenen Vorflur eine Ohrfeige verabreicht! Die Wirkung ist eine doppelte: erstens ist es betrüblich, wenn ein anderer mit Erfolg handgreiflich wird, zweitens aber schmerzt



Zur Fahrt der Zeppeline nach der Ostküste Englands.

der Überfall um so mehr, wenn er sich dort abspielt, wo man bisher als unbeschränkter Herrscher waltete! —

Nachdem die französische große Offensive endgültig zusammenbrach und die Russen auf eine Verteidigungslinie dicht vor Warschau zurückgedrängt wurden, scheint es, daß wir unsere liebevolle Aufmerksamkeit mehr den Haupturhebern des Krieges zuwenden. Wir haben aber den Grundsatz: „Einer nach dem andern!" Keiner wird vergessen, und besonders England kann sich unserer besonderen Zuneigung versichert halten, wenn sich die Zeit erfüllt hat.

Ob man nicht in Paris, wo die Katerstimmung immer mehr um sich greift, doch ein wenig schadenfroh lächelte, als von jenseit des Kanals die Kunde von den Zeppelinbomben über Norfolk herüberdrang? Warum soll die „Lichtstadt" allein vor deutschen Luftgeschwadern zittern? Mögen auch die Londoner einmal am eigenen Leib verspüren, was es heißt, Deutschland zum Verzweiflungskampf herausfordern.

„Blut ist dicker als Wasser" hat unser Kaiser einmal gesagt, mit der Blutsverbrüderung zwischen Rußland, England und Frankreich ist es aber sehr schlecht bestellt. Man hat aus früheren Zeiten her noch zu viel unbeglichene Rechnungen, um nun mit einem Mal aus dem Innersten heraus ein Herz und eine Seele zu sein. Und da Blut die edlen Waffenbrüder nicht genug kittet, versucht man es nun mit dem Geld. — In Paris, London und Petersburg sollen gemeinsam 15 Milliarden Kriegsanleihe aufgelegt werden, und neben dem russischen Grundbesitzer sollen der englische Kaufmann und der französische Bürger gemeinsam ihre Namen zeichnen.

Man darf auf diesen Versuch, den Pleitegeier abzuschießen, wirklich gespannt sein. Über die französischen Finanzen ist schon viel Bedenkliches bekannt geworden, in Rußland ist die Opferfreudigkeit ebenfalls stark im Sinken begriffen, und nur England hat wirklich noch Geld. Nun will man die beiden Krüppel mit dem Gesunden zusammenspannen, und diese ungleiche Kumpanei soll den Finanzkarren aus dem Schmutz ziehen.

Sehr hübsch ist auch der Zusatz: „Die aufgenommenen Summen sollen nach Bedarf verteilt werden!" Warten wir also ab, wie sich der „Bedarf" gestaltet.

Die Finanzierung der kriegführenden Staaten hängt doch sehr wesentlich von den militärischen Erfolgen ab. Wer ist zum Zeichnen seiner Spargelder bereit, wenn die Regierung mit Ausnahme weniger durchsichtiger Lügenmeldungen nichts Herzerfrischendes zu sagen weiß? Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, steht Deutschland nach wie vor tüchtiger denn je da, finanziell bis an die Zähne gerüstet. Die „Armee im Land", das Volk, die daheim sorgt, daß Handel und Wandel nicht ins Stocken geraten, ist ebenso auf dem Posten wie das Heer, das in Flandern, Frankreich und Polen seine unendlich schwere Pflicht tut. Es liegen uns Stimmen vor, die aus englischen und französischen Schützengräben nicht minder mutlos berichten wie aus russischen. Man ist am Ende seiner Kraft, der moralischen und physischen, und wie ein drohendes Gespenst geht überall bei unseren Feinden die Frage um: „Warum?" Warum müssen wir alles dies ertragen, zu welchem Zweck verfaulen wir in den nassen Unterständen, was ist der Preis dieses wahnwitzigen Kampfes? Bei uns weiß jeder, vom jüngsten Rekruten, der eben erst hinauszog, bis zum ältesten Landsturmmann, der Frau und Kinder daheim hat, wie er diese große Frage „Warum" zu beantworten hat. Und im Zeichen dieses tiefen Verständnisses für die Notwendigkeit bis zum letzten Hauch uns zu wehren, werden wir siegen und müssen wir siegen! Es gibt einfach nichts anderes! — Zwei hochgestellte Männer unseres Heeres, die Generale von Moltke und von Falkenhayn, haben in jüngster Zeit ihre Ansichten über diesen Krieg Berichterstattern gegenüber geäußert. Welch hohe Auffassung spricht aus den männlich ernsten Worten. So wie diese Führer denkt das ganze Volk!

Kaisers Geburtstag! Früher frohe Böllerschüsse, bunte Wimpel, paradierende Truppen in blinkendem Festgewand! Dazu eine festlich gestimmte Menge!

Diesmal: der eiserne Schritt feldgrauer Bataillone, das Dröhnen schwerer Geschütze und die entrollten Feldzeichen im Schlachtensturm. So hat Deutschland noch nie Kaisers Geburtstag gefeiert, denn am 22. März 1871 schwiegen bereits des Krieges Stimmen. Ernst und würdig wird das deutsche Volk diesen Tag begehen. Man wird allen Prunk dem Wunsch des Kaisers gemäß vermeiden, es soll ein ernster Gedenktag sein, voll hoher Ehrung. Mag also in diesem Jahr sich manches anders gestalten, als wir es sonst am 27. Januar gewohnt waren, in einem Punkt werden wir keinen Unterschied finden. Die Kirchen werden überfüllt sein mit gläubigen deutschen Menschen, die alles Heil herabflehen auf das Haupt des im Feld an der Spitze seiner Truppen stehenden Kaisers! X.



Unter obigem Titel gibt unser Verlag eine **Sammlung von besonders interessanten Kriegserlebnissen** heraus. Bei dieser Veröffentlichung, die zu geeigneter Zeit als Buch erscheinen soll, leitet uns der Gedanke, den kühnen Taten unserer Krieger in der unmittelbaren Sprache von **Selbstschilderungen** ein bleibendes Denkmal zu setzen und so die Namen unserer Helden in das Volk zu tragen und dauernd mit der Geschichte unseres Vaterlandes zu verknüpfen. Nicht Eigenlob und Selbstüberhebung werden in dem Buch das Wort haben, sondern alles soll darin mit der Wucht erlebter Tatsachen dem höheren patriotischen Zweck dienen, dem es gewidmet ist. Die Haupttugenden unserer siegreichen Armee, **Mut und Tapferkeit**, sollen auch das nachkommende Geschlecht zu großen Taten begeistern. Wir richten deshalb an alle im Felde stehenden Kämpfer die Bitte, solche Ereignisse, die durch die Merkwürdigkeit ihres Verlaufs über den Tag hinaus Bedeutung haben, für uns in einer ruhigen Stunde aufzuzeichnen und uns die Manuskripte später zur Verfügung zu stellen. Die Kriegsschilderungen sollen denkwürdige Geschehnisse zu Wasser und zu Land umfassen. Wenn wir zu den einzelnen Berichten noch interessante **photographische Aufnahmen** oder **Künstlerzeichnungen** erhalten können, so soll uns das besonders willkommen sein.

Die Einsendungen sind zu richten: An den **Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW**, Zimmerstraße 36-41, mit der Bezeichnung: „Unsere Helden!"



Phot. A. Groß.

Erzherzog Karl Franz Joseph mit Gen.-Major Prinz Lobkowitz auf einem Spaziergang Unter den Linden.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger in Berlin.

Generalleutnant Wild von Hohenborn,
der neue preußische Kriegsminister.



Phot. Heinrich.

Generalleutnant Wichura.
Zu der siegreichen Schlacht bei Soissons.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Bei Steinbach gefangengenommene Franzosen auf dem Transport nach einem Gefangenenlager in Deutschland.



Phot. A. Groß.

Oberes Bild: Der Kaiser mit dem Kronprinzen während des Vorbeimarsches.
Unten: Die gefangenen Garibaldiner, die vor dem Kaiser vorbeigeführt werden.

Kaiser und Kronprinz im Argonner Wald.



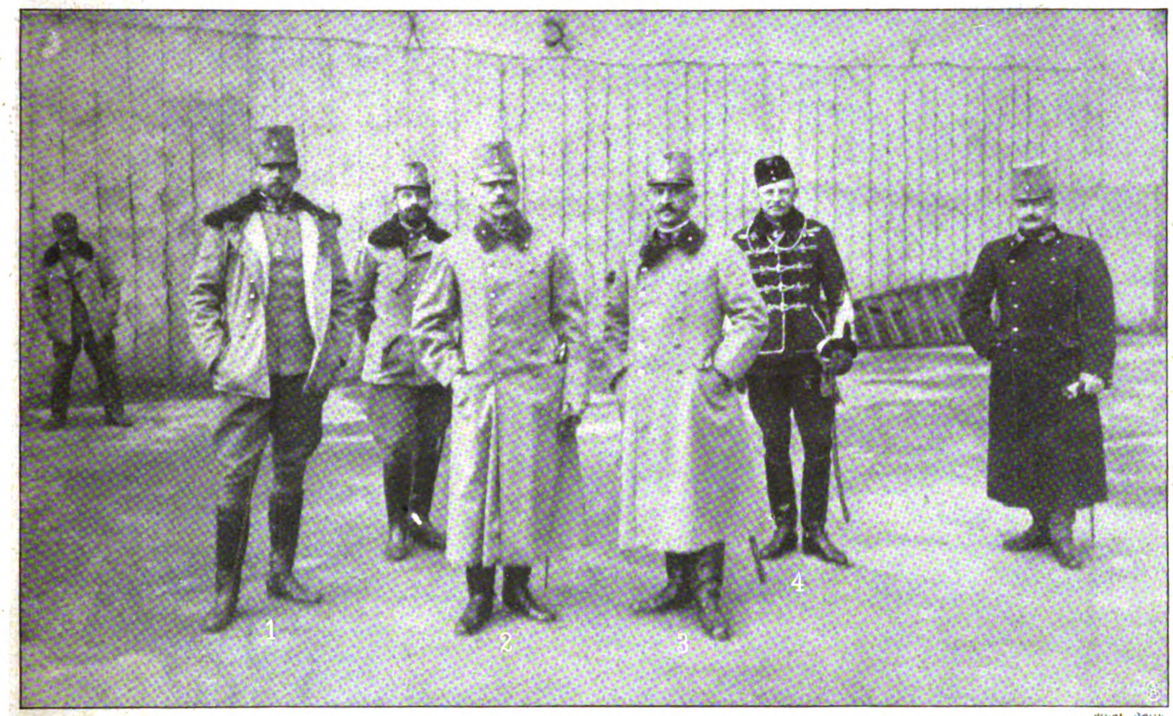
Phot. A. Groß.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Freiherr von Burian (×) in Berlin.



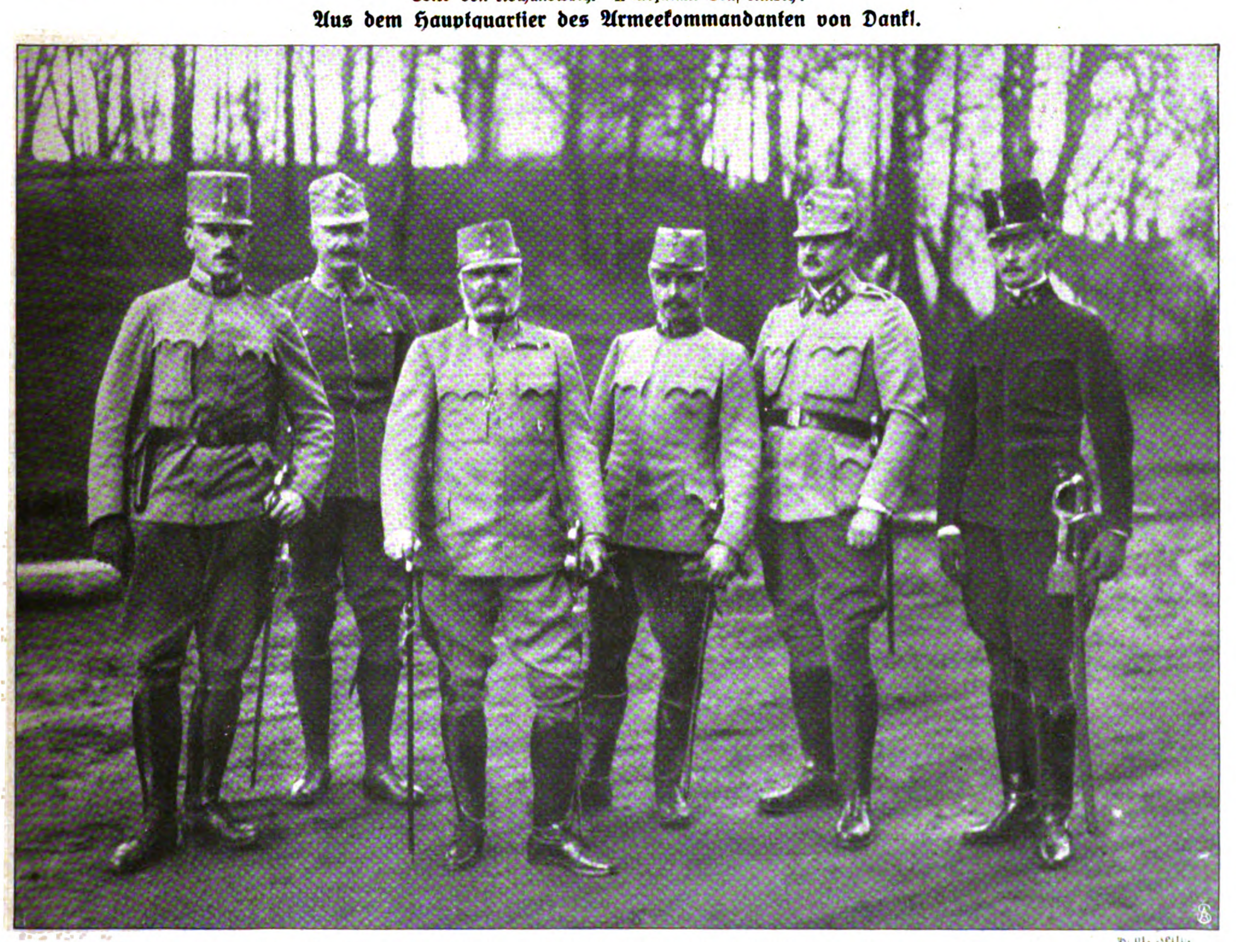
Landschaftsbild aus dem Ueberschwemmungsgebiet bei Ypern, um das noch immer aufs erbittertste gekämpft wird.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



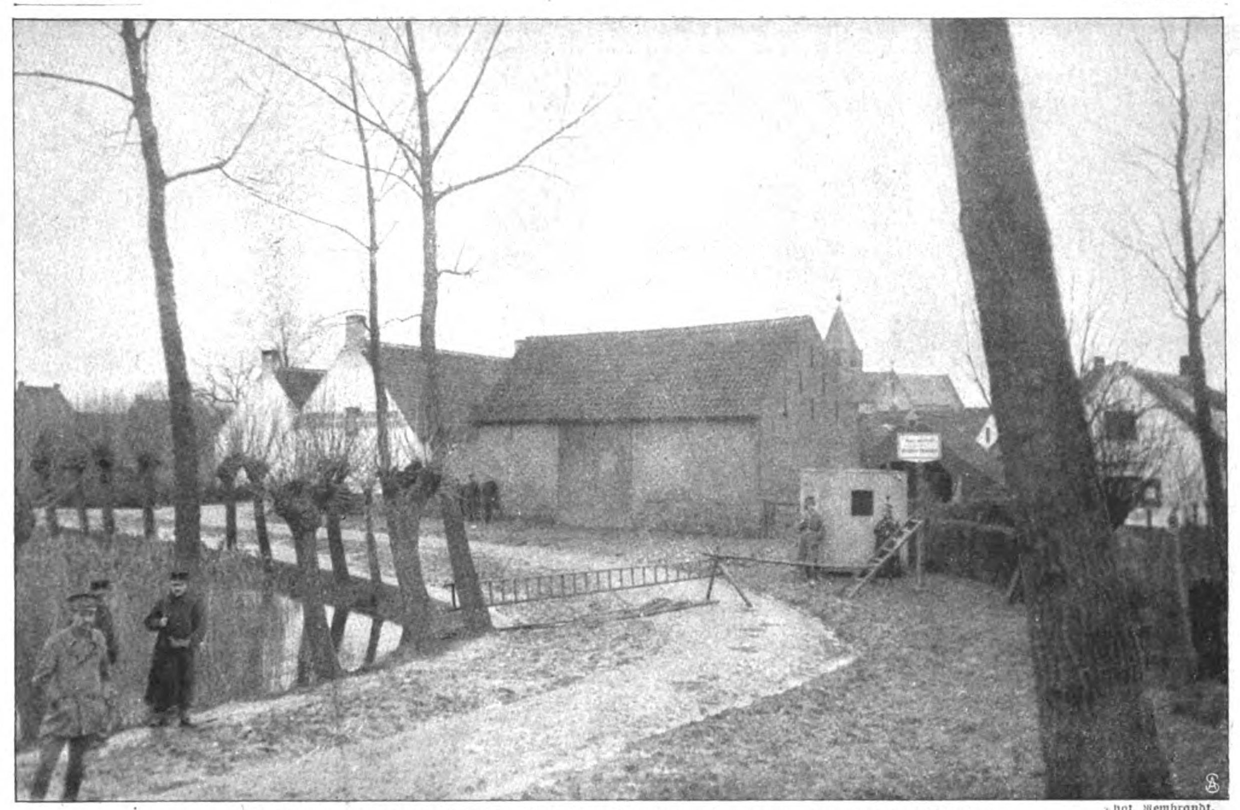
1. Zweiter Generalstabschef Oberst Freiherr v. Waldstädten. 2. Armeekommandant Feldzeugmeister Viktor v. Dankl. 3. Erster Generalstabschef General Edler von Kochanowsky. 4. Adjutant Graf Kinsky.

Aus dem Hauptquartier des Armeekommandanten von Dankl.



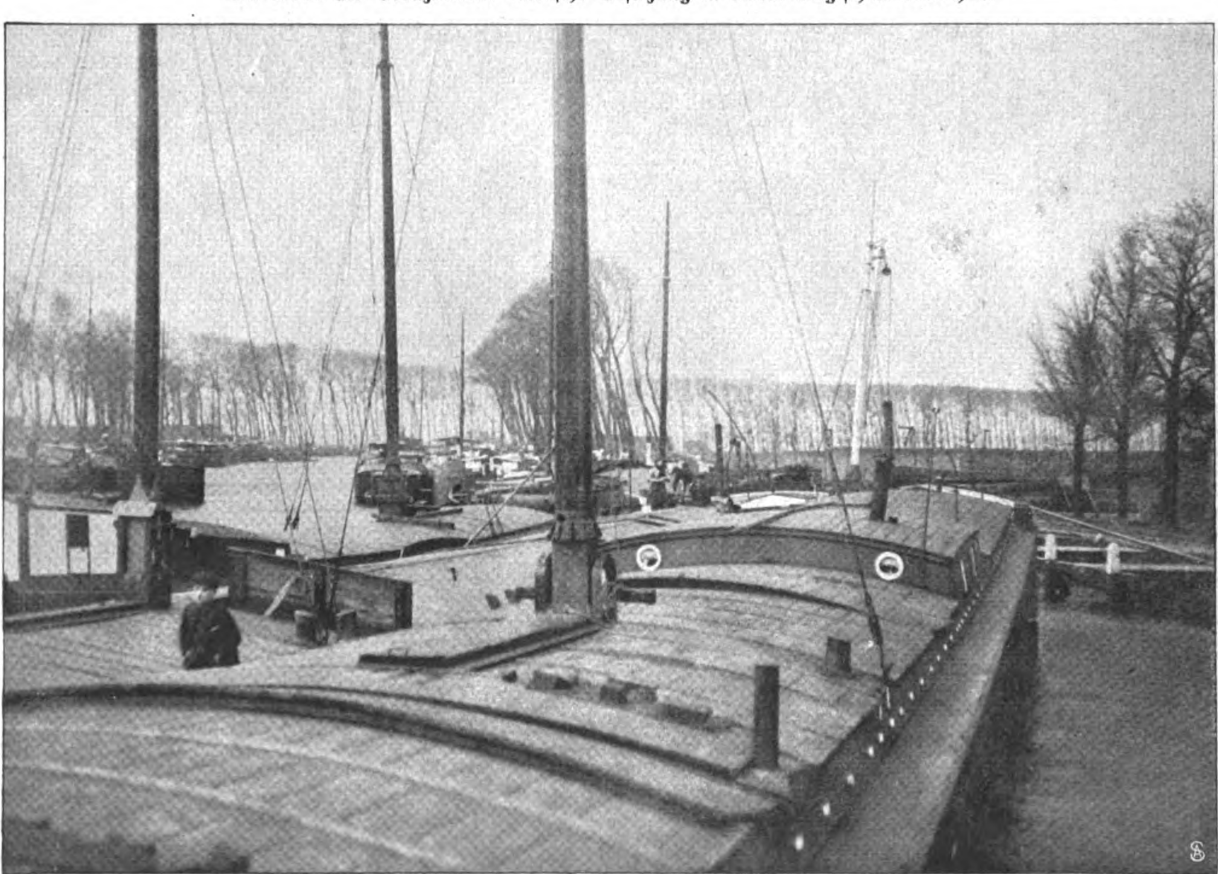
Von links: Oberstlt. von Lorz; Rittm. Graf Boos-Waldeck; Erzherzog Friedrich; Stabsarzt Prof. Dr. Biehl; Hauptmann von Höffern; Rittmeister Graf Hunyady.

Feldmarschall Erzherzog Friedrich mit seinem Gefolge.

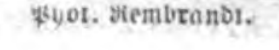


Die Leiter als Grenzmarke: Deutsche Besatzung in einem belgischen Städtchen.

Phot. Rembrandt.



Der Hafen von Sluis, in den 78 belgische Schiffe geflüchtet sind.



Phot. Rembrandt.

An der belgisch-holländischen Grenze.

Phot. Sennecke.

Auf den Ausläufern der Lysa Gora in Russisch-Polen:

Deutscher Landwehrmann auf einsamer Wacht im Schnee.

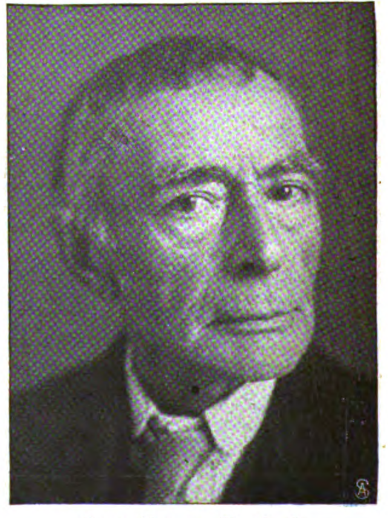


Feldbäckerei auf dem Marsch.



Rast in einem Dorf.
Vom russisch-polnischen Kriegschauplatz.







Phot. A. Groß.

Unsere Kavallerie im Felde: Ein Vorposten in der Abenddämmerung.

Hans Pagay, Berlin †
bekannter Schauspieler.

Dauerware.

Von Wilhelmine Bird.

Darzulegen, daß die Herstellung der nötigen Dauerwaren auch im Haushalt nicht zu schwierige Arbeit erfordert, soll der Zweck dieser Ausführungen sein. Die große Aufgabe kann nicht nur dem Handel und den Korporationen zufallen. Hier muß sich jede Hand regen. Seit langem haben sich zur Haltbarmachung des Schweinefleisches die Mittel und Wege festgelegt. Pökelung und Räucherung nehmen den ersten Platz ein. Bei ersterer zieht das Salz die Faser zusammen und bewirkt dadurch einen Luftabschluß. Selbstverständlich scheidet dabei das Fleisch auch Wasser aus. Beim Räuchern wird nächst der Wasserentziehung das Fleisch von dem antiseptischen Kreosot, das der Rauch enthält, durchzogen und dadurch haltbar gemacht. Als einfaches Pökelfleisch zum Kochen verwendet man die kurze Rippe, das Dick- und das Spitzbein, Schnauze und Ohren, in vielen Gegenden auch den ganzen Kopf, in Hälften geteilt. Das Fleisch darf nicht zu frisch sein, aber auch keinesfalls zu alt, denn das Salz deckt keinerlei schlechten Geschmack. Es muß ein bis zwei Tage abgehangen sein, und besonders ist zu betonen, daß es niemals vor dem Pökeln oder Räuchern abgewaschen werden darf. Hat man von obengenannter Art etwa 20 Pfund Fleisch, so wird es in passende Stücke geteilt und mit einer Mischung von einem Pfund Salz, zehn Gramm Salpeter und zwei gestrichenen Eßlöffeln Zucker gut eingerieben, und zwar so kräftig, daß sich eine reichliche, beinah schaumartige Lösung des Salzes ergibt. Fleisch, das nur mit Lake ohne Einreibung begossen wird, erfordert bei gleichem Quantum 5—6 Liter Wasser, 35 Gramm Salpeter, ein Pfund Salz und 75 Gramm Zucker. Die Lake wird ordentlich durchgekocht und erst nach gründlicher Erkaltung über das Fleisch gegossen.

Wo ständig jedes Jahr eingepökelt wird, ist wohl ein Holzfaß mit passendem Deckel vorhanden, andernfalls genügt auch ein mehr breiter als hoher Steintopf. Sorgsame Hausfrauen legen auf den Boden des Gefäßes saubere Kieselsteine, damit das Fleisch nicht mit ganzer Fläche aufliegt. Das Fleisch wird dicht ineinandergepackt, dann mit einem genügend großen Brett zugedeckt und durch einen abgebrühten Feldstein beschwert. Sollte sich bei eingeriebenem Fleisch nicht genug Lake bilden, dann muß noch etwas gekochte nachgegossen werden. Auf obiges Quantum etwa ein Liter Wasser, ein Pfund Salz, fünf Gramm Salpeter und ein Teelöffel Zucker, ebenfalls gut durchgekocht und völlig erkaltet über das Fleisch gegossen. Bei offen gehaltenen und nicht zu großen Mengen Fleisch braucht die Lake nicht überzustehen; das Fleisch muß dann aber alle Tage gewendet werden. Einfaches Pökelfleisch ist nach ungefähr zehn Tagen zum Gebrauch reif. Je länger das Fleisch im Salz liegt, desto mehr muß man bei der Anwendung auf gründliches Abwaschen, auch wohl Wässern Rücksicht nehmen. Zu langes Wässern macht das Fleisch fade.

Verwendet wird es zu guten Gerichten mit Kohlrüben, Sauerkraut, Mohrrüben, zu Suppen und Gemüsen von Bohnen und Erbsen, ferner als kalte Beilage zu feineren Gemüsen und schließlich als Aufschnitt zu Brot, dem in diesem Fall die Butter ganz gut fehlen kann. Bemerkt sei hier besonders, daß alles Pökel- und Räucherfleisch langsam bis zum Kochen gebracht und dann nur langsam, so daß das Wasser eben aufwellt, weiterkochen darf. Mehr ziehen somit als kochen. Die von dem Salz zusammengezogene, stark verdichtete Fleischfaser kann sich nur langsam wieder lösen, während stark einwirkende Hitze sie nur noch fester, zähe und somit das Fleisch unverdaulich macht. Es muß daher beim Kochen mit der Zeit gerechnet werden.

Die zweite Form stellt das Räuchern dar. Das Fleisch muß zu diesem Zweck immer erst gepökelt sein. Folgende Lake eignet sich sowohl für Schinken als auch für Speck, und man kann beides in ein Gefäß bringen. Für den Haushalt rate ich, den Speck in drei- bis vierpfündigen Stücken einzulegen, mageren und fetten. Für einen großen Schinken allein würde genügen: drei Liter Wasser, zwei Pfund Salz, 40 Gramm Salpeter und 75 Gramm Zucker. Man kocht diese Mischung abends, damit sie über Nacht intensiv auskühlen kann. Der Schinken muß eine möglichst glatte Fleischseite haben, und man reibt ihn, ohne ihn etwa zu waschen — wozu Übereifer verführen könnte — mit einer Hand voll Salz, gemischt mit einem Löffel Salpeter, ebensoviel Zucker an allen Seiten ein. Am Knochen sticht man mit einem scharfen Messer dicht und möglichst tief hinunter und läßt etwas von der Mischung hineingleiten. Dann wird er in das Gefäß gelegt, für sich oder mit Speck oder auch anderen Stücken. Die Lake, die man natürlich nach dem Gewicht des Fleisches berechnen muß, wird erkaltet darübergegossen und das Ganze dann, wie schon angegeben, beschwert. Auch hierbei darf das öftere Umlegen der Fleischstücke nicht versäumt werden. Nach drei Wochen werden Schinken und Speck zum Abtrocknen aufgehängt, was bis drei Tage in Anspruch nehmen kann, dann kommen sie in den Rauch.

Da in der Stadt Räuchereinrichtungen für die Haushaltungen fast gänzlich fehlen, ist die Hausfrau genötigt, das Fleisch zu einem Fleischer zu senden, der gegen ein mäßiges Entgelt die Räucherung übernimmt. Der glückliche Besitz eines der jetzt in großer Vollkommenheit hergestellten Räucherapparate gibt dem individuellen Geschmack allerdings mehr Sicherheit. Das erfordert aber eine Ausgabe, der die allgemeinen Verhältnisse jetzt nicht gern Rechnung tragen. Auf eine gute Räucherung kommt natürlich sehr viel an. Hängt das Fleisch zu lange, wird es trocken. Jedes Stück soll in einen dünnen weißen Stoff gehängt werden, um eine gute Farbe zu bewahren. Der Speck muß so lange hängen, bis er beginnt, sich gelblich zu färben. Luftspeck wird nicht geräuchert, sondern trocknet nur an der Zugluft.

Rippespeer läßt man nicht zu lange im Salz; auch darf es nur drei bis vier Tage in leichtem Rauch hängen. Es zählt nicht zu den eigentlichen Dauerwaren, hält sich aber immerhin einige Wochen. Die Verwendung des Specks ist eine so reiche, daß ein guter Vorrat einen Besitz bedeutet, der bei der Leichtigkeit der Herstellung in den einfachsten Verhältnissen nicht zu fehlen brauchte. Eine allgemeine Belehrung wäre hier am Platz. Da wir an Brot und Butter sparen müssen, so können z. B. Pellkartoffeln mit Speck und Zwiebeln, deren Geschmack noch durch einen feingeschmorten Apfel erhöht wird, oder ein statt mit Öl mit Speck zubereiteter Kartoffelsalat, auch mit Speck gebratene Kar-



toffeln einen öfteren, gewiß hochwillkommenen Ersatz bieten. Äpfel und Kartoffeln zusammengekocht mit gebratenen Speckscheiben, ebenso saure Kartoffeln sind gesunde, selbständige Gerichte, wozu die Kartoffel mit der Schale gekocht werden kann. Die leider teuer gewordenen Hülsenfrüchte mit Speck nähren den stärksten Körper. Und wem wären Kartoffelklöße mit Speck und geschmortem Obst nicht eine Delikatesse?

Auch die Dauerwurstbereitung bedeutet im Haus keine Schwierigkeit; es gehört aber Sorgfalt dazu. Hier eine Anleitung zu einer guten Dauerwurst. Im Verhältnis von fünf Pfund magerem Schweinefleisch gebe man zwei bis zweieinhalb Pfund fettes Bauchstück. Es ist dem Geschmack überlassen, dasselbe feiner oder gröber zu verarbeiten. Im ersteren Fall muß es viermal durch die Maschine getrieben werden. Mit einem gestrichenen Teelöffel feinem Pfeffer und doppelt soviel ganzen weißen Pfefferkörnern, einem kleinen Löffel Salpeter und drei bis vier Eßlöffeln Salz knetet man das Ganze sehr gut durch. Man prüft nach, ob noch Salz oder Pfeffer fehlen. Dann wird die Masse in gut vorbereitete, d. h. tadellos gesäuberte Rinderdärme oder Fettdärme mittels einer Wurstspritze, die in jedem Haushaltsgeschäft erhältlich ist, so dicht eingefüllt, daß keine Luft zwischen dem Fleisch bleibt. Diese würde das Verderben der Wurst herbeiführen. Man bindet sie dann in beliebigen Längen ab, läßt sie ein paar Stunden ruhen und zieht sie dann durch heißes Wasser, um sie noch einmal nachzudrücken, wobei man ein sauberes Tuch um die Hand wickelt. Dann wird die Wurst aufs neue dicht an der Füllung abgebunden. Zeigt sich dann irgendwo eine Luftblase, so wird sie durch einen Nadelstich geöffnet. Ist das Schweinefleisch mit Fett durchwachsen, so muß man natürlich in der Zugabe des Fettes Rücksicht darauf nehmen. Will man eine Salami herstellen, so wird das Fleisch gröber gehackt und nach Geschmack mit einer kleinen Gabe Knoblauch versehen. Man treibt diesen mit durch die Fleischmaschine. Bei Einkauf von fertigen Räucherwaren weise ich besonders darauf hin, namentlich Schinken in der Weise zu untersuchen, daß man am Knochen tief mit einem dünnen Holzstäbchen — sogenannten Speilen — hineinsticht. Ist der Schinken tadellos gut, so muß das Stäbchen ohne jeden unangenehmen Geruch wieder herauskommen. Andernfalls kaufe man ihn auf keinen Fall. Diese Untersuchung muß der Verkäufer leisten.

Die Aufbewahrung ist ebenfalls, da wir mit längerer Zeit rechnen müssen, sehr wichtig. Ein trockner, nicht dumpfiger Raum ist erforderlich. Wenn Roggenkleie nicht zu hohe Preise annimmt, so lassen sich sämtliche Räucherwaren vorzüglich darin aufbewahren, indem man z. B. Würste senkrecht nebeneinander in einen hohen Steintopf stellt oder sie flach in eine Kiste legt und dann mit der Kleie überschüttet, so daß jede Lücke ausgefüllt ist. Ein anderes sehr gutes Verfahren ist, die Waren mit Fett zu übergießen. Es ist ja bekannt, daß solch ein Fettüberzug dieselben erhält und auch saftig bleiben läßt. Das Fett wird bei dem Gebrauch mit heißem Wasser abgewaschen, aber es muß danach eine durchaus gute Abtrocknung erfolgen, soll sich kein Schimmel ansetzen. Bei der massenhaften und hier oder da jetzt vielleicht weniger sorgfältigen Herstellung achte man auf die äußersten Enden der Wurst. Es kommt nicht selten vor, daß beim Abbinden noch etwas Luft gerade hier verblieb und infolgedessen sich Schimmelpilze bilden, ohne gerade in die Wurst weiter einzudringen.

Nach gutem Abtrocknen muß sie dann 14 Tage im Rauch hängen. Wichtig ist auch eine Konservierung des Schweinefleisches in frischer Form, und zwar gesülzt. Man verwendet dazu am besten den Kopf, die Dick- und Spitzbeine und Schwarten. Hat man noch mageres Fleisch, um so besser. Unter Zugabe von Wurzelwerk, Zwiebeln, Salz, ganzem Pfeffer und einigen Gewürzkörnern wird das gesamte Fleisch mit reichlich Wasser zum Kochen gebracht und gut abgeschäumt. Sobald das Fleisch weich ist, wird es aufgehoben und in kaltes Wasser mit etwas Essig gelegt, damit es nicht unansehnlich wird. Nur Spitzbeine und Schwarten kochen langsam noch vier Stunden weiter, damit sich der Leimstoff genügend löst. Nach dieser Zeit wird die Flüssigkeit durch ein Tuch abgegossen und die festen Teile zu dem übrigen Fleisch gelegt. Die Brühe erkaltet zu besserer Fettabnahme. Schon zu Gallert geworden, wird sie wieder erwärmt, mit gutem Essig, auch wohl dem Saft einer Zitrone zu gutem, kräftigem Geschmack abgetönt und dann abgekühlt über das in Würfel geschnittene Fleisch gegossen. Nun gilt es, diese Sülze, von der man sich einen großen Vorrat sichern kann, haltbar zu machen. Wer sich die Sterilisation in gummigedichteten Gläsern leisten kann, tut gut, solche zu benutzen. Blechbüchsen würden durch das Löten ein teurer Spaß werden, abgesehen von den jetzt enorm teuren Büchsen. Es gibt aber noch einen anderen sicheren Weg. Das ist die alte Methode des Übergießens mit Fett. Es kann dazu das abgenommene Fett, auch Hammel- oder Rinderfett dienen. Man wähle kleine hohe Steintöpfe oder Glashäfen zu je zwei bis drei Mahlzeiten. Eine Lage Fett von etwa zwei Zentimeter genügt für volle Haltbarkeit, das Fleisch muß gleich nach nur mäßiger Abkühlung übergossen werden. In dieser Weise lassen sich auch Sülzkoteletten und Sauerfleisch konservieren.

* *

St.-Mihiel und seine Römerschanze.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Richard Buschmann

In der Mitte zwischen Toul und Verdun fließt die Maas in einer s-förmigen Windung nordwärts. Die obere, nach Osten sich öffnende Biegung ist mit einer vom Fluß sanft ansteigenden Höhe erfüllt, unter deren Nordabhang am rechten Ufer der Maas das Städtchen St.-Mihiel liegt. Die Anhöhe trägt das „Römerschanze" genannte starke Sperrfort, das am 25. September vorigen Jahres von den Bayern erstürmt wurde. Dreißig Stunden lang waren unsere schweren Geschütze tätig gewesen, dann stürmte das 11. Bayrische Infanterie-Regiment von der Tann unter persönlicher Führung seines Obersten, des jetzigen Generalmajors Freiherrn von Tautphoeus, das Fort in zweistündiger harter Kriegsarbeit, und der französische Kommandant mußte sich mit dem Überrest seiner tapferen Besatzung ergeben. Es waren 5 Offiziere, 453 unverwundete Soldaten und 50 Verwundete. Der Rest lag unter den Trümmern, die heute noch nicht aufgeräumt werden konnten, begraben. An der Eroberung war die 6. bayrische Infanteriedivision und insbesondere die 12. Infanteriebrigade mit dem 16. Pionierbataillon beteiligt, während die 11. Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie in langen und schweren Kämpfen feindliche Entsatzversuche abwies. So ist diese glänzende Waffentat ein Lorbeerzweig im Ruhmeskranz der tapferen Bayern. Der Eroberung des Forts war eine kühne Heldentat einer Handvoll Pioniere vorhergegangen —



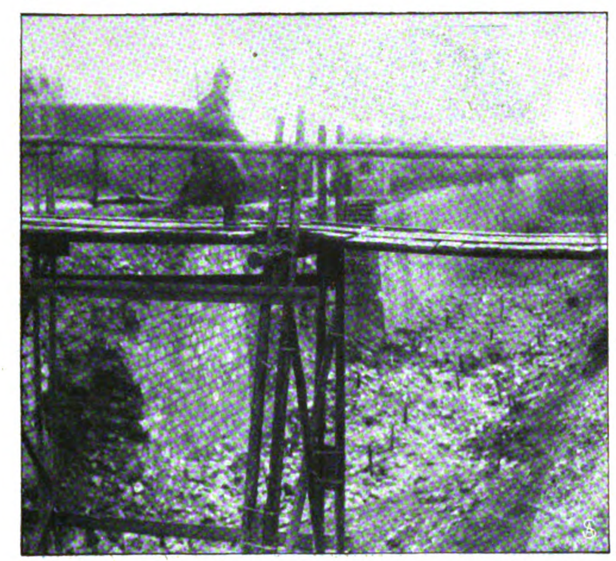


Arme Bewohner warten auf die Ausgabe von Lebensmitteln.

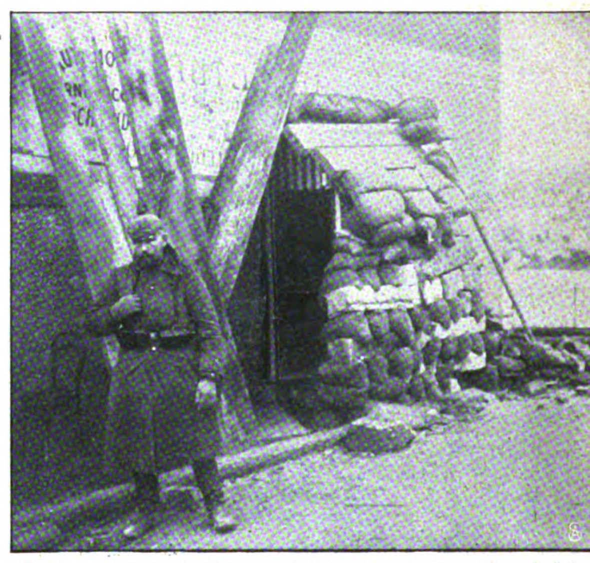


Vor einem granatensicheren Unterstand im Fort Camp des Romains.





Brücke über den Kehlgraben des Forts Camp des Romains.



Posten vor granatensicherem Schilderhaus an der Maasbrücke.

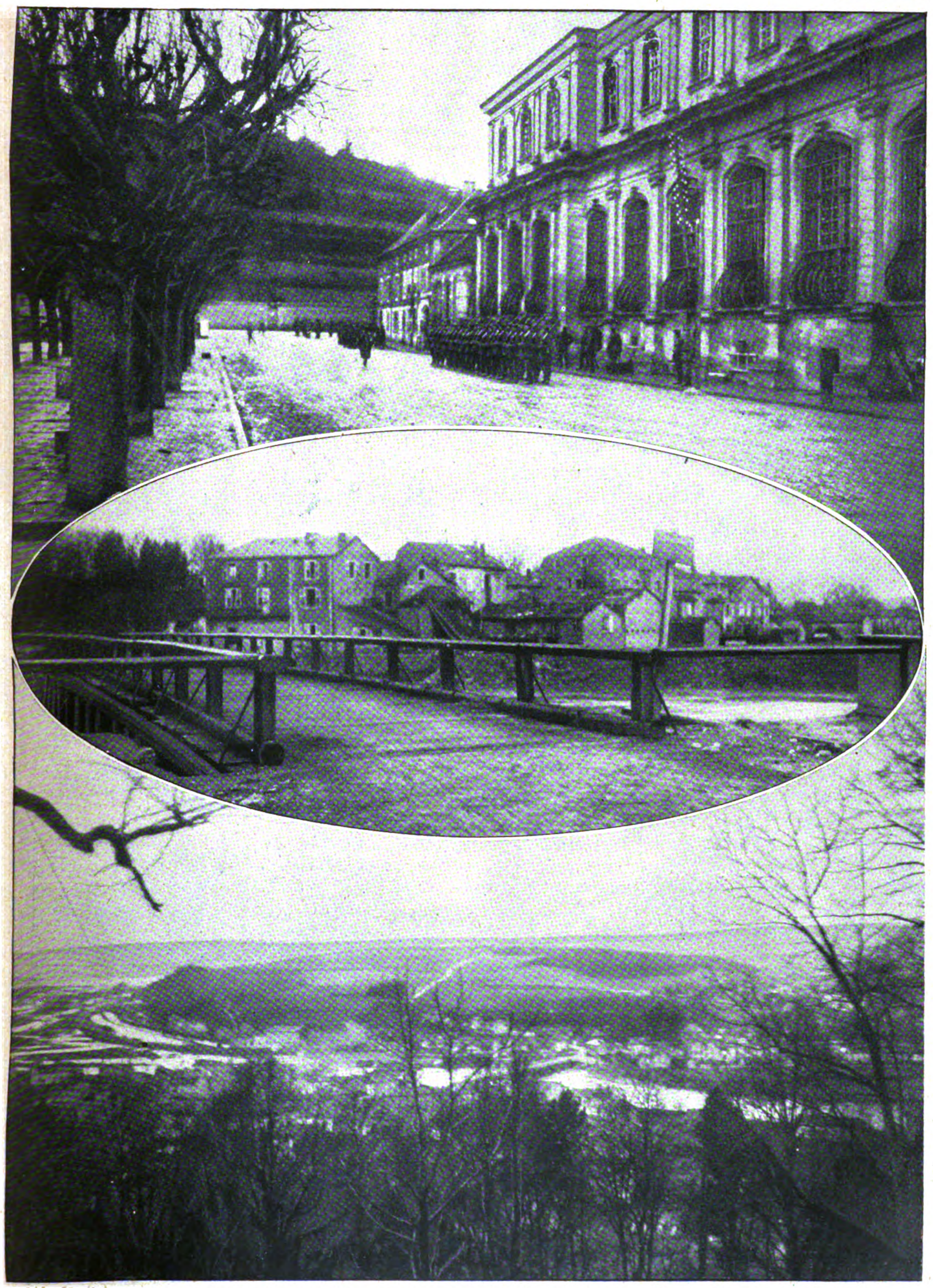
es waren zwei Offiziere und vierundzwanzig Mann — die in der Nacht die Maas durchschwammen und die dahinterliegenden Moraste durchwateten, um die Telegraphenverbindung zwischen Verdun und St.-Mihiel zu durchschneiden und den Bahndamm zu sprengen.

Mit der Eroberung des Forts fiel auch die Stadt St.-Mihiel in unsere Hand, die eine der größten unbefestigten Militärstädte an Frankreichs Ostgrenze ist. Dort lagen gewöhnlich rund 10,000 Mann Besatzung, soviel wie die Einwohnerzahl der Stadt selber beträgt. Die im modernen Stil errichteten Militärbauten weichen in den alten winkligen Stadtteilen seltsam von dem sonst fast südlichen Charakter der Stadt ab. Viele dieser alten Patrizierhäuser haben einen säulengeschmückten Hof, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet. Hier wohnten in großer Zahl pensionierte Offiziere mit ihren Familien, die der altmodischen Stadt etwas großstädtisches Leben einhauchten.



Der von einer schweren deutschen Granate zerstörte Lichthof des Forts Camp des Romains.



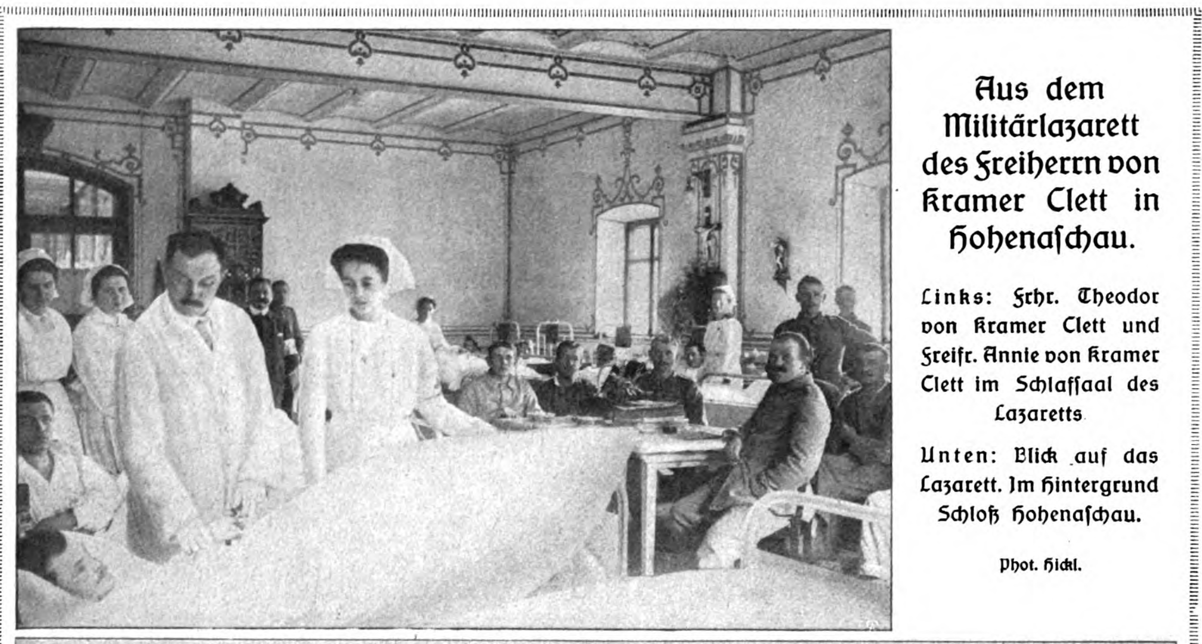


Oben: Exerzierende Soldaten vor dem Bürgermeisteramt in St.-Mihiel. **In der Mitte:** Maasbrücke in St.-Mihiel, die von den Franzosen immer wieder beschossen wird. **Unten:** Blick über die Maas vom Camp des Romains.

Jetzt liegt diese Stadt im Sterben. Die Franzosen halten es für notwendig, von drei Seiten aus in gemessenen Zwischenräumen Granaten in die Stadt zu werfen, als wenn dadurch an unserem sicheren Besitz der beherrschenden Höhe der Römerschanze etwas geändert werden könnte.

Wie wir trotzdem uns dort häuslich eingerichtet haben und für die zurückgebliebene ärmere Bevölkerung sorgen, zeigen unsere Bilder. Diese zeigen auch, daß dieser Stützpunkt, das Fort, noch ständig täglich und stündlich verteidigt werden muß. Die Franzosen können einen Teil unserer Schützengräben einsehen und beherrschen mit ihrem Feuer einige Verbindungsstraßen.

Die deutsche Römerschanze aber blickt drohend hinein ins Frankenland, und die Bayern warten auf den Augenblick, wo sie den durch den Argonner Wald vorrückenden Kameraden die Hand reichen können, um den Ring um Verdun zu schließen. Geschieht dies, dann ist das Schicksal der Festung besiegelt, und ein neuer Akt des Dramas auf dem französischen Kriegstheater beginnt.



Aus dem Militärlazarett des Freiherrn von Kramer Clett in Hohenaschau.

Links: Frhr. Theodor von Kramer Clett und Freifr. Annie von Kramer Clett im Schlafsaal des Lazaretts

Unten: Blick auf das Lazarett. Im Hintergrund Schloß Hohenaschau.

Phot. Hickl.



Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung.

Graebners Augen flogen durch die großen zwei Salons, die überhell erleuchtet das im Graebnerschen Hause übliche Bild einer bunt zusammengewürfelten, frostigen Gesellschaft boten. Sie blieben an seiner Frau hängen, deren weißer, schlanker Hals heute besonders anmutig von dem schönen Kragen gerahmt war.

„Susel sieht gut aus", sagte Frau Elise und nickte beifällig. „Von wem hat sie denn die Spitzengarnitur geschenkt bekommen? Sie ist ja wunderbar!"

Aber sie wartete die Antwort gar nicht ab, denn sie mußte eine Menge Menschen einander vorstellen. Es war ein immer wechselnder Kreis, der sich bei den Graebnerschen Gesellschaften zusammenfand. Frau Elise machte Jagd auf Patienten mit der Unermüdlichkeit, mit der ihr Vater einst Gäste in sein Lokal zu locken gesucht hatte. Ein boshafter junger Arzt behauptete von ihr, daß sie ein besserer Diagnostiker wäre als ihr Mann. Denn sie sähe jedem durch Rock und Westentasche hindurch ins Portemonnaie, während ihr Mann, um ein Leiden zu diagnostizieren, verlangte, daß der Patient sich auskleide.

Frau Elise war nicht empfindlich, sie lachte nur hell und etwas spitz, wenn ihr solche kleine Bosheiten zu Ohren kamen, und fuhr unbeirrt fort, auf ihre, wenn auch gesellschaftlich nicht gerade anstößige, so doch ziemlich ungeschminkte Art Sanatoriumgäste und Patienten zu werben.

Die andauernde Gesundheit im Paulsinschen Haus erfüllte sie mit einer fast ärgerlichen Bangigkeit. Mit der Unabhängigkeit vom Arzt schwand in den meisten Fällen auch das Erinnern an ihn. Der Privatverkehr mit dem großen Finanzmann aber beschränkte sich auf eine alljährliche Einladung zu einer jener großen Gesellschaften, bei denen man den Hauswirten beim Kommen und Gehen kaum flüchtig die Hand drückt. Ihn selbst hatte Frau Elise noch nie in ihren Räumen gesehen, nur Frau von Paulsin nahm einmal im Jahr eine Tasse Tee bei ihr, machte anschließend daran einen Rundgang durch das Sanatorium und versicherte ihr jedesmal, daß sie entzückt sei von Frau Doktor Graebners organisatorischem Talent. So war es denn für Frau Elise ein Triumph, als Frau von Paulsin die Einladung zu ihrer Gesellschaft annahm und zugleich um die Erlaubnis bat, einen Bruder ihres verstorbenen Vaters mit seiner Frau einzuführen, Herrn Felix Frank, der voraussichtlich längeren Aufenthalt im Graebner-Sanatorium zu nehmen gedächte.

Die große Nummer des Abends war also nicht Frau von Paulsin, sondern Herr Felix Frank aus Glogau.

Im ersten Augenblick war Frau Elise einigermaßen enttäuscht. Gleich nach der ersten Begrüßung nahm Frau Frank sie halb vertraulich unter den Arm und sagte: „Ich danke Ihnen schön, daß Sie uns für den heutigen Abend eingeladen haben — soviel durften wir als Ihnen fremde Menschen gar nicht erwarten. Aber nun nehmen Sie mir auch eine Bitte nicht übel."

„Gewiß nicht, gewiß nicht", beeilte sich Frau Elise zu versichern.

„Nun also — bestärken Sie, bitte, meinen Mann nicht in seinen Einbildungen!"

„Wie meinen Sie, gnädige Frau?"

Frau Elise sah nicht sehr geistreich aus in diesem Augenblick.

Frau Frank aber klopfte sie fast freundschaftlich auf ihren vollen Arm.

„Die Sache ist die: Mein Mann bildet sich ein, sein Leben wäre verfehlt. Also das ist natürlich Unsinn. Wir haben keine Sorgen, wir haben vier gesunde Kinder, im vorigen Jahr sollte mein Mann zum Stadtverordneten gewählt werden — das zeigt Ihnen doch, nicht wahr, wie angesehen er bei seinen Mitbürgern ist — er steht an der Spitze des ganzen Musiklebens in Glogau. Vor vier Wochen hat er von dem Gesangverein „Harmonie" einen prachtvollen silbernen Humpen als Ehrengeschenk erhalten, und die Neue Niederschlesische Zeitung brachte auf der zweiten Spalte einen Aufsatz über seine Bedeutung für das Musikleben der Stadt. Ja . . . und bei alledem wird er von Tag zu Tag nervöser und fühlt sich, wie er sagt, unbefriedigt. Unser Hausarzt meint, er hätte Anlage zur Fettleber —."

„Ja gewiß, ich werde meinem Mann Winke geben", beeilte sich Frau Elise zu versichern.

Sie liebte es, wenn die Kranken oder deren Angehörige sich auch in Behandlungsfragen an sie wendeten. Frau Felix Frank aber rauschte selbstsicher und würdevoll auf ihren Mann zu, der am Flügel lehnte und halblaut mit seiner Nichte sprach.

Einen Augenblick zögerte sie, als wage sie nicht recht, dazwischenzutreten; aber das war wirklich nur einen Augenblick. Längere und engere Rechte gaben ihr bewußtes Übergewicht. Über die alte Liebe mußte Gras gewachsen sein. Zehn Jahre mochten genügen, die Erinnerung an eine unsinnige Verliebtheit zu verwischen. Im Näherkommen erhaschte sie noch seine letzten Worte: „. . . . und so gehen die Jahre, Pieps!"

Daß er sie noch immer Pieps nannte wie als junges Mädel, verdroß Frau Alma Frank, geborene Kurthe, und um eine Idee schärfer, als sie sogar wollte, sagte sie: „Ja, man wird nicht jünger, meine liebe Josepha!"

Sehr gelassen wendete ihr Frau von Paulsin den Kopf mit dem prachtvollen, aschblonden Haar zu; ihre veilchenblauen Augen unter den noch immer dichten

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



dunklen Wimpern blickten die ihr sehr wenig bekannte Frau des Onkels mit leichter Verwunderung an. Gleich darauf aber richteten sie sich auf Felix Frank.

„Wie du doch Papa ähnlich geworden bist, Onkel Felix", sagte sie leise, und es war, als flüchtete sie mit diesen Worten auf eine einsame Insel, zu der auch der Frau in dem starren, braunroten Seidenkleid der Weg gesperrt war.

Frau Alma schüttelte den Kopf.

„Nein, aufrichtig gesagt — das finde ich gar nicht. Dein Vater war doch auch viel älter als Felix. Nach den Bildern, die ich von ihm kenne — da ist doch vor allem die Nase . . ."

Frau Alma gehörte zu den Menschen, die vom Buch zuerst den Einband, von einer Wohnung zuerst die Rahmen an den Wänden und von einem Gesicht zuerst die Nase sehen.

Ganz leise lachte Frau von Paulsin auf, beinah schalkhaft.

„Ich gebe zu, die Nase von Onkel Felix ist viel schöner als die Nase von Papa. Er ist überhaupt ein schöner Mann geworden, Onkel Felix."

Und dabei kniff sie ganz leicht die Augen zusammen und musterte ihn mit drolligem Ernst, wie sie es als junges Mädchen zu tun gepflegt, wenn sie eine neue Krawatte oder eine neue Weste an ihm begutachtete.

Frau Alma aber lächelte wieder versöhnt und sogar geschmeichelt. Sie faßte ihren Mann unter, blickte an seiner ergrauten Schläfe hoch, rückte in der ihr eigenen, stets etwas korrigierenden Art an seinem weißen Schlips und verkündete nicht ohne Stolz: „Bei uns in Glogau heißt er der schöne Felix!"

Felix Frank legte seiner Frau die Hand auf den Mund, seine sonst etwas schwermütigen braunen Augen blitzten fast zornig auf. Da trat auch gerade die Hausfrau heran.

„Darf ich Ihnen meinen Schwager Herrn Musikdirektor Graebner vorstellen, gnädige Frau?"

Felix Frank atmete auf, als seine Frau sich von ihm abwendete, geschickt und sicher ein Gespräch mit dem ihr bestimmten Tischherrn anknüpfte, und in seinem Blick, den er ihr nachsandte, lag eine beinah so feindliche Distanzierung, daß Frau von Paulsin erschreckt ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Onkel Felix — — —?"

Ein schmerzhaftes Lächeln verzerrte seinen Mund.

„Ja, Pieps, so geht es zu bei uns. Wir altern in Schönheit und kriegen Fettleber!"

„Berlin wird dir gut tun, Felix."

Felix Frank zuckte die Achseln.

„Lieber hätte ich eine Reise um die Welt gemacht, wäre nach Japan gefahren oder nach Indien. Aber daran war nicht zu denken. Alma hätte mich sicher für verrückt erklärt. Oder hätte die Kinder meiner Schwester Ottilie anvertraut und wäre mitgekommen. Das wäre noch schlimmer gewesen!"

Sein Ton war hart und bitter. Die erste große Freude über das Wiedersehen mit der einst so leidenschaftlich Geliebten war einem vergrämten Ärger gewichen, daß sein Leben so ruhmlos versandet war in den Augenblickserfolgen einer kleinen Kunstgemeinde, an der Seite einer wenn auch braven, so doch immer nur geduldeten Frau.

Die Nichtigkeit seiner Person war ihm nie so zum Bewußtsein gekommen wie gestern, da er zum erstenmal das glanzvolle und vornehme Haus Paulsins im Grunewald betreten hatte. Die gesunde Selbstverständlichkeit seiner Frau, die den großen Finanzmann mit Du anredete und seine freundlich herablassende Art mit wichtigtuerischer Betonung von Felix' Stellung in Glogau parierte, jagte ihm das Blut zu Kopf. Auch zu Pieps, wie er sie noch immer nannte, fand er nicht gleich das richtige Verhältnis. Die große Dame verwirrte ihn; ihre beherrschte innere Bewegung ließ sie kühl erscheinen, die pomphafte Aufmachung des Hauses mit der zahlreichen Dienerschaft, die jede lässige Vertraulichkeit unmöglich machte, entrückte sie ihm in eine kaum erkennbare Ferne.

Erst als sie ihn in ihr Arbeitzimmer führte und er bis auf die kleinste Einzelheit die Umgebung wiedererkannte, in der er vor Jahren so oft seinem verstorbenen Bruder und Pieps selbst gegenübergesessen — da erst löste sich der starre Widerstand, den er all dem Neuen im Grunde entgegengebracht, und er mußte sich abwenden, weil er fürchtete, laut aufzuschreien wie ein Mensch, dem man für einen kurzen Augenblick die Tore geöffnet, um ihm das Paradies seiner Jugend zu zeigen. Und als er sich so weit zusammengerissen hatte, daß er den anderen sein Gesicht zuwenden durfte, da sah er Pieps an ihren Mann gelehnt, mit einem Ausdruck, der ihm fremder war an ihr als all die Äußerlichkeiten, die sie ihm entrückten, und sah auch seine Frau, die schön und gesund zehn Jahre Seite an Seite mit ihm gelebt, ihm vier Kinder geschenkt hatte, seiner Schwester eine treue Freundin geworden war, und die ihm selbst heute noch ebenso innerlich fremd war wie zu jener Zeit, da sie ihn auf rosa und blauen Briefbogen „mein inniggeliebter Felix" anredete.

So verließ er denn gestern die Villa im Grunewald mit den schweren Schritten eines Menschen, der von der Einsargung eines nahen Kameraden kommt und zum erstenmal fühlt, wie allein er fortan sein wird.

An dieser Grundstimmung konnte sich auch nichts ändern, als er jetzt Pieps' Augen in warmer Teilnahme auf sich ruhen fühlte, den alten Klang ihrer silbernen Stimme aus ihrem Lachen heraushörte. Die Gattin Paulsins erinnerte ihn mehr als sein ehemaliger Chef selbst an das Vergehen, das er einst so nutzlos begangen, da er, um den Bruder vor dem Ruin zu retten, als Angestellter der Deutschen Handelsbank die fünfzehntausend Mark Berliner Stadtanleihe aus dem Fach der Prinzessin Arnulf an sich genommen hatte.

Nie hatte er so schmerzlich unter Vergangenheit und Gegenwart gelitten wie an diesen zwei ersten Berliner Tagen, da er sich sagen mußte, daß er seinen unbefleckten Namen einzig der Großmut Paulsins, seine angesehene Stellung in Glogau einzig dem Gelde seiner Frau zu danken hatte.

Und er fühlte mehr denn je, daß er dem Paulsinschen Hause fernbleiben mußte, daß er seine eigene Frau eine



Zeitlang nicht um sich haben durfte, wollte er Vergessenheit und innere Ruhe wiederfinden.

Vielleicht gelang ihm jetzt, woran er vor zehn Jahren gescheitert war. Der große Leipziger Dirigent hatte ihm geschrieben, daß seine Suite wohl eine sehr schöne Talentprobe bedeute; die Instrumentation könnte freilich noch kunstvoller sein, er müßte bei einer nächsten Arbeit sein Hauptaugenmerk auf eine polyphonere und mehr kontrapunktische Durchführung der Themen richten. Bei seiner unzweifelhaften Begabung würde es ihm an Erfolg nicht fehlen.

Es wollte Felix Frank nicht recht passen, daß Frau Doktor Graebner ihn zu bestimmen suchte, den Instrumentationsunterricht bei ihrem Schwager zu nehmen. Er antwortete ausweichend und beinah ablehnend. Sein ganzes Leben hatte er unter der Bestimmungsucht der anderen zu leiden gehabt. Erst hatte er sich der viel älteren Schwester, die ihn erzog, später in vielem der Frau fügen müssen. Und wenn er es auch selten gutwillig tat und sich oft mit sogar verletzenden Reden wehrte, so unterlag er schließlich immer. Meist aus Bequemlichkeit oder aus einer resignierten Gleichgültigkeit gegen sich selbst.

Diesmal wenigstens wollte er „sein eigener Herr" sein.

Doktor Graebner kam und bot Frau von Paulsin den Arm, um sie zu Tisch zu führen. Mit einigem Unbehagen fühlte Felix Frank, wie Frau Doktor Graebner von ihm selbst Besitz ergriff. Sie trank ihm gleich mit Sherry zu, knüpfte munter und ganz geschickt ein Gespräch an, erzählte von ihrem Mann, der in früheren Jahren manchmal zwischen zwei Operationen herüberzukommen pflegte, um mit seinem Bruder, dem jetzigen Musikdirektor, ein bißchen zu musizieren.

„Jetzt hat mein Schwager keine Zeit mehr in der Woche, hat übrigens auch an seiner eigenen Frau eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Unser Instrument steht Ihnen jederzeit selbstverständlich zur Verfügung. Ich selbst höre Musik zu gern. Schade, daß man so wenig Muße zu dem findet, was einem das größte Vergnügen machen würde."

Vor wenigen Monaten hatte sie dem Professor Hörselkamp, der ihr jetzt eben vom Ende der Tafel zutrank, gesagt, daß sie am liebsten den ganzen Tag in einem Bildhaueratelier stecken möchte und seine verehrte Gemahlin beneide, die all die herrlichen Kunstwerke erstehen sähe.

Sie wußte, wie man Künstler behandelt. Wußte es gerade aus der leisen Geringschätzung heraus, die sie dem Künstlerstand entgegenbrachte. Ihr waren sie die liebsten Patienten: mit ein paar Worten kriegte man sie rum, redete ihnen alles ein — nur ein bißchen eingehen auf sie mußte man. Und die meisten von ihnen vertrugen unglaublich viel Schmeicheleien — recht derbe sogar; man brauchte sich gar nicht mit der Form den Kopf zu zerbrechen.

Felix Frank aber erinnerte ihre Art zu sehr an die Art seines verstorbenen Schwiegervaters, wenn er in seinem Glogauer Buchladen mit den Kunden „Konversation machte", um sie zum Kaufen günstig zu stimmen, so daß er bald kaum mehr auf das hörte, was sie sprach. Sie aber hielt seine Einsilbigkeit für die nervöse Abspannung des Kranken, überließ ihn schließlich sich selbst, wendete sich ihrem anderen Nachbarn zu.

Felix Frank lehnte sich erleichtert zurück und griff mechanisch nach dem Speisezettel. Seine Hand streifte dabei den Rücken einer anderen Hand, die wie ein aufflatterndes Vögelchen sich zurückzog.

„Verzeihung", murmelte er, mit einer leichten Verbeugung nach links.

„O bitte!"

Seine Blicke begegneten zwei großen braunen Augen, deren Strahlen wie von zarten Schleiern gedämpft waren. Er beugte sich vor und sagte, indem er Susanne Graebner den Speisezettel zuschob: „Selbstverständlich nach Ihnen, meine Gnädigste. . . ."

Sie schüttelte den Kopf.

„Mir ist es wirklich ganz gleichgültig, was darauf steht. Ich lasse mich gern überraschen. Nur die krausen Namen machen mir Spaß."

Sie sagte es mit halbem, unterdrücktem Lachen, und es war wie Selbstironie, als sie hinzufügte: „Ich sammle jetzt die Speisezettel meiner Schwägerin, und am Sonntag lege ich das eine oder andere auf unseren Eßtisch. Ein Flammeri schmeckt besser, wenn man ihn als japanischen Auflauf mit Himbeermusselinsauce vorgesetzt bekommt."

Felix Frank lächelte, und sein Gesicht mit den dunklen, etwas schwermütigen Augen sah plötzlich knabenhaft jung aus im Rahmen seiner silbergrauen Schläfen.

„Die Phantasie ist eine große Helferin", sagte er um einen Schatten leiser, als die Konvention eines gleichgültigen Tischgespräches es vielleicht rechtfertigte.

Susanne nickte, und ihre Augen glitten von seinem Gesicht ab in die Ferne des großen, flimmernden Raumes.

„Und eine große Verführerin", ergänzte sie leise.

Felix Frank blickte betroffen auf.

Er konnte sie jetzt nur im Profil sehen. Ihr schlanker, etwas nach vorn geneigter Hals, die fast noch kindliche Rundung der Wange mit dem herabgezogenen Mundwinkel eines sich zum Weinen anschickenden kleinen Mädchens hatten etwas ungemein Rührendes für ihn. Ihre rechte Hand mit den kurzgeschnittenen Pianistennägeln und dem schmalen, goldenen Trauring drückte sich fest in den seidigen Damast des Tischtuchs ein, so fest, daß man das Zurückstauen des Blutes oberhalb des ersten Fingergliedes sah. Es war, als dränge sie auch in sich selbst etwas zurück, und als würde ihr dies leichter durch das Aufdrücken ihrer Hand.

„So eine lebhafte Phantasie haben Sie?"

Er fragte es gütig, wie ein älterer Mann zu einem Kind spricht, und eigentlich nur, damit sie ihm wieder ihr Gesicht zuwende mit den großen, verschleierten braunen Augen. Und sie tat es. Wie schuldbewußt war das leise Lächeln, das sich um ihre Lippen legte, aber ihre Augen blickten vertrauensvoll zu ihm auf.

„Man muß doch auch ein bißchen was für sich haben, meinen Sie nicht? Und wenn man kein Zimmer haben kann — dann ist eben eine ..."

Sie suchte das richtige Wort, wurde rot und verwirrt dabei, lachte schließlich befreit auf, als er ergänzte: „Wenn es kein Zimmer ist, muß es eben eine Welt sein — so meinen Sie's doch?"

Ihre Mundwinkel zuckten. Sie wagte nicht zuzustimmen. Sie blickte fast ängstlich die Tafel entlang, als fürchtete sie, irgend jemand könnte das kurze Gespräch gehört haben. Ihr Mann nickte ihr zu, zeigte auf ihren Kragen, deutete ihr mit Zeichen an, wie gut er sie kleidete. Und er begriff nicht, warum sie sich plötzlich abwendete, an ihren Hals griff und kein einziges Mal mehr zu ihm herübersah.

Zu Hause hatte er nicht Zeit, sich viel mit ihr zu beschäftigen. Auch hatte sich nach vierjähriger Ehe und in dem Kampf um das tägliche Brot sein Bedürfnis, ihr leidenschaftliche Zeichen seiner Zuneigung zu geben, gelegt. Die ruhige Befriedigung daheim über ihre stete Anwesenheit wurde nur manchmal durch ein scheues und fast mitleidiges Schuldgefühl abgelöst. Die sparsamen und nur zur Not genießbaren Mahlzeiten, die ermüdend dunstige Atmosphäre der Schulzimmer, die kahle Dürftigkeit des Wohn- und Eßzimmers, der Kleinkindergeruch, der zur offenen Tür der Schlafstube hereindrang und wie ein Mahner zur Ruhe nach der Arbeit und Schonung der Kräfte — das alles ließ kaum je eine Steigerung wärmeren Gefühllebens aufkommen.

Wenn er die Gesellschaftsabende im Haus seines Bruders nicht ausschlug, so geschah es nicht mit Rücksicht auf Susanne, die er auch allein hätte gehen lassen, sondern aus einem uneingestandenen Freudegefühl beim Anblick seiner hübschgekleideten, strahlenden Frau, der er sich in der gehobenen Stimmung eines Sektmahles unter vornehmen Menschen näher zu sein glaubte, als daheim. Die Arbeitsmaschine in ihm setzte für ein paar Stunden aus. Er sah dann plötzlich, wie seidig ihr nußbraunes Haar glänzte, wie weiß ihr noch mädchenhaft schlanker Hals war, wie lustig ihre verschleierten braunen Augen aufblitzen konnten, wie kirschrot ihre vollen, keusch geküßten Lippen sich über den weißen Zähnen wölbten. Und dann durchrieselte ihn eine wohlige Wärme, wenn er sich vorstellte, daß all diese weiche, liebreizende Jugend ihm gehörte und zu Hause in den schmalen, weißen Betten Kinder schliefen, die ihre und seine Züge in sich vereinigten und später vielleicht all das erreichen würden, was ihm und ihr vom Schicksal versagt gewesen.

Dann richtete er sich auf zu seiner ganzen nicht unbeträchtlichen Größe, denn ihm war, als dürfe er nicht mehr über ein verfehltes Leben klagen, als hätte er das Recht, ebenso stolz und zuversichtlich in die Zukunft zu sehen wie jeder, der der Welt sein Bestes und Wertvollstes gab. Und dann faßte er wohl heimlich nach der Hand seiner Frau, küßte sie halb verliebt und halb andächtig und weckte in ihr ein Erwarten, das sie aufglühen ließ in der Hoffnung auf eine ihr immer seltener werdende Liebesstunde, die ihr hinweghalf über lange, tote Strecken.

Es war das erstemal, daß Susanne seinen Blick nicht erwiderte. Es war das erstemal, daß sie über Worte nachdachte, die nicht von ihm kamen.

Am andern Ende der Tafel saß Frau von Paulsin. Ihre weißen Schultern schimmerten wie kühle Perlmutter aus dem tiefen Ausschnitt einer kostbaren, schwarzen Spitzentoilette, die nur von ihrer berühmten, zweimal um den Hals geschlungenen und bis zum Schoß reichenden Perlenkette gehoben wurde.

„Wer ist die niedliche Frau, die mit meinem Onkel spricht, lieber Doktor?"

Doktor Graebner nahm sein ungewöhnlich großes Sektglas mit dem Monogramm J. G. zwischen seine beiden festen, spiegelblanken Hände, und seine grauen, kurzsichtigen Augen saugten sich am Rand des Glases fest, wie um ihr hartes Aufflackern zu verbergen, das er nicht unterdrücken konnte. „Die Frau meines Bruders, gnädigste Frau."

Etwas in seinem Ton machte sie stutzig. Er aber trank das Glas in hastigen Zügen leer, sah auf die Uhr: „In einer halben Stunde muß ich rüber. Da wird einer eingeliefert, an dem ich ein bißchen rumsäbeln muß."

Er sagte immer nur „drüben", wenn er vom Sanatorium sprach. Das Wort Sanatorium war ihm zuwider wie alle die Kranken, die ihre —wie er sagte — meist eingebildeten Leiden mästeten. Die „Salonpflege" und die „Hotelwirtschaft" interessierten ihn nicht. Seit einem Jahr hatte er sich eine klinische Abteilung eingerichtet, für die er weder Opfer noch Kosten scheute, und an deren Schwelle auch Frau Elisens Macht zu Ende war.

Frau von Paulsin wußte, daß er in dieser Klinik zumeist Unbemittelte behandelte, und sie schätzte an ihm einen gewissen Idealismus, der, wenn auch vielleicht mehr seiner Liebe zur Wissenschaft als Menschenliebe entsprang — doch wiederum einem Teil der Menschheit zugute kam.

„Bei Ihnen ist man gut aufgehoben", sagte sie.

„Alles Glücksache, gnädigste Frau!"

Er lachte kurz auf, hielt einen Diener an, der die dritte Sektrunde machte, und schob sein Glas vor: „Voll!" befahl er.

Dann fragte er: „Trinken Sie nicht, gnädigste Frau?"

„Danke, ich muß noch zum Empfang der englischen Botschaft."

Er strich sich über das glattrasierte, scharfe Gesicht.

„So hat jeder von uns noch Berufsarbeit. Dazu braucht man allerdings klaren Kopf."

Es sollte scherzhaft klingen. Aber sie fühlte, die Gedanken waren nicht bei dem, was er sagte.

Der stille Glöwener Landdoktor war kaum mehr zu erkennen.

„Wie geht es Ihrem Sohn?" fragte sie, um das Gespräch nicht ganz ins Stocken zu bringen.

Er rührte mit der silbernen Rute die Kohlensäure aus dem Sekt heraus.

„Dem Jungen? — Ich denke gut!"

„Sie denken?"

Ein bißchen erstaunt glitten ihre Augen an ihm ab.

„In die Erziehung rede ich meiner Frau nicht viel drein — das ist ihre Sache. Wenn er erst sechzehn ist, da werde ich ihn mir mal ein bißchen näher besehen."

Sein Glas war wieder leer.

Er trommelte mit den Fingern ungeduldig auf dem Tellerrand herum. Das lange Getafel vertrug er nicht. Am wenigsten neben einer Dame, zu der Frau Elise sich verhielt wie zu einer Vorgesetzten. Er hatte nicht wie seine Frau die Empfindung, daß er Paulsin zu irgendwelchem Dank verpflichtet war. Es gab Augenblicke, da er sich nach seiner Glöwener Praxis zurücksehnte, nach der Zeit, da ihm niemand auf die Finger guckte und er allein mit seinem Gewissen fertig werden mußte, wenn er die Krankheit anders zu packen versuchte, als es dem Herkommen entsprach.

Und er kannte keine Reue, wenn's mal schief ging. Selbst damals war sie ihm ferngeblieben, als er seinem fünfjährigen kleinen Mädchen die Augen hatte zudrücken müssen und seine Frau ihn in wildem, fassungslosem Schluchzen, mit bösen, groben Worten einen gewissenlosen, eingebildeten Stümper genannt.

Es war nicht Reue, wenn er äußerlich nachgiebiger gegen seine Frau war seit jener Zeit, nicht Reue, wenn er ihr freie Hand ließ in den Bestimmungen, die seinen Jungen betrafen — nur nachsichtiges Mitleid, dem er Ausdruck gab durch großmütigen Verzicht auf selbstverständliche Rechte.

Frau Elise klopfte an ihr Glas. Vergeblich hatte sie gehofft, daß ihr Mann der Bedeutung des heutigen Abends mit ein paar Worten gedenken würde. Vergeblich hatte sie ihm durch ein paar Zeichen verstehen zu geben gesucht, was sie von ihm erwarte — schließlich flüsterte sie dem Hausarzt des Sanatoriums, der ihr gegenüber saß, zu, er solle sprechen.

„Sie wissen, lieber Doktor — heute in Wahrheit und nach rastloser erfolgreicher Tätigkeit — das Graebner-Sanatorium — die Intimen sind eingeweiht, sie werden verstehen."

Doktor Baumann erhob sich gehorsam. Er war bei jeder Gelegenheit gern bereit, kleine gesellschaftliche Gefälligkeiten zu übernehmen. Mit rötlichblondem Haar, seinem rundlichen Bauch unter der weißen Pikeeweste, den funkelnden Brillengläsern, die ihm einen Schein von Gelehrsamkeit verliehen, den weißen, ausgepolsterten, immer nach Kölner Wasser duftenden Händen und dem stets leicht, wie horchend, nach links geneigten Haupt, das Teilnahme und Tröstung auszudrücken schien — bot er im allgemeinen ein sehr angenehmes und Vertrauen erweckendes Gesamtbild. Seine Tätigkeit bestand in ernsteren Fällen meist in der Bestätigung von Verordnungen seiner Kollegen und sonst nur in einer liebenswürdig aufmunternden Beaufsichtigung, die den Patienten eine erfreuliche und erhöhte Wichtigkeit gab.

„Doktor Baumann möchte gern ein paar Worte zu dem heutigen Tage sagen", verkündete Frau Elise den Gästen.

Und Doktor Baumann sprach mit seinem weichen Bariton, mit dem er auch an kleinen Gesellschaftsabenden des Sanatoriums recht beliebte Lieder zu singen pflegte — was Frau Elise ihm am heutigen Nachmittag und „für alle Fälle" in die Feder diktiert, und was er mit seinem ausgezeichneten Gedächtnis und seinem Mangel an eigenen Gedanken auch nach zweimaligem Durchlesen behalten hatte. Während er noch mitten in einem Satz war, trat ein Diener hinter Doktor Graebners Stuhl und flüsterte ihm etwas leise ins Ohr.

„Ich komme" —

Mit ärgerlich zusammengezogenen Brauen folgte er dem langsamen und bedeutsam gegliederten Redefluß; es war, als wollte er ihm die Rede mitten im Wort abschneiden, immer lauter klopften seine Finger auf den Tellerrand, schließlich schob er den Stuhl zurück.

„Verzeihung, meine Herrschaften, aber unsereins darf nicht warten lassen."

Er merkte es nicht, daß er das noch halbvolle Glas von Frau Paulsin an die Lippen hob und austrank.

„Einmal mit dir anstoßen darf ich doch noch?"

Susanne Graebner war bei seinen ersten Worten aufgesprungen und mit ihrem Glas auf ihn zugelaufen. Sie stand vor ihm, mit glühenden Wangen und heißen, flimmernden Augen.

Sie hatte sich so prachtvoll unterhalten! Sie war so glücklich!

Und weil er sich abwendete, ohne sie anzusehen, sich mit flüchtigem Händedruck von Frau von Paulsin verabschiedete, da setzte sie sich auf seinen Stuhl, zwischen Frau von Paulsin und Alma Frank, und nickte Felix von weitem zu, vertraulich und froh wie ein kleines Mädel, das plötzlich einen guten Spielkameraden gefunden.

„Was haben Sie für einen schönen Kragen, Frau Musikdirektor", sagte Alma Frank und betastete nach kleinstädtischer Art, und wie um ihrer Bewunderung mehr Nachdruck zu geben, die kostbare Spitze. Dann wendete sie sich an ihren Tischherrn mit der gleichen etwas feierlichen Anerkennung.

Otto Graebner rückte an seiner Binde, hob lächelnd den Kopf, mit dem heimlichen Stolz der nur selten Beachteten.

„Mit ein bißchen Geschmack und Phantasie kann man viel machen", meinte er.

Frau Franks runde und geschickte Finger nestelten an einem kleinen Papier, das sich unter einem dichteren Motiv der Spitze verborgen hatte.

„Sie haben vergessen, den Preis abzumachen, Frau Musikdirektor!"

„Lassen Sie nur, danke!" ...

Ganz rauh und erstickt klang Susannes Stimme, ihre Hand griff abwehrend nach den runden, weißen Fingern, die sie an ihrem Hals spürte, und die sie brannten wie glühendes Eisen. Sie war jetzt so blaß wie das Tischtuch, nur die orangenfarbigen kleinen Lampenschirme über den elektrischen Kerzen täuschten Farbe auf ihre fahlen Wangen. So merkte Frau Alma Frank nichts von der Erregung, sagte freundlich: „Gleich, gleich, kleine Frau, werde ich es haben!"

Und dann hatte sie es auch, warf mit ihren ausgezeichneten Augen einen Blick auf den Preis, sprach lebhaft und weiblich sachlich zu Frau von Paulsin hinüber: „Denke, Josefa — nur 150 Mark! Dafür ist der Kragen geschenkt! Solche Gelegenheiten gibt es nur in Berlin.

Viel Geld natürlich, aber für etwas wirklich Gutes gibt man es auch gern aus, nicht wahr?"

Otto Graebner faßte an seinen Kragen, an die Binde, riß an seinen Frackrevers.

„Ja, wieso denn, Susel, wann hast du denn.... wieso 150 Mark?"

Susanne rührte sich nicht. Als ob sie es nicht gehört hätte. Hier, vor allen Leuten würde ihr Mann doch keinen Skandal machen, und bis sie nach Hause gingen, dann fiel ihr etwas ein... ja, gewiß....

Otto Graebner zerdrückte mechanisch eine Knackmandel zwischen den Fingern. Was war denn das nur mit Susel? Er mußte mit Elise sprechen. Elise war eine so kluge, vernünftige Frau, die mußte Susel den Kopf zurechtsetzen. Wenn er es tat — sah es aus wie Geiz. Und wenn sie dann sagte: „So laß mich doch auch etwas verdienen" — was sollte er antworten? Immer wieder: „Du hast deine Kinder!?" Nein, so konnte es nicht weitergehen. Er mußte sich noch andere Einnahmen verschaffen. Vielleicht bekam er jetzt wirklich den Felix Frank als Schüler.... Der Mann war vermögend. Ein paar Mark mehr für die Stunde — die spielten sicher keine Rolle. Er wollte sich an ihn ranmachen nach dem Souper....

Nun hatte er auch dieselben Worte gebraucht wie Elise vorhin, diese widerlichen Zweckworte... und ein bitterer Geschmack kam ihm auf die Zunge. Die Tafel wurde aufgehoben. Frau von Paulsin stahl sich fort, mit einem leisen Frösteln in den Schultern, froh, daß niemand ihren Aufbruch gemerkt hatte. Aber kaum hatte ihr der Diener den Mantel über die Schultern gelegt, als Felix Frank vor ihr stand.

„Pieps, nicht wahr, du bist mir nicht böse, wenn ich mich jetzt nicht sehr häufig bei dir sehen lasse? Ich habe da so manches zu arbeiten, und meine Gesundheit"...

„Nein, Onkel Felix, ich weiß"...

Sie lächelte ein bißchen traurig wie immer, wenn es ihr zum Bewußtsein kam, wie wenig ihr großes, stolzes Haus jenen sein konnte, die ihren Weg suchten.

Er brachte sie bis an ihren blumengeschmückten, mit blauer Seide ausgeschlagenen Wagen, ohne Hut auf dem Kopf, mit einer wehmütigen Zärtlichkeit, die wie ein letzter Abschied war von seiner heißen Liebe.

Dann nahm er mit zwei Sätzen die wenigen Stufen, die zur Eingangstür der Graebnerschen Privatwohnung im Seitenflügel des Sanatoriums führten.

Seine Frau kam ihm im Vorzimmer entgegen, flüsterte: „Du, Felix, ich habe eben mit dem Musikdirektor gesprochen und die Honorarfrage für die Stunden erledigt. Wir Frauen verstehen uns besser auf so was. Handeln war nie deine starke Seite."

Und Frau Alma Frank, geborene Kurthe, schob ihren Arm unter den ihres Gatten: „Na, ist mein allzu feinfühliger Herr und Gebieter nicht endlich mal zufrieden mit mir?"

Sie sah sich um, küßte ihn schnell und heimlich in den Hals: „Du Dummer, du!"

* * *

Ganz zeitig machte sich Susanne am nächsten Morgen auf den Weg zu ihrer Schwägerin. Nach einem gelungenen Gesellschaftsabend war Elise, wie sie aus Erfahrung wußte, immer am zugänglichsten und Susanne selbst noch in einer leise gehobenen Stimmung, die es ihr ermöglichte, den kleinen Pump wie eine ganz beiläufige Gefälligkeitsbitte vorzubringen.

Mit ihrem Mann hatte sie seit gestern jedes Gespräch vermieden, unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen, und sie war auch gegen ihre Gewohnheit im Bett liegengeblieben, bis die erste Stunde begonnen hatte. Dann aber sprang sie mit beiden Füßen gleichzeitig auf den kurzen, ausgefransten Bettvorleger und riß das Fenster auf. Ihr nußbraunes seidiges Haar, das ihr lose um die Schultern lag, flatterte im frischen Märzwind auf und streichelte ihre Wangen. Ihre goldbraunen Augen blinzelten ein bißchen übernächtigt in die Sonne hinein, und ihr feines Näschen mit den beweglichen Nüstern schnopperte an der kühlen Morgenluft wie an irgendeinem köstlichen Duft.

In jeder Ecke des Hofes standen zwei Zypressen wie Schildwachen. Diese Zypressen hatten nicht wenig dazu beigetragen, daß sie die Wohnung gemietet hatte; sie waren ihr sehr vornehm erschienen, erinnerten sie an den Doktorhof. Aber eines schönen Tags hatte Frau Elise erklärt, die Zypressen gehörten auf den Friedhof und nicht in den Eingang eines Sanatoriums, hatte sie ausgraben und durch andere Bäume ersetzen lassen. Seitdem nannte Susanne sie nur noch „Totenbäume" und äußerte zu ihrem Mann, es wäre gar kein Wunder, wenn sie so wenig Glück in der Wohnung hätten — daran wären nur diese abscheulichen Totenbäume schuld.

Die Kinder schlugen mit den Fäusten gegen die Tür, sie wollten hinunter auf die Straße, um dort zu spielen. Otto Graebner wollte es nicht haben. Sie brachten rohe Ausdrücke mit, die sie nachplapperten, ohne sie zu verstehen, kamen wohl auch mit ihren Straßenbekanntschaften an und vollführten einen Höllenlärm im Speisezimmer. Susanne hatte nicht das Herz, ihnen die Freude zu nehmen, und es war auch eine Erleichterung für sie selbst, wenn sie unten spielten.

„Nur Papa dürft ihr es nicht sagen!"

Sie machte oft gemeinsame Sache mit ihnen gegen den Vater.

Durch die geschlossene Tür rief sie leise: „Macht, daß ihr runterkommt, meinetwegen, aber leise, daß Papa nichts hört, sonst gibt's was!"...

Schließlich war es auch nicht nötig, daß die Kinder sie fragten, wohin sie ginge. Ihrem Mann wäre es aufgefallen, und seine ewige Ausfragerei war ihm nicht abzugewöhnen....

Ganz eilig kleidete sie sich an, ganz leise zog sie die Wohnungstür hinter sich ins Schloß. Das Mädchen jagte ihr nach.

„Ja, was ist denn, Frau Direktor? Was gibt's denn zu Tisch? Ich hab auch bald kein Geld mehr" —

„Legen Sie aus, was Ihnen fehlt, zu Tisch bin ich zurück."

Sie sah sich gar nicht um dabei, raste die Treppen hinunter wie ein Schulmädel, das sich fürchtet, vom Lehrer angehalten zu werden.

Auf dem Fahrdamm spielte eine Rotte Kinder. Kam ein Kraftwagen in Sicht, dann galt es, quer über den Fahrdamm zu laufen. Wer am häufigsten vor dem näher kommenden Auto über die Straße hin und her gelaufen war, der galt als Sieger.

Als Susanne aus der Haustür trat, hatte der kleine Kurt gerade zum sechstenmal den Fahrdamm überquert, und schon sauste auch der Kraftwagen an der erschrockenen Schar vorbei.

„Ihr sollt doch nicht über die Straße!"

Susanne riß den Jungen an ihre Seite, schüttelte ihn an beiden Schultern.

„Du abscheulicher Bengel du! Wart, ich sag's dem Papa." . . .

Sie war ganz blaß geworden und kniff ihn in den Arm, weil sie die Kraft nicht hatte, ihm eine Tracht Prügel zu versetzen.

„Au!" schrie er auf und schleuderte ihre Hand weit von sich.

Sie empfand ganz dunkel, daß das alles nicht sein durfte. Aber sie hatte keine Zeit, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen; sie drohte nur mit dem Finger: „Komm du mir nur nach Hause!"

Und dann hing sich etwas schwer in ihren Arm ein. Es war Liesel, ohne Hut, mit offenem Mäntelchen, mit roten Wangen und strahlenden Augen.

„Mutti, ich hab' der Erna meinen Hut deschenkt, und sie hat mir Sokolade deschenkt. Willst du Sokolade?"

Es dauerte eine Weile, ehe es Susanne gelang, Ordnung in die verworrenen Rechtsbegriffe der Kinder zu bringen. Schließlich kaufte sie dem kleinen Mädchen Liesels Hut für einen Groschen wieder ab, und so war es mittlerweile zwölf Uhr geworden, als Susanne endlich auf der letzten Station der nach Charlottenburg führenden Untergrundbahn ausstieg. Das Graebner-Sanatorium lag fast am Eingang der breiten Heerstraße und gehörte zu einer Villenkolonie, die sich malerisch um einen kleinen See gruppierte und zum großen Teil einer großen Grundstückspekulation ihr Entstehen verdankte.

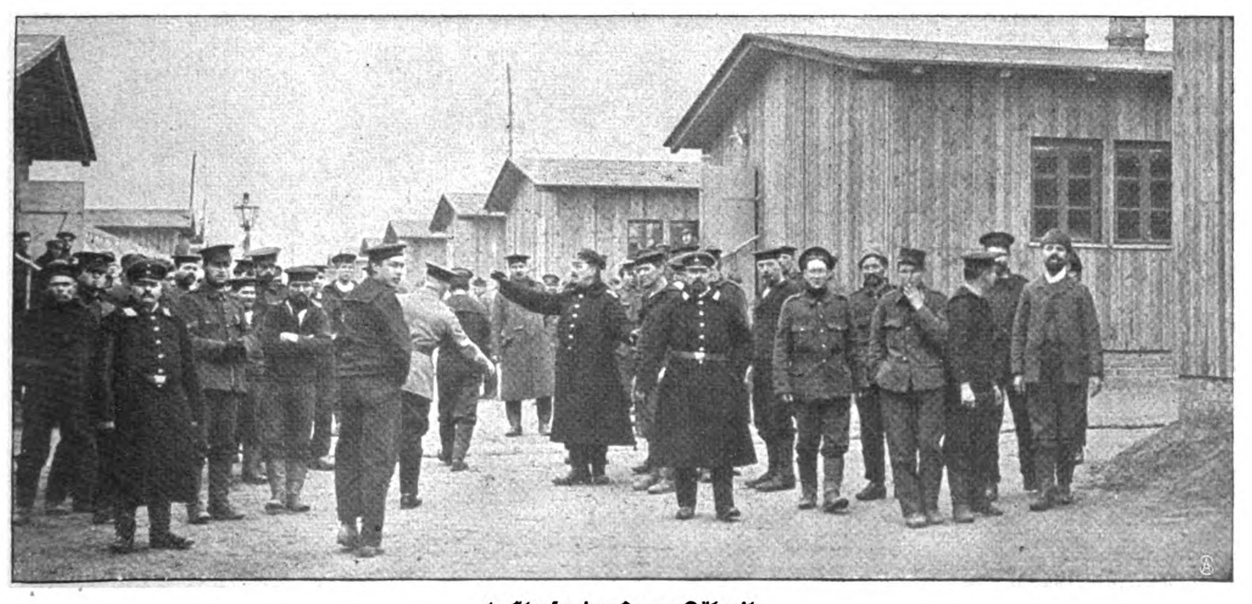
(Fortsetzung folgt.)

Im Döberitzer Gefangenenlager.

Hierzu 9 Spezialaufnahmen der „Woche".

Wir Wilden sind doch bessere Menschen! Während wir stets neue Klagen über die Behandlung gefangener Deutscher in England, Frankreich und Rußland vernehmen, während unsere Bundesgenossen energische Proteste wegen der in Feindesland befindlichen Österreicher und Ungarn erheben müssen, erfüllen wir unserseits gegenüber den Kriegsgefangenen, die in unsere Hand gefallen sind, nicht nur unsere Pflicht, sondern wir gewähren ihnen weit darüber hinaus jede nur mögliche Bequemlichkeit und Nachsicht, die sich mit dem vorliegenden Zweck überhaupt in Einklang bringen läßt.

In dem unweit der Reichshauptstadt gelegenen Gefangenenlager zu Döberitz waren die feindlichen Kriegsgefangenen im Herbst ursprünglich in großen Zelten untergebracht, die mit rund drei- bis vierhundert Mann belegt waren. In der ersten Zeit befanden sich dort nur Engländer. Die Aufsicht über je eine Zeltgenossenschaft führte ein englischer Unteroffizier, der Ungehörigkeiten gröberer Art zu melden hatte. Im übrigen mußten die dreihundert Mann untereinander für Ordnung sorgen. Sie durften sich somit auch in Feindesland selbst regieren. Jetzt, bei eingetretener rauherer und kälterer Witterung, stehen den Kriegsgefangenen große geräumige Holzbaracken zur Verfügung.



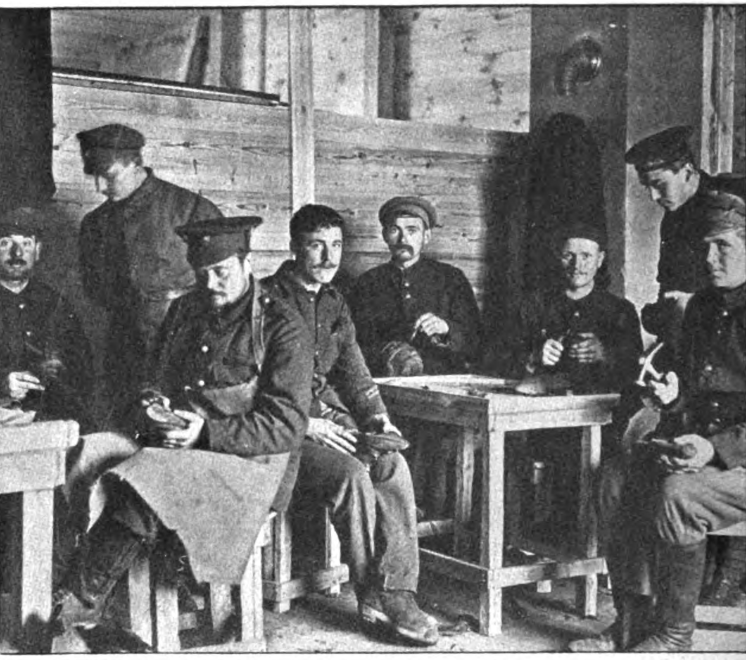
1. Straße im Lager Döberitz.



Nicht mehr ausschließlich Engländer, auch Russen und Franzosen haben jetzt in Döberitz Unterkunft erhalten und dort ihre Winterquartiere bezogen. Die historische Stätte Döberitz, deren militärischer Ruhm auf den großen Preußenkönig zurückgeht, hat mit dieser Einquartierung eine neue Note erhalten. Die Chronik von Döberitz hat ein neues



2. Die beiden jüngsten Engländer.



3. **In der Schuhmacherwerkstatt.**

Kapitel begonnen. Das Bild, der Gesamteindruck, den das Lager der Kriegsgefangenen gewährt, ist freundlich. Deutscher Ordnungsinn und deutsche Menschlichkeit haben denen, die es benötigten, Kleidung, Stiefel und Mäntel gegeben und dazu all das viele andere, was bei einem Gefangenenappell durch sein Fehlen unser militärisches Auge kränken würde. So präsentieren sich die Gefangenen sauber und ordentlich gekleidet, gesund ernährt und haben sich im allgemeinen auch im rein militärischen Auftreten mitteleuropäisches Wesen angeeignet. Abgesehen von Einzelfällen, dürfte über die Einordnung dieser Fremdlinge in unseren Militarismus nicht allzuviel zu klagen sein. Und sie ihrerseits können, wie gesagt, auch nicht klagen.

Die Gefangenen sind in den neuangelegten Baracken auf einem Areal von 21 Hektar untergebracht. Sie bewohnen über hundert heizbare Gebäude, die mit den dazugehörenden Wirtschaftsbaracken weit über eine Million Mark gekostet haben. Diese Holzschuppen stehen auf einer kleinen Erhöhung und sind massiv untermauert. Unsere Abbildung 1 gewährt einen Blick auf eine Barackenstraße, die, dem Zweck entsprechend, sauber und einfach sich dem Auge dar-



4. Die Tischlerwerkstatt.

stellt. Zwei Gruppenbilder mit englischen und russischen Feldwebeln (Abb. 7 u. 8) zeugen dafür, daß die Leute mit ihrer Lage zufrieden sind. Die Bilder machen fast mehr den Eindruck von Gruppenaufnahmen bei einer friedlichen Manövereinquartierung. Auch die schottischen Hochländer, umrahmt von Vertretern des Dreiverbandes, lassen den Eindruck von unglücklichen Menschen wohl nicht aufkommen. (Abbildung 5.) Ihre vergnügten und zufriedenen Gesichter sind mehr als alles andere ein Beweis dafür, daß die „Barbaren" keine Unmenschen sind. Zwei kaum dem Jünglingsalter Entwachsene zeigen kindliche Fröhlichkeit. Der eine von ihnen war als Tambour mitgegangen und bedauerte immer wieder, daß



5. Typen schottischer Hochländer.



6. Seeleute von der Naval-Division.



Rechts: 7. Feldwebel der englischen Marineinfanterie



er niemals ein Gewehr abgeschossen habe. Man nennt die beiden im ganzen Lager nur „die Babys" (Abb. 2). So hat auch der Humor hier sein Recht. Eigenartig mutet das Kriegschicksal der englischen Seeleute der Naval-Divisionen an (Abb. 6). Diese achthundert Matrosen hat nämlich ihr Geschick gar nicht ins Feuer kommen lassen. Sie waren zur Verteidigung Antwerpens von England herübergeschickt worden. Der Zug aber, der sie brachte, hielt auf einer Station, die schon von den Unsrigen besetzt worden war. Sie brauchten also gar nicht erst auszusteigen, sondern wurden direkt in den Abteilen, die sie an der Küste bestiegen hatten, nach dem Lager von Döberitz gebracht.

Die weiteren Aufnahmen zeigen die typischen Bilder aller Gefangenenlager auch hier in Döberitz. Es sind Gefangene bei der Arbeit in der Schusterwerkstätte, Gefangene in der Tischlerei bei der Bearbeitung von Brettern zum Ausbau neuer Baracken und endlich eine Gruppe von Gefangenen beim Wegschaffen von Brot, das zur Verteilung gelangt. Die aus einfachen Brettern zusammengeschlagene Tragkiste, mit frischem Kriegsbrot gefüllt (Abb. 9), weist den Gedanken an das von England herbeigesehnte Aushungern weit von sich. Außer einer reichlichen Brotration erhalten die Gefangenen morgens Kaffee, mittags Suppe mit Gemüse und Fleisch und abends einen Brei, Tee oder Kakao. Die Beschäftigung der Gefangenen bei der Forstverwaltung, zum Teil auch in der Landwirtschaft, verschafft ihnen etwas Bargeld, für das sie in den Kantinen ihren Lebensunterhalt mit Wurst und Tabak und anderen gern gebrauchten Nahrungs- und Genußmitteln nach persönlichem Geschmack verbessern können. Die englischen





8. u. 9. **Das Brot wird fortgeschafft.** Oberes Bild: **Russische Feldwebel.**

Gefangenen benützen fleißig die dargebotenen Waschgelegenheiten und sehen ihre russische Nachbarschaft etwas naserümpfend von der Seite an.

Wie sehr unsere Gefangenenlager beim militärischen Ausland sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, geht aus dem ununterbrochenen Zustrom stets neuer Scharen unserer verbündeten Feinde hervor, die Deutschland aufsuchen, um sich hier verpflegen zu lassen. Die erste halbe Million ist ja, wie bekannt, längst überschritten.

Die Verständigung zwischen den Gefangenen und der militärischen Bewachung geschieht, wie in allen Lagern, durch Dolmetscher, die auch mit der Kontrolle der Korrespondenz betraut sind. Für die geistige Beschäftigung der Gefangenen, besonders der Engländer, sorgt eine umfangreiche Bibliothek, die von der amerikanischen Botschaft gestiftet worden ist. Es befinden sich im Döberitzer Gefangenenlager zurzeit 3729 Engländer, 4293 Russen, 225 Franzosen und 77 Belgier.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

10. Fortsetzung.

Es waren zwei junge Leutnants, die neben Willi lagen. Er hatte verbunden, sie hatten Fußschüsse. Es hieß, daß der Truppenverbandplatz in den Wald verlegt würde. Darauf warteten sie, um dann abtransportiert zu werden.

Die Truppen lagen alarmbereit, Gewehr im Arm. Ein Geheimnis schauriger Eile in der Nacht. Sturm auf Lüttich. Wird es sein? Man wußte nichts, aber es lag in der Luft. Ordonnanzen sprengten querfeldein.

Von den Leutnants her ein Seufzer, der in einem Fluch endigte. Verdammt, daß man elend da lag. Daß man nicht mit dabei sein konnte. Sturm! Ha, es zerrt einen auf, das Herz erbebt. Wer da heute nacht mitmacht, muß todesmutig sein, muß sein Leben wie einen Handschuh hinwerfen.

Gewaltiges Surren in der Luft ertönte, und die Nacht wie durch einen heftigen Blitzstrahl erhellt. Zeppelin über Lüttich. Man glaubte schon, die Stadt lodere in Brand. Der Wald erglühte taghell. In diesem blutroten Schein sah man Sanitätspersonal anrücken und den Verbandplatz im Wald einrichten. Willi erkundigte sich nach der Kompagnie, der er zugehörte. Da sagte ihm ein Krankenträger, daß Pütz nach ihm suche, er habe Nachricht von Schwester Emma. Da gab Willi Bescheid, er möge Pütz zum Verbandplatz schicken.

Er suchte den Wald nach allen Richtungen hin ab. Hier die Lichtung. Umherliegende Waffen, Uniformen, Patronentaschen. Unweit vier Soldaten, die ein Massengrab schaufelten, ein Hügel von Leichen hinter ihnen.

„He, Kameraden! Ihr wart bei der Waldschlacht mit dabei?"

„Jawoll."

„Euer Führer fiel —"

„Fünfzig Meter von der Schlucht ab."

„Habt ihr ihn gefunden?"

„Wir haben ihn liegen lassen, wir wollen ihm ein Grab allein —"

„Kann einer mit und mir zeigen, wo er liegt?"

„Jawoll."

Da fanden sie ihn. Zwei Baumzweige lagen gekreuzt über seiner Brust. Sein Gesicht friedlich, als schlafe er. Er war mit einem freundlichen Gedanken hinübergegangen. Die Stirn noch blank und weiß in dem bräunlich schwarzen Gesicht.

„Es kommt eine Frau durch den Wald", sagte der Soldat. Willi beschattete die Augen und sah die hohe Gestalt Emmas durch den Morgenschimmer kommen.

„Emma —"

„Ich weiß es schon. Wo liegt er?"

„Hier vor dir — erkennst du ihn nicht?"

Sie kniete neben ihm nieder, sie strich mit der Hand über das einst so bleiche, verweichlichte Gesicht, jetzt in harten, eckigen Umrissen.

Da sah sie die Wunde am Hals und das geronnene Blut. Sie nahm ihr Taschentuch, drückte es auf die Wunde. Sie will es Mia mitnehmen und sagen: „Es hat auf der Wunde deines Mannes gelegen."

Hastig begann nun Emma zu reden und zu fragen. Die Tränen tropften ihr übers Gesicht. Wenn sie jetzt hier knien blieb und weinte und an den dachte, der jetzt im Osten vielleicht auch so dalag — nein, nein, nur keine Schwäche. Hier war so viel Menschenjammer, daß das Einzelschicksal verschwand.

„Hat er keine wichtigen Papiere bei sich, Willi?"

„Die Brieftasche mit dem Bild Mias."

„Wir wollen sie ihm mitgeben."

Dann kamen Soldaten, die das Grab für ihn schaufeln wollten. Einer heftig schluchzend. Der Pütz im langen, dunkeln Militärmantel der Autofahrer, rote Aufschläge am Kragen. Der laute Schmerz dieses Mannes brachte Willi Merkens außer Fassung. Es schluckte, würgte ihm zum Hals herauf. Fast rauh fuhr er ihn an: „Ruhe, Pütz, Ruhe!" Wandte sich an Emma: „Wo begraben wir ihn?"

„Ach Gott, können wir ihn nicht nach Hause schaffen lassen?"

„Wenn Pütz noch seinen Wagen hat?"

Pütz schüttelte den Kopf. Das Auto zerschossen am Weg.

„Dann vielleicht zum Schloß zurück?" erwog Emma. Pütz wehrte ab. Kein Durchkommen. Die Granaten haben ganze Gruben in die Fahrstraße gerissen.

Willi sagte es dann kurz heraus: „Gibt es für einen Krieger ein schöneres Grab als auf dem Schlachtfeld?" Winkte den Soldaten, und sie hoben den Toten auf.

Am Eingang zur Schlucht wollte man ihn begraben. Da bemerkte Willi, daß von der Schlucht aus ein Pfad schnurgrade in die Villenstraße hinüberführte. Ein Gedanke schoß in ihm auf. Ein Gedanke, der ihn warm und tröstend überfloß. Wenn es gelänge, ungefährdet durch die Villenstraße bis an das Haus des Notars zu kommen — der Bruder doch nicht ganz in fremder Erde ruhe...

Eine eilige Beratung mit Emma und über den Waldpfad in die Villenstraße. An ein paar Häusern das Dach



niedergebrannt, sonst unversehrt. Das Notarhaus bis auf den Balkon des ersten Stockwerks herunter eingeäschert. Zwischen dem Geländer eingequetscht der Hut mit der gelben Troddel des Boy scout.

In dem Geranienbeet vor der Gartenterrasse gruben sie ihn ein. Ein Soldat zog aus dem Wust einen Teppich hervor, und sie umhüllten damit die Leiche. Senkten sie ins Grab.

Willi kniete nieder, warf drei Handvoll Erde auf den Toten. Emma pflückte eine Handvoll Blumen und streute sie hinab. Da gab Willi noch drei Handvoll Erde hinunter, tat's in feierlicher Ergriffenheit.

„Und dies vom Vater —"

Da wallte es ihm aus der Brust herauf, ein kurzes, rauhes Schluchzen. Schnell stand er auf.

„Helm ab zum Gebet!"

Mit gesenkten Köpfen umstanden sie das Grab. In den Lüften donnerte das Schlachtgetöse. Noch zuckte der Brand aus allen Richtungen auf. Todesfackeln. Ehe die Sonne untergeht, müssen es Siegesfeuer sein!

Ruhe sanft, Robert Merkens — aus denen, die geopfert werden, erstehen unsere Siege!

Nahe zusammen, Schulter an Schulter, gingen sie von dem Grab weg, Willi und Emma. Als müßten sie sich beide stützen, jeder am andern, und als dürften sie das nicht zeigen, keiner dem andern. Weil sie stark sein wollten.

Sie hätte ihm das nun gern gesagt: sie ist im Schloß, sie jammert nach dir. . .

Doch warum soll sie das einem Mann sagen, der jetzt auf Tod und Leben wieder hinaus muß in die Schlacht?

Sie fühlte aber, daß seine ganze innere Not in die Frage nach ihr drängen möchte. Da faßte sie nach seiner Hand, sagte es ihm leise und kurz: „Sie ist im Schloß in guten Händen."

Ein heftiger, dankbarer Druck seiner Hand. Und sonst nichts, keine weitere Frage.

Püß hinter ihnen, machte sie auf den Balkon aufmerksam. Neben dem Hut krampfte sich eine Hand fest, eine Kinderhand.

Bevor Willi Merkens die verkohlte Treppe hinaufstürmte, wußte er, welch ein Anblick ihm werden würde. Gaston in jener fürchterlichen Nacht erschossen. Die Waffe noch in seiner Hand.

Auf wessen Befehl kam die Waffe in die Knabenhand? Oder handelte er aus der überreizten Kinderphantasie heraus? Eine Knabenhand, die dem Regiment einen tapfern Offizier wegschoß und zum Alarmruf eines verräterischen nächtlichen Überfalls wurde.

Er griff die auf den Boden gezerrte Tischdecke auf, hüllte die Leiche ein, trug sie in den Garten hinab. Neben der Steinbank begruben sie ihn. Sie taten es sorgsam, denn es sollte keine Spur davon zeugen, daß eine feindliche Hand ihn zur letzten Ruhe bettete.

Vom Dorf her in die Villenstraße jagte eine Radfahrerpatrouille. Fröhliche Zurufe: „General von Emmich hat eine großartige Schwenkung in die Zwischenwerke hineingemacht! Die Bresche ist geschlagen, die Nacht schlafen wir in Lüttich!"

Emma sollte mit Püß hier am Notarhaus zurückbleiben und warten. Willi würde veranlassen, daß das mit den Verwundeten vom Sanitätsverbandplatz zurückkehrende Auto hier vorbeikomme und sie mit nach Aachen zurücknehme.

„Sollte es aber nicht möglich gemacht werden," sagte sie, „so versuche ich nach dem Schloß zurückzukommen und sehe, daß vielleicht Franz Borgers die Nachricht an die Eltern weitergeben kann."

„Schicke die Meldung an den Vater. Er muß dann sehen, was er tut." Reichte ihr die Hand, denn er wollte schon voraufgehen nach der Richtung des Mühlbachs. „Auf Wiedersehen — wenn's sein soll."

„Ade, Willi — sei ganz ruhig, ganz ruhig."

„Ich bin's."

Sie trat in den Garten zurück, sie wollte ihm nicht nachsehen. Es war zuviel, auch für sie.

Püß holte ihr einen Stuhl aus dem zerstörten Haus. So harrten sie.

Willi lenkte am Mühlsteig etwas ab, um möglicherweise auf der Böschung des kleinen Tals von dem Kampf etwas zu sehen. Da taumelte er, von einem wuchtigen Windstoß geworfen, zur Seite, überschlug sich, fand sich dicht am Bach wieder. Anhaltendes Pfeifen durch die Luft. Herrgott, von dem Luftdruck des Geschützes geworfen. Neben ihm an der Seite des Wegs, den er schritt, war's eingegraben, er sah es nicht einmal, na, aber gefühlt hat er's.

Sowie er sich erhob, sah er die Staubwolke die Landstraße heraufwälzen. Nun schnell zurück und dem Auto Halt winken. Der Fahrer hatte schon die neue Montur: die schwarze, gefütterte Wachstuchjoppe. Neben ihm zwei Begleitmänner, auf dem Rücksitz zwei Unteroffiziere, auf dem Hauptsitz der Generalstabsoffizier und ein Adjutant. Zwischen den zwei Sitzen auf einem Klappstuhl ein gefesselter Mann in der deutschen Montur eines Ulanenoffiziers. Ein Spion, der nach Lüttich Funkentelegramme geschickt hatte.

Willi Merkens meldete, daß er von seiner Kompagnie abgekommen war.

Der Adjutant, der Robert Merkens kannte, drückte Willi in kurzem, kräftigem Beileid die Hand: „Sein Blut ist nicht umsonst geflossen, lieber Merkens, diese Nacht ist Lüttich unser!"

Der Generalstabsoffizier plötzlich halbaufgerichtet auf dem Sitz, das Glas am Auge.

Auf der kahlen Höhe jenseit des Mühlbachs tauchten die Schattengestalten von Reiter und Roß auf. Und immer mehr aus dem Gestrüpp, zuerst der wiehernd geschüttelte Pferdekopf, dann der Reiter, steil heraufkletternd, als stiegen sie geradeswegs die Wolkenberge hinauf.

Nun sammelten sich Reiter um einen hoch zu Roß, eine kleine gedrungene Gestalt. Wer kennt sie nicht, die kleine Exzellenz, die breiten Schultern zurückgerissen, der gebietende Kopf festgesteift in den Nacken, der Schnurrbart über dem ernsten Mund, linke Hand locker am Zügel, rechte straff herunterhängend. General von Emmich mit seinem Stab.

Nun gab der Generalstabsoffizier Befehl, den Spion zur Aburteilung der Exzellenz zuzuführen. Willi Merkens und ein Begleitmann wurden mit der Führung betraut.

Fort sauste das Auto. So, na, wieder mal weitergeschickt. Einmal von der Kompagnie abgekommen, war's schon ein Kunststück oder Zufall oder Schweineglück, wieder an sie ranzukommen. Das war ein immer wechselndes Vor- und Rückschieben.

Vorwärts mit dem Spion an der Kette, quer durch das Tälchen und die Anhöhe hinauf, schnurstracks, ohne dem schlängelnden Pfad zu folgen.

Auch auf dieser Höhe hatte ein Gefecht stattgefunden. Im Gestrüpp hie und da Tote mit fürchterlichen Schrapnellverwundungen, das Gewehr noch im Arm. Brot-



beutel, Käppis, Mäntel, deutsche Seitengewehre, die Trümmer eines Maschinengewehrs. Daneben erhob sich ein schwerer, massiger Hundskopf. Plump und unbeholfen schob sich ein gelber Bluthund auf, die Zunge lechzend aus dem triefenden Maul.

Willi erinnerte sich, daß die Belgier zur Beförderung ihrer Maschinengewehre solche Hunde benutzen. Langte dem Tier ein Stück trockenes Brot hin, das er noch hatte. Da trottete das gelbe Vieh stumm und treu hinter ihm her. Die Zweige des Gebüsches knackten.

Halt! Wer da?

Ein Posten. Parole: Deutschland über alles!

Zwei Offiziere waren abgesessen, die Pferde an den Baum gebunden. Auf übereinandergelegten Tornistern saßen sie und studierten die Festungspläne von Lüttich. Ihre tiefernsten, gebräunten Gesichter zeichneten sich scharf in der leuchtenden Glut. Eine Welt schien in Brand zu stehen.

Der Adjutant der Exzellenz kam angeritten, berichtete erfreut, daß Zeppelin dreizehn Bomben hat werfen können.

Willi Merkens trat heran, machte Meldung. Der Adjutant ritt mit den Angekommenen zu Exzellenz hinüber.

In diesem Augenblick eine furchtbare Explosion von der Festung her. Der tosende Schall zitterte in den Tälern nach.

„Die Petroleumvorräte scheinen in Brand geschossen zu sein."

Ein scharfer Krach, die Erde wurde aufgewühlt, Stein und Geröll flogen in hohem Bogen auf. Eine Granate war eingeschlagen.

General von Emmich ritt mit seinem Stab weiter die Anhöhe hinunter, wo die Brigaden im feindlichen Feuer stillagen. Sie durften keinen Schuß tun. Signal erwarten zum Sturm.

Ein Feldwebel wurde abkommandiert, an dem Spion das Strafgericht zu vollziehen. Ein Schuß in dem Lärm der Geschütze, ein einziger, wohlgezielter! Ein Mensch sinkt hin, ein einziger. Was tut's? Wo Hunderte hinsinken auf einen Atemzug.

Trompetengeschmetter. General hat befohlen. Zum Sammeln blasen. Trommelwirbel. General hat befohlen. Brigaden zum Sturm. Formiert.

Halt! Richt euch! General spricht.

Da sprach der General. Der kommandierend zurückgereckte Kopf zwischen den breitgezogenen Schultern. Die Augen unter dem Helm blitzend wie blankes Metall.

„Soldaten! Nur drei Tage seid ihr in Feindesland und habt euch durchgeschlagen bis an die Mauern dieser starken, panzerumgürteten Maasfestung. Ihr seht ringsum die Dörfer in Brand. Sie beleuchten euch die Stadt, das Ziel, in das wir diese Nacht noch hinein müssen. Euer erster Sieg. Er muß gelingen. Beschert ihn als Morgengabe bei Sonnenaufgang euerm vielgeliebten Kaiser! Der französische Feind hat geschworen, daß er in acht Tagen in Lüttich sein wollte. Nun denn, zeigt ihm, daß wir in 48 Stunden drin sind. Soldaten! Präsentiert das Gewehr: Unser allergnädigster, vielgeliebter oberster Kriegsherr, Seine Majestät der Kaiser — Hurra! Hurra! Hurra!"

Ein Hurra wie das Brüllen der Schlacht, ein Cheruskerruf, ein zum Himmel hinaufgejauchztes Schlachtgebet.

Los schmetterten die Trompeten. Los wirbelten die Trommeln. Zum Sturm! Heil, Kaiser, dir! Hurra! General voran. Degen aus der Scheide. Alarm! Alarm! General durch Feuer und Brand und Not und Tod. . . Sturm. . . Sturm. . . Die Fahne im wehenden Nachtwind — die Fahne im zischenden Glutschein — Deutschland über alles — Hurra — du Gott der Deutschen — du Gott der Schlachten — ein siegbegeistertes Volk stürmt an, seine Hände sind rein von Schuld — seine Waffen erhoben für Haus und Herd. . Nun spende Sieg, du Gott der Deutschen — spende Sieg. . .

Da tobte die Nacht. Da schrie es in den Lüften. Krachen und Bersten, als reiße die Welt auseinander. Die Flammen schlagen zum Himmel hinauf. Die blutrote Glut brennt in die stäubenden Wolken. Und in dem feuerglühenden All stürzen die Mauern, schmelzen die Panzertürme zusammen, flüchten wahnsinnige Menschen, heulen rasende Tiere.

Wo da noch in der Verwüstung Kirchtürme stehen, beginnen die Glocken ein Notgeheul, ein Bittgeläut — Bimbam . . . tuum — Bimbam . . . tuum. — Hilf, Allmächtiger, hilf! . . .

Da versinkt die Welt in Blut — — — —

Über Hügel von Leichen klettern sie hinauf zu den Freunden. Herr im Himmel! Was war da geschehen? Die treuen, braven Kerle. Im Wutweinen stürmen sie vorwärts. In die Bresche hinein, wo der General nun mit sechs Brigaden vordringt. Fahne voran! Hurra! Die Fahne schwarzweißrot!

Trompeter hinter dem Fahnenträger. Und schmettert und wettert. . . . Zum Sieg, zum Sieg — Herrgott, die Fahne schwankt! Schwankt die Fahne? Fahnenträger, vorwärts! Vorwärts! Vorwärts! Ein Rachenschuß — ein Blutstrom aus Mund und Nase — hinsinkt die Fahne — ein Aufbrüllen der Wut, ein Trubel und Gemetzel über die Fahne hin. Einer springt vor. Die Fahne! Die Fahne! Hinter ihm Willi Merkens.

Und dort, wo die Fahne liegt, prasseln nun die Kugeln ein wie Hagelschlag. Ha, die wissen, wieviel Leben der Deutsche um seine Fahne einsetzt. . . Hurra! reißt der eine Fahnenträger die Fahne empor! Da sinkt er schon Willi Merkens in die Arme zurück.

Das Fahnentuch umhüllt sie beide. Ein Unteroffizier greift den Fallenden auf, schleppt ihn aus dem Tumult heraus. Da haucht der noch röchelnd: „Verlaßt die Fahne nicht" . . .

Hoch flattert sie über Willi Merkens, emporgereckt von seinen nervigen Armen. Sein Atem rasselt aus der Brust. Eine herausgestöhnte Begeisterung. Seine Augen in starrem Glanz — geradeaus nach dem General hin. General in Dampf und Glut. Vorwärts! Wir müssen durch! Wir müssen!!

Die Mannschaften wild jauchzend vor — da jauchzen sie nicht mehr — stumm fallen sie hin. . . Ein Sprung über sie weg. Die zweite Reihe, die dritte. Hurra! Und stumm. Und sinken. Die nächsten vor! Marsch! Marsch! Marsch! Hinein in den Höllenrachen! Und immer mehr fallen und sinken und vorwärts! Vorwärts! Und wo die Fahne ist, wollen auch sie sein. Und wo der General ist, wollen auch sie sein! Was schert uns das Leben. Deutschland über alles! Mit Wonne in den brüllenden Tod. Wir müssen durch, müssen, müssen, hundert Mann in die Bresche hinein. Und hundert, wieder hundert. Und über hundert, über die zuckenden Leichen. Und haben's nicht geachtet, daß daheim die Mütter weinen, die Frauen weinen, und knirschten nur: Wir müssen durch! Wir müssen durch!

Herrgott, Herrgott, was ist das? Aus einer breiten



Wolfsgrube vor ihnen krabbelt's plötzlich herauf. Schuß um Schuß in die Beine, die Knie. Springen gegen die Fahne vor. Willi Merkens weicht zurück, sucht Deckung — da sieht er hinter sich nur noch fünf Mann des Bataillons. Die andern überfluten die Wolfsgrube, strömen dem Gros nach. Die Fahne abgeschnitten! Fünf Mann sammeln sich um sie. Jeden Schritt breit zur Fahne her soll man sich mit Strömen Bluts erkaufen. Da sinkt schon von den fünfen ein Mann. Und da, in der höchsten Not, reißt Willi Merkens das Fahnentuch ab, wickelt es um sich, zerschlägt die Fahnenstange. Und nun: Degen in die Faust und sich durchschlagen.

Zurückgedrängt über eine Anhöhe. Die Böschung fällt in einen Schluchtenweg hinunter. Dort in der dumpfen Feuchtigkeit hängen noch die Schatten der Nacht. Hinunter in die Finsternis. Die andern ihm nach. Und da und dort noch einer, der von seinem Bataillon versprengt war. Sie sammeln sich. Sie lauern in der Finsternis versteckt auf ihre Verfolger.

Da hören sie etwas weit hinter sich. Kein Schießen, ein polterndes Geräusch. Hinter der Schlucht muß es sein. Wie das Holpern einer langen Wagenreihe. Demnach muß die Straße hinter der Schlucht herführen. Auf! Und da sehen sie die Laterne des die Spitze führenden Wagens über die Landstraße blitzen. Hinter ihm die lange Reihe der breiten Lastwagen, die Fracht mit Segeltuch überdeckt, ragende Silhouetten von Wasserpumpen, Säge- und Bohrmaschinen, Rammen, Pontons, Feldbahnen, Soldaten mit Picken und Schaufeln. Dann ein Schüttern, daß der Boden unter den Füßen erbebte: ein langes Lastauto mit den schweren Eisenträgern.

Hurra, die Brückenkompagnie. Eine vorgeschobene Abteilung, um die von den Belgiern gesprengten Maasbrücken zum Einzug in Lüttich wiederherzustellen.

Hallo! Da finden sie bei den Brückenmännern noch andere aus dem Gefecht versprengte: einen Hauptmann, einen Leutnant, mit ihnen noch ein paar Mann aus Rostock. Dann noch einen Major.

Die Brückenleute versicherten, daß sie auf der Landstraße in keiner Weise belästigt wurden. Also Waffen in Bereitschaft und los! Was an Mannschaft im Wagen und auf der Maschine Platz fand, nahm man mit.

Kreuzungstraße, Wegweiser rechts und links. In der Dunkelheit war nichts zu entziffern. Da stieg ein Soldat auf den Rücken des andern, leuchtete mit einem Taschenfeuerzeug den Arm des Wegweisers ab. Ei der Deixel. Krabbelte drunten was? Eine Frau versteckt hinter dem Wegweiser, eine alte Frau. Auf den Knien und mit flehend erhobenen Händen, ein Angststammeln, konfuser Mischmasch von Deutsch und Wallonisch.

„Isch lieben die Deutsch .. Oh wayi (o ja); komme Sie, Mossieu General, ich machen euch eine gute Soppe ..."

„Keine Angst, Mutterchen", rief der Major. „Aber in drei Teufels Namen. Wie kommen Sie hierher?"

„Isch aus die Moulin, Mossieu le General ..." Wies in die Richtung des Mühltals.

„An der Mühle setzte der Sturm an, Herr Major," sagte Willi Merkens, „von dort aus gingen wir vor."

„Gut, dann soll das Mutterchen auf die Maschine und uns den Weg nach der Mühle zurückzeigen."

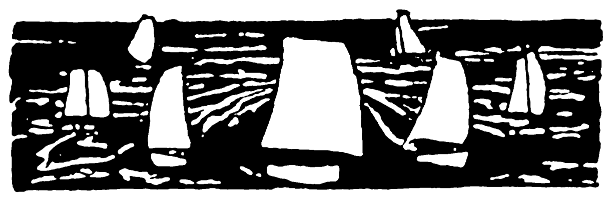
(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 6. | Berlin, den 6. Februar 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.



Die sieben Tage der Woche.

26. Januar.

Beiderseits des Kanals von La Bassée greifen unsere Truppen die Stellungen der Engländer an. Der Angriff der Badener südlich des Kanals hatte vollen Erfolg.

Auf den Höhen von Craonne, südöstlich Laon, finden für unsere Truppen erfolgreiche Kämpfe statt.

Im Südteil der Vogesen werden sämtliche Angriffe der Franzosen abgewiesen.

27. Januar.

Bei Cuinchy südwestlich La Bassée versucht der Feind die ihm entrissene Stellung zurückzuerobern. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen.

Die Kämpfe auf den Höhen von Craonne haben vollen Erfolg. Die Franzosen wurden aus ihrer Höhenstellung westlich La Creute Ferme und östlich Hurtebise geworfen und auf den Südhang des Höhengeländes gedrängt. Mehrere Stützpunkte auf einer Breite von 1400 Meter wurden von den Sachsen im Sturm genommen.

Generaloberst v. Bülow wird zum Generalfeldmarschall und der ehemalige Kriegsminister General der Kavallerie v. Einem, gen. v. Rothmaler, zum Generalobersten befördert.

Zum Generalquartiermeister ist an Stelle des zum Kriegsminister ernannten Generals Wild v. Hohenborn der Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven ernannt worden.

28. Januar.

Auf den Craonner Höhen werden dem Feind weitere, an die vorgestern eroberte Stellung östlich anschließende 500 Meter Schützengräben entrissen. Französische Gegenangriffe wurden mühelos abgewiesen. Der Feind hatte in den Kämpfen vom 25. bis 27. Januar schwere Verluste. Ueber 1500 tote Franzosen lagen auf dem Kampffeld, 1100 Gefangene, einschließlich der früher gemeldeten, fielen in die Hände unserer Truppen.

29. Januar.

Ein russischer Angriff in Gegend Kussen, nordöstlich Gumbinnen, scheiterte unter schweren Verlusten für den Feind.

Nordöstlich Bolimow, östlich Lowicz, warfen unsere Truppen den Feind aus seiner Vorstellung und drangen in die Hauptstellung ein. Die eroberten Gräben wurden trotz heftiger nächtlicher Gegenangriffe gehalten und eingerichtet.

Im westlichen Teil der Argonnen unternehmen unsere Truppen einen Angriff, der einen nicht unbedeutenden Geländegewinn einbrachte. An Gefangenen blieben in unseren Händen: 12 Offiziere, 731 Mann, erbeutet wurden: 12 Maschinengewehre, 10 Geschütze kleineren Kalibers. Die Verluste des Feindes sind schwer, 400 bis 500 Tote liegen auf dem Kampffelde, das französische Infanterieregiment 155 scheint aufgerieben zu sein.

Französische Nachtangriffsversuche südöstlich Verdun werden unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

30. Januar.

Der Kaiser trifft in Berlin ein.

Die heftigen Kämpfe der letzten Tage führen, wie der österreichisch-ungarische Generalstab meldet, in den Karpathen zur Wiedereroberung der Paßhöhen.

Aus England wird gemeldet, daß das deutsche Unterseeboot „U 21" die englischen Dampfer „Ben Cruachan" und „Linda Blanche" in der Irischen See, ferner den Dampfer „Tokomaru" versenkt hat.

Nach einer Meldung aus Tokio hat die „Karlsruhe" in den amerikanischen Gewässern wieder zwei englische und einen französischen Dampfer versenkt.

31. Januar.

Bei Cuinchy, südlich der Straße La Bassée—Béthune, sowie bei Carency (nordwestlich Arras) werden den Franzosen einzelne Schützengräben entrissen.

1. Februar.

Am heutigen Tage treten die Bestimmungen über das Einheitsbrot und die Begrenzung des Maximalverbrauchs in Kraft. In Paragraph 1 der Verordnung wird die Entnahme von Brot und Mehl nur mit der Beschränkung für zulässig erklärt, daß auf den Kopf der Bevölkerung an Brot und Mehl insgesamt für jede Kalenderwoche höchstens zwei Kilogramm entfallen.

✠✠✠

Weltmächte.

Von Professor Dr. K. Dove, Freiburg i. B.

Zu keiner Zeit ist die Frage nach dem Wesen einer Weltmacht wichtiger gewesen als heute. Ist doch der letzte Grund des furchtbaren Völkerringens unserer Tage kein anderer als das neiderfüllte Bewußtsein Englands, daß die gefürchtete Großmacht Deutschland auf dem besten Weg sei, sich eine Weltstellung zu erringen. Auf der anderen Seite hat die ungeheure Kraft, mit der das Deutsche Reich den Krieg nach drei Fronten führt, das Staunen aller Neutralen und die Wut seiner Feinde erweckt, während die geringen Erfolge der Russen die Schar unserer offenen und heimlichen Gegner einigermaßen enttäuscht hat. Die Formeln, nach denen Gelehrte und Staatsmänner die Staaten der Erde in bestimmte Rangklassen einordneten, geraten wie so viele andere Theorien ins Wanken. Neue, bessere Grundlagen ihrer Einschätzung sind nicht mehr wie bisher auf dem Weg philosophischer Erwägungen zu erlangen, zu ihrer Schaffung bedarf es vielmehr der Beachtung aller der Dinge, in denen sich das wirtschaftliche und das politische Leben der verschiedenen Reiche äußert. Daß wir uns über die ihre Machtstellung begründenden Einzelheiten klar werden, ist um so wichtiger, als unser eigener Einfluß durch die genaue Kenntnis fremder Verhältnisse nur gewinnen kann.

Einer der landläufigen Irrtümer, in den selbst politisch reife Persönlichkeiten gar nicht selten verfallen,

ist die Überschätzung des Raumes, gelegentlich auch der Menschenzahl bei der Beurteilung der einem Volk zu Gebote stehenden Machtmittel. Ginge es nach diesem Maßstab, dann wäre die einzige wirkliche Weltmacht, die das Altertum gekannt hat, das römische Reich, unbedeutender gewesen als das der Perser, denn seine Größe entsprach nur der des europäischen Rußland und stand hinter jenem noch um rund 2 Millionen Quadratkilometer zurück. Ein einseitiger Vergleich von Größe und Volksmenge hinkt aber schon deshalb, weil der Begriff eines in der ganzen Welt maßgebenden Staates, ohne den man sich weder den internationalen Verkehr noch den Handel von Erdteil zu Erdteil zu denken vermag, zugleich eine hohe Stufe der äußeren Kultur voraussetzt. Das Mongolenreich, das im 13. Jahrhundert in Asien und im Osten Europas politisch eine große Rolle gespielt hat, und das etwa die Hälfte der Fläche des heutigen Gesamtrußland einnahm, hat auf den Gang des wirtschaftlichen Lebens der Menschheit einen so geringen Einfluß geübt, daß man es wohl unter die historischen Riesenreiche, niemals aber unter die Weltmächte im eigentlichen Sinn des Wortes wird rechnen dürfen.

Hier haben wir nun bereits zwei durchaus anwendbare Maßstäbe zur Beurteilung des wirklichen Gewichtes, das den führenden Großmächten eignen muß, wenn ihre Stimme im Frieden wie im Krieg von sämtlichen Völkern der Erde in wichtigen Angelegenheiten gehört werden soll. Sie müssen im eigenen Land eine Bevölkerung beherbergen, die imstande ist, auch für den Kampf mit mehreren starken Feinden eine völlig ausreichende Zahl von Kämpfern zu stellen. Diese brauchen keineswegs einer Nationalität zu sein, aber notwendig ist, daß eine in ihren Grundzügen gleiche Weltanschauung, vor allem aber daß ein kräftiger Staatsgedanke sie gegenüber dem Ausland als eine wirkliche Einheit zeigt. Jedermann wird sich der Zahlenzusammenstellungen erinnern, die, von unsern Gegnern oder von übelwollenden Blättern neutraler Länder stammend, den Nachweis zu führen suchten, der Zweibund müsse unter allen Umständen infolge seiner viel geringeren Menschenmassen unterliegen. Welch ein Unsinn es war, bei diesen Berechnungen z. B. die gesamte Bevölkerung der britischen Kolonien mit vollem Wert einzusetzen, hat der bisherige Verlauf der Ereignisse gezeigt. Man konnte damals und kann heute mit noch mehr Recht sagen, da doch auch die Vorbildung des Heeres eine Rolle spielt, daß auf Grund ihrer *organisierten* Volkskraft überhaupt nur drei Staaten Anspruch auf den Rang einer Weltmacht erheben dürfen, wenngleich die eine von ihnen in dem ehrlichen Friedenswillen ihr Gewicht niemals rücksichtslos in die Wagschale geworfen hat. Es sind Deutschland, Rußland und, aber nur hinsichtlich der Flotte, England. Allein die Wirtschaftsgeographie der letzten Jahrzehnte vermag den Nachweis zu führen, daß in letzter Linie nur zwei von ihnen alle Bedingungen erfüllen, die ihnen einen Einfluß auf das Leben der Erde sichern können und, was Deutschland anlangt, nach dem Friedenschluß hoffentlich in gegen früher stark erhöhtem Grad sichern werden.

Wenden wir uns noch einmal zum Römerreich zurück, das in vieler Beziehung an die modernen Weltmächte erinnert. Es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung durchaus nicht die ganze bekannte Erde. Wohl aber ergänzten sich die zu ihm gehörenden Gebiete in glücklichster Weise, um dem politisch und wirtschaftlich maßgebenden Land, Italien, alle Rohstoffe und Handelsgüter zu liefern, deren seine hochentwickelte Kultur bedurfte. Zugleich aber war eine zweite, unerläßliche Forderung erfüllt, die eine Grundbedingung der wirklichen Ausübung der Macht bildet, die technische Ausgestaltung des Verkehrs hatte in diesem bewundernswerten Reich die höchste Stufe der damals möglichen Vollkommenheit erreicht. Erfahren wir doch von Cäsar, daß er dank der Güte des Straßennetzes und der Ausbildung des Relaiswesens an einem Tag bisweilen 300 Kilometer zurückgelegt habe, was der Länge der Berlin—Hamburger Bahn gleichkommt. Auch empfing das luxuriöse Rom schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung Obstsendungen aus Nordafrika in seinem Hafen Ostia nach drei Tagen.

In Rohstofferzeugung und Absatz möglichste Unabhängigkeit vom Ausland, gute Verbindung aller wichtigen Teile des Reiches untereinander und endlich eine weitgehende Sicherung dieser Verbindungen durch eine starke militärische Macht waren also und sind noch heute die Grundlagen höchsten politischen Einflusses auf die Geschicke der Menschheit. Hiernach ist ohne weiteres klar, daß das russische Reich trotz seiner Menschenmassen nur sehr geringen Anspruch auf den Rang einer Weltmacht erheben darf. Dagegen ist England ganz entschieden eine solche, und es ist gut, wenn wir uns bei allem berechtigten Haß gegen das selbstsüchtige Volk und seine frevelhafte Regierung über diese Grundlagen seiner Macht klar werden.

In der Rohstofferzeugung, die ja für dies größte aller Industrieländer von grundlegender Wichtigkeit ist, besteht überm Kanal in der Tat die denkbar größte Selbständigkeit. Nur in einem einzigen, freilich besonders wichtigen Roherzeugnis ist auch Großbritannien völlig von nichtbritischen Gebieten abhängig: in der Baumwolle. Alles andere, was wirklich Bedeutung besitzt, das Kupfer etwa ausgenommen, können ihm einschließlich der Nahrungsmittel die eignen Besitzungen in ausreichender Menge liefern, und wenn sie dies noch nicht taten, so liegt das daran, daß das Vereinigte Königreich bisher durch keine Kriege verhindert worden ist, sie von anderswoher zu beziehen. Immerhin bedingt die Vernachlässigung der Erzeugung von Fleisch und Getreide innerhalb der eignen Besitzungen auch dann eine Schwäche Großbritanniens, wenn es ihm gelingen sollte, die Zufuhr von außerhalb mit Hilfe seiner Flotte in vollem Umfang aufrechtzuerhalten, da es selbst in diesem nicht sehr wahrscheinlichen Fall in seiner Lebensmittelversorgung auf die Mitwirkung neutraler Länder angewiesen ist. Überhaupt ist der ungeheure Bedarf an Nahrungsmitteln (1911 für beinahe 4 Milliarden Mark gleich rund drei Zehnteln des Wertes der Gesamteinfuhr) eine größere Gefahr für die Machtstellung des britischen Reiches als selbst der Mangel an ausgebildeten Landtruppen.

Abgesehen von diesen Mängeln ist aber das Reich vorzüglich auf alle Möglichkeiten der Weltbeeinflussung eingerichtet. Von der Deckung der Verbindungen der einzelnen Teile durch die Flotte soll hier nicht gesprochen werden; das ist Sache militärischer Sachverständiger. Indessen hat kein Land so wie England verstanden, sich den Besitz der wichtigsten Punkte an den Hochstraßen des Weltverkehrs zu sichern. Von den sechs Hauptverbindungstraßen, die die drei Ozeane unserer Erde miteinander verknüpfen, werden nicht weniger als fünf von England beherrscht, und die Eingänge der wichtig-



sten von ihnen, des Mittelländischen Meeres, befinden sich tatsächlich völlig in seiner Hand. Ebenso verstand es von jeher, sich die besten Eingangstore in die Haupthandelsgebiete von Außereuropa zu sichern. So kommt es, daß von den dreizehn nichteuropäischen Welthäfen mit einem Ankunftsverkehr von mehr als 5 Millionen Tonnen (1910) sechs im Besitz der Briten sind. Von dem Zielbewußtsein, mit dem unser gefährlichster Widersacher es verstanden hat, unter sorgfältigster Berücksichtigung verkehrsgeographischer Erwägungen auch in neu erschlossenen Erdgebieten vorzugehen, spricht zur Genüge, daß von den auf weite Strecken schiffbaren Eingangslinien des afrikanischen Festlandes wiederum alle bis auf eine, wenn auch nicht politisch, so doch tatsächlich von Großbritannien beherrscht werden.

Was Wunder, daß eine Macht, deren Riesenflotte die Verbindung mit seinen ungeheuren Besitzungen, einem Viertel der bewohnten Erde, in weitgehendem Maß zu sichern vermag, in seinen Kolonien trotz freihändlerischer Bestrebungen auch einen der wichtigsten Abnehmer der eigenen Erzeugnisse besitzt. Von der Ausfuhr von Großbritannien und Irland kamen 1911 für fast 3¼ Milliarden Mark auf diese Besitzungen, eine Summe, die schließlich nur einen kleinen Teil dessen wiedergibt, was diese Kolonialländer tatsächlich für die ständige Vermehrung des britischen Nationalvermögens leisten. Man denke beispielsweise nur an die riesigen, von Engländern in Außereuropa erworbenen Summen, die ganz oder teilweise nach Großbritannien fließen. Kurz, auch hinsichtlich der finanziellen Stärkung bedeutet die Ausdehnung des britischen Reiches über die Erde unbedingt eine kaum hoch genug zu schätzende Stärkung der wirtschaftlichen und politischen Macht.

Demgegenüber erweist das der Fläche nach so ungeheure Russenreich sich als eine Macht niedrigeren Grades. Wenige Häfen zweiten und dritten Ranges vermitteln den Verkehr mit seinen eignen fernsten Besitzungen, der durch die einzige nach dem Stillen Ozean führende Bahnlinie auch nur in ganz unzureichender Weise aufrechterhalten wird. Die Verbindung der einzelnen Landesteile, auf die es namentlich in militärischer Hinsicht so sehr ankommt, ist aber östlich der Weichsel im Vergleich mit Westeuropa so mangelhaft, daß das russische Reich in dieser Hinsicht selbst hinter kleineren Großmächten zurücktritt. Nehmen wir etwa den Fall der Heranziehung neu auszuhebender Mannschaften nach den Garnisonen. Da ist selbst die kleinste unter den europäischen Großmächten, Italien, in besserer Lage, denn hier braucht selbst im gebirgigen Süden der Einwohner nur etwa elf Kilometer zurückzulegen, um die nächste Bahnlinie zu erreichen, während er im inneren Rußland dazu in vielen Fällen mehrere Tage rechnen muß. Ferner kann Rußland auch in seiner Gütererzeugung das Ausland in den meisten Dingen, die das moderne Großgewerbe verlangt, nicht entbehren. Trotz seiner Größe, die die Europas um mehr als das doppelte übertrifft, vermag es nur auf einer räumlich äußerst beschränkten Fläche Rohstoffe, wie die Baumwolle, hervorzubringen, während die vielen notwendigen Stoffe, welche die heiße Zone liefert, nirgends in dem Riesenreich wachsen und zudem so unentbehrliche Dinge, wie die Kohle, nur in recht mäßigen Mengen vorhanden ist.

Wenn wir sachlich urteilen, so dürfen wir mit viel mehr Recht behaupten, daß Deutschland alle Aussichten hat, dermaleinst in den Rang einer wirklichen Weltmacht einzutreten, ja, daß es als solche, solange es seine heimische Bevölkerung selbst ernähren kann, sicherer dastehen würde als Großbritannien und Irland. Der gegenwärtige Krieg hat besser als jede Theorie erwiesen, wie unsere Verkehrseinrichtungen das Vollkommenste in bezug auf die Vereinigung wie auf das Hin- und Herschieben unserer Heeresmassen leisten. Freilich sind sie auch mit sorgsamer Berechnung auf diesen Zweck, die Sicherung des Landes, hin ausgebaut worden. Ebenso besitzt das Reich in Überfülle das wichtigste Material für die Erhaltung seiner Großindustrie, die Kohle. Seine Handelsflotte, diese einzige Vermittlerin der Beziehungen zu Außeneuropa, steht zwar weit hinter der Großbritanniens zurück, übertrifft aber die aller übrigen Staaten der Erde um ein beträchtliches. Was uns indessen fehlt, sind Gebiete für ausreichende Rohstoffversorgung sowie für sicheren Absatz, wie ihn andere Länder in ihren Kolonien besitzen. Daß zur Aufrechterhaltung der Sicherung solcher Gebiete und des Seehandels schließlich auch eine stärkere Flotte als die vorhandene gehört, braucht man wohl heute niemand mehr zu beweisen.

Folgende Zusammenstellung zeigt das augenblickliche Mißverhältnis, das ausgeglichen werden muß, soll unser Vaterland die seiner Industrie und seinem Handel entsprechende Stellung in der Welt erringen. Um das Jahr 1912 betrugen:

in	Gesamthandel in Millionen Mark	Kolonialbesitz im Verhältnis zum Mutterland (Mutterland = 1)	Koloniale Untertanen im Vergleich z. Einwohnerzahl des Mutterlandes (Mutterland = 1)
Großbritannien und Irland	27 421	1 : 96 · 6	1 : 8 · 2
Rußland	5 947	1 : 3 · 1	1 : 0 · 24
Frankreich	11 670	1 : 14 · 8	1 : 1 · 2
Deutsches Reich . .	21 256	1 : 5 · 4	1 : 0 · 19

Welches von den vier Ländern zunächst England auf Grund seiner Stellung im Wirtschaftsleben der Erde den meisten Anspruch auf eine entsprechende Sicherung seiner Ein- und Ausfuhr hat, und welches am allermeisten im Hintergrund geblieben ist, bedarf nach dieser kleinen Zahlentafel keiner besonderen Erörterung mehr. Da die Nebeneinanderstellung vergleichbarer Zahlen aber in jedem Falle eine wünschenswerte Ergänzung des geschriebenen Wortes bedeutet, so mag noch eine andere, die innere Kraft des Wirtschaftslebens bezeichnende Reihe von solchen folgen, die auch die werdende Weltmacht auf der Westhalbkugel berücksichtigt. Um das Jahr 1911 kamen auf jedes Tausend Einwohner:

in	Reg.-Tonnen der Handelsdampferflotte (netto)	Kohlenförderung in Tonnen	Brotkorn (Weizen und Roggen) in Tonnen
Großbritannien und Irland	236 · 8	6100	34
Rußland	3 · 7	200	318
Frankreich	21 · 2	1040	252
Deutschland.	38 · 7	3620	246
Vereinigte Staaten von Amerika . .	(brutto) 26 · 8	4890	226

In diesen Ziffern treten die großen Stärken Englands wie seine größte Schwäche, der Mangel an Nah-

rungsmitteln im eigenen Land, ebenso deutlich hervor wie die starken Seiten seiner Nebenbuhler auf dem weltwirtschaftlichen Feld, Deutschlands und der nordamerikanischen Union. Von ihr habe ich eben gesagt, sie sei eine werdende Weltmacht. Daß sie zunächst noch keine ist, zeigt nicht nur ihre geringe Militärmacht, sondern auch ihre weit hinter unserm Vaterland zurückbleibende Bedeutung im Seeverkehr. Was aber bei uns bisher einen Mangel bedeutet, das Fehlen größerer Kolonialländer, ist es viel weniger bei den Vereinigten Staaten. Denn dies über drei Klimazonen sich erstreckende Riesenland vermag wie kein zweites auf der Welt eine Fülle wichtiger Rohstoffe zu liefern, und seine ständig wachsende Bevölkerung ist eine Abnehmerschaft für seine Industrieerzeugnisse, die einem von einem größeren Kolonialreich gebildeten Markt mindestens gleichwertig an die Seite gestellt werden kann.

Und wir? Nun, wir müssen, mögen wir wollen oder nicht, unsere Stellung unter den Völkern ganz anders festigen, selbst wenn wir weiter nichts wollten, als unsere vor dem Kriege erreichte Stellung behalten. Heer und Nahrungsmittelversorgung geben uns bereits den Rang einer in der ganzen Welt maßgebenden Macht. Was uns fehlt, ist zunächst eine stärkere Flotte, vor allem aber Stützpunkte für ihre Tätigkeit, deren wir außer Tsingtau keinen einzigen besessen haben. Unser Volk brauchte an besonders wichtigen tropischen Genußmitteln schon im Jahr 1911 für rund eine halbe Milliarde, für die wichtigsten, bei uns nicht oder nur ungenügend vorhandenen industriellen Rohstoffe verausgabte es im gleichen Jahr bereits weit über 2 Milliarden Mark. Dieser ungeheure Bedarf muß nicht allein im Verkehr gesichert, er muß auch nach Möglichkeit in eigenen Kolonien erzeugt werden.

Dazu bedürfen wir aber einer gründlichen und zielbewußten Aenderung der augenblicklich noch bestehenden Zustände. Dasselbe gilt von unserer Ausfuhr, deren Wert 1901 69, 1912 dagegen schon 79 vom Hundert der englischen betrug. Sie hatte sich in wenig mehr als einem Jahrzehnt verdoppelt!

Mögen sich unsere Widersacher, vor allem England, noch so sehr sträuben, sie werden nicht erreichen, daß Deutschland auf dem Weg, der es zwar nicht zur Weltherrschaft, wohl aber zur Stellung einer Weltmacht führen soll, mutig weiter fortschreitet. Die hier angeführten Lebensbedingungen, deren es sich erfreut, drängen es von selbst dazu. Und der Krieg wird die von den Feinden sehr wenig gewünschte Folge haben, daß das Ziel eher erreicht wird, als es sonst möglich gewesen wäre. Wieder einmal wird sich zum Segen der Menschheit erweisen, daß auch in der Völkergeschichte aus Bösem das Gute erwächst.

Was der Soldat im Felde erlebt.

Von Kurt Robitschek.

Die Funktionen des Hörens und Sehens sind im Felde gleich den andern Verrichtungen des menschlichen Körpers auf besonderen Dienst eingestellt. Kinematographisch schnell wechseln die Bilder, die der geniale Spielleiter Leben hier stellt, und kaum hat das Menschlein die Größe des einen Augenblicks erfaßt, eröffnet sich schon der gewaltige Ausblick eines neuen Erlebnisses. Und alle die Feldgrauen, die im Toben des Kampfes stehen, sind Zeugen unvergeßlicher Geschehnisse. Und die meisten unter ihnen genießen teils bewußt, teils unbewußt das Wunderbare des Nochnichtdagewesenen und Niewiederkommenden. So wird die Tat der heiligen Pflichterfüllung belohnt durch das wunderbare Gefühl des Miterlebens einer großen Zeit.

Der Soldat im Felde erlebt im einzelnen Dinge, die keineswegs weltbewegend und geschichtserschütternd sind. Die unerhörten Ausdehnungen der heutigen Schlachtfelder lassen das einzelne Individuum im Raum verschwinden. Große Siege, tragische Niederlagen entgehen völlig seinem Unterbewußtsein; dagegen prägen sich um so schärfer kleine Einzelheiten in dem großen Ringen der Seele und dem Gedächtnis ein, Eindrücke, die für den einzelnen wichtiger werden als das gewaltige Ganze.

Die Verpflegung des Heeres ist seine Schlagkraft. Selbstverständlich kann sie nicht in den regelmäßigen Bahnen des Kasernenlebens gehalten werden, da die Bewegungen des Schlachtenganges dem entgegenstehen. „Die Menage ist fertig! Die Feldküchen sind da!" Zauberworte, die für das Ohr des Mannes gar lieblichen Klang besitzen. Wie Abendglocken! In doppeltem Sinn trifft dieser Vergleich zu: die Ausspeisung der in Schwarmlinie liegenden Truppen kann meist nur des Nachts erfolgen. Bei Tage würden die Feldküchen unweigerlich dem feindlichen Artilleriefeuer zum Opfer fallen. Aber auch des Nachts bestreichen die Russen das Land hinter den Schützengräben unablässig mit ihren Kanonen, um die Proviantzufuhr zu vernichten.

Da kommt es wohl vor, daß unsere Köche, die in ihrer Art sicherlich Helden sind, ihre sehnlichst erwarteten Gaben den Kameraden in der Feuerlinie nicht zuführen können. Manchmal zwei, drei Tage!

Haben die Bauern noch kleine Vorräte, dann teilen sie gern mit unsern Jungen. Aber wie oft kommt die traurige Antwort: „Niemam! Moskali zabràli!" (Hab nichts mehr, die Russen haben alles genommen!)

Wir sind eben in einem Gebiet, dem die Russen bereits vorübergehend einen kurzen Besuch abgestattet haben. Oder gar die Kosaken! Der Muschik (russischer Feldsoldat) nimmt ja nur, was er für seines Leibes Bedürfnisse braucht — die Bezahlung vergißt er meistens in der Hast des Rückzuges. Aber die Kosaken!

„Dajtje muje jestj!" (Geben Sie mir zu essen!)

„Dajtje muje pitj!" (Geben Sie mir zu trinken!)

Und ein besonders ironischer Geselle meint noch lachend: „Ja saplatschu sa eto!" (Ich zahle dafür!)

Diese Bezahlung ist eine seltsame: Solange die Kosaken ungestört sind, nehmen sie, was vorhanden ist. Dann stört sie eine anrückende, meist numerisch schwache Patrouille auf. Was nicht niet- und nagelfest ist, wird schleunigst auf die kleinen, zähen Pferde aufgepackt, alles andere in Brand gesteckt.

Schauernd sehen die Wirte den Dank ihrer Gäste: ihr ärmliches Hab und Gut geht in Flammen auf, eine brandrote Anklage gegen die Vorkämpfer der Kultur, England und Frankreich, die uns als Streiter die Mordbrennerhorden der Kosaken in das Land sandten.

Wir marschieren durch einen Trümmerhaufen, der ehemals ein Dorf war. Hier und da sitzt noch ein Bauer auf den Trümmern seines Besitzes, fassungslos darüber, daß all sein Besitz in wenigen Stunden Schutt und Asche wurde.

Da krampft sich das Herz zusammen, da wird die Wut begreiflich, mit der einzelne Regimenter gegen die Kosaken vorgehen.

Bei Krasnik war es. Da ging eine Eskadron Honvedhusaren, nachdem sie die Karabiner umgehängt hatten, mit bloßen Händen gegen eine überlegene Anzahl Kosaken vor. Zersprengten sie und schleppten Hunderte von Gefangenen halb erwürgt zurück.

Und am San verfolgte ein Husar einen Kosaken beinah bis in die feindlichen Reihen. Brachte ihn triumphierend zurück. Als man ihn wegen seiner unnützen Tollkühnheit zur Rede stellte, sagte er nur: „Die Kosaken haben vor einigen Wochen in Ungarn meinem Vater zwei Pferde gestohlen — und das muß ich rächen!"

* * *

Rast bei der Vorrückung. Kaum hat der Trompeter das Signal gegeben, greifen fast alle Hände rasch nach Bleistift und Feldpostkarte, um den Lieben in der Heimat ein Lebenzeichen zu geben. Offiziere und Mannschaft — alles vertieft sich mit Eifer in diese Tätigkeit. Man weiß, daß ungeheure Wellen von Liebe und Angst um die Schlachtfelder branden. Und wie wunderbar ist es gar, wenn die Feldgrauen Grüße aus der Heimat erhalten. Es ist eine verklärte Poesie, die Worte nicht zu schildern vermögen. Oft ist es nur eine Karte mit wenigen nichtssagenden Worten. Aber zwanzigmal am Tage zieht der Soldat das Papierblättchen hervor, um immer wieder jene Worte vor Augen zu haben, die er längst schon auswendig kann.

Heimatsehnsucht. . . .

* * *

Über die typische Leere des Schlachtfeldes ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Das ist die große Enttäuschung des modernen Krieges.

Hieraus resultiert auch die geringe Glaubwürdigkeit, die den Erzählungen verwundeter Soldaten zukommt. Der Mann sieht nur das Leben im Schützengraben, sieht, wie Kameraden fallen oder verwundet werden, aber das, was uns Geschichtenerzähler von den großen, oft fröhlichen Schlachten älterer Zeiten berichten, das erlebt der einzelne Mann nicht.

Über ihm das Pfeifen und Surren eigener und feindlicher Artilleriegeschosse und weit hinten am Horizont das Auftauchen weißgrauer Rauchwolken. Das ist alles.

Nur wenn das Sturmsignal ertönt, ändert sich das Bild. War der Krieg bisher ein Kampf der Maschinen, so wird jetzt „der Mann etwas wert".

Und die Russen vertragen unser „Hurra" wenig. Die Hände fliegen in die Höhe, die Gewehre weit weg.

„Boze! Boze!" (Gott! Gott!)

Angstvoll rufen es Hunderte Kehlen. Sind sie gefangen, sind sie überglücklich; denn sie wissen, daß sie nach Wochen endlich bei uns etwas zu essen bekommen.

* * *

Ein Gefangenentransport wird an uns vorübergeführt. Meist sind es gutmütige Gesichter, die unser Auge erblickt. Sie sind mit ihrem Los zufrieden, sehr gesprächig und freuen sich über die gute Behandlung, die ihnen zuteil wird. Ihre Vorgesetzten haben ihnen ja wahre Schauermärchen von brutaler Behandlung, die wir an unsern Gefangenen ausüben, erzählt. Und nun bemerken sie mit Erstaunen, daß sie als Menschen, arme bemitleidenswerte Menschen behandelt werden, die ein despotischer Geist mit Knuten und Maschinengewehren vor die Mündungen unserer Geschütze treibt.

Sie sind froh, Gefangene zu sein, weil sie nicht wissen, wofür sie kämpfen.

Vaterland?!

Sie haben keins....

Die typischen kleinen Bauernwagen, mit ebensolchen Pferden bespannt, haben vom Etappenkommando Munition gebracht und führen nun Verwundete aus der Feuerlinie. Manch einer bettet sein Haupt auf dem Stroh dieses Gefährtes zum letzten Schlaf. Was ärztliche Kunst zur Erhaltung des Lebens vermag, hat sie getan.

Überhaupt die Ärzte im Feld! Hier offenbart sich ein stilles, bewundernswertes Heldentum, das dem der Krieger würdig zur Seite steht.

Unter Lebensgefahr — die Fahne des Roten Kreuzes ist meist ein geringer Schutz — erfüllen die Ärzte ihre Pflicht. Tag und Nacht fordert der Krieg gebieterisch die Entfaltung ihrer ganzen Kunst. Wenige Stunden Schlaf unterbrechen die harte Arbeit.

Und trotzdem haben sie für jeden Verwundeten noch ein gutes Wort, teilen die letzte Zigarette mit einem armen Teufel.

Auch Frauen finden wir in ihrer Schar. Alles, alles Helden!

Pfleger und Pflegerinnen vom Roten Kreuz tun mehr als ihre Pflicht, denn sie verrichten nicht nur ihren Dienst, nein, sie richten auch seelisch durch rechte Worte zu rechter Zeit die Verwundeten und Kranken auf.

Es ist wunderbar, wenn sich knapp neben dem Reich des Schreckens und des Hasses die Gefilde der Menschenliebe ausbreiten.

* * *

Sie haben erfahren, daß der Feind vertrieben sei. Da gibt es kein Halten mehr: gebieterisch drängt es sie zur Scholle zurück.

Wieder wandern sie mit wenigen Habseligkeiten, die in der Eile der Flucht noch zu retten waren, in die Heimat.

Und finden Trümmer...
Das ist der Krieg!

* * *

Der technische Fortschritt unserer Waffen zeugt von der Größe des Menschengeistes. Aufbauen und zerstören vermag er mit einer Kraft, die bislang nur den Elementen zukam.

Unsere 30,5-cm-Mörserbatterie gab am San den ersten Schuß ab. Ein Volltreffer! Eine ganze feindliche Batterie flog in die Luft, die Erde bebte, und ein feiner Staubregen ergoß sich über das Schlachtfeld.

Und als wir die Stellung gestürmt hatten, da sahen wir mit Grauen und Bewunderung die Zerstörung. Festgefügte Geschütze, Panzerplatten, Betonmauern — zerrissen wie Papierblätter. Wir standen stumm und staunten! Menschengeist, Menschenwerk. . .

Der Trompeter blies: „Zum Gebet!"

Das war der Sieg...



Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

So reich auch diese Zeit an Gefechten und Schlachten auf dem Land sein mag, auf dem Meer herrschte bisher eine bemerkenswerte Zurückhaltung. Nur hin und wieder geht die Kunde durch die Welt, daß zur See ein Treffen stattfand und der eherne Mund der Schiffsgeschütze den übrigen Kampfeslärm übertönte.

Fünf Weltmächte stehen gegeneinander auf dem Plan, und ebenso viele Flotten, wozu noch die der Türkei kommt, schwimmen mobil auf dem Wasser. — Im Verhältnis zu diesen starken Seestreitkräften sind bisher auf dem Wasser nur sehr wenige Schlachten geschlagen, denen eine wirkliche Bedeutung beigelegt werden muß. Und selbst unter diesen ist keine, die den Verlauf des Krieges auch nur im geringsten beeinflußte. Wir erkennen daraus erneut, daß die große Entscheidung auf dem Land fällt und hier auch der Friede diktiert wird.

Sehen wir von den verschiedenen Scharmützeln im „Schwarzen Meer" ab, die deutlich den kläglichen Zustand der russischen Flotte dartaten, ferner von den Unternehmungen der englisch-französischen Geschwader im Mittelmeer, die recht belanglos blieben, so sind in den heimischen Gewässern nur die beiden Schlachten bei Helgoland als bedeutsame Ereignisse zur See zu verzeichnen. — Über das letzte Treffen ist viel geschrieben und gesagt worden. Die englische Admiralität hat wieder einmal die Kunst des Verdrehens und Vertuschens meisterlich geübt, und es erübrigt sich, den Kampf gegen die Hydra der Unwahrheit erneut aufzunehmen. Für uns gilt nur folgendes: Unsere tapfere kleine Marine hat trotz des Verlustes, der sie betroffen — oder gerade deswegen — ein neues Ruhmesblatt ihrem Kranz beigefügt. Die an Armierung stark überlegene englische Flotte mußte schließlich das Feld räumen und schwer mitgenommen vom Kampfplatz weichen. Das unerschütterliche Vertrauen in den Opfermut und die Hingabe der deutschen Flotte ist nach diesem Treffen bei Helgoland nur noch mehr gestärkt worden, wenn das überhaupt noch möglich ist. Mutter Deutschland hat bei Helgoland erneut erfahren,

Das große Wecken.

Wacht auf, Soldaten! Der deutsche Geist hält
Parade im Feld,
hält Heerschau der Erde.
Heran in den Lüften,
aus Nächten und Grüften,
zu Fuß und zu Pferde,
aus Wüste und Meer,
zu Schiff und zu Wagen,
was je deutsches Wirken im Herzen getragen,
heran, du deutsches Milliardenheer!

Der deutsche Geist hält Heerschau im Feld
über die Bataillone der Welt.

Sie rücken an, zahllose Armeen,
Armeen des Herzens, des Hirns und der Faust,
sie halten ein ruhmvolles Auferstehen,
Heerscharen der Tat, daß der Himmel erbraust.
Sie treten an, Mannschaft und Offizier,
ein einzig Volk von Kameraden —
der deutsche Geist hat sie alle geladen,
sie sammeln sich unter dem Adlerpanier.

Wer kühnen Mutes das Leben durchzogen
in ehernen Schlachten,
wer reinen Herzens den Himmel erflogen,
alle, die forschten, alle, die dachten,
die sich mühten, die formten, die sangen,
die voller Wagnis Länder bezwangen,
Meere durchfurchten, Pole erstrebten,
Äcker bebauten, schmiedeten, webten,
alle, die Deutschland in Schmach gesehn,
die seinen neuen Leib erlebten,
alle, die seinen Pulsschlag verstehn,
erwachen geweiht
an der heiligen Wende der Zeit.

Trommelwirbel erschüttert das Blut.
Schicksal kommandiert.
Der deutsche Geist setzt sein Volk in Glut,
daß Deutschland marschiert,
um den Völkern Schwertfrieden zu bringen,
Menschenwerk, Gotteswerk, Heldengelingen.
Weltatem weht.
Die Herzen hoch zum deutschen Gebet:

Wir werden auf Erden
das Gute verwalten,
erneuen in Treuen
den Schwur Gott, dem Herrn.
Wir werden ihn halten
durch Schicksalsgewalten,
er gab unserm Glauben
ja Himmel und Stern.

Die starken Gemarken
des Reiches zu wahren,
in Ehren zu mehren,
entloht unser Blut,
um den Erdenscharen
es zu offenbaren:
Wir schützen und nützen
ein ewiges Gut.

Wir bauen Vertrauen
auf Freiheit der Brüder,
auf Willen im Stillen
wie Macht in der Schlacht.
Wir alle sind Glieder,
Gott kehrt in uns wieder,
in ihm sei Millionen
Erfüllung gebracht.

Franz Evers.

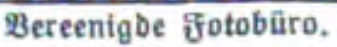
wie ihre blauen Jungen zu kämpfen und zu sterben verstehen. Vor Chile bei den Falklandinseln und in der Nordsee bewährte sich in gleicher Weise jener Geist, der unsere junge Seemacht selbst England gegenüber zu einer furchtbaren Waffe macht.

Den Herren von St. James scheint der Ernst der Lage überhaupt erst in letzter Zeit aufgedämmert zu sein. Aus Le Havre wurde kürzlich gemeldet, daß dort ein großes zweites englisches Heer gelandet worden sei, das hinter der ersten Linie Aufstellung finden solle. Also ein neuer Aderlaß an Geld und Menschen, den sich das kühle England zähneknirschend gefallen lassen muß. Das „zuschauende" stolze Britenreich wird mehr und mehr aus der Rolle des Tertius gaudens herausgedrängt und in einer Weise unter die Mitwirkenden geschoben, die man in London kaum vorausgeahnt hatte.

Sehr interessant ist auch die Meldung, daß der französische Marineminister nach London gefahren sei, um dort ein engeres „Zusammenwirken" der beiderseitigen Flotten zu besprechen. Der Berliner würde dazu sagen: „Nachtigall, ick hör dir laufen!" Was soll Herrn Augagneurs Visite in der englischen Hauptstadt? Die Lösung der Frage, warum man bei einem Festessen und freundschafttriefenden Reden den Franzmann einwickelte, liegt sehr nahe. John Bull zittert vor dem Gedanken, daß die Unterseebootblockade der Deutschen unmittelbar vor der Tür steht, und da er seine eigenen Schiffe höchst ungern opfert, um sie zu brechen, so soll das brave Frankreich zur Unterstützung mitherangezogen werden. Diese edle







Vereenigde Fotobüro.

Zerstörte Häuser in St. Peters Plain
Die Wirkung der Zeppelinbomben in Yarmouth.

Absicht, sich andere die Finger verbrennen zu lassen, kleidet man dann in das schimmernde Gewand „engeres Zusammenwirken“, und die Dummen werden nicht alle, die die schäbige Gesinnung nicht sehen oder nicht sehen wollen, die aus allen Nähten schaut. —

Und die Sperrung des internationalen Suezkanals, mag sie nun vorübergehend oder auf lange Zeit sein, fällt unter das gleiche Kapitel, das den Titel trägt: Englands Interesse über alles! Im übrigen scheint es nach den letzten Meldungen in Ägypten böse auszusehen, denn der neue Sultan Kamel wagt sich nicht einmal auf die Straße unter sein „getreues“ Volk. Vielleicht empfindet er es jetzt schon bitter, was es bedeutet, ein Geschenk aus der Hand Englands entgegenzunehmen! Wohin man Auge und Ohr auch richten mag, Englands Ränke, Englands Machenschaften begegnen einem überall, wo überhaupt die Waffen gekreuzt werden und Kriegslärm ertönt! Und man muß sich wirklich freuen, wenn irgendwo hellsichtige Männer die Netze zerreißen, in die sie gesponnen werden sollen! So in Portugal! Das unglückliche Land steht vermutlich am Vorabend einer neuen Revolution. Die Volksmeinung empört sich mit Recht dagegen, daß Portugal vor den englischen Kriegswagen gespannt werden soll und die augenblickliche Regierung nicht die Macht besitzt, die Londoner Ränke zu vereiteln. Welcher Zukunft die heißblütigen Portugiesen entgegentreiben, steht dahin. Das eine aber ist zweifellos, daß die englische Sklavenhalterei der Übel größtes ist. Das ahnt man in Volk und Heer und scheut selbst schwere innere Unruhen nicht, um aus der britischen Vormundschaft befreit zu werden.

Auch aus Nordafrika kamen letzthin bemerkenswerte Nachrichten. Wie die Ratten das sinkende Schiff, so verließen die fremden Konsuln Tanger, ein Zeichen, daß man sich selbst dort nicht mehr unter dem Schutz französischer Truppen sicher fühlt und die Gewalt des mohammedanischen Aufstandes von Tag zu Tag wächst. Eine neue schwere Sorge für Frankreich und nicht minder England, denn das Feuer des „Heiligen Krieges“ wird sich weiter fressen, bis ganz Nordafrika in Flammen steht.

Kehren wir nach dieser Rundschau im Ausland zu den uns nahe liegenden Kriegschauplätzen im Westen und Osten zurück, so hat ganz besonders die letzte Woche uns Kunde von einem fortgesetzt günstigen Voranschreiten unserer Angriffsbewegungen gegeben. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie trotz des ungünstigen Wetters die deutsche Offensive nicht haltmachte.

Von der Nordseeküste bis zu den Vogesen ist von einer planmäßigen Angriffsbewegung des Feindes nichts mehr zu verspüren. Hier und da wohl brechen Franzosen oder Engländer vor, um in verzweifeltem Ringen zurückzugewinnen, was ihnen abgenommen wurde, aber stets enden diese fruchtlosen Unternehmungen mit allerschwersten Verlusten für die Angreifer. Tag für Tag opfern die Verbündeten unzählige Menschen, während sich unsere Eisenmauer langsam und ständig vorwärts schiebt. Durch unsere Erfolge in den Argonnen ist auch der Ring um Verdun wieder enger geworden, und selbst die militärischen Sachverständigen in Paris weisen darauf hin, daß die „gefährliche Einkreisung“ weiter fortgeschritten sei. Fast noch mehr springt in die Augen, wie sich die Lage im Osten zu unsern Gunsten verändert hat.

Überall machte sich die Rückzugsbewegung der Russen in immer stärkerem Maß geltend. Bei Bolimow östlich Lowicz wurde der Feind mit schweren Verlusten geworfen und spätere Gegenangriffe glänzend abgeschlagen. Nicht besser erging es den Moskowitern bei Biezun östlich der Weichsel. In den Karpathen eroberten die Österreicher die hart umstrittenen Paßhöhen zurück, in der Bukowina wich Rußland dem starken Druck der Verbündeten, und auf den türkisch-russischen Gefechtsfeldern focht das Zarenreich ebenfalls durchaus erfolglos. — Gerade die Zuschauer auf dem Balkan, die mit besonderm Interesse dem Ringen folgen, besprechen eifrig die neugeschaffene, Österreich und Deutschland vorteilhafte Lage.

So können wir dem letzten Wochenabschnitt im Gesamturteil die Überschrift setzen: Stetiges, sieghaftes Vordringen in Ost und West! x.

Unsere Feldherren.

Generaloberst von Einem.

Unsere vorliegende Nummer enthält die Wiedergabe der vor kurzem von unserm Photographen im Armee-Hauptquartier hergestellten Aufnahme des Generalobersten von Einem. Durch seine Tätigkeit als preußischer Kriegsminister ist von Einem in den weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt und populär geworden. Während des Krieges wurde er zum Armeeführer ernannt und jetzt, am Geburtstag des Kaisers, durch die Ernennung zum Generalobersten ausgezeichnet. Dem großen Interesse, das diese neue Aufnahme erwecken wird, trägt unser Verlag dadurch Rechnung, daß er von dem Bild Sonderabdrücke als Kunstblätter veröffentlicht. Es erscheint eine Volksausgabe in Tiefdruck, Bildgröße 40 : 28 cm, zum Preis von 1 M. und eine große Luxusausgabe in Handpressen-Kupferdruck in gleicher Bildgröße zum Preise von 5 M. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftstellen entgegen. Die früher erschienenen Bildnisse unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz und des Generalfeldmarschalls von Hindenburg sind in den gleichen Ausgaben auch weiterhin erhältlich.

Nummer 6.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 189.

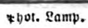


Generaloberst von Einem.

Zu seiner Ernennung am Geburtstag des Kaisers.

Im Armee-Hauptquartier von unserm Spezialphotographen für die „Woche“ aufgenommen



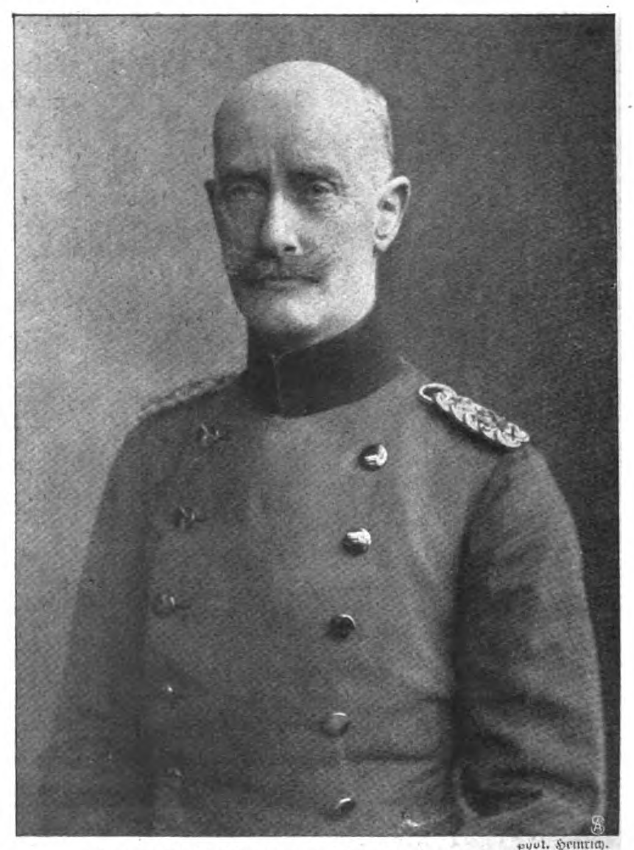


Fürst von Bülow nach der Kaisergeburtstagsfeier im Palast Caffarelli in Rom.



Phot. J. H. Wolf.

Der Generalgouverneur von Belgien, Exz. v. Bissing, in seinem Arbeitzimmer in Brüssel



Phot. Heinrich.

Generallt. Freiherr von Freytag-Loringhoven, der neue Generalquartiermeister





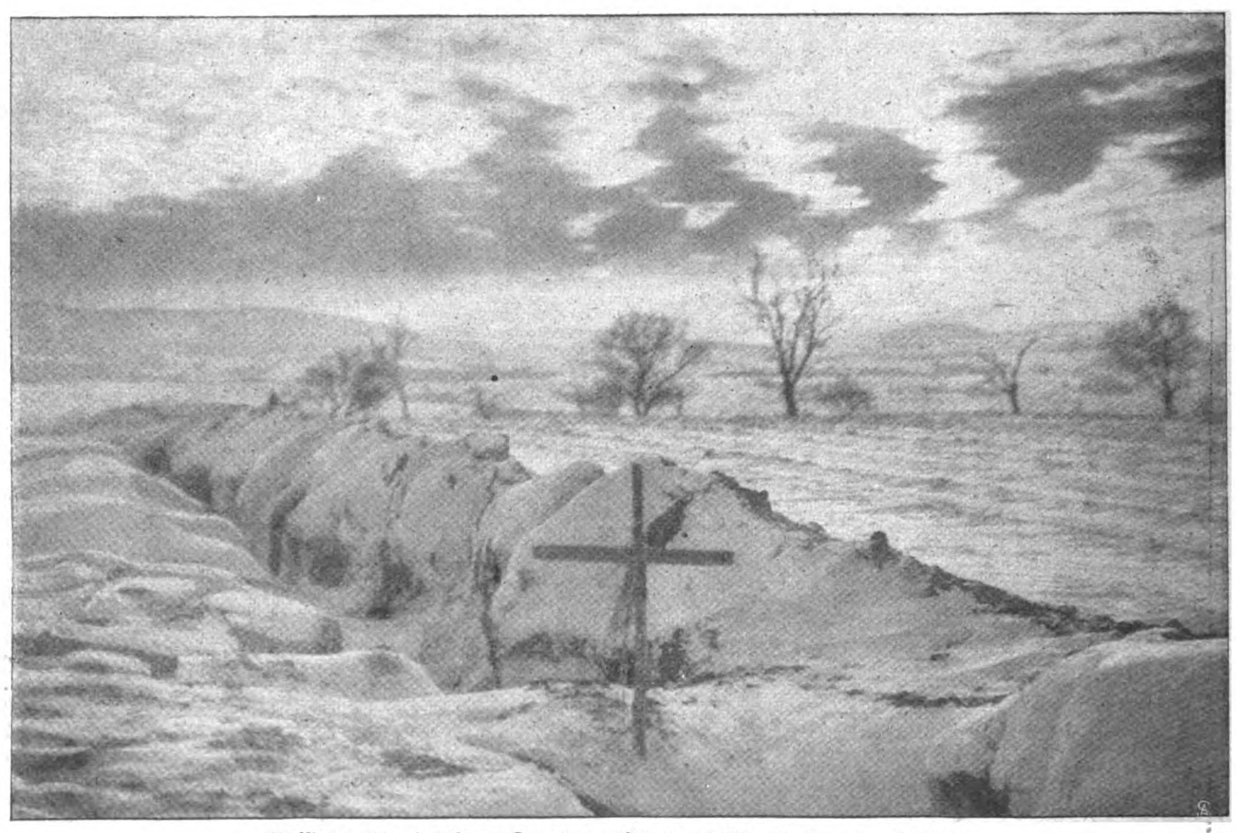
phot. Gottheil & Sohn.

Von links. Untere Reihe: Major von Adlercreutz (Schweden) Major Bongiovanni (Italien). Oberstlt. Mircesco (Rumänien). Oberstlt. Pertiné (Argentinien). Major Ruiz de Baldivia (Spanien). Zweite Reihe: Hptm. Wegge. Major Seiffert Oberlt. von Wattenwyl (Schweiz). Major Ahumada (Chile). Hptm. Hey. Hptm. Scheuermann. Dritte Reihe: Major Trommer. Hptm. Boelcke. Hptm. Berthold. Oberlt. von Keyser. Rittmeister Frhr. v. Printz

Besuch der Militärattachés der neutralen Staaten auf dem östlichen Kriegschauplatz.



Oesterreichisch-ungarische Infanterie-Abteilung auf dem Marsch.



Russische, von deutschen Truppen erstürmte Schützengräben in Galizien.

Vom galizischen Kriegschauplatz.



Von links. Oberste Reihe: Oberst Gädecke (Hofphot. Bensemann); Major Hans Hengstenberg (Phot. Gebr. Gollas); Major v. Ihlenfeld (Phot. A. Kullrich); Hptm. Kurt Dahm † (Hofphot. Stüting & Sohn). Zweite Reihe: Hptm. Neuschäfer; Hptm. Paul Aderholdt; Hptm. Fritz Scharf (Hofphot. Pieperhoff); Hptm. Otto. Dritte Reihe: Oberlt. v. Mühlenfels; Oberlt. Ritscher (Phot. Röhr); Oberlt. Gubisch; Oberlt. v. Münchow. Untere Reihe: Ltn. d. R. Heinrich Eggeling; Vizefeldwebel Ewald Kindermann; Unteroffizier Karutz (Hofphot. Jacobi); Gefreiter Ernst Härtwig (Phot. Kersten Sohn).

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse





Abtransport russischer Gefangener in Polen.



Höhlenwohnung für eine Kompagnie an der Aisne.





Phot. A. Groß.

Blick auf Craonne mit den umgebenden Höhen.

Phot. A. Groß.

Ein Maschinengewehr wird von deutschen Soldaten in den Schützengraben gebracht.

Von den siegreichen Kämpfen bei Craonne.



Serbische Infanterie auf dem Marsch durch ein Dorf.



Deutscher Offizier und französische Bäuerin.
Gutes Einvernehmen in Feindesland.



Strecke zweier Wehrmänner in Belgien.
Sorge für gute Verpflegung.



Unsere Studenten im Felde.

Von Professor Dr. R. Seeberg, Berlin.

Vor mir liegt ein kleines Büchlein. Es heißt „Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler“. Die Deutsche christliche Studentenvereinigung hat es herausgegeben, der preußische Kultusminister hat die Widmung geschrieben, eine Anzahl hervorragender Schriftsteller und Universitätslehrer hat die Beiträge geliefert, der jetzige Reichskanzler wie Fürst v. Bülow und General v. Stein haben Grüße an die Studierenden im Feld beigesteuert, die faksimiliert wiedergegeben worden sind. Das Büchlein ist an etwa 30 000 Studenten versandt worden. Die Antworten, die von diesen einliefen, füllen ganze Körbe an. Es ist ein einzigartiges Unternehmen gewesen, und es hat auch einzigartigen Erfolg gehabt.

Ich habe viele der Karten und Briefe lesen dürfen, die als Dankesecho von draußen der Liebesgabe der daheimgebliebenen Hochschüler antworteten. Ich habe es mit steigender Bewegung und mit immer gleichbleibendem Interesse getan. Nicht als wenn ich den Eindruck gewonnen hätte, daß es lauter werdende Schriftsteller sind, die draußen in den Schützengräben liegen. Auch nicht, als wenn es von Geistesblitzen funkelte in diesen schlichten Dankesworten. Das nicht, es ist Tieferes, was einen an diesen Äußerungen fesselt. Sie geben einen Eindruck von dem Innenleben unserer Kommilitonen draußen.

Ich will hervorheben, was mir besonders auffiel. Es ist zunächst die schlichte Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung. Da begegnet uns kein geschwollenes Selbstbewußtsein und kein Hauch der Selbstüberhebung oder Selbstbespiegelung. Alles Harte, Bittere, Schwere und Ungewohnte wird hingenommen ohne Klage. Ganz einfach heißt es nur hier und da, man tue seine Pflicht, wie das Vaterland dessen bedürfe. Oder man tröstet sich damit, daß es doch einmal Friede werden müsse. Neben solchen ernsten Gedanken strömt der Humor, der nach allen Seiten hin der Komik, die in dem Gedanken „der Student im Schützengraben“ liegt, gerecht zu werden versucht.

Weiter fällt auf der „deutsche Gruß“ oder der „treudeutsche Gruß“. Er hat sich weit verbreitet. Man kann darin getrost ein Anzeichen kräftiger Belebung des nationalen Bewußtseins erblicken. „Deutschland über alles“, wie man es so oft gesungen, ist jetzt ein Brunnen frischer Kraft geworden.

Man denke aber nicht, daß unsere Kommilitonen die Alma mater vergessen hätten. Es gibt kaum eine Äußerung, in der ihrer nicht dankbar Erwähnung geschehe, oder auch mit all den Lieben, die man daheim zurückgelassen, die akademischen Lehrer genannt würden. Es ist deutsche Art, die Genossen der Arbeit ebensowenig zu vergessen wie die Bande des Blutes. Dem patriotischen Idealismus geht zur Seite ein wahrer Strom von Sehnsucht nach geistiger Beschäftigung und innerer Anregung. Wie dankbar wird gepriesen, was das Büchlein an Gedanken bringt, wie fröhlich der Bereicherung des Innenlebens und der Verkürzung der trüben Zeit gedacht. Alle Federn — die Schreiber gehören welcher Fakultät immer an — sind schließlich einig im Preis der Liebe der jungen und alten Kommilitonen, die diese Liebesgabe zugerüstet haben. Man spürt etwas bei dem Lesen dieser Briefe und Karten von der starken Einheit, die, trotz allem, alle Fakultäten unserer Universitäten zusammenschließt. Es sind „Brüder“ und „Kommilitonen“, und das sind nicht bloße Phrasen.

Noch ein Ton klingt deutlich mit in dem Chor dieser Zeugen. Es ist das demütige und doch so stolze Bewußtsein: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Man treibt nicht Theologie und versenkt sich nicht in Kritik in den Schützengräben. Dort gelten Realitäten. Aber was sich gegenüber dem furchtbaren Ernst des Todes als Realität bewährt hat, das pflegt Realität zu bleiben im Leben.

Wir haben unsere Studenten mit unseren Segenswünschen begleitet, als sie auszogen. Wir werden sie frohen und dankbaren Herzens empfangen, wenn sie wiederkehren. Sie zusammen mit unserer ganzen Jugend draußen machen uns das Herz froh schlagen in der Hoffnung nicht nur auf den Sieg, sondern auch auf eine große neue Zeit in unserem Vaterland. Dort draußen in dem Getümmel der Schlacht und in der Einsamkeit der Schützengräben, da geht auf und wird stark manches edle Samenkorn in der Tiefe der Herzen, und da zergehen und zerfallen auch mancherlei Unkrautpflanzen, die die Herzen mithinausnahmen. — Unsere Auditorien sind leer, und sie werden leerer. Aber wir Professoren freuen uns unserer Studenten und sind stolz auf sie.

In Russisch-Polen.

Hierzu 8 Abbildungen.

Wer kümmerte sich vor Ausbruch des Krieges viel um „Russisch-Polen“? Man zitierte wohl einmal den schönen Spruch:

> „Ein wilder Wolf in Polen fraß
> Den Tischler samt dem Winkelmaß!“

dachte dabei an einsame, schneeverwehte Steppen und unwirtliche Gegenden, sonst aber war „Russisch-Polen“, das nun im Mittelpunkt des großen Völkerringens steht, unserem Empfinden ziemlich ferngerückt. — Jetzt sind Hunderttausende deutscher Soldaten auf polnischem Boden, und die Gegend zwischen Warschau und der deutschen Grenze ist ihnen einstweilen zur zweiten Heimat geworden.

Unsere Bilder führen uns mitten hinein ins deutsche Heerlager in Feindesland. — Mancherlei Erinnerungen weckt zunächst Abb. 1, das russische Kaiserschloß in Skierniewice, südöstlich des durch die Schlacht bekanntgewordenen Ortes Lowicz.

In Skierniewice fand vor langer Zeit die Drei-Kaiser-Zusammenkunft statt, an der Zar Alexander, Kaiser Franz Josef und der greise Kaiser Wilhelm I. teilnahmen. Nur einer von den Monarchen weilt noch unter den Lebenden und sieht den Wechsel der Zeiten



an sich vorüberziehen. — Wie hat sich die Lage verändert. Damals höfisches Gepränge und ein Wiederaufleben der berühmten „Heiligen Alliance". Heute stehen Scharen russischer Gefangener vor dem Zarenschloß, bewacht von den deutschen Siegern. Abb. 7 zeigt das Schloß des Fürsten Radziwill in Nieborow.



1. Kaiserschloß in Skierniewice m. russ. Gefangenen.

Die Radziwills sind in Polen reich begütert. Nieborow liegt an der Bahn Skierniewice—Lowicz und hat als Sammelplatz für den so wichtigen Nachschub aller Kriegsmaterialien einige Bedeutung gewonnen. — Auf Abbildung 3 und 4 sehen wir Kolonnen, die für das leibliche Wohl unserer Truppen zu sorgen haben. Der Krieg macht nicht nur erfinderisch und lehrt die praktische Ausnutzung aller Hilfsmittel bis zum Äußersten, sondern er wirbelt auch die Weltgegenden durcheinander. Das ließ sich der Wagen der „épicerie parisienne" auch nicht träumen, daß er seine alten Tage in einem deutschen Etappenquartier in Russisch-Polen beschließen werde. Das muß eine weite Reise vom Osten nach dem Westen gewesen sein! — Abb. 8 zeigt leichtverwundete deutsche Soldaten, die trotz ihrer Verbände, die sie wie Ehrenzeichen kleiden, einen zuversichtlich heiteren Eindruck machen. Wie lange wird es dauern, und mancher von ihnen, dem das Ruheleben nicht behagte, kann vollständig genesen wieder zu den Kameraden an die Front gehen! — Außerordentlich lehrreich sind die beiden Abbildungen 5 u. 6.

Ein förmliches Jahrmarktstreiben entwickelt sich vor unseren Augen, und die Herren Intendanturbeamten, die in erster Linie für das tadellose Funktionieren des Nachschubes verantwortlich sind, haben gewiß manche schwere Stunde zu überstehen. Mit der Bahn und zu Wagen — gerade wie es die Verhältnisse mit sich bringen — kommen die Sendungen für die Truppen an. Es müssen Magazine angelegt und die gleich verwendungsbereiten Dinge weiterbefördert werden. — Feldbäckereien und Feldküchen verlangen fortgesetzt nach Mehl, Fleisch und anderen Zutaten. — Nicht immer steht ein Eisenstrang zur Verfügung, der das Nötige, sei es aus der Heimat oder dem unmittelbaren Hinterland, leicht heranführt. Sehr oft muß der erste Bedarf durch Requisition in der Umgebung gedeckt werden, und das ist ein ebenso schwieriges wie undankbares Geschäft.

2. Exzellenz v. Morgen (×) u. Oberstlt. v. Werder (××).

Man glaubt gar nicht, was alles notwendig ist, eine vorn fechtende Armee auch nur mit dem Notwendigsten zu versehen. Unsere wackeren Krieger sind wahrlich anspruchslos und verlangen nichts Unmögliches. Aber trotzdem ist die Aufgabe der Proviantkolonnen und ihrer Führer unendlich mühevoll. Und rechnet man hinzu, mit was für schrecklichen Wegen wir im Osten zu tun haben, so wachsen die Schwierigkeiten zuweilen ins Ungemessene. Was müssen die Proviantkolonnen alles heranschleppen! Nicht nur für Tausende von



3. Französische Wagen in Russisch-Polen.



4. Kolonnen in Nieborow.



5. Sammelplatz einer Proviantkolonne auf dem östlichen Kriegschauplatz.



6. Mehlempfang auf dem östlichen Kriegschauplatz.



7. Schloß des Fürsten Radziwill in Nieborow.

ist im Lauf dieses Feldzuges schon zu wiederholten Malen ehrenvoll genannt worden, als er noch eine Division führte. Der ehemalige Lübecker Brigadekommandeur, der zu Beginn des Feldzuges eine Division übernahm, um sie später mit dem Reservekorps zu vertauschen, war einer der ersten Generale, die mit ihren Truppen in Russisch-Polen festen Fuß faßten. — Unter den Herren des Stabes sehen wir fernerhin Oberstleutnant von Werder, Generalstabschef des Reservekorps.

Wenn wir bisher trotz großer Schwierigkeiten im Osten überall siegreich vordrangen, so verdanken wir das dem ausgezeichneten Zusammenarbeiten aller in Betracht kommenden Faktoren. Bei den Etappen und an der Front finden wir überall die gleiche Hingabe und den gleichen Eifer, die den Erfolg verbürgen. X.

Menschen, sondern auch für die Pferde ist zu sorgen, und manche Ration kommt auch der unglücklichen Bevölkerung zugute, die in manchen besonders heimgesuchten Gegenden der größten Not ausgesetzt ist. Ganz besonders Abb. 5 läßt uns so recht anschaulich sehen, welch ein Leben an den Sammelplätzen der einzelnen Proviantkolonnen herrscht. Da muß übergeben und übernommen werden, und bei der deutschen Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit wird alles gebucht und registriert.



8. Verwundete in Nieborow.

Lernen wir also aus diesen Szenen, wie es hinter der kämpfenden Front zugeht, so versetzt uns die Abbildung 2 wieder in den Kreis der Männer, die unmittelbar vorn die Operationen leiten. Exzellenz von Morgen

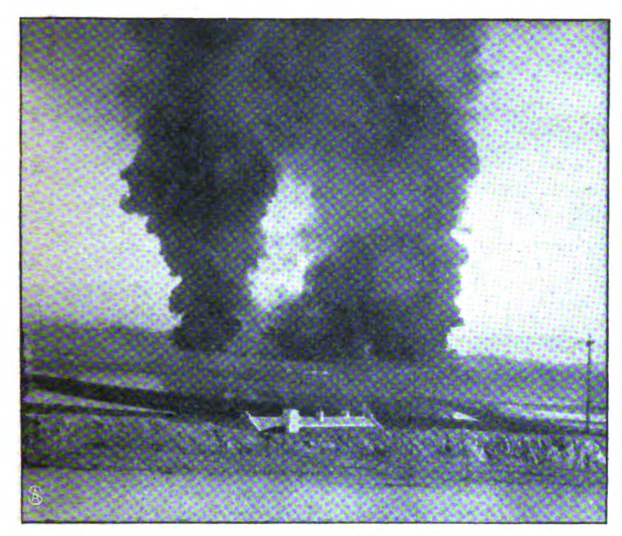
Brief eines Mitkämpfers aus Tsingtau.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Liebe Mama!

Seit über acht Tagen, seit dem 7. November, ist nun alles vorüber. Ich kann heilfroh sein und Gott danken, daß ich heil davongekommen bin. Mein letzter Brief datiert wohl schon von Ende August. Vielleicht ist der aber nicht in Eure Hände gelangt. Damals schrieb ich noch, daß, sollten die Japaner anfangen, nicht viel Widerstand zu leisten wäre; denn wie konnten sich 4200 Mann, von denen doch nur 3800 zu fechtenden Truppen verwandt wurden, gegen ein ganzes Volk halten. Alles mit allem mit Österreichern von der „Kaiserin Elisabeth" und den Geschützen von unsern kleinen Fahrzeugen hatten wir hier nicht mehr als 90 Geschütze, die größeren waren dabei alter Konstruktion, die nicht weit trugen, einige davon stammten noch von den Taku-Forts, den Chinesen während der Boxerunruhen genommen. Die Japaner sollen etwa 300 Geschütze gehabt haben, ohne die Schiffsgeschütze zu rechnen, 40- bis 50 000 Mann sollen in Schantung gelandet sein, 25 000 haben vor Tsingtau gestanden. Die Verluste der Japaner sollen groß gewesen sein, während wir nur etwa 180 Tote und 350 Verwundete haben. Wir haben uns hier also glänzend verteidigt gegen diese kolossale Übermacht. Meine ersten Ankunftstage habe ich beschrieben. Wir lagen in einem Infanteriewerk Nr. 3, fünf zogen sich um Tsingtau herum, von See zu See: Tsingtau liegt auf einer Halbinsel. Unser Werk lag in der Mitte. In der ersten Zeit war es übel, für 14 Tage kamen ungeheure Regenmassen





Brennende Petroleumtanks in Tsingtau
nach der Beschießung durch die Japaner.

herunter. In solcher Zeit ist es kein Vergnügen in solchem Werk, alles ist feucht, alles fault. Wir hatten viel Arbeit, da die Werke erst im Rohzustande fertig waren. Um die Japaner im Vorgelände etwas aufzuhalten, waren dort etwa 600 Mann, die sich bald hinter die Werke zurückziehen mußten, wobei die Japaner starke Verluste gehabt haben. Es fing dann eine sehr harte Zeit für uns an. 14 Tage habe ich jeden Tag 12 Stunden als Patrouille draußen gelegen. Mittags 12 Uhr zogen wir etwa 1000 Meter aus dem Werk heraus und kamen nachts um 1 Uhr zurück, um zu essen, dann zu schlafen; nächsten Mittag zogen wir wieder hinaus. Nachmittags machten wir regelmäßig Patrouillengänge ins Vorgelände, um Fühlung mit den Japanern zu gewinnen. Dabei habe ich auch meine Wunde wegbekommen. Mit sechs Mann hatte ich den Auftrag, so weit vorzurücken, bis ich Japaner vorfände. Bis zu einem kleinen bewaldeten Hügel, der sogenannten Höhe 83, waren wir heil gekommen, beobachteten von da eine Zeitlang, wollten dann weiter. Beim Heraustreten aus den Büschen wurden wir mit einem dollen Kugelregen überschüttet, so daß ich bei unserer kleinen Anzahl befahl: Zurück, Marsch! Marsch! Die Kugeln pfiffen natürlich um uns herum, aber Gott sei Dank schießt die Infanterie schlecht. Auf 150 Meter ging alles vorbei. In dem Augenblick, als ich an einer kleinen Erhöhung wieder Stellung nahm, mich in gebückter Haltung nach rechts warf, fühlte ich einen Schlag in den Rücken, aber nicht schmerzhaft. Wir ballerten einige Schüsse heraus, dann ging es weiter zurück zu unserm Stand, wo noch einige Leute lagen. Ich war





Verwundete Helden in Tsingtau.



Auf der Hotelterrasse.

schlapp vom Laufen, da ich schon zu alt für solche Touren bin, Blutverlust war nicht schlimm, Schmerzen waren auch nicht bedeutend, so marschierte ich dann allein zurück ins Werk. Hier wurde dann konstatiert, daß ein Schuß mich in den Rücken in der Gegend der Hosenschnalle getroffen hatte und aus dem linken Gefäß wieder herausgegangen war. Ich bekam einen Notverband, aus Anlaß der ersten Verwundung wurde noch eine Pulle Sekt getrunken. Dann wurde ich mittels Auto ins Lazarett geschafft.

Es waren verschiedene Lazarettstationen gegründet, da das ursprüngliche Hauptlazarett in der Schußrichtung lag und schon verschiedene Schiffsgranaten hineingeschlagen waren. Ich kam ins Prinz-Heinrich-Hotel zu einem Seefeldwebel, der schon 14 Tage vorher im Vorgelände am Zeigefinger, der wohl steif bleiben wird, verwundet war, ein fideler Mensch, der aus Sibirien kam. Einige Tage später kam noch ein Herr ins Zimmer,

der mit seinem Flugapparat heruntergekommen war und einige Verstauchungen und Quetschungen hatte. In den schönen Betten war es paradiesisch nach dem Aufenthalt im Werk, die Verpflegung war tadellos und die Pflege lieb. Riesig nette freiwillige Pflegerinnen, die meistens ihren Mann in der Front hatten.

Im Prinz-Heinrich-Hotel bin ich während der ganzen Belagerung gewesen. Es war eine dolle Schießerei, selbst zu uns ins Lazarett kamen die Schrapnells und Granaten, so daß in den letzten acht Tagen fast alles in die Keller ging. Die Japaner müssen eine Unmenge Schüsse hineingepfeffert haben nach Tsingtau, überall in der Stadt sieht man die Wirkung. Die Frontlinien der Werke sind durch die Artillerie vollkommen zertrümmert worden, die bombensicheren Kasernen in den Werken haben gehalten. In der Nacht von Freitag auf Sonnabend machten die Japaner dann endlich den Sturm. Unser Werk 3 wurde zuerst genommen, ungefähr morgens 6 Uhr 25 ging die japanische Flagge auf dem Signalberg auf. Alles atmete auf, überall in den Werken waren die Menschen froh, daß das Bombardement vorbei war. Gehalten hatten wir uns lange genug, die Munition, wenigstens Artillerie, war von uns fast vollkommen verschossen, die Geschütze waren mit der letzten Munition gesprengt worden. Die Japaner hatten sehr wenig Freude an Tsingtau, denn alles Wertvolle, mit Ausnahme von Gebäuden, war gesprengt oder tief im Wasser versenkt. Der Ruhm ist doch auf unserer Seite. Auch 2000 Engländer waren dabei, sie sind aber nicht im Gefecht gewesen, sondern haben sich schön dahinten gehalten. Die Japaner haben sich sehr übel über die Engländer ausgesprochen. Die Japaner selbst haben forsch gearbeitet und haben sich unter dem Schutz ihrer Artillerie wie die Maulwürfe herangearbeitet durch die Schützengräben; 3000 Pioniere allein sollen vor Tsingtau gewesen sein. Unsere Artillerie war fast wehrlos unter dem Hagel von Geschossen. Allein auf eine unserer Batterien hat man für eine Zeit 54 Schuß in der Minute gezählt. Die Japaner hatten wohl auch unsere Kraft überschätzt, denn ganz erstaunt haben sie nach der Einnahme nach der Besatzung gesucht und sich mehr vorgestellt. Man muß später einmal in der Weltgeschichte nachlesen, gegen welche Übermacht wir in Tsingtau haben kämpfen müssen. Von meinen vielen Bekannten haben auch einige dran glauben müssen.

Einige Tage nach der Einnahme wurde dann das Lazarett im Prinz-Heinrich-Hotel aufgelöst, und unsere Stube 22 kam in die Deutsch-Chinesische Hochschule, wo ich nun noch bin. Die transportfähigen Kranken werden allmählich nach Japan abgeschoben. Mit dem nächsten Transport komme ich auch an die Reihe. Wohin nach Japan, wissen wir nicht. Sehr wahrscheinlich nach Kiuschiu, der südlichen Insel von Japan. Von Hause haben wir natürlich in den letzten 14 Tagen keine Nachricht mehr gehabt.



Im Keller während der Beschießung.

Erwähnen möchte ich noch, daß auch die feindlichen Schiffe mit ihren Geschützen tätigen Anteil an der Beschießung nahmen, aber keinen großen Schaden anrichteten. Die Reisekoffer wurden diese Dinger genannt, 30,5 Zentimeter im Durchmesser, 1,20 lang. Bei dieser ganzen Beschießung muß man annehmen, daß ein gütiges Geschick über uns gewaltet hat. Nur 170 Tote während der ganzen Belagerung, es ist eigentlich unfaßlich. Hoffentlich bekomme ich nun nächstens auch von Euch wieder Briefe, damit ich weiß, wie es Euch geht. Und hoffen wir, daß dieser Krieg bald einen für uns günstigen Abschluß findet.

Also um mich braucht Ihr nicht besorgt zu sein, mir geht es gut. Anbei einige Photographien.

Euch allen herzliche Grüße von Eurem Karl.



„Unsere Viehzucht."

Vom westlichen Kriegschauplatz.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

2. Fortsetzung.

Ein tagsüber offenstehendes schmiedeeisernes Tor, zwischen Türwartswohnung und Autogarage, bot Einblick in einen asphaltierten Hof mit rundem Mittelbassin. Im Sommer plätscherte da ein Springbrunnen, rankte sich grüner Wein an den Mauern, standen in kurzen Absätzen weiße Bänke. Jetzt sah noch alles winterlich öde aus. An den stattlichen, drei Stock hohen Mittelbau aus ockerfarbenen Ziegeln, das eigentliche Sanatorium, gliederten sich je rechts und links zwei schmale, einstöckige Seitenflügel an, die beide durch einen breiten Innengang mit dem Hauptgebäude verbunden waren. Im rechten Flügel befand sich die Graebnersche Wohnung, im linken Doktor Graebners Privatklinik.

Durch die breite Glastür des Mittelgebäudes sah man die noch kahlen Baumzweige des Sanatoriumgartens sich im Winde wiegen.

Mit einem scheuen Seitenblick streifte Susanne die weißverhängten Fenster der Klinik und klingelte an der Wohnungstür.

„Meine Schwägerin zu Hause?" ...

Das Hausmädchen zögerte; Frau Elise liebte Privatbesuche nicht in den Morgenstunden.

„Frau Doktor arbeiten."

„Ja so ... da gehe ich hinein, ich werde nicht lange stören."

Sie mußte sich immer einen ordentlichen Ruck geben, um so sicher zu scheinen. Im Grunde war sie es gar nicht, und das Herz schlug ihr wieder bis zum Hals herauf:

„Darf ich zu dir rein, Elise?"

Frau Elise saß an ihrem großen, nußbraunen Rollschreibtisch, den sie noch zu ihrer Ausstattung vom Vater bekommen hatte „für die Arbeitstube des Mannes", und ohne den sich der alte Hollerschmied keine „Gelehrtenstube" denken konnte. Aber ihrem Mann war das große Möbel mit seinen unzähligen Fächern so unbequem, daß er sich einen gewöhnlichen gestrichenen Tisch angeschafft und mit Wachstuch bezogen hatte. Der genügte ihm, um seine Nachschlagewerke aufzustapeln und seine Rezepte aufzuschreiben. So hatte denn Elise von dem Rollbureau Besitz ergriffen und schon in Glöwen pflegte sie, auf der ausziehbaren Platte die Liquidationen auszuschreiben und die Fächer mit Rechnungen, Quittungen und verschiedenen geschäftlichen Briefen und Papieren anzufüllen.

Dieser Rollschreibtisch und ein großer Kassenschrank, die dem Schreibtisch gegenüberstanden, waren ihr eigentlich die liebsten Stücke ihres Hauses. Sie stellten Ordnung und Wohlstand dar, gaben ihr selbst erhöhte Bedeutung und Wichtigkeit, erinnerten sie an die ferne Zeit, da sie noch mit einem reichen, jungen Schlächtermeister verlobt gewesen und von der Kasse geträumt hatte, an der sie sitzen würde, um das Geld der Kunden in Empfang zu nehmen und die Eingänge in ein großes Buch einzutragen. Der tragische plötzliche Tod ihres Bräutigams, dessen Boot auf einer Segelpartie gekentert war, ging ihr kaum näher als der Abschied von ihrem Zukunftstraum. Ganz schwermütig wurde sie, magerte ab, lag nächtelang schlaflos in ihrem Bett, berührte kaum das Essen, bis es dem alten Hollerschmied zu arg wurde, und er den jungen Doktor Graebner kommen ließ, der erst seit drei Jahren praktizierte, und von dem er viel Gutes gehört hatte.

Der Kummer, dessen eigentliche Ursache von Elise nie berührt wurde, verlieh ihr in den Augen des jungen Arztes einen poetischen Nimbus, ihr stummes Leiden gab ihrer blonden, harten Schönheit etwas Weiches, fast Rührendes, weckte in ihm den allen männlichen Naturen eigenen Wunsch, sie zu schützen, ihr künftiges Leid fernzuhalten. Und er nahm sie an sich mit der heißen Inbrunst seiner leidenschaftlichen, herrischen Natur und mit aller Naivität eines in seinem Beruf wie in einer Mission aufgehenden Menschen. Nicht empfindungslos für sein stürmisches, kurzes Werben, hatte sie ihm ihr Jawort gegeben, aber doch noch mehr aus geschmeichelter Eitelkeit, aus ihrer Wesenheit heraus, die von Ehrgeiz getragen war und eine Entschädigung für entgangenen Reichtum in dem Emporsteigen auf der sozialen Leiter fand.

Und nun, da sie als Frau Doktor einem Kassenschrank gegenübersaß, in dem nebst Pfandbriefen, Anteilscheinen das nicht unbeträchtliche Geld der Verwaltung lag und sich vor ihr auf dem Rollschreibtisch die dickbauchige Kladde spreizte, da hatte sie zu ihrer hübschen, zierlichen Schwägerin, die in ihrem Haus den Gästen „was vormachte", ein Gefühl wohlwollender Geringschätzung, das sich in einem kurzen, ungeduldigen: „Na, was gibt's denn wieder, Susi?" äußerte.

Frau Elise klappte ein Buch zu, schloß eine Lade ab, deckte über eine Geldrolle ein Blatt Papier und richtete ihre runden, blauen Augen teilnahmlos ins Leere.

Susanne fiel, ohne ihr die Hand zu geben, in einen Ledersessel, der neben dem Schreibtisch stand und den offiziellen Charakter des Zimmers betonte. Der Empfang war nicht freundlich, schnürte ihr die Kehle zu. Das war Elisens „Geldgesicht", wie Susanne es nannte. So blickte Elise immer, wenn sie einen Pump witterte. Aber das half nun nichts. Gesagt mußte es werden.

„Höre, Elise ... du mußt mir einen Gefallen tun ... du mußt ... ich brauche ... unbedingt brauche ich ... ich würde sonst nicht kommen — es ist auch gewiß das letztemal ... ich verspreche es dir ... ich bin in einer schrecklichen Lage."

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Frau Elise hatte kein rechtes Verständnis mehr für die — „schrecklichen Lagen" der Schwägerin, sie wiederholten sich zu oft.

„Mein liebes Kind —"

Susanne unterbrach: „Nein wirklich, Elise, ich schwöre dir. Du weißt ja nicht, was alles vorkommen kann. Wie ein Schicksal ist es. Du darfst nicht fragen — ich kann es dir nicht sagen. Wenn ich es dir sagte, du würdest es nicht glauben — ich selbst glaube es nicht. Aber es ist furchtbar. Ich habe dem Mädchen heute kein Geld zum Einholen geben können, und morgen kann ich es auch nicht! An Otto kann ich mich heute nicht wenden."

Frau Elise rückte sich in ihrem Sessel zurecht. Sie war ehrlich entrüstet. Was fiel denn Susel ein, heute am sechzehnten des Monats! Das wurde ja immer schlimmer! Sie dachte ja gar nicht daran, sie in ihrer Unwirtschaftlichkeit zu unterstützen!

Die Sonne fiel mit breitem Strahl auf ihren goldgleißenden, schweren Trauring, der fast zu eng geworden war für ihren vollen weißen Finger mit der rundgeschnittenen mattweißen Nagelspitze.

„Es tut mir leid, Susel, aber dir ist nicht zu helfen. Ich kann dir nur einen Rat geben — besprich dich mit Otto. Er ist ein vernünftiger Mann, obwohl er auch Künstler ist. Er wird dir sagen können, woran deine Wirtschaftsführung krankt. Da darf sich ein fremder Mensch nicht hineinmischen, und in einer Ehe ist jeder Dritte ein Fremder. Wenn ich mit ihm spräche, müßte ich so manches berühren, was dir nicht angenehm wäre. Der Spitzenkragen zum Beispiel, den du gestern trugst, hat ein Vermögen gekostet. So etwas kommt dir in eurer Lage nicht zu. Das sieht ..."

Sie suchte das Wort, sagte schließlich scharf: „Das sieht nicht anständig aus! Man macht Bemerkungen darüber. Frau Frank hat mich gestern gefragt, ob denn dein Mann so rasend viel verdiene, daß er dir solche Geschenke machen könnte. Wenn du dich zu dem Kauf hast hinreißen lassen, dann, Susel, mußt du auch den Mut finden, es deinem Mann zu gestehen. Und wenn er dann zu mir kommt und mich bittet, euch auszuhelfen, dann, dann will ich sehen, was sich machen läßt! Denn dein Mann, Susanne, ist eine Garantie. Er ist ein anständiger Mensch und hat Verantwortungsgefühl. Das fehlt dir. Es wäre strafbar, wenn ich dich weiter in deinem leichtsinnigen Verschwenden unterstützen wollte."

Susanne preßte beide Hände auf die Brust, um nicht laut aufzuschreien. Sie — eine Verschwenderin, sie, die fünfmal ein Kleid wendete, die einmal wöchentlich eine Konditorei besuchte, alle vierzehn Tage einmal auf den billigsten Platz ins Kino ging, sie, die mit großen, hungrigen Augen vor all den glänzenden Schaufenstern stand und sich ihre Bluse aus einem kleinen Ramschgeschäft holte ... sie eine Verschwenderin?

Ja, verstand denn die blonde, rosige Frau dort hinter ihrem Schreibtisch nicht, welche Qualen in ihren Augen, im Ton ihrer Stimme gelegen, als sie um Hilfe gebettelt? Konnte sie sich dieser Frau anvertrauen, durfte sie ihr beichten, ihr gestehen, was sie in einem Augenblick der Verwirrung begangen? Wenn sie noch Brot gestohlen hätte für ihre Kinder oder einen Sack Kartoffeln, wie es arme Frauen taten in ihrer höchsten Not, aber nein — Spitzen waren es gewesen, lächerlich überflüssige Spitzen, um hübsch auszusehen, einen ganzen Abend hübsch auszusehen und zu gefallen! —

Wem? Ihrem Mann? Sie hatte ja nicht einmal gewagt, ihm nach diesem Abend in die Augen zu sehen, hatte Angst gehabt, daß er noch ein Wort zu ihr sagen könnte von dem unseligen Kragen. Also wem dann? Herrn Felix Frank?

Susanne sah plötzlich wieder das dunkle Gesicht des bekannten Komponisten vor sich mit den schwermütigen, versonnenen Augen und dem silbrigen Schläfenhaar, sie hörte eine weiche Stimme, die leise und gütig auf sie einsprach, sie hörte ein beinah jungenhaftes frohes Lachen, spürte den fast zärtlichen Handkuß auf ihrem Handrücken — —

Wenn er wüßte, was sie jetzt durchmachte, wenn er eine Ahnung hätte, daß sie, „die kleine Gnädige", wie er sie zum Schluß nannte, wie ein armes Bettelweib dastand wegen hundertfünfzig Mark und nun einer Auseinandersetzung mit ihrem Mann entgegenging, die sie und ihn vielleicht für zeitlebens unglücklich machte — — Sie war sicher, ihm brauchte sie nur ein Wort zu sagen, nur eine Andeutung zu machen — er gab ihr alles, was sie wollte, alles, um was sie ihn bat — —

Frau Elise erhob sich. Sie hatte sich in Eifer geredet, und ihre Augen blinzelten wie geschliffenes Glas.

„Ich fürchte, Susel, du bist auf eine ganz abschüssige Bahn geraten. Mach einen dicken Strich, vertraue dich deinem Mann an. Du kannst doch nicht immer dich an mich wenden. Du weißt, welche Lasten auf mir ruhen. Ich muß mit jedem Groschen sparen, wenn ich durchkommen will. Jeden Abend sitze ich bis um zwölf hier an diesem Schreibtisch und arbeite und rechne. Weißt du, was Hypotheken sind? Nein? Nun, laß dir das erklären. Vorläufig arbeite ich für die Hypotheken. Die fressen alles auf. Julius denkt nicht daran. Wenn er einen interessanten Fall in seiner Klinik hat, ist ihm alles andere egal. Die Patienten gehen doch ins Graebner-Sanatorium, weil sie zu Julius Vertrauen haben; er aber läßt sich kaum dort sehen. Wenn sich das rumspricht, kann ich mir meine Patienten von der Straße zusammenlesen. Vorigen Monat waren drei Zimmer leer, und in der Klinik nimmt er alle möglichen Menschen auf. Für die Klinik ist ihm keine Anschaffung zu teuer, dort hat er die neusten Instrumente, experimentiert er mit den neusten Apparaten, dort —"

In diesem Augenblick unterdrückte sie noch das letzte. Ihre Erregung war echt. Susanne hatte ihre kühle, beherrschte Schwägerin noch nie so gesehen. Einen kurzen Augenblick vergaß sie ihre eigene Lage. Aber zugleich wurde ihr auch die ganze Nutzlosigkeit ihres Schrittes klar. Auch sie erhob sich, mit schweren Knien, die Sonne wob ihre goldenen Strahlen um die beiden Frauenköpfe, die so grundverschieden waren, daß sie einen beinah peinlichen Gegensatz bildeten und auch in der höchsten Erregung ihr getrenntes Gepräge behielten.

„Ich weiß mir wirklich keinen Rat mehr —"

Susanne wußte nicht, ob die Schwägerin ihre Worte auch nur gehört hatte. Sie waren ihr von den Lippen gekommen, ganz leise, halb unbewußt.

Frau Elise lockerte ihren von der Friseuse allmorgen-

lich gewellten Scheitelstrich mit einer festen Bewegung über die Rundung ihrer üppigen Büste, die von einem dunklblauen Kleid knapp umschlossen war. Sie hielt sich für durchaus gutmütig und hilfsbereit, sie hatte ihre Armen und war immer da, wenn es galt, einer Wöchnerin beizustehen, bei einem Unfall einen Notverband anzulegen oder im Bedarfsfall allerlei Empfehlungsbriefe zu schreiben. Sie liebte nur nicht die unvorhergesehenen Attentate auf ihre Wirtschaftskasse, liebte es nicht, „ihrem Geld nachzujachern", wie sie das nannte. Es störte ihr die über alles geliebte und zu ihrem Leben notwendige Ordnung, die reinliche Trennung zwischen Mein und Dein, die sie nicht einmal ihrem Mann gegenüber ganz außer acht ließ.

Von außen wurde an die Tür geklopft. Dr. Baumann ließ Frau Doktor fragen, ob er sie sprechen dürfte.

„Ja, dann muß ich wohl gehen", murmelte Susanne.

„Du siehst, wie ich angespannt bin, Susel. Jeden Morgen endlose Konferenzen, und schließlich kommt alles doch immer auf eine Geldausgabe heraus. Die Schwestern verlangen eine elektrische Badeeinrichtung im dritten Stock. Es ist doch bis jetzt mit der einen Wanne gegangen. Auf einmal ist ihnen die Lauferei über die Treppen zu viel. Der gute Baumann hat sie fast ein Jahr hingehalten — nun quengelt er selbst darum. Nächstes Jahr soll ein Aufzug für die Kranken in Tragbahren gebaut werden. Weißt du, was das kostet? Die reine Wohlfahrtsanstalt ist so ein Sanatorium. Wenn ich das gewußt hätte, es wäre besser gewesen, ich hätte gar nicht damit angefangen."

„Ja — wenn man früher wüßte —"

Es klang so trostlos, daß Frau Elise stutzig wurde. „Weil du's bist, Susel, und weil mir gerade ein bißchen Geld eingegangen ist — hier — zwanzig Mark."

Frau Elise griff hastig, als fürchtete sie, es könnte sie gereuen, unter das Blatt Papier auf dem Schreibtisch und löste ein Goldstück von der Rolle.

„Das gibt dir bis morgen oder übermorgen Zeit, zu überlegen, wie du mit deinem Mann ins klare kommst. Ich will auch bis zum Ersten warten. Also, sei jetzt vernünftig, Susel, hörst du?"

Es klang eigentlich ganz freundschaftlich. Aber Susanne brachte kein Wort des Dankes über die Lippen. Sie knöpfte ihren Mantel zu, ließ ihren Schleier herunter.

„Geh, Susel, geh", drängte Frau Elise.

Denn schon zwängte sich durch die halbgeöffnete Tür Doktor Baumanns rundliche Gestalt herein.

„Diener, Diener, meine verehrten Damen. Wie steht's Befinden? Wie geht's, was macht der Herr Gemahl?"

Frau Elise saß bereits an ihrem Schreibtisch. Der gab ihr Autorität und Würde.

„Halten Sie meine kleine Schwägerin nicht auf, lieber Doktor. Zu Hause schreien die Kinder nach Brot."

Es war ganz scherzhaft gemeint, eine der üblichen Redefloskeln.

Doktor Baumann strich sich wohlgefällig über seinen rotblonden Bart: „Wenn sie nur nicht nach Kaviar schreien, dann geht's noch."

Susanne hielt es nicht mehr aus in dem kleinen Zimmer mit dem unverbrennbaren Geldschrank, auf dessen brauner Eisentür die Sonne in goldenen Kringeln spielte, zwischen den zwei satten, sebstzufriedenen Menschen. Am liebsten hätte sie das Zwanzigmarkstück auf den Tisch zurückgeworfen — aber was dann?

Sie nickte der Schwägerin zu, reichte Doktor Baumann die Fingerspitzen. „Es ist wahr, ich hab's eilig."

Sie nahm sich nicht die Zeit, die Handschuhe überzustreifen. Ganz warm und feucht lag das Geldstück in ihrer festgeschlossenen Hand. Sie war froh, daß sie dem Hausmädchen nicht mehr begegnete, daß sie sich herausstehlen konnte wie eben erst aus ihrer eigenen Wohnung. Immer mußte sie sich so an allem vorbeidrücken. Immer war sie in irgendeiner schiefen Lage, immer mußte sie Ausflüchte finden, zu Notlügen greifen, irgend etwas vertuschen, verbergen, färben, immer sich vor etwas fürchten, allem möglichen ausweichen. Schrecklich war dieses elende Leben mit der ewigen Geldklemme, den uneingestehbaren kleinen Schulden, der heimlichen Sehnsucht nach Freude und Schönheit, der Angst vor den gütigen und so nüchternen Zurechtweisungen ihres Mannes.

Im Hof hielt ein länglicher, dunkelblau gestrichener, kastenförmiger Wagen. „Transport" stand in kleinen braunen Buchstaben in einer Ecke. Als Susanne die Stufen herabschritt, setzten ein paar Männer rasch und geschickt eine Bahre mit darübergedecktem Tuch auf eine herausgezogene Platte und schoben die Platte in den Kasten.

So wurden tagsüber die Leichen der Unbemittelten, in der Klinik Verstorbenen nach der Leichenhalle befördert. . . Die weißen Vorhänge der Klinik waren wie immer dicht zusammengezogen, fielen in strengen, harten Falten bis auf die weißen Fensterbretter herab.

Alles Blut wich aus Susannens Wangen. Ein unsagbares Grauen erfaßte sie. Sie hatte ein schrankenloses Vertrauen zu ihrem Schwager. Er war ihr wie ein Gott, der Tote wieder aufleben lassen konnte. Sie verdachte es ihrer Schwägerin manchmal, daß sie von ihrem Mann mit derselben kritischen Sachlichkeit sprach, wie andere Frauen es zu tun pflegen. Nur weil sie sich gestern so wundersam wohl gefühlt hatte, so sicher in der Atmosphäre zarter Huldigung, die sie umgab, nur darum hatte sie den Mut gefunden, auf ihren Schwager zuzulaufen, ihm zuzutrinken wie einem Verwandten, der auch eine harmlose Koketterie nicht falsch verstehen kann.

Und sie hatte beinah gefürchtet, daß er es ihr übelgenommen, weil er gleich darauf fortgegangen war, ohne mit ihr anzustoßen, nur mit flüchtigem Nicken. „Unsereins darf nicht warten lassen", hatte er gesagt. Das fiel ihr jetzt ein. Er brachte das Leben, er brachte aber auch den Tod.

Und sie lief durch den Hof, als fürchte sie, der unheimliche Wagen könne ihr nachjagen, ein kalter Hauch, wie sie ihn am Sterbebett ihrer Mutter zu spüren gemeint, könne sie streifen.

Und sie lief noch auf der sonnenhellen Bismarckstraße, sah die Menschen nicht, die sie mit der Schulter streifte, lief vorbei an der Untergrundbahnhaltestelle, weil ihr vor dem dunklen, finsteren Schacht ebenso graute wie vor dem langen, dunkelblauen „Transportkasten".

Plötzlich stockte ihr Schritt, und kalter Schweiß legte



sich um ihre Stirn wie eine nasse Wolke. Wo war das Zwanzigmarkstück? Sie spürte noch den warmen, feuchten Druck in der Handfläche. Sie schüttelte die Handschuhe aus, die sie lose in der einen Hand getragen. Sie bohrte sich mit den Augen in den Asphalt. Ihr war, als schlüge ihr das Herz nicht mehr. Sie hätte die Quadern mit ihren Händen aufreißen mögen, um zwischen den Ritzen nach dem Geldstück zu suchen, das ihr eine Gnadenfrist versprach von zwei Tagen, von einem Tag, von Stunden.

„Was suchst du denn, Tante Susel?"

Hans Graebner, Frau Elisens Sohn, stand vor ihr, rückte an seiner Schülermütze, schob mit einer Schulterbewegung die Bücher höher unter die Achsel. Sehr breitspurig stand er da, mit seinem blonden, sommersprossigen Gesicht, mit der über dem Knie pludernden dunkelgrauen Hose, den strammgezogenen, dickrippigen schwarzen Strümpfen.

„Zwanzig Mark — zwanzig Mark sind es — ich bitte dich, um Gottes willen, Hans, sieh dich um!"

Er kniff die Augen zusammen, spitzte die Lippen wie zu einem Pfiff, bückte sich lässig, schob Susanne zur Seite und hob das Geldstück mit zwei Fingern in die Höhe, lachend und neckend. „Da hättest du lange suchen können, du standest ja drauf. — Na — was krieg ich Finderlohn, Tante Susel, he?"

Er sah sie ein bißchen verdutzt an, weil sie gar so hastig nach dem Geld griff, und vielleicht auch, weil ihm ihre Blässe auffiel, der flackernde Blick ihrer Augen.

„Was ist denn los, Tante Susel? Na na, du wirst doch nicht hinplumpsen?"

Sie faßte nach seinem Arm. „Ich war so erschrocken, Hans. Mir ist gar nicht gut."

„Was denn? Wegen dem ollen Geldstück? Na, das lohnt doch gar nicht."

Renommistisch fügte er hinzu: „Det verlier ick alle Tage, wenn's drauf ankommt, und reiß mir deshalb keen Been aus."

Er berlinerte gern, wenn er für ihn Bedeutsames so beiläufig hinwarf.

Susanne antwortete nicht. Immer schwerer lehnte sich ihr Körper an ihn. Sie stammelte: „Vielleicht ist hier eine Konditorei? Ich muß ein Glas Wasser trinken — ich muß mich setzen, bitte dich, Hans —"

Scheußlich peinlich war ihm das. Aber da er sie eigentlich ganz gern mochte, die hübsche Tante, die sich nie „groß tat" vor ihm, so erwachte ein gewisser ritterlicher Instinkt in ihm.

„Häng dich nur fest ein in mich, wir gehn rüber ins Café. Da trinkst du einen Kognak."

Sie hatte ein letztes Bedenken: „Man wird dich doch zu Tisch erwarten."

„Wozu hat man denn seine Freunde? Ich bin einfach wo zum Essen. Punktum. Streusand drum!"

Sehr sicher bestellte er den Kognak für Susanne, für sich eine Schale Melange.

Schrecklich viel Geld kosten wird das alles wieder, sagte sie sich angstvoll, bedauerte schon, das Lokal betreten zu haben. Hans schob ihr das Glas zu.

„Trink man, trink man, Tante Susel. Immer feste rin — Augen zu, Gurgel auf! So sagt Vater immer, wenn's was Ekliges zu schlucken gibt."

Und es machte ihm Spaß, daß sie sich seinen Anordnungen fügte.

„So, Tante Susel, jetzt noch ein Stück Kuchen, was? Türkische Torte haben sie hier — tipptopp, sage ich dir."

Sie wehrte erschreckt ab.

Seine blauen, langgeschlitzten Augen blinkten lustig auf: „Ich halte dich frei, Tante Susel, du brauchst dein Geldstück erst gar nicht anzureißen."

Ohne ihre Antwort abzuwarten, stelzte er mit seinen schwarzen, gerippten Storchbeinen zum Büfett.

„Jetzt nimmst du den Mantel ab, Tante", sagte er, als er zurückkam, und mit einer Bestimmtheit im Ton, die jeden Widerspruch ausschloß.

Ganz mechanisch folgte sie. Eine warme, wohlige Müdigkeit überkam sie. Sie hätte die Augen schließen mögen in der weichen dunklen Ecke, auf eine Weile das grelle, harte Leben draußen vergessen.

„Wie alt bist du eigentlich, Hans?"

Sie fragte es in dem neugierigen Ton des kleinen Mädchens, das mit Schläfrigkeit kämpft und sich gern ein Märchen erzählen lassen möchte.

„Vierzehn, Tante Susel."

Sie rechnete nach, ob er ihr Sohn sein könnte. Nein. Und wenn ihr Ton noch so mütterlich sein mochte, Respektsperson war sie kaum für ihn. Das machte sie wieder etwas verlegen.

„Soviel Taschengeld bekommst du, daß du dir das alles hier leisten kannst?"

Er sah sie plötzlich mißtrauisch von der Seite an und löffelte den Zucker aus der Tasse. Wollte sie ihn aushorchen? Er zog die Schultern hoch und spitzte in der ihm eigentümlichen Bewegung die Lippen wieder zu einem Pfiff.

„Es langt", sagte er kurz.

Sie vergaß, wen sie vor sich hatte, seufzte tief auf, lächelte bitter.

„Wenn's doch auch bei mir langen wollte."

Er kniff die Augen zusammen und schlang hinter seinem Rücken die Arme um die Lehne seines Stuhles.

„Wie alt bist du denn, Tante Susel?"

„Dreiundzwanzig."

Eine richtige Schätzung für das Alter einer Frau hatte er nicht. Aber viel mochte das wohl nicht sein: dreiundzwanzig.

„Kriegst du auch Taschengeld?"

Die Frage kam ihr spaßig vor. Sie nickte.

„Ja. Natürlich."

„Und da biste wohl immer klamm am Ende des Monats?"

So sachlich fragte er, daß ihr plötzlich all ihre Sorgen wieder einfielen. Sie verschränkte die Hände unter dem Kinn und stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch auf. Ihre goldbraunen Augen blickten trübe auf die weiße Marmorplatte des Tisches, auf die geleerten Kuchenteller. Ein merkwürdig reifes und gutmütiges Lächeln flog über seine derben, noch unausgebildeten Züge.

„Man muß sich zu helfen wissen", sagte er und schichtete das Paket Bücher um, das er neben sich auf den Tisch gelegt hatte.

Vorsichtig tastend fragte sie: „Du verkaufst dann wohl ein Buch, was?"

„So blau —"

Flegelhaft patzig war die Antwort. Eine leise Verachtung lag in ihr. Was dachte sich denn die gute Frau?

„Zwanzig Pfennig machen das Kraut doch auch nicht fett."

Das war der Ton, wie ihn Frau Elise hatte, wenn sie sich unverschleiert gab. Er zog seine schwarzoxydierte Uhr heraus.

„Ja, nu wird's aber Zeit —"

Susanne stand auf. Die leise Hoffnung war erloschen in ihr. Der dumme Junge wollte nichts mehr sagen, hatte kein Vertrauen zu ihr. Es paßte sich dann auch nicht, daß er für sie zahlte.

„Laß nur", sagte sie, als er in die Westentasche griff mit einer selbstverständlichen Präzisierung, wie sie sie nicht einmal an ihrem Mann gesehen.

Er beobachtete sie mit dem geschärften Instinkt frühreifer Kinder, sah ihre Hilflosigkeit bei der Zuweisung des Trinkgeldes, ihr ängstliches Nachzählen des Geldes, als der Kellner fortgegangen war. Und wieder regte sich in ihm das Beschützergefühl des Vaters, der Wunsch, irgendwie zu helfen und auch selbst groß dazustehen vor ihr, ein bißchen Bewunderung und Staunen einzuheimsen.

„Ich will dir was sagen, Tante Susel: wir Männer haben ein Ehrenwort. Also verstehst du, wenn wir unser Ehrenwort geben, dann dürfen wir einander ins Gesicht spucken, wenn wir's nicht halten. Was habt nu ihr dafür?"

Susanne stand sehr gerade vor ihrem vierzehnjährigen Neffen, der fast um Handbreit größer war als sie selbst, sehr gerade und sehr brav. Sie fürchtete, durch irgendeine Ungeschicklichkeit alles wieder zu verderben. Und obwohl sie beinah Lust verspürte, zu lachen über seine Frage, antwortete sie doch mit großem Ernst: „Ich will dir auch mein Ehrenwort geben, wenn du es verlangst."

Sie reichte ihm ihre Hand hin und sah ihm treuherzig in die Augen. Aber noch nahm er ihre Hand nicht, kniff nur die Augen zusammen und rieb sich das Ohrläppchen rot. „Ja, es muß aber so ein richtiges sein, so eins, wo ich dir vor allen Leuten dann ins Gesicht spucken darf, wenn du es nicht hältst. Denn siehst du, Tante Susel, wir dürfen's nicht brechen, auch wenn wir Keile kriegen. Und siehst du, Tante, es gibt ja Frauen, die von ihrem Mann Keile kriegen — ich will ja nicht sagen, daß Onkel Otto auch — aber ich meine nur — auch wenn du Keile kriegen solltest — verraten darfst du mich ja nicht. Darauf müßtest du mir dein Ehrenwort geben, verstehst du? Denn sonst — —"

Sie nickte sehr ernsthaft.

„Sonst darfst du mir vor allen Leuten ins Gesicht spucken. Abgemacht."

Und sie gab ihr Ehrenwort leichten Herzens, denn daß Frauen „Keile kriegten" — das kam wohl unter Arbeitern vor, wenn die Männer betrunken waren, aber nicht in gebildeten Kreisen. Das waren jungenhafte Übertreibungen, das war etwas, über das sie gern gelacht hätte, wenn sie nicht Angst gehabt hätte, abermals das Vertrauen des Jungen zu verlieren.

„Ist gut, Tante Suse. Abgemacht."

Er schüttelte ihr die Hand so kräftig, daß sie beinah aufgeschrien hätte. Dann drückte er sie auf den Sofaplatz zurück und sagte leise: „Nu paß mal auf, Tante: jetzt gibst du mir erst mal zehn Mark. Die setze ich im Zigarrengeschäft nebenan auf Le Miracle in Auteuil. Es gibt todsicher 60 für 10. Heute um sechs oder sieben hast du also statt der zehn Mark, die du mir gibst, mindestens sechzig von mir zu bekommen, verstehst du?"

Susanne sah ihren Neffen mit großen Augen an, schüttelte den Kopf.

„Nein, Hans, das verstehe ich nicht."

Er schob ungeduldig die Bücher von sich. Herrjöhses! . . . Hatte sie denn nie etwas von Pferdewetten gehört? Das wußte ja jedes kleine Kind! Jeder Mensch wettete doch! War sie nie draußen in Karlshorst gewesen oder im Grunewald? Er trieb sich jeden Sommer in Karlshorst und da herum, kannte die Jockeis, kam herein, ohne Eintrittsgeld zu bezahlen, kriegte auch mal einen guten Tip. Letzten Sommer hatte er fast fünfhundert Mark verdient dort draußen. Na ja, natürlich nicht er allein, sie waren da eine ganze Gesellschaft von Jungen, legten ihr Taschengeld zusammen, der größte setzte am Totalisator, und wenn das Pferd gewonnen hatte, dann wurde geteilt. Wer 'ne Schweinerei machte, der wurde verkeilt. Aber das war nur einmal vorgekommen. Da hatte einer von der Gesellschaft den Tip unterschlagen, ihn für sich allein benützt. Wenn man nicht hinaus konnte, na, dann wettete man eben in der Stadt wie auf die französischen Pferde, wo in einem Zigarrengeschäft die Starterliste hing. Da konnte man getrost reingehen. Brachte einfach einen Zettel mit: das und das Pferd in dem oder dem Rennen, soundso viel Platz oder Sieg, legte das Geld auf den Ladentisch, kaufte allenfalls noch eine Schachtel Zigaretten, wenn noch jemand in den Laden hereinkam. Am nächsten Morgen holte man sich sein Geld — fertig war die Kiste!

Susanne saß da mit fieberheißen Wangen und glänzenden Augen. Das war wirklich ein Märchen, das Märchen, auf das sie immer gewartet hatte. Und es kam ihr von einem Jungen, der mit Kniehosen und mit Büchern unterm Arm zur Schule ging.

Sie riß an ihren Handschuhen, zerrte an ihrem Kragen.

Wenn das wirklich alles so wäre, dann gäbe es ja keine Not mehr, dann könnten sich die Ärmsten Geld verschaffen, dann — —

„Du lügst mich an, Hans, das kann nicht sein, das wäre" . . .

Hans Graebner zuckte die Achseln. Wenn sie ihm nicht glaubte — schön. Er hatte ihr aus der Klemme helfen wollen. Sie konnte sich ja unter der Hand bei anderen Leuten erkundigen! Er wollte auch gar nichts mehr damit zu tun haben!

Er stand auf, holte seinen Mantel vom Riegel. Susanne rührte sich nicht. Wie empfindlich diese Jungen doch waren!

„Man muß doch vernünftig mit dir reden können, Hans! Wenn ich dir nun zehn Mark gebe" —

Er fuhr auf.

„Du gibst sie ja gar nicht mir. Ich will sie gar nicht in der Hand haben. Glaubst du, Tante Susel, mir liegt etwas an deinen zehn Mark? Meinetwegen geh du

selbst zu dem Zigarrenfritzen. Ich will dir den Laden zeigen — mehr kann ich nicht tun."

Er knöpfte den Mantel zu, faßte mit einem energischen Griff seiner langen, jungenhaft roten Finger die Bücher zusammen. Susanne war dem Weinen nahe. Wie ein böser Teufel kam ihr der Junge vor. Ganz kleinlaut fragte sie: „Ist es denn auch ganz sicher, daß ich sechzig Mark gewinne?"

Er blickte unmutig und verschlossen.

„Ich setze zwanzig Mark. Mehr kann ich dir nicht sagen. Wenn der Gaul stürzt, dann bist du ab, dann ist es Essig. Aber warum soll er denn stürzen? Ebenso kann ich unters Auto kommen, wenn ich jetzt übern Fahrdamm gehe. Oder 's kann auch 'ne Schiebung sein — das kommt auch vor!"

Er blickte gänzlich uninteressiert durch das breite Glasfenster auf die Straße hinaus. Er hätte sich die Zunge abbeißen können, daß er der Tante was gesagt hatte. Wenn die andern Jungen das wüßten! Auslachen würden sie ihn und verhauen obendrein. Und wenn sie's nicht taten, so war's nur, weil er beim Leichtgewichtsjockei Percey Well draußen in Karlshorst ein und aus ging und durch den so manches in Erfahrung brachte. Der Vater hatte Percey Well einmal das Schlüsselbein geflickt und war später einmal hinausgefahren in die hübsche Villa. Die blutjunge Frau des Jockeis war furchtbar nett gewesen, hatte ihn auf ihrer Stute reiten lassen, und der Vater hatte nichts dagegen gehabt, daß er Wells ab und zu besuchte. Wie oft er dann draußen war, wußte der Vater freilich nicht. Aber alles brauchte man seinen Alten auch nicht auf die Nase zu binden!

Susanne langte zaghaft in ihr Portemonnaie.

„Ich will dir zehn Mark mitgeben, Hans."

Er war noch immer ärgerlich, nahm das Geld, ohne sie anzusehen, fast widerwillig und nur weil es ihn unanständig dünkte, jetzt zu kneifen.

„Also merke dir das Pferd: Le Miracle heißt es, Auteuil, im dritten Rennen!"

Sie hob abwehrend die Hand.

„Nein, Hans, davon verstehe ich nichts. Du mußt es mir sagen, rufe mich an; wir haben Nebenanschluß."

Vorsichtig fragte er: „Bist du denn auch selbst am Apparat? Was soll ich denn sagen, wenn der Onkel rankommt? Er wird sich doch wundern, ich rufe doch sonst nicht an!"

Sie war es gewohnt, zu Notlügen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie sagte: „Ich werde erzählen, daß ich meine neuen Handschuhe bei euch vergessen habe. Wenn alles gut ist, sagst du: du hast sie gefunden, und — sonst" . . .

„Da hab' ich sie nicht gefunden, ich weiß schon!"

Es war doch sehr leicht, sich mit ihm zu verständigen. Dankbar beinah lächelte sie ihn an.

„Und — wie komme ich dann zu meinen — Handschuhen, wenn du sie findest?"

„Bis morgen mußt du schon warten. Dann kannst du ja herkommen, oder wenn du willst, Tante Susel, treffen wir uns um halb eins an der Untergrundbahn am Knie. Ich muß morgen auch zeitiger nach Hause. Alle Tage kann ich mich von meinen Freunden nicht einladen lassen!"

Er lachte sie jetzt wieder an mit spitzbübischem Augenzwinkern, und seine blendend weißen, leicht übereinander gewachsenen Zähne gaben seinem unfertigen Gesicht einen seltsamen, fast männlichen Reiz.

Sie traten beide Seite an Seite auf die Straße hinaus.

„Siehst du, Tante Susel, da links gehe ich hinein mit deinen zehn Märkerchens!"

Aber sie blickte scheu an dem Laden vorbei, während sie eilig zur nächsten Haltestelle lief.

* * *

Frau Alma Frank richtete am Morgen nach der Gesellschaft das für ihren Mann bestimmte Zimmer im Sanatorium selbst ein. Sie hatte ein Dutzend Bettlaken mitgebracht und eigene Kissen. Sie betastete die Matratze, guckte hinter die dunkelblauen glatten Jutevorhänge, ob etwa Staub in den Ecken wäre, wischte mit der Handfläche über die Kommodenladen und nickte befriedigt, als sie sah, daß alles peinlich sauber und gut gehalten war.

Sie ärgerte sich nur, als die Oberschwester sie bat, die Wäsche wieder mitzunehmen. Die Kissen dürften allenfalls dableiben, wenn der Herr an sie gewöhnt wäre.

„Gewiß, Schwester, ist mein Mann an sie gewöhnt. Was sie hier Kissen nennen, das ist ja traurig! Die lassen sich in der hohlen Hand zusammendrücken. Fassen Sie mal an, Schwester, wie meine Kissen gestopft sind!"

Die Oberschwester faßte an. Es ließ sich gegen die Kissen wirklich nichts einwenden.

Frau Alma spannte bedächtig die Beinkleider ihres Mannes in die Hosenstrecker, hing sie in den Schrank ein, legte die Röcke über die Bügel.

„Mein Mann ist furchtbar eigen mit seinen Sachen. Die Beinkleider bügle ich ihm alle paar Tage aus, eine bessere Bügelfalte bringt der Schneider auch nicht heraus. Auch die Krawatten plätte ich alle acht Tage durch. Mein Gott; wie wird das alles hier sein!"

Sie zählte die Taschentücher ab und dann die Kragen.

„Nimmt da nicht jemand Inventur auf, Schwester?"

Die Schwester lächelte.

„Nur bei Bettlägerigen geschieht das."

Frau Alma seufzte. Viel würde ihr Felix nicht nach Hause bringen von all seiner guten Wäsche! . . . Sie stellte zwei große Schachteln mit Briefpapier auf den Schreibtisch, der zwischen den zwei Fenstern stand, legte die Schreibmappe in die Mitte und zur Seite einen Stoß Notenpapier; dann verteilte sie symmetrisch die Bilder der vier Kinder, ihr eigenes und das seiner Schwester Ottilie auf dem freigebliebenen blauen Tuch.

„Wenn er da sitzt, kann er sich einbilden, daß er zu Hause ist", sagte sie und lächelte wehmütig und befriedigt zugleich.

„Wir sind nun zwölf Jahre verheiratet und waren keinen einzigen Tag getrennt", fügte sie wie erklärend hinzu.

„Der Herr Gemahl ist ja nicht so krank, da wird er



wohl nicht lange hier bleiben", sagte die Schwester tröstend.

Frau Alma nickte ihr dankend zu. Zögernd fragte sie: „Vielleicht schreiben Sie mir einmal, wie es ihm geht, oder — wenn etwas Besonderes vorliegt — oder wenn ich mal bei Ihnen anfrage?"

Die Schwester lächelte wieder.

„Wenn etwas vorfällt, dann schreibt Frau Doktor selbst oder Herr Doktor Baumann. Wir sind zu Auskünften über Patienten nicht ermächtigt. Das gäbe Unzuträglichkeiten."

„Ja so" . . .

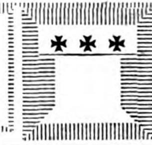
Es wurde Frau Alma immer unbehaglicher zumute. Das alles hatte sie sich anders — ganz anders vorgestellt. Ihr war, als hätte sie sich jeden Rechts über ihren Mann begeben, als hätte sie selbst unvorsichtig eine weite Tür aufgetan, durch die kommen konnte, wer immer sich zwischen sie und ihn stellen wollte. Da wäre es am Ende doch besser gewesen, sie hätten eine kleine möblierte Wohnung in Berlin genommen, und sie hätte selbst darüber gewacht, daß er den Anordnungen der Ärzte folgte.

Wegen ein bißchen Fettleber hätte man auch nicht gleich auseinanderzugehen brauchen auf so viele Wochen und vielleicht gar auf mehrere Monate!

(Fortsetzung folgt.)



Unser Landsturm im Felde.



Hierzu 10 Aufnahmen.

In diesem gewaltigen Ringen um seine nationale Existenz hat das deutsche Volk alle seine Hilfskräfte herangezogen und so unerschöpfliche Quellen erschlossen, daß selbst unsere Feinde gestehen müssen, uns weit unterschätzt zu haben. Linie und Landwehr haben Heldentaten vollbracht, die uns wie eine Mär aus alter Zeit anmuten, die in unsern Tagen wieder lebendig wurde. — Und bei der riesigen, noch nie dagewesenen Ausdehnung der verschiedenen Kampffronten kam es, daß auch unser Landsturm frühzeitig ins Feld rücken mußte, da wir aller Hände bedurften, um unser Werk zu vollbringen.

Zur Friedenzeit pflegte unser junger Liniensoldat vielleicht ein wenig spöttisch zu lächeln, wenn in der Instruktionstunde von „Landsturmformationen" die Rede war. Er dachte in jugendlichem Ueberschwang: „Wir werden's schon allein machen, wir brauchen die ‚Alten' gar nicht!" Nun aber hat der Weltkrieg auch die älteren Semester ins Feld gerufen, und wir können in Wahrheit stolz darauf sein, was unser Landsturm an den Grenzen wie im Feindesland bisher Hervorragendes leistete.

Im Osten und im Westen stehen wir tief in Feindesland. Ganz Belgien liegt zu unsern Füßen. Unsere Etappenwege bis zur Front der Millionenheere haben sich ins Riesenhafte verlängert, und es gilt nun, ungezählte Hunderte von Kilometer Chausseen und Eisenbahnlinien so zu sichern, daß unser Nachschub an Lebensmitteln, Munition, Kriegsbedarf aller Art und Verstärkungen nirgends in Frage gestellt ist. Sollten wir diese wichtige Aufgabe mit Truppen des fechtenden Heeres lösen,

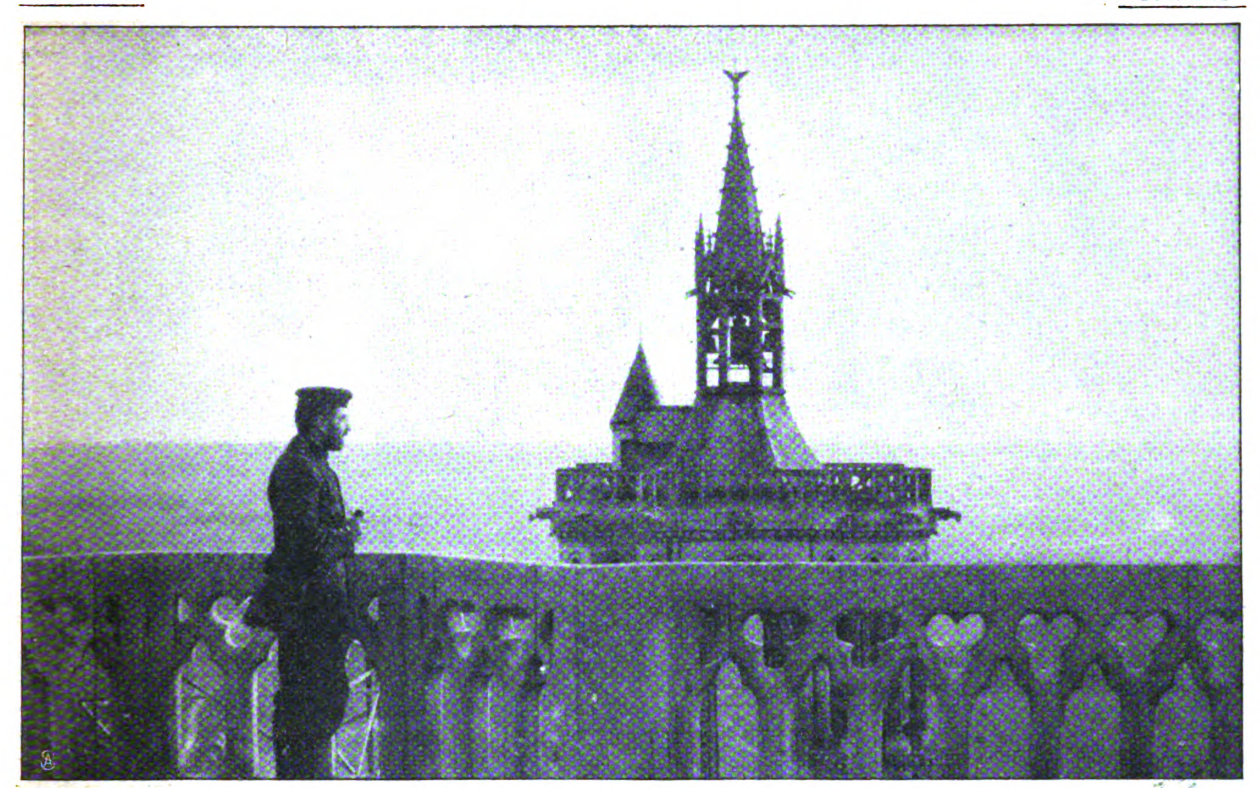


1. Landsturm auf Posten vor einer Strohhütte.



2. Landsturm als Bewachung eines eroberten Dorfes.

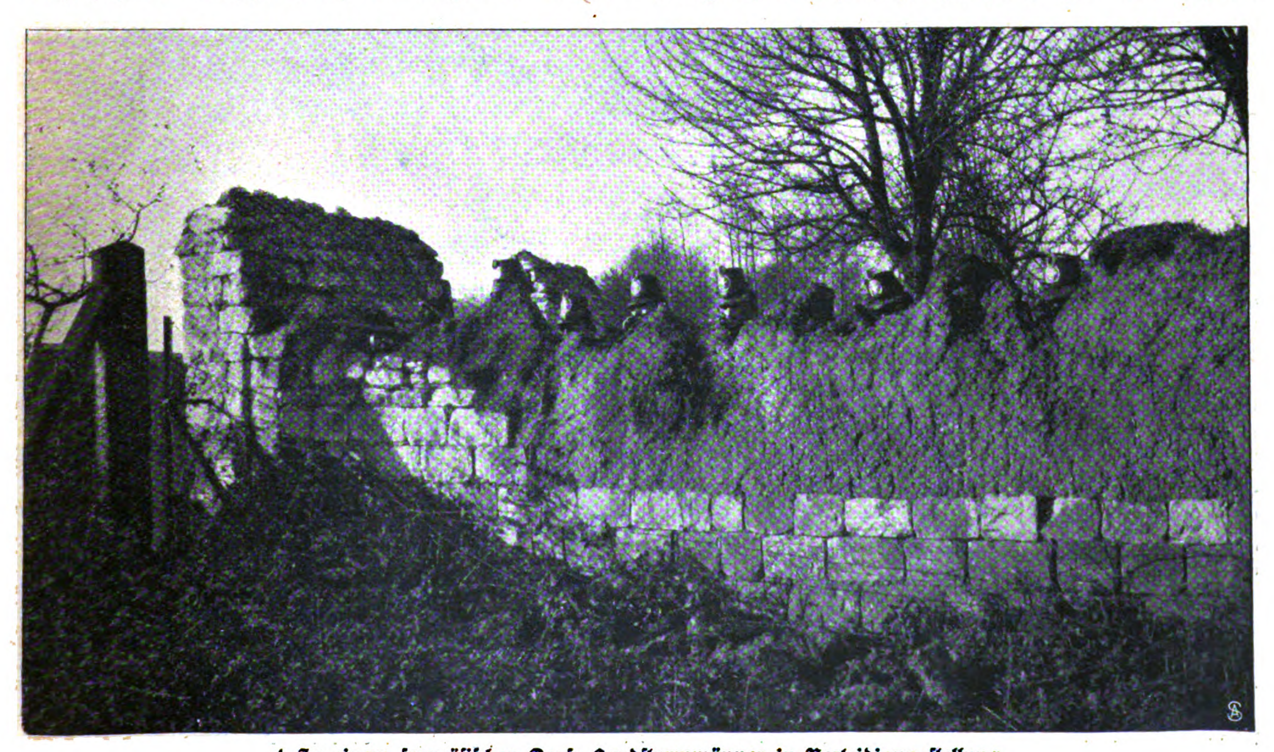




3. Beobachtungsposten auf einem Turm.

so würden wir uns selbst in einer Weise schwächen, die für den Verlauf des ganzen Krieges entscheidend sein könnte. Somit griffen wir auf unsern bewährten Landsturm zurück, und zwar mit bestem Erfolg.

Unsere heutige Bilderreihe führt uns in besonders anschaulicher Weise vor Augen, in wie vielseitiger Weise sich der deutsche Landsturm in Feindesland betätigt. Und wer die kräftigen, strammen Gestalten sieht, denkt gar nicht daran, daß hier ältere Männer in des Königs Rock stecken, die ihre Dienstzeit schon recht lange hinter sich haben und der Strapazen entwöhnt sind. Auch werden die Bilder die irrige Ansicht beseitigen, als ob der Dienst hinter der Front zwar anstrengend, aber sonst „ungefährlich" sei. Mit nichten!



4. In einem französischen Dorf: Landsturmmänner in Verteidigungsstellung.

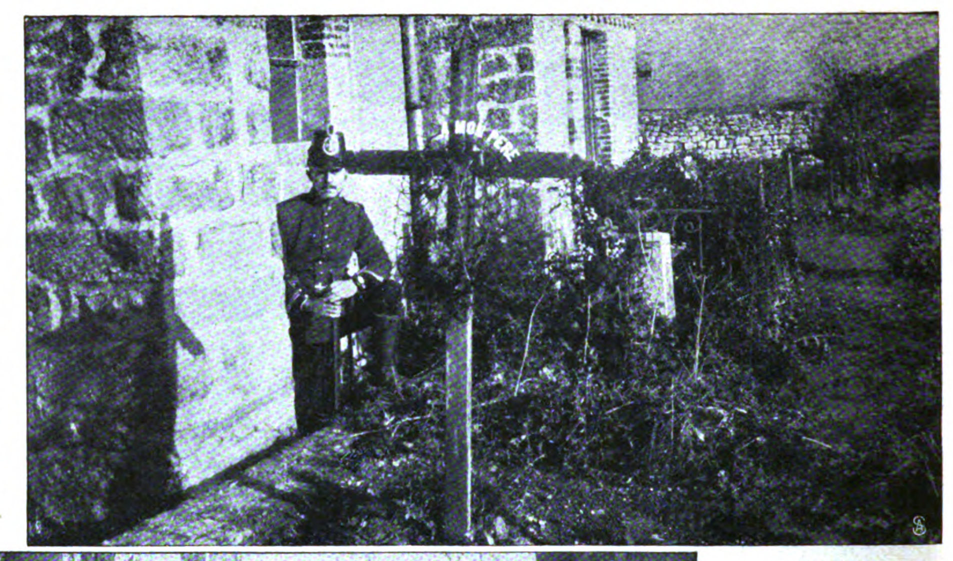
Unser Landsturm hat schon manchen Strauß zu bestehen gehabt und ist stets als Sieger daraus hervorgegangen.

Im Vordergrund aber steht natürlich der Dienst hinter der unmittelbar fechtenden Truppe, und er ist wahrlich nicht leicht!

Man betrachte nur einmal die Abbildungen, um den Ernst der Lage voll zu verstehen. Wir sehen die Landsturmmänner bei der Bewachung einer von uns wiederhergestellten Brücke über den Yserkanal und französischer eroberter Ortschaften. Ringsherum eine feindselige Bevölkerung. Da muß der Landsturmmann besonders auf dem Posten sein, und wenn er das ihm zur Bewachung übergebene französische Dorf verteidigt, kann auch der vorwitzigste Grenadier vom Jahrgang 1914 nicht von „Altersversorgung" sprechen.

Aber — Scherz beiseite! Unsere Landsturmmänner sind prächtige Kerle, und mancher hohe Offizier weiß davon zu erzählen, was der Landsturm dem Vaterland bisher war.

Und nun kommen wir speziell zu dem Kapitel „Belgien" Auf Abb. 8 marschiert Landsturm durch ein abgebranntes belgisches Dorf. Ueberall



5. Als Posten auf einem französ. Friedhof.



6. Berliner Landsturm bewacht das Stadttor einer französischen Stadt.



7. Der Landsturm revidiert mit einer selbstgemachten Lore die Bahnhofstrecken.



8. **Durchmarsch** durch ein abgebranntes belgisches Dorf.

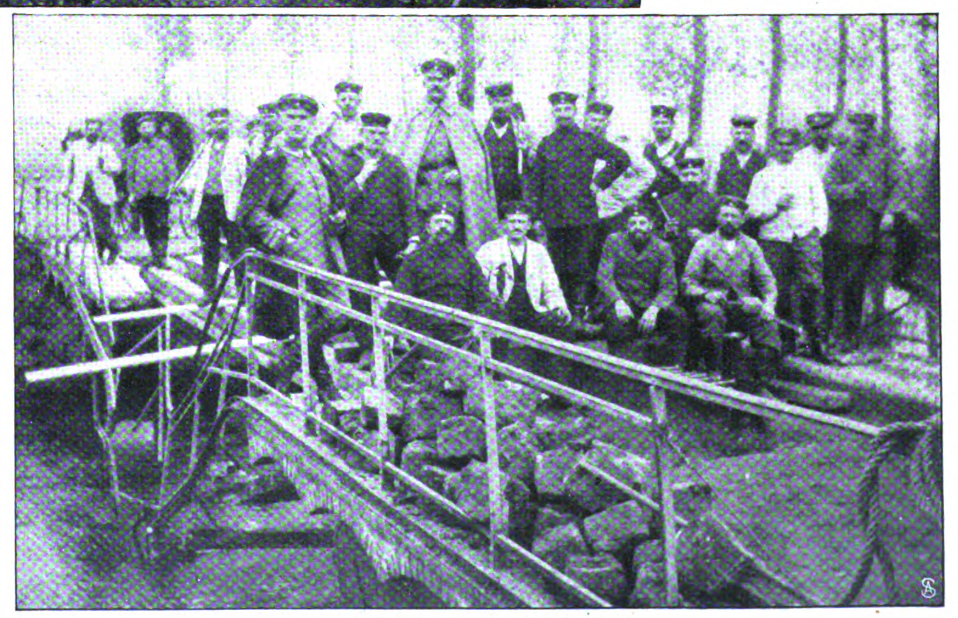


9. **Bewachung** einer von uns wiederhergestellten Brücke über den Yserkanal

in dem besetzten Königreich, das die Auflehnung seiner Zivilbevölkerung so bitter büßen mußte, sind Landsturmtruppen untergebracht, die für Ruhe und Ordnung sorgen und auch beim Wiederherstellen geordneter Verhältnisse mitwirken. Ein vielleicht hier und da undankbares, aber ehrenvolles Amt!

Auch technisch verfügt der Landsturm über wertvolle Kräfte. Abb. 10 zeigt uns die Landsturmleute als Brückenbauer. Warum erst Pioniere von der Front holen, wo sie wichtiger zu gebrauchen sind? Altgediente „Spezialisten" geben die nötigen Anweisungen, und ehe man es sich versieht, ist der Schaden beseitigt. Der Landsturm bedarf wahrlich keiner „Ammendienste"!

„Landsturm als Beobachter auf einem Turm", so lautet die Unterschrift zu Abb. 3. Es gibt



10. **Brückenbau in Feindesland.**

nichts, was nicht auch durch den Landsturm geleistet werden könnte.

Zum Schluß kommen wir bei Abb. 7 zu einer der schwierigsten Aufgaben der Landsturmtruppen, nämlich der Sicherung der rückwärtigen Bahnverbindungen. Die Eisenstränge, auf denen alles Material heranrollt, bilden den Lebensnerv für unsere Operationen.

Zahllose Gefahren drohen den Schienenwegen, so daß eine große Verantwortung auf den Landsturmformationen ruht, die mit dem Schutz der Bahnen betraut sind. Schon im Frieden bedarf der feingliedrige Bau strenger Ueberwachung, um Unglücksfälle zu verhüten. Wieviel mehr ist das im Feld, im Feindesland notwendig, wo unzählige Gewalten der verschiedensten Art unaufhörlich zerstörend am Werk sind.

Man denke nur an die aufsässige Bevölkerung, an Flieger, die Bomben auf Bahnhöfe und Kunstbauten — wie Tunnel oder Brücken — werfen können, und andere Dinge mehr. Nur mit Anspannung aller Kräfte ist es möglich, alle Gefahren abzuwenden. — Um die Kontrollgänge auf den Schienen zu erleichtern, haben sich die findigen Landsturmleute ein primitives, aber praktisches Fortbewegungsmittel konstruiert.

Man sieht, wie auch unsere älteren Jahrgänge allen Anforderungen gewachsen sind und somit ebenbürtig neben den Truppen der Front stehen. Wenn in ruhiger Friedenzeit alle Geschehnisse gesichtet und einzeln behandelt werden, dann erst kann das deutsche Volk in vollem Umfang ermessen, was es seinem bewährten Landsturm an Dank schuldig ist.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

11. Fortsetzung.

Man wird die alte, ängstliche Mutter bis an ihre Mühle zurückbringen. Ob sie einen belgischen Trupp von etwa 50 bis 60 Mann in der Gegend bemerkt habe? Oh wayi. Er sei über den Mühlensteig zurück auf den Ourthefluß zu gezogen.

„Dann müssen wir in entgegengesetzter Richtung dem Mühlenweg folgen", sagte der Hauptmann, der an der linken Hand verwundet war, und dem das Blut unter dem Verband hervorsickerte.

Die alte Frau nickte lebhaft. Und wies und redete, geradeaus, s'if plait, geradeaus — bin merci, und hier sei ihre Mühle. Ob sie den Herrn Allemands soppe kochen soll?

„Die Soppe ein andermal", lächelten die Herren.

Los surrte das Auto in das Dunkel. Willi Merkens drehte sich um. Die Frau stand noch und schaute ihnen nach.

Er bog sich zu Leutnant J. hin, wollte ihm etwas zuflüstern, da stieß das Auto hart an, hopste hoch auf — und mit den Vorderrädern in ein Loch hinunter.

„Die Straße ist aufgerissen", rief der Führer. Da flog er schon über die Maschine heraus. Der Wagen überstürzte sich, die Mannschaft kam darunter zu liegen, der Major über den Straßengraben hingeschleudert. Neben ihm raffte sich Willi Merkens auf, wollte ihm zu Hilfe — da krachte es jenseit der Straße her. Verraten. . . .

Willi Merkens suchte nach seinem Revolver, bückte sich. Da klatschte es ihm in den rechten Oberarm — wie ein Peitschenschlag. Er suchte noch, tastete — mit mörderischem Geschrei flutete die Rotte über die Straße, die gleiche, die in der Wolfsgrube sich eingenistet hatte. Mit zugreifenden Fäusten wollte er den Angreifer von sich abwehren, aber ein jäh brennender Schmerz im Arm. Straff und tot sinkt ihm der Arm. Die Schulter zerschmettert.

Umzingelt Auto und Mannschaft. Die Offiziere verletzt, unfähig zur Gegenwehr. Höhnende Stimmen im Dunkel. Ah messieurs les Allemands!

Hochnotpeinliche Leibesuntersuchung. Man leerte den Offizieren die Taschen, suchte nach Dokumenten, man suchte fieberhaft.

Derweil setzten die übrigen das Auto instand, so gut es ging. Den Offizieren wurden die Augen verbunden, und man ließ sie wieder ins Auto einsteigen. Die Mannschaft wurde gefesselt abgeführt.

Willi Merkens bat, sich erst den Arm notdürftig verbinden zu dürfen.

Da er dies in fließendem Französisch sagte, stutzte man. Das Zischeln lief durch die Runde . . . un espion.

„Vous êtez un espion", herrschte ihn der Sergeant mit schneidender Stimme an.

Verächtlich schob Willi Merkens die Unterlippe hoch, antwortete nicht.

„Antworten Sie doch," rief ihn der Hauptmann an, „man wird Sie einfach niederschießen."

Stumm stand er noch, ein stolzes Wehren in ihm, ein trotziges Zorn. Dann sagte er hart heraus: „Da mein Hauptmann befiehlt, gebe ich euch Antwort. Ich bin kein Spion. Lest meine Papiere, wenn ihr könnt. Ich gehöre zur Sanitätskompagnie, geschützt durch die Genfer Konvention."

Von der Gruppe her, wo sie den Inhalt seiner Brieftasche durchstöbern, ein langgedehntes, höhnisches: „Aaah! La maîtresse!"

In den rohen Händen das Bild Honorines, die frechen Blicke darauf. Das Zornblut schoß ihm ins Gesicht. Einen gewalttätigen Schritt auf sie zu — verdammt! Ein toller Schmerz in dem Arm.

Der Sergeant hat das Bild an sich genommen, liest die Widmung auf der Rückseite. Parbleu. Französisch geschrieben. Er winkt den Leuten ab. Man wird ihn mitnehmen zum Kommandanten.

„Legt ihm die Binde an."

Er wird zu den Offizieren ins Auto verladen. Und in schneller Fahrt voran. Ins Ungewisse hinein. Was geschieht mit ihnen? Sie hocken stumm. Ihre Wunden brennen. Elender Zustand. Wehrlos sich fortschleppen lassen. Und weit tobt der Kampf.



Aber sie nähern sich — — ja, sie nähern sich dem Getöse der Schlacht. Wohin? Wohin? Die Luft wird heißer, als lodere der lautlose Brand dicht um sie. Wohin? Wohin? Dann wieder weiter und dumpfer das verworrene Kampfgeräusch. Sie entfernen sich, die Luft kühler. Vereinzelte Donnerschläge. Und nun fühlen sie plötzlich, daß dieser dröhnende Donner hinter ihnen sein müsse. Das Auto hält. Man heißt sie aussteigen. Wohin? Wohin? Man führt sie über holpriges Gelände. Dann tiefer steigen. Der tastende Fuß des Hauptmanns versucht sich zu orientieren.

„Wir sind in den Laufgräben", raunte er seinem Nebenmann zu.

„Taisez vous, morbleu", schnarrte ihn der Sergeant an. Weiter. Immer weiter. Die Feuchtigkeit tropft. Man hört die Schritte hallen.

„Halte-là!"

Der Sergeant geht ein paar Schritte weiter, pfeift.

Leutnant J. raunt Willi zu: „Wetten wir — die Kasematten."

In dem Kellergewölbe der Widerhall von lauten Stimmen. Schritte näherten sich. Der Sergeant mit einem Begleiter, den er mit „mon capitaine" anredete.

„Mon capitaine" sprach sehr höflich mit den Offizieren. Er sprach gutes Deutsch, aber mit näselndem französischem Akzent.

„Die Binde abnehmen!"

Da sahen sie, daß sie in einem Fort waren. Willi Merkens wurde in besonderes Verhör genommen. Ein langes und ungnädiges Verhör. Man konnte sich nicht von dem Gedanken losreißen, daß man es mit einem Spion zu tun hatte.

Die Offiziere wurden von dem Capitaine selber nach oben begleitet. Willi Merkens mit einigen Mann blieb im Gewölbe zurück.

Eine schwüle, dumpfe Moderluft quoll ihnen entgegen. Es troff von den Mauern, klatsche eintönig auf die Steinfliesen nieder. Das Wasser, das keinen Abfluß hatte, sammelte sich zu Pfützen in den ausgebrochenen Steinen des Bodens. Zum Niedersitzen nichts vorhanden, in die Nässe legen konnte man sich auch nicht. Todmüde wie man war. Der Kopf fieberheiß. Erregte Phantasie. Fratzenhaft schien die Finsternis belebt. Dazu der Geschützdonner von dem Fort aus. Die Mauern dröhnten. Der Schall setzte sich bis in die Fundamente hinein fort.

Vom Blutverlust erschöpft, lehnte Willi Merkens sich an die nasse Mauer. In dem verwundeten Arm brannte und pochte es ihm. Der Verband durchweicht von Blut. Er hatte sich den Ärmel seines Waffenrockes herausschneiden lassen. Nun fror ihn. Einer aus der Mannschaft hing ihm seinen Mantel um.

Und der Mann wagte es, mit seinem derben Stiefel gegen die Tür zu poltern, um neues Verbandzeug zu bekommen.

Da wurde dieser winzige Lärm in dem großen Tumult eingeschluckt von einer gewaltigen, ohrenbetäubenden Explosion. Betäubend schlug der Schall der Mannschaft auf den Kopf, sie taumelte gegeneinander, wollte sprechen, die Zunge gelähmt. Und einer, dem es die schon erschütterten Nerven zerriß, schrie, schrie kindisch, lachte sich in ein wahnsinniges Weinen.

„Wasser," stöhnte Willi Merkens, „holt mir Wasser." Keiner hörte ihn, keiner verstand ihn. Der tosende Schall lag noch in ihren Ohren, machte sie taub.

Und aus dem Krachen und Lärmen heraus etwas Grauenhaftes, Lähmendes: das Aufheulen der Verbrannten.

Und wilder und drohender und fürchterlicher. Geschützdonner, Explosionen, Wehklagen, Kommandorufe, das dumpfe Stürzen der Mauern. Durch die Gewölbe des Forts hörte man die Besatzung fluchtartig dahinrasen. Fluchen und Stöhnen, Donnerbrüllen. Die Schrecken des jüngsten Gerichts.

Hilferufend die Eingekerkerten. Wenn man sie vergaß, wenn das Fort zusammenstürzte — —

Stützend den gesunden Arm um die Schulter eines Soldaten geschlungen, stand Willi Merkens stumm in dem allgemeinen Aufruhr, düster ergeben den Kopf gesenkt. Das war das Ende. Kein Grab auf der Walstatt. Eingeäschert unter zusammenkrachenden Mauern. . . . Und die Lieben daheim werden nach ihm suchen. . . . Verschwunden, vermißt gemeldet in der Verlustliste. . . . Und die Seinen werden suchen und warten. . . . Warten, bis die Ewigkeit sie rief. . . . Zwei Söhne auf der Walstatt. . . . Das Haus Merkens hatte sein Opfer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt. . . . Ein guter und milder Gedanke. Es war kein Zorn mehr in ihm, kein Haß. . . . Sie hatten alle ihre Pflicht getan, alle. Auch diese da, die jetzt droben in den letzten Zuckungen eines verzweifelten, aussichtslosen Kampfes lagen. Ein tapferer Gegner. . . . Wer das Ende nahe fühlt, kann gerecht denken . . . man sieht schon in eine Welt hinein, die ohne Haß ist. . . . In dieser versöhnten, ausgeglichenen Welt sieht er nun *sie* . . . licht und schön . . . wunderbar schön. . . . Geliebte. . . . Ohne Leidenschaft ruft er sie. . . . Wie Auferstandene nach denen suchen, die ihnen angehören... Sie kommt... sie kommt durch die Finsternis zu ihm. . . . Freude . . . Sieg . . . Ach, wie trunken er ist vor —

Der Soldat, der ihn stützt, fühlt die schwere Last des Mannes über sich zusammenbrechen.

Da rasselt die Tür auf. Der Sergeant —

„Häla der Spion! Raus mit ihm! Eine Kugel zu gut für ihn. Verraten sind wir, verraten. Ma pauvre patrie, ma pauvre patrie." . . .

Man griff den Zusammenbrechenden auf. Da riß er sich auf — die letzte Kraft. Man soll nicht denken, daß die Angst ihn zusammenrüttelt. Jetzt will er ihnen zeigen, wie ein deutscher Soldat zum Tode geht. Richt euch! Marsch!

Draußen ein Rennen und Rasen und Irr- und Wirrlaufen. Der größte Teil der Besatzung hatte schon das Fort verlassen. Die Zurückbleibenden in kopflosem Durcheinander. Man stieß, man zerrte ihn auf die Trümmer des Forts hinauf. Die weiße Fahne soll er schwenken.

Keiner von ihnen wagte es. Und zum Hissen war keine Zeit mehr.

Die weiße Fahne schwenken!

Der da war sowieso zum Tode verurteilt, der verfluchte Spion. Mochte ihn also eine Kugel treffen.

Und der stand nun da hoch auf dem umgekippten Panzerdach, hoch auf gestürzten Mauern, riß mit dem gesunden Arm die weiße Fahne empor, schwenkte sie, schwenkte. Schrie mit letzter versagender Kraft. Hurra! schrie er. Hurra! Hurra! Hurra! Sein stieres Auge siegleuchtend. Seine röchelnde Brust siegjauchzend. Mein Kaiser hurra! Mein Deutschland . . . Vater . . . Geliebte . . .



Da sank er hin.

Die Finsternis wich. Der Freitagmorgen strahlte auf. Die aufgehende Sonne glitzerte nieder in den Brand der Festungswälle.

„Die Zitadelle brennt", wehklagte es in der Stadt. Aus den Häusern, aus den Kellern stürzten die Menschen in die Straßen. Beherzte Männer stiegen unters Dach, suchten mit dem Fernrohr die Gegend ab.

„Pour l'amour de dieu — non, die Zitadelle brennt nicht. Die Bäume der Festungswälle brennen."

Ein grenzenloser Wirrwarr. Man stieß sich roh weiter in den Straßen. Man drängte noch immer zum Bahnhof Guillemins. Als sei dort noch Flucht und Rettung möglich.

Gendarmerie, Bürgergarde, Bahnbeamte drängten die Anstürmenden zurück, sprachen auf sie ein. Ein notschreiendes Gewoge. Frauen und Kinder wurden niedergetrampelt.

„Mignonne", irrte ein Mann verzweifelt umher. „Mignonne, wo bist du?"

Und einer gräßliche Flüche murmelnd. Und eine Frau laut weinend hinter ihm: „Fluche nicht, bete."

Ein Kind im Gedränge mit ausgestreckten Ärmchen: „Maman! Maman!"

Ein Gendarm reißt es aus dem Trubel. Ein Krüppel klammert sich an ihn fest, ächzt seine Todesangst: „Hilf mir fort! Hilf mir fort!"

Da verstummte jäh der Kanonendonner. Wie eine Wüste still. Als sei mit einem Mal die Welt leer geworden.

Was ist das? Man stand mit stockendem Atem.

Da sprach eine Stimme in die Stille. Ein Bürgergardist ging umher und sagte laut und tröstend: „Waffenstillstand. Sie wollen die Toten und Verwundeten wegbringen."

Nun rannten sie alle nach dem Stadtzentrum, wo an den für den Betrieb geschlossenen Hotels die Fahne des Roten Kreuzes flaggte.

Tote Straßen. Die Läden geschlossen, die Türen verrammelt. Und dann — ein Ruf, ein fürchterlicher: „Die Deutschen sind in der Stadt!"

Festgebannt. Starr in den Boden gewurzelt. Die ganze Menge des noch eben schreienden Volkes todstumm. So nahmen sie das Verhängnis auf sich.

An die Häuser gedrückt, schlichen sie zurück. Keiner fluchte mehr. Keiner betete mehr.

Als sie um die Straßenecke auf den Theaterplatz einbogen, da sahen sie es: Deutsche Grenadiere in Reih und Glied, Gewehr bei Fuß.

Und weither durch die Straßen dröhnende Marschschritte. Und der Schlachtruf der Deutschen: „Hurra!"

Pferdegetrappel. Reiter. Ulanen, die gefürchteten. Marschklänge, rauschende Siegesklänge.

Und Trab, Trab und Marsch, Marsch. Starrende Lanzen. Klirrklarr die siegreiche Schar. Prächtige Reiter. Heldengestalten. Aufrecht im Sattel. Ernst die gebräunten, die pulverschwarzen Gesichter.

Und Trab und Marsch und Viktoria. Die erste Brigade, die zweite, die dritte. General voran, General mit blitzenden Augen. Der Stürmer von Lüttich.

(Fortsetzung folgt.)

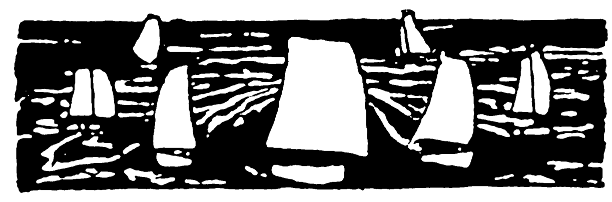
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 7. **Berlin, den 13. Februar 1915.** **17. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 7.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

2. Februar.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht folgende amtliche Bekanntmachung: England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen von Kriegsbedarf nach Frankreich zu verschiffen. Gegen diese Transporte wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen. Die friedliche Schiffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste dringend gewarnt.

3. Februar.

Nördlich und nordwestlich Massiges (nordwestlich St.-Ménéhould) stoßen unsere Truppen im Sturm über drei hintereinanderliegende feindliche Grabenlinien durch und setzen sich in der französischen Hauptstellung fest.

An der Bzura südlich Sochaczew bricht ein russischer Nachtangriff unter starken Verlusten des Feindes zusammen. Unser Angriff östlich Bolimow macht trotz heftiger Gegenstöße des Feindes Fortschritte.

In den Karpathen kämpfen seit einigen Tagen deutsche Kräfte Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Armeen.

4. Februar.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht im amtlichen Teil folgende Bekanntmachung des Chefs des Admiralstabes der Marine: 1. Die Gewässer rings Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. 2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeit des Seekriegs nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen. 3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.

Kapitänleutnant von Mücke ist mit dem Landungskorps S. M. S. „Emden" auf S. M. Schiff „Ayesha" in der Nähe von Hodeida (Südwestküste Arabiens) eingetroffen und von den türkischen Truppen mit Begeisterung empfangen worden.

Der frühere Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt a. M. Dr. Franz Adickes ist im Alter von 69 Jahren gestorben.

5. Februar.

An der ostpreußischen Grenze wurden erneute Angriffe der Russen südlich der Memel zurückgewiesen. Ebenso mißlangen starke russische Angriffe gegen unsere neugewonnenen Stellungen östlich Bolimow.

6. Februar.

Der Kaiser begibt sich über Czenstochau auf den östlichen Kriegschauplatz.

Der türkische Generalstab meldet, daß die türkischen Vorhuten in den Gegenden östlich des Suezkanals angekommen sind und die englischen Vorposten gegen den Kanal zurückgedrängt haben. Die Kämpfe in der Umgebung von Ismilia und Kantara dauern noch an.

7. Februar.

An Stelle des zurücktretenden österreichisch-ungarischen Finanzministers Ritters von Bilinski wird der frühere Ministerpräsident von Koerber zum gemeinsamen Finanzminister ernannt.

In der südlichen Bukowina sind die österreichisch-ungarischen Truppen in erfolgreichem Vordringen, die Russen in vollem Rückzug. Zahlreiches Kriegsmaterial wurde erbeutet.

8. Februar.

Der englische Dampfer „Lusitania" fährt unter amerikanischer Flagge, die er auf Grund eines drahtlosen Telegramms der Admiralität hißte, als er sich der irischen Küste näherte, in Liverpool ein.

✠✠✠

Der Schützengraben.

Von Rudolph Stratz.

„Villa Feuerpause" — „Haus Hindenburg" — „Zum Blindgänger" — „Feldsanatorium Feuerzauber" — jedesmal, wenn ich das Glück hatte, unsere Schützengräben und Batteriestände zu besuchen, hat mir euer saft- und kraftstrotzender Kriegshumor, ihr Feldgrauen da draußen, Lachen auf den Lippen, aber Ehrfurcht im Herzen ausgelöst. Ihr habt das Höchste erreicht, ihr Landwehrmänner mit der Stummelpfeife im Vollbart, ihr jungen Kriegsfreiwilligen aus der Prima: ihr steht über den Dingen!

Ein winziges, drei Zoll hohes Christbäumchen von daheim hinter den kleinen Glasscheiben des splittersicheren Unterschlupfes. Eine schwarzweißrot umrahmte Ansichtspostkarte Hindenburgs, ein Bild des Kaisers unter frischem Tannenreis aus dem nahen Wald, grobe Blaustiftzüge auf der Bretterwand: „Eine feste Burg ist unser Gott." — Ihr seid zum Tiefsten vorgedrungen, ihr Kämpfer in diesem Festungskrieg ohne Festung, der zwei Kreuze kennt, die hölzernen draußen, die eisernen auf eurer Brust: Ihr seid zur Liebe vorgedrungen, die des eigenen Selbst vergißt!

Ihr macht es denen daheim ja so leicht! Eure Karten vom Feld atmen in verwaschenen Bleistiftzeilen deutsche Kraft und Luft an deutschen Hieben, zaubern Sonnenschein auf gramvolle Züge, blasen Sturmwind in die Rauchwolken kannegießernder Stammtische! Eure

Karten seid ihr selbst! Denn wahrlich: Wer in dieser ernsten Zeit frische und heitere Gesichter sehen will, der muß in den Schützengraben gehen.

Das Schwere aber verschweigt ihr euren Lieben daheim. Viele in der Heimat können es kaum wissen, was ihr da draußen vollbringt, denken sich: Es wird ja hart gefochten, blutig und lange. Aber dann kommt auch die wohlverdiente Ruhe. Einen großen Teil der Zeit hindurch ist ja hoffentlich der Aufenthalt im Schützengraben, wenigstens bei leidlichem Wetter, ein kriegerisches Stillleben, eine Rast wie in friedlichen Zeiten das Biwak!

Ja, schaut euch die Idylle nur einmal näher an. Schon haben wir auf dem Weg zur Front das letzte zerschossene Städtchen hinter uns gelassen, sehen in der Reservestellung in einem von den Bewohnern geräumten Dorf fast noch das gewohnte Manöverbild, Soldaten überall, im Kreis bewegte Pferde, den würzigen Dampf der Gulaschkanone, den Feldpostboten hoch zu Roß. Aber weiter draußen, neben der einsam gewordenen Straße, sind schon die ersten metertiefen Trichter im Erdreich, ein umgestürzter Baum, die sonderbare, unwahrscheinliche Leere des modernen Kriegs. Die paar Menschlein, die sich da noch zeigen, vereinzeln sich auf zwanzig Schritte Abstand voneinander, sind auf einmal hinter dem äußersten, einsamen Bauernhof von der Erde verschluckt, schreiten versteckt im Zickzack des Sappenganges zwischen Lehmwänden dahin, stehen mit einer jähen Biegung plötzlich mitten in der weitverzweigten unterirdischen Kleinstadt, die man die Schützengräben nennt, vielleicht gerade an einer Hauptverkehrsecke, etwa der Einmündung des Zeppelinweges in die Kaiserstraße.

Heitere Gesichter überall. Warmer Sonnenschein auf verschlissenem Feldgrau. Aus all ihren Schlupfwinkeln und Fuchsbauten sind sie an das Tageslicht gekrochen. Der Privatdozent der Mathematik spielt mit seinem Zugführer, dem Amtsrichter, Schach, der Stallschweizer brozelt sich in offener Tür mal was Neues: Heringe mit Speck, der Hausdiener aus St. Blasien schmaucht seine Liebeszigarren, der Handelshochschüler aus Köln deckt sorglich die Aufschrift seines langen Feldpostbriefes mit der Hand — es braucht doch nicht jeder hier zu wissen, wie sie heißt! Der junge schwäbische Graf hämmert kniend, Nägel zwischen den Zähnen, ein Laufbrett im Grabengrund zurecht, der Hauptmann und Geheime Regierungsrat geht mit seinem Vizefeldwebel, dem Hotelbesitzer aus Wiesbaden, prüfend durch sein Reich — es ist wirklich wie ein Stück Krieg im Frieden, dies deutsche Volk in Wehr und Waffen. Aber dazwischen steht neben den sorgsam eingebetteten Maschinengewehren, stumm und still wie eine Säule, das Gewehr im Arm, der Wachtposten, dreht seinem vorbeikommenden Vorgesetzten den Rücken zu, schaut nicht rechts, nicht links, späht nur unverwandt vor sich über die weite Fläche zu dem schmalen, langen Band winterlicher Weinbergpfähle in der Ferne, das sich endlos wie der eigene Graben bergauf, bergab in den Furchenwindungen des Bodens hinzieht, in einer Senkung sich verliert, kaum erkennbar auf dem Hügel am Horizont wieder auftaucht: Das sind die Drahtverhaue des Feindes — dort ist seine Stellung. Durchs Fernrohr ist er plötzlich nah, scheinbar dicht vor einem — man sieht Köpfe sich bewegen, einen Spaten drüben blitzen. . .

Und dies sonderbare Leben in der Luft: Aus der Ferne ein dumpfes Schüttern wie von einem Gewitter, ein näheres, langgezogenes Heulen und kurzer Knall jenseit des Waldes, über dem Schützengraben ein feines, flüchtiges Zwitschern, als huschten eilig unsichtbare Vögelchen vorbei, von irgendwoher Schüsse in unregelmäßigen Abständen wie auf der Treibjagd, und plötzlich kommt es wieder zum Bewußtsein: Von den Minenhunden ganz da vorn bis zu dem Divisionstab in dem verlassenen Gutshof, eine deutsche Meile hinter der Front, liegt die Welt im Bereich des feindlichen Feuers. Das Verhängnis schwebt über allem, was da unten lebt und lacht und sich längst an die Gefahr gewöhnt hat. Aber sie ist vorhanden, jede Stunde, jeden neuen Morgen, jede Woche, bei Tag und Nacht. . .

Die Nacht ist gesunken. Schlaf in der heißen, niedern Enge des Unterstandes. Irgendwo wacht noch einer, liest beim elektrischen Lämpchen die Bibel, den Faust, hört durch das Raunen des Winds draußen das geschäftige Treiben der schützenden Finsternis, flüsternde Menschenstimmen hinten auf den dunklen Feldern, das Hinausschleichen der Patrouillen vor die Front. Die Winternacht ist lang. Jeden Augenblick können die Warnungschüsse dröhnen, das Krachen der Handgranaten das Düster durchzucken, jede Sekunde kann der Feind kommen, jetzt oder kurz vor Morgengrauen oder gar nicht . . . . Wer weiß es? . .

Und welscher Regen strömt hernieder, der schlimmste Gegner, macht den Graben zum Sumpf, läßt die Erdwände einstürzen. Und russischer Schnee füllt in wirbelnden Flocken den Boden und schmilzt zu Tauwasser, und ostpreußischer Sturmwind umbraust die Batteriestände, durchkältet trotz aller Liebeswolle und Liebesgaben, und Wochen vergehen oft, bis man in dieser Einsamkeit erfährt, was sich draußen in der weiten, schon so unwahrscheinlich gewordenen Welt ereignet hat, bis ein Brief der Lieben kommt.

Das ist im Harren und Entsagen die stumme Riesengröße des Schützengrabens, von der die Schrift spricht: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde!" Fest wie Erz in dieser ehernen Zeit der Gräben und der Gräber. Fest in Millionen der Unsern. Fester noch in der inneren Kraft als in der äußern: Wem es vergönnt war, einmal von einem hohen Hügel weithin die Front von Freund und Feind zu überschaun, dem wird es da vielleicht so wie mir plötzlich klar: das da vorn sind nicht mehr Linien aus Stacheldraht und Erde, aus Eisenblech und Holz — das sind zwei ungeheuerliche Nervenbänder, die sich vom Schweizer Jura bis nach Flandern, von Siebenbürgen bis zum Kurischen Haff spannen und so lange anspannen, bis das schwächere zerreißt. Unser deutsches Band wird nicht zerreißen! Nicht im Westen und nicht im Osten! Wer in die Augen unserer Krieger im Felde sah, der weiß es!

Draußen ist jetzt tiefe Nacht. Still steht der Posten. Unter ihm, im Verschlag, träumen die Schläfer: Kam ich nicht aus dem Schloß . . . aus der Hütte . . . vom Schreibtisch . . . vom Ladentisch . . . vom Setzerkasten . . . vom Pflug . . . von der Schulbank? Das war alles einmal . . . das ist nicht mehr . . . ich bin tausendfach . . . bin millionenfach . . . bin ein einziger Mann . . . die Krieger schlafen . . . der Schützengraben ist leer und doch der einsame Posten da droben nicht allein. Ein kleiner, altfränkischer Gelehrter steht neben ihm für Deutschland auf der Wacht und sagt's: Ich bin Immanuel Kant. Ich bin der kategorische Imperativ, der Wille zur Pflicht. Und der Regimentsmedikus Schiller spricht's neben ihm: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!" und mit ihm, als getreuer Eckart, ein Riese im Halberstädter Kürassiergewand: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Und Dr. Martinus nickt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär . . ." und J. G. Fichte,

schon die Todesschatten des Lazarettfiebers um die Stirn: „Ich hielt nicht umsonst meine Reden an die deutsche Nation! Heute, nach hundert Jahren, sproßt von neuem der Segen meiner Saat.“ Und wo ein Herz der Schläfer da unten weich werden will, mahnt der große Schweiger: „Der ewige Frieden ist ein Traum und nicht einmal ein schöner!“ Und wo vielleicht noch vom Tag vorher Blutspritzer die Brustwehr röten, steht der Dulder und Held von Wörth: „Lerne leiden, ohne zu klagen!“ Und die schattenhaften Reihen entlang schreitet ein General mit Krückstock und Dreispitz. Die blauen Königsaugen Friedrichs des Großen leuchten. Er kennt den Kampf gegen eine Welt von Feinden. „„Toujours en vedette, messieurs!“

Alle guten Geister ewiger deutscher Kraft umschweben den Schützengraben. Er ist heiliger Boden. In Hunderten von Jahren noch werden die Menschen in stummer Ehrfurcht vor den Stellen stehen, wo Ginster und Brombeer seine Spuren überranken und sich flüsternd von dem ungeheuren Krieg erzählen, in dem die deutschen Kämpfer sich in die Lüfte hoben, auf den Grund des Meeres tauchten, sich in den Schoß der Erde vergruben, um zu siegen! Und siegten! „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!“ Still steht der Landwehrmann auf mitternächtiger Wacht für Kaiser und Reich. Er sieht im Geist den Kaiser vor sich. Er hört ahnend das Wort des 4. August: „Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. . .“

Brot- und Mehlverbrauch.

Von Oberbürgermeister Dr. Wilms in Posen.

Die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 stellt an die mit ihrer Ausführung betrauten Behörden hohe Anforderungen. Die gewissenhafte Durchführung wird in der Praxis nicht leicht sein. Die Beschränkung im Verbrauch an Brot und Mehl auf ein gewisses Quantum klingt in der Verordnung sehr einfach und bündig, aber der einzelne wird nur einem gewissen Zwange nachgeben, da vielfach die Gewohnheit stärker zu sein pflegt als die Erkenntnis einer guten Sache. Für Bäcker und Konditoren liegt die Versuchung besonders nahe, die ihnen auferlegten Beschränkungen zu umgehen.

Bei der Ausführung der Bundesratsverordnung spielen eine wichtige Rolle die Bestimmungen des Bundesrats vom 5. Januar über die Zubereitung von Brot. Bei der Bereitung von Brot darf ungemischtes Weizenmehl, Roggen- und Weizenauszugmehl nicht verwendet werden, Weizenmehl muß einen Zusatz von dreißig vom Hundert an Roggenmehl haben; ein Ersatz des Weizengehalts durch zwanzig Gewichtsteile Kartoffelstärkemehl oder andere mehlhaltige Stoffe ist gestattet. Für die Herstellung von Weizenbrot ist eine Gewichtsgrenze nach oben auf 100 Gramm pro Stück festgesetzt. Bei Roggenmehl ist der Zusatz von Kartoffelflocken, Kartoffelwalzmehl, Kartoffelstärkemehl oder von geriebenen oder zerquetschten Kartoffeln vorgesehen, und zwar mit mindestens 10 Prozent bei den ersteren und von 30 auf 90 bei geriebenen Kartoffeln, mit Ausnahme bei Roggenbrot, das aus Roggenmehl bereitet wird, zu dessen Herstellung der Roggen bis zu mehr als 93 v. H. durchgemahlen ist.

Unter Zugrundelegung dieser Bestimmungen wird sich der zur Ausführung der Bundesratsverordnung berufene Kommunalverband zunächst fragen, ob er ein Einheitsbrot einführen will mit einheitlichem Preise. Die Interessen der Brotfabriken und der Bäckermeister gehen hier etwas auseinander, da die Brotfabriken billiger das Brot herzustellen pflegen als die Bäckermeister. Bei gutem Willen wird sich ein Einheitsbrot und ein Einheitspreis schon erreichen lassen. Eine Ermäßigung des von den Brotfabriken an Wiederverkäufer zu zahlenden Rabatts, der häufig bis zu 20 Prozent beträgt, auf 10 Prozent, erscheint bei dieser Gelegenheit erstrebenswert. Die Größe des Einheitsbrotes hängt mehr oder weniger von den Einrichtungen der Brotfabriken und Bäckermeister ab, dann aber auch von der Gewohnheit des Publikums, die Höhe des Preises von den Sätzen, zu denen Mehl an die Bäckermeister und Brotfabriken seitens der Kommune abgegeben werden kann. Bei der großen Nachfrage nach Kartoffelmehl und Kartoffelflockenmehl werden sich viele Bäckermeister mit dem Zusatz von geriebenen Kartoffeln behelfen müssen, solange nicht von ihnen selbst oder den Kommunalverbänden Bestände an Kartoffelmehl beschafft sind. Von vielen Seiten wird Kartoffelstärkemehl dem Kartoffelmehl vorgezogen, weil das Brot weißer wird und verdaulicher sein soll.

Auch für Semmel empfiehlt sich, unter Berücksichtigung des Preises, zu dem Weizenmehl von dem Kommunalverband abgegeben werden kann, ein Einheitsgewicht und ein Einheitspreis.

Zu lebhaften Erörterungen führt selbstredend die Kuchenfrage. Ein unbedingtes Verbot der Kuchenherstellung läßt sich kaum rechtfertigen. Man würde damit dem Konditorenstande sein Geschäft vollkommen unmöglich machen. Gegen das Backen von Kuchen, bei denen Mehl nicht verwendet wird, besteht wohl kein Bedenken. Berlin hat 10 Prozent Mehlverbrauch den Konditoren nachgelassen, diese wünschen, wie verlautet, 20 Prozent. Schwer wird in jedem Falle die Kontrolle sein. Tatsächlich sollen die Bestände, die von den Konditoren verbraucht werden, gering sein. Wenn der Kommunalverband die sämtlichen Mehlbestände in Händen hat, könnte erwogen werden, ob man bescheidene Quantitäten Mehl den Konditoren nach Maßgabe ihres Geschäftsbetriebes überläßt, unter gleichzeitiger Kontrolle der Betriebe. Eine gewisse Gefahr liegt allerdings darin, hier den ersten Schritt zu tun. Nicht ohne Bedeutung wird dafür das Gesamtergebnis der statistischen Erfassung der Bestände sein; sind diese reichlich, so wird man entgegenkommen können, sind sie nicht reichlich, so wird man strenger durchgreifen müssen.

Das gleiche gilt hinsichtlich des auf den Kopf der Bevölkerung zu bemessenden Quantums an Brot und Mehl. Berlin ist mit zwei Kilogramm pro Kopf vorgegangen; im Industriegebiet Bochum, Dortmund, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm, Hörde, Recklinghausen, Witten hat man ein strengeres Maß angelegt und nur dreieinhalb Pfund pro Kopf bewilligt. Streng will man dort auch vorgehen gegenüber dem Verbrauch in Schank-, Speise- und Kaffeewirtschaften, denen man zur Vermeidung eines Doppelverbrauchs die Abgabe von Brot vollkommen untersagt und es den Besuchern überlassen hat, mitgebrachtes Brot zu verzehren oder einen Brotschein abzugeben. Gleichfalls geht man dort vor gegen die Privatbestände, indem



Brotkarten nicht gegeben werden, solange der Vorrat eines Haushalts mehr wie 15 Pfund Weizen- und Roggenmehl beträgt.

In ähnlichem Sinne bewegt sich die neuerdings erschienene Verordnung des Bundesrats, wonach Mehlbestände über 25 Kilogramm von den Haushaltungen anzugeben sind. Die Gesamtübersicht über unsere Bestände wird zweifellos durch die Feststellung auch dieser Vorräte eine zuverlässigere.

Der Ausgleich zwischen Brot- und Mehlverbrauch ist nicht leicht. Er wird den Kommunalverbänden dadurch erschwert, daß die Bundesratsbestimmungen den Mühlen den Verkauf von 50 Prozent ihres Absatzes zwischen dem 1. und 15. Januar gestattet haben und den Händlern desgleichen. Wenn es nicht möglich ist, diesen Verkauf vollkommen zu unterbinden oder durch die Hand des Kommunalverbandes zu leiten, so muß wenigstens eine Anzeigepflicht an den Kommunalverband für die Mühlen und Händler festgelegt werden, damit die einem Bäckermeister oder Händler von Mühlen oder Mehlgroßhändlern gelieferten Bestände diesem bei der Lieferung durch den Kommunalverband angerechnet werden und eine Doppellieferung vermieden wird. Die Unterbindung des Mehlverkaufs durch Mühlen und Händler würde die Möglichkeit geben, von Kontrollbestimmungen beim Verbraucher Abstand zu nehmen, da alsdann nur durch die Hand des Kommunalverbandes an Bäcker, Restaurationen, Krankenhäuser und Mehlhändler Mehl abgeben würde, und zwar innerhalb des Quantums, das auf den Kommunalverband nach seiner Bevölkerungszahl, auf den Kopf der Bevölkerung mit zwei Kilogramm berechnet, fallen würde. Läßt man den Mehlhandel in beschränktem Maße frei, so ergibt sich die Notwendigkeit der Kontrolle beim Verbraucher.

Nun sind die Kommunalverbände in den ersten Tagen des Bestehens der Verordnung mit Mustern für Familienbrotkarten überschwemmt worden; auch eine Konsumentenversammlung in Berlin hat sich für diese Familienbrotkarten ausgesprochen. Zwar muß zunächst eine Aufnahme des Familienbestandes in den verschiedenen Stadtbezirken stattfinden, um festzustellen, welches Quantum den einzelnen Haushaltungen zuzuweisen ist, es ist aber nicht notwendig, daß diese Karte für die Familie wöchentlich neu geschrieben wird, damit man sie beim Bäcker und Mehlhändler vorzeige und kupieren lasse. Besser werden auf Grund der Familienbestandsaufnahme dem Haushaltungsvorstand oder seinem legitimierten Vertreter die auf die Haushaltung fallenden Brotmarken ausgegeben. Brot und Mehl sind zweckmäßigerweise gleichwertig zu beurteilen, um die Berechnung nicht zu erschweren. Die Brotmarken gibt der Verbraucher dem Bäcker oder Mehlhändler, und nur auf Grund dieser Marken darf Brot und Mehl ausgehändigt werden. Die abgegebenen Marken sind von den Bäckern und Mehlhändlern in eine Aufstellung aufzunehmen und dem Kommunalverband einzureichen. Es ergibt sich daraus eine zweckmäßige Kontrolle der Bäckereien und Mehlhandlungen. Die nicht verbrauchten Marken können vom Kommunalverband gegen eine kleine Vergütung zurückgenommen oder, wenn man nicht davon Gebrauch machen will, vernichtet werden. Sie verlieren jedenfalls ihren Wert mit der Ausstellung neuer Brotmarken, für die verschiedene Farben und mit Rücksicht auf die erhebliche Arbeit der Ausstellung statt einer achttägigen mindestens später eine zehn- bis vierzehntägige Frist vorzusehen sein dürfte. Die Kommunen werden ihren Bezirk in verschiedene Unterbezirke einteilen und in diesen die Abgabe nach Straßen und Haushaltungen regeln.

Nicht leicht ist die Abgrenzung des einen Kommunalverbandes gegenüber dem andern zu vollziehen, besonders dann, wenn an eine größere Stadt nicht eingemeindete Vororte angrenzen, die zwar nicht kommunalpolitisch, aber wirtschaftlich mit der angrenzenden Großstadt ein einheitliches Gebiet bilden. Hier werden mit den benachbarten Landkommunalverbänden Vereinbarungen getroffen werden können sowohl für Brot-Ein- und -Ausfuhr sowohl als auch wegen Übernahme der kleineren Gemeinden auf den größeren Verband für diesen Zweck.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn bei Festungsstädten auf den Grenzbezirken größere militärische Anlagen sich befinden mit starker militärischer Belegung, die einen Teil ihres Brotbedarfs in der Großstadt deckt. Hier wird die Reichsverteilungsstelle mit der Heeresverwaltung wegen eines Ausgleichs in Verbindung zu treten haben.

Mancherlei Schwierigkeiten sind zu überwinden, ehe die Bundesratsverordnung in vollem Umfang in die Praxis umgesetzt werden wird. Guter Wille auf allen Seiten wird und muß bald zum Ziel führen.

Der offene Brief.

Von Siegmund Feldmann.

Nein, würde der tüchtige Nürnberger Dichtersmann Georg Philipp Harsdörfer, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seinem „Teutschen Secretarius" eine Sammlung „nachsinniger" Briefe veröffentlichte, sich freuen, wenn er unsere Tage erlebt hätte! Denn was man heutzutage „nachsinnen" muß, um einen Brief, in dem allerlei verfängliche Dinge stehen, ungefährdet ins Ausland zu bringen, ist nicht zu sagen. Mit den verwegensten stilistischen Kunstgriffen spannt der Schreiber das Seil seiner Gedanken zwischen den Zeilen, um dem Empfänger verständlich zu werden, oder er wendet die vertraktesten Indianerlisten an, um jeden Verdacht zu ersticken. Erst gestern habe ich ein Beispiel davon erhalten. In Paris lebt mir ein alter Freund, ein seit langen Jahren dort naturalisierter Landsmann, der aber im Herzen deutsch geblieben ist und wohl deshalb das Bedürfnis empfand, mir gerade jetzt, in einem offenen französischen Briefe natürlich, durch eine schweizerische Zwischenstelle Nachrichten zu senden. Ich entnahm daraus mit wachsender Verblüffung, daß der Dreiverband unüberwindlich, Deutschland verloren und Frankreichs Triumph gesichert sei, und beruhigte mich erst, als ich zur Schlußzeile kam. Diese lautete: „Je t'embrasse, ton vieux M. Umpitz." Der Brief ging glatt durch. Nun, ja, warum soll ein Citoyen nicht Mumpitz heißen? Zumal wenn er ein so großer Patriot ist!

Freilich, in den allermeisten Fällen sinnt man nicht erst lange nach und verzichtet, anstatt sich den Kopf zu zerbrechen, auf alle Verfänglichkeiten. Damit ist übrigens der Zweck der Regierungen erreicht. Indem sie — bei

uns wie bei den andern — geschlossene Briefe zur Beförderung ins Ausland nicht zuließen, gaben sie keineswegs die Absicht kund, jeden, aber auch jeden Wisch gründlich zu lesen (wo nähmen sie die Armee von Zensoren dazu her?), sondern sie verhängten auch über den schriftlichen Verkehr einen Ausnahmezustand, der ihnen die Möglichkeit bietet, aufzupassen und etwaige unerwünschte Mitteilungen zu unterdrücken. Da solche Mitteilungen üble Folgen haben könnten, genügt diese Warnung vollauf.

Das hat sich schon vor bald einem halben Jahrtausend gezeigt, als Ludwig XI., der 1464 den ersten regelmäßigen Postdienst in Frankreich einführte, in seinem Edikt gebot, daß alle Briefe den Beamten des Polizeiministers vorgelegt werden müßten, „damit man erfahre, ob nichts darin gegen die Befehle des Königs verstoße". Natürlich erfuhr man gar nichts, weil selbst die Unvorsichtigsten ihren Gänsekiel im Zaum hielten. Da war Richelieu schon schlauer. Er hob dieses Edikt auf und führte das Briefgeheimnis ein, durchlöchert durch das „Schwarze Kabinett", als dessen Schöpfer man ihn ansprechen darf. Aber große Freude erlebte er an seiner Erfindung kaum. In dem ersten Brief, den man ihm einlieferte, machte sich die Königin Anna von Österreich über den Kardinal, den „alten Gecken, der mich mit seinen Liebesanträgen verfolgt", in so grausamer Weise lustig, daß er vor Wut krank wurde und nur durch einen schleunigen Aderlaß vor einem Schlaganfall gerettet werden konnte.

Ein „Schwarzes Kabinett" haben wir — in Deutschland wenigstens — nicht mehr, dafür haben wir seit sechs Monaten den offenen Brief. Die Sache und der Name sind alt, die Bestimmung aber ist grundverschieden. Schon Cicero und Seneca benutzten ihn im politischen Kampf, und seitdem ist die Form der Mitteilung, die anscheinend nur an eine einzige wirkliche oder fiktive Person gerichtet war, bis in unsere Tage das gebräuchlichste Hilfsmittel einer Polemik geworden, zu deren Zeugen man die ganze Welt herbeiruft. Auch die didaktische Literatur, insbesondere die pädagogische, hüllte sich oft in das Gewand der offenen Briefe, von denen viele tausend Bände in den Bibliotheken verstauben und verschimmeln. In der aschgrauen Vorzeit freilich mag es überhaupt nur offene Briefe gegeben haben, weil sie in Holz- und Steintafeln gegraben oder in Palmenblätter geritzt wurden, für die schwer ein passendes Kuvert zu finden war. Da war es schon leichter, sie der Sicherheit halber Boten anzuvertrauen, die nicht lesen konnten. Daher dürften die drei ältesten, uns historisch bekannten Briefe: der des Inderkönigs Stratobates an Semiramis, des Königs Prätos von Argos an den König von Lykien und der Davids an Joob (der berühmte Uriasbrief) höchstwahrscheinlich auch offene Briefe gewesen sein. Den Uriasbrief hätte die Zensur heute unter keinen Umständen durchgelassen, da er eine Mobilisierungsangelegenheit betraf.

Allein mit so fabelhaft wichtigen Schriftstücken haben die Zensoren heute kaum zu schaffen. Trotz des Krieges laufen täglich viele Millionen Briefe über die verschiedenen Grenzen, und man dürfte die Wette wagen, daß nur wenige hundert davon zurückbehalten werden. Alle andern gelangen anstandslos an ihre Adresse, vielleicht mit einer größeren oder geringen Verzögerung, die aber wohl eher durch den eingeschränkten Bahnverkehr als durch polizeiliche Maßregeln verursacht wird. Vielleicht wird sich das Publikum diese Erfahrung zunutze machen und auch nach dem Krieg aus eigenem Antrieb mehr offene Briefe versenden. Das wäre nur ein weiterer Schritt zur Vereinfachung, Beschleunigung und Verbilligung des schriftlichen Verkehrs. Solcher Schritte haben wir schon viele gemacht. Was war das früher eine umständliche Begebenheit, so ein Brief! Wer die verwickelte Wissenschaft beherrschte, einen Brief zu schreiben, d. h. mit dem großen Vorrat von Titulaturen, Eingangs- und Ausgangsschnörkeln, Bescheidenheitsmätzchen und sonstigem Firlefanz in Ansehung jeder Person richtig zu wirtschaften, der war noch vor einem Jahrhundert ein „gemachter Mann". Und erst die empfindsamen Naturen, die den Empfang einer Zervelatwurst nicht bestätigen konnten, ohne die Verpflichtung zu fühlen, einen Einblick in die vermeintlichen Abgründe ihrer Seele zu gewähren, über die Vergänglichkeit alles Irdischen zu seufzen und noch unter dem Eindruck einer mondhellen Frühlingsnacht der holden Chariten zu gedenken, die Balsam in unsere Wunden träufeln! Wir halten uns heute bloß an die Zervelatwurst, d. i. an die Tatsachen, und wir kommen ganz gut damit aus.

Eigentlich haben wir diesen Schritt schon getan, dank der Postkarte, von der jetzt, im Deutschen Reich allein, jährlich an die zwei Milliarden verwendet werden. Zur größern Hälfte wohl zu geschäftlichen Zwecken, aber die paar hundert Millionen, die immerhin auf andere, vertraulichere und persönlichere Mitteilungen entfallen dürften, zeigen doch, daß der Widerstand, der in den Anfängen gegen dieses Verkehrsmittel einsetzte, allmählich verschwunden ist. Wo er fortdauert, namentlich in Paris, hat er seinen vernünftigen Grund in der amtlichen Vorschrift, die Postsachen nicht dem Adressaten direkt einzuhändigen, sondern sie beim Portier abzugeben, der sie dann an die einzelnen Mieter verteilt. Selbst wenn er das sechsmal am Tage tut (zu mehr ist er nicht verpflichtet), bleibt ihm Muße und zumeist auch Neugierde genug, sich aus dem Einlauf über die Angelegenheiten aller Hausbewohner zu unterrichten. Dieses Bedenken gegen die Postkarte ist auch angebracht, wo man etwa die Augen der Dienerschaft nicht mitnaschen lassen will; häufig genug beruht es aber noch auf dem Vorurteil, daß ein geschlossener und natürlich eigenhändig geschriebener Brief viel „höflicher" sei. Diese Höflichkeit widerspricht dem Naturgesetz vom geringsten Kraftaufwand, der in der modernen Welt jede Tätigkeit beherrscht; sie entspringt nichtsdestoweniger dem verständlichen Gefühl, daß wir jemand, zu dem wir sprechen, eine Aufmerksamkeit erweisen, wenn wir mehr Form, Zeit und Geld daran wenden, als unbedingt nötig erscheint. Um diesem Gefühl einen noch sichtbarern Ausdruck zu geben, ist es in den letzten Jahren wieder vornehm geworden, die Briefe zu siegeln, mag ihr Inhalt noch so gleichgültig oder geringfügig sein. Diese Überflüssigkeit gibt ihnen einen intimern Charakter. Das hindert dieselben Herrschaften jedoch nicht, die beiden wichtigsten und intimsten Ereignisse ihres Daseins: ihre Verheiratung und ihren Tod, auf einem gedruckten Blatt in offenem Umschlag zu vermelden. Aber dieser „offene Brief" ist durch das Herkommen geheiligt.

Und ebenso heiligt nicht nur, sondern heischt sogar das Herkommen den offenen Empfehlungs- oder Einführungsbrief. Er muß unbedingt offen sein, damit der Empfohlene ihn lesen könne, bevor er ihn geschlossen überreicht. Sonst könnte er sich nicht von meiner Aufrichtigkeit überzeugen, sagt man unbedacht. Ja, zum Henker auch, wenn jemand an meiner Aufrichtigkeit zweifelt, wenn er mich für fähig hält, daß ich ihm unter der Maske des Wohlwollens ein

Bein stelle, warum verlangt er einen Dienst von mir! Warum soll ich erst gehalten sein, einen solchen beleidigenden Verdacht zu entkräften? Indem ich ihm vorbeuge, gestehe ich dem andern stillschweigend das Recht zu, ihn zu hegen. Ich habe mich längst darüber geärgert und mir vorgesetzt, jedes Empfehlungschreiben zu schließen. Aber dann fällt mir rechtzeitig ein, daß der unauslöschliche Haß Richard Wagners gegen Meyerbeer auf den geschlossenen Brief zurückzuführen ist, den dieser ihm an den Direktor der Pariser Oper mitgab. Da er den erhofften Erfolg nicht hatte, schwor Wagner darauf, daß Meyerbeer ihn „verraten" habe. Das ließ er sich nicht ausreden. Und ich lasse mir es gesagt sein und gebe meine Empfehlungsbriefe offen. Man ist nicht immer ein Held. Und gedankenlosen Bräuchen gegenüber ist man es sogar am seltensten.

Beim Kaiser zu Gast.

Gleich Mitternacht . . ! Ich nick' dem Jäger zu.
Die Türe schließt sich. Und nach kurzem Warten
Erlischt das Licht im kleinen Wintergarten . . .
Mein Herr und Kaiser — Segen deiner Ruh'.

Wie seltsam stark hallt diese Nacht mein Schritt.
Wie heiß die Augen mir im Dunkel brennen,
Als wollt der Blick nicht lösen sich und trennen,
Und trüg' das Bild wie heil'ge Beute mit.

Der Wagen harrt. Und bis ans Kinn verhüllt
Geht es in Nacht und lautlos Schneegestiebe . . .
Das ist die Stille, die ich brünstig liebe,
Wenn Sturm das Herz und Glut die Seele füllt.

Das ist die Stille, die wie Mutterhand
Die Stirne kühlt, die heißen Wangen fächelt.
Nur Liebe spür ich . . . Und mein Auge lächelt:
Wo bin ich? – Wo? Zur Nacht in Feindesland.

Ich heb' den Kopf. Die Stadt liegt hinter mir,
Der Strom, die Brücken. Durch verschneite Felder
Zieht sich der Weg in weißverhangne Wälder,
Und durchs Gehölz bricht aufgeschreckt' Getier.

Ein schlafend Dorf. Die Schildwacht tief im Pelz.
Halt – Ausweis! – Ein Laternenblitz. – Passieren.
Gut Nacht, Kamerad. Und träumerisch Verlieren
In dunkles Land, verbrämt von Silberschmelz . . .

Und Meilen hinter mir, im Park versteckt,
Das kleine Landhaus. Und ich stand im Zimmer
Und harrt' des Kaisers. Hell im Kerzenschimmer
Tratst du herein, die Hand zum Gruß gestreckt.

Und Mund und Feuerblick sprach Kaiserdank . . .
Da hat mein Blick in deinen sich verloren,
Da hat mein Herz den Eid aufs neu geschworen:
Für meinen Kaiser Wort und Waffen blank!

Was wir gesprochen in der langen Nacht,
Als wir im Sessel Aug' in Auge saßen?
Daß wir dich, Deutschland, lieben ohne Maßen
Und Schwert und Lied bei deinem Namen lacht!

Und daß die Liebe jede Schanze stürmt,
Selbst eigne Schanzen – Ward es ausgesprochen?
Ich sah dich an. Wie schmal die Schläfenknochen,
Und auf der Stirn des Lebens Last getürmt.

Und um den Mund ein ferner Schmerzenszug . . .
Ich sah — und sah — die Augen sich erweitern,
In Flammen aufsprühn wie bei Glaubenstreitern:
Wir sterben nicht! – Der Antwort war's genug. –

Der Schnee umstiebt mich. Weiß die Winterpracht.
Und wieder Waffenklirrn – es pflanzt sich weiter –
Und links und rechts jagt ein Patrouillenreiter
Für Thron und Heimat, Kaiser, durch die Nacht.

Im Felde. Rudolf Herzog.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

England hat die Flagge vor Deutschland gestrichen! Zwar nicht die Kriegsflagge, die heimlich und verborgen und wohlbehütet in den englischen Kriegshäfen oder fern der deutschen Operationsbasis in der Irischen See weht, aber die Wimpel am Mast der Handelsflotte wurden niedergeholt, feige und in Unehren, um dem Unterseebootschrecken zu entgehen. Dafür riet die britische Admiralität den Reedern, unter neutralen Zeichen zu fahren. Somit flüchtet sich das „wogenbeherrschende" England als scheues Küken unter die Fittiche Griechenlands, Boliviens oder, wenn alle Stränge reißen, Haitis!

Selten hat die Welt ein kläglicheres Schauspiel gesehen, und aus der Krone des englischen Weltreichs bricht Stein auf Stein. Was nützt es der Admiralität, daß sie

mit fieberhaftem Eifer neue Unterseeboote im Ausland bestellt, von denen verschiedene schon im Frühjahr abgeliefert werden sollen; nicht das tote Material ist es, das mit seinem Vorhandensein den Erfolg verbürgt, sondern der Geist, der die Bedienungsmannschaften beseelt. Und ob nun die Engländer den todesmutigen Schneid unserer „U“-Bootsleute nachmachen können, erscheint mehr als zweifelhaft.

Was für die Flotte gilt, findet auch Anwendung auf die Armee. Der neue englische Heereshaushaltsplan sieht



Karte des neuen Kriegsgebietes.

in seiner Aufstellung ohne die indischen Truppen drei Millionen Mann vor. Das klingt für die Verbündeten recht vielversprechend und tröstlich, sofern sie dem naiven Glauben huldigen, daß Herrn Kitcheners Rechnung lückenlos ist. — Wir wissen, daß es für ein Land wie England einfach unmöglich ist, mit dem Söldnersystem Millionenheere auf die Beine zu bringen; wenn es also der Regierung mit ihrem Heeresetat Ernst ist und es sich nicht wieder um einen plumpen Schwindel handelt, der Welt Sand in die Augen zu streuen, so kann nur die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dem bisherigen Mangel abhelfen. — Aber selbst wenn ein solches Gesetz durch die Not der Zeit geboren würde, bleibt es doch nur ein toter Buchstabe, sofern nicht die willige Hingabe des ganzen Volkes ihm Leben verleiht. Wir werden also abwarten können, ob die Bevölkerung aller Stände wirklich für den großen Gedanken der „allgemeinen Wehrpflicht" reif ist. Nach allem, was bisher geschah, ist man zu erheblichen Zweifeln durchaus berechtigt! Und ob es Herrn Paus, des Allerweltsmachers, warnenden Worten in London gelingen wird, England zum letzten großen Opfer zu treiben, steht dahin.

Deutschlands männlich-ernste Warnung an die neutrale Schiffahrt, auf der Hut zu sein, da die ganzen Küstengewässer unseres brutalsten, rücksichtslosesten Feindes als Kriegsgebiet betrachtet würden, hat natürlich in London große Erregung ausgelöst. Man ahnt dort instinktiv, daß der furchtbare Ernst dieses Weltkrieges, das drohende Gespenst der Teuerung und Volksnot über den Kanal hinübergrinst und vielleicht bald seinen Einzug hält in das Eiland, das man gefeit glaubte gegen alle Gefahren. In wenigen Monden hoffte man Deutschland am Boden liegen zu sehen. Nun stehen wir nach einem halben Jahr in ungebrochener Kraft da, und der Opfermut und die Zuversicht der Daheimgebliebenen haben nicht den geringsten Rückschritt bei uns erfahren.

Immer lauter ertönen beim Dreiverband die stöhnenden Hilferufe um Geld, Material und Menschen, und die bisher ergebnislos verlaufene Finanzminister-Konferenz in Paris sah bisher nur Männer, die die leeren Taschen umkehrten und seufzend mit den Achseln zuckten. Zwar soll in London eine Fortsetzung folgen, aber sie dürfte ebenfalls nicht viel Erfreuliches für Rußland und Frankreich zeitigen.

Ach ja — mit dem Stolz geht es bei unseren Feinden sturzweise bergab. Von Senegalnegern, Neuseeländern und Kirgisen wollen wir gar nicht mehr reden, aber daß dasselbe Japan, das noch vor zehn Jahren an den Brüsten unserer militärischen Alma mater lag und deutsche Kriegskunst lernte, nunmehr in Marseille mehrere hundert Instruktoren landete, um Pioupious auszubilden und vielleicht gar Tommy Atkins strammen Schritt beizubringen, ist eine so grausame Satire auf jedes Hoheitsgefühl weißer Völker, daß man fast Mitleid mit den Staaten haben muß, die jedes Augenmaß für Selbstachtung verloren.

Truppenmassen nach Europa in den Strudel werfen? Der Gelbe lacht höhnisch Er denkt gar nicht daran. Aber die unbändige Freude zu genießen, der weißen Rasse als Lehrmeister zu dienen und ihr so einmal energisch den Fuß auf den Nacken setzen zu können, das läßt er sich nicht entgehen. Auf der anderen Seite ist festzustellen, daß wir durch unsere großen kriegerischen Erfolge zwar an Liebe und Zuneigung wahrlich nichts, wohl aber an Respekt und Achtung viel gewonnen haben, und das ist schließlich das Ausschlaggebende. Schon während einer langen Friedenzeit bemühten wir uns oft vergeblich, die Welt von der Reinheit unserer Gesinnung zu überzeugen. Es nützte alles nichts. Bei den Leuten, die uns beneideten, blieben wir trotzdem die rücksichtslosen Draufgänger, die von ihren Ellbogen ausgiebig Gebrauch machten und daher „niedergekämpft" werden müßten.

Da es mit der „Liebe" nicht ging, erringen wir uns nun durch unser Schwert die „Achtung".

Nicht nur in der Presse aller neutralen Staaten, sondern in zunehmendem Maß auch bei unseren Feinden treffen wir einen Unterton an, der unserer gewaltigen Volkskraft Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Und blickt man sich rings in der Welt um, so muß einen das, was man wahrnimmt, mit höchster Bewunderung erfüllen. Auf der ganzen westlichen Front reiht sich Erfolg an Erfolg. Steter Tropfen höhlt den Stein. Der Tag kann nicht mehr fern sein, wo die bröcklig gewordene Schutzmauer der englisch-französischen Linien zusammenbricht und Paris und der Kanal schutzlos vor uns liegen. — Daß die Briten ungeheure Verluste gehabt haben und die Blüte ihres einstigen stehenden Heeres bereits unter dem Rasen liegt, leugnet niemand in London. Geradezu unheimlich aber erscheint die Zahl der Toten, die nach den letzten Angaben Frankreich bis Ende Januar einbüßte. Eine halbamtliche Zählung ergab 450,000 Gefallene. Obgleich wir wissen, wie mörderisch die Kämpfe in diesen sechs Monaten zuweilen waren und daß die fortgesetzten Sturmläufe dem Gegner viel Blut kosteten, so können derartige Verluste nur entstehen, wenn auch Seuchen unter den Truppen wüten. Über das Sanitätswesen in Frankreich ist viel Ungünstiges verbreitet worden. Teilweise sollen die Verhältnisse jeder Beschreibung spotten. Diese Angaben scheinen nun durch die veröffentlichte Verlustliste ihre Bestätigung zu erhalten.

Was die Lage im Osten anbelangt, so gestaltet sie sich dauernd günstiger. Mit Freude haben wir vernommen, daß sich Se. Majestät der Kaiser nach dem russischen Kriegschauplatz begeben und bereits in seiner herzlich-leutseligen Weise die schlesische Landwehr in ihren Schützengräben begrüßt hat. — Es ist den wackeren Kämpfern in Polen wahrlich zu gönnen, daß sie einmal wieder das Antlitz des Obersten Kriegsherrn sehen und seine lobende, aufmunternde Stimme in ihrer Mitte vernehmen. —

Man darf es zweifellos als ein Zeichen des Vertrauens in den siegreichen Fortgang der östlichen Operationen ansehen, daß gerade jetzt der Monarch in Schnee und Eis den Hindenburgschen Armeen seinen Besuch abstattete.

Wurden Deutschlands und Österreichs Waffen überall von Erfolg begleitet, so hat die Türkei sich ebenfalls nicht müßig verhalten. Die Augen der ganzen Welt sind jetzt auf den Suezkanal gerichtet, wo die türkischen Vorhuten die ersten Scharmützel ruhmvoll bestanden und vielleicht schon für die nächste Zeit große Ereignisse zu erwarten sind. Ismailia und Kantara bildeten die Stätten der Zusammenstöße einstweilen schwacher Kräfte der Angreifer mit den Engländern. Und während hier das Verhängnis in dunkeln Wolken sich zusammenballt, ließ Afghanistan den Dschihad amtlich verkünden. Das wohlgerüstete Heer der Afghanen wird also, unterstützt von Belutschen und Persern, den Vormarsch auf Indien antreten als treue Helfer im Heiligen Krieg.

Es scheint, daß der Himmel des englischen Weltreiches nie so verdüstert war wie in diesem Augenblick. Schon grollt es dumpf in der Ferne! Und man wartet gespannt auf die Blitze, die herniederzucken werden! X.

Nummer 7.





Hofphot. Urbahns.

Kapitänleutnant von Mücke, Führer von S. M. S. „Ayesha“,
der die Landungsabteilung der „Emden“ von den Kokosinseln nach Hodeida führte.



Im verschneiten Schützengraben.



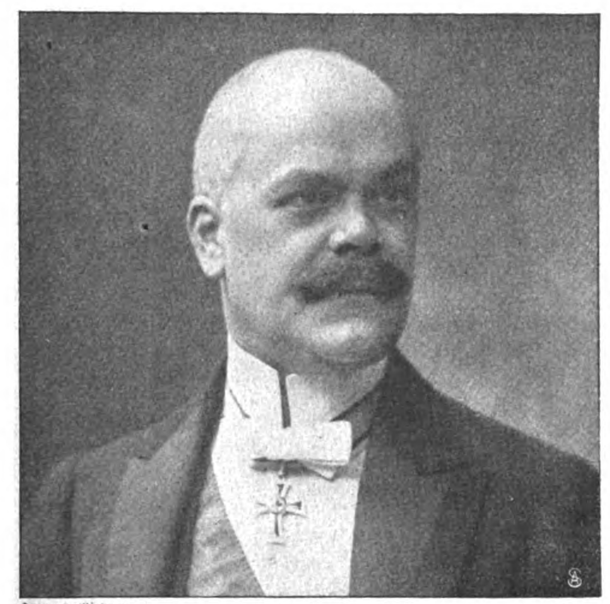
Verschneite Brustwehr.



Zwei russische Ueberläufer.

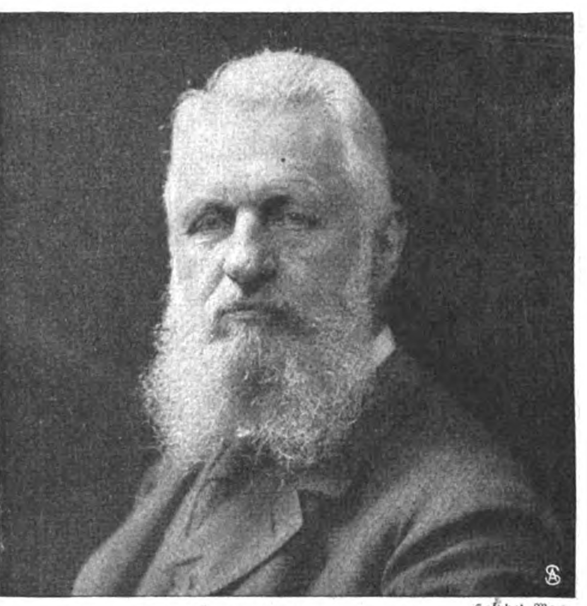
Vom östlichen Kriegschauplatz.





Hofphot. Pietzner.

Dr. Ernest von Koerber,
der neue österreichisch-ungarische Finanzminister.



Hofphot. Marx.

Dr. Franz Adickes †
früher Oberbürgermeister von Frankfurt a. M.

Phot. Hoffmann.

König Ludwig von Bayern auf der Côte Lorraine.



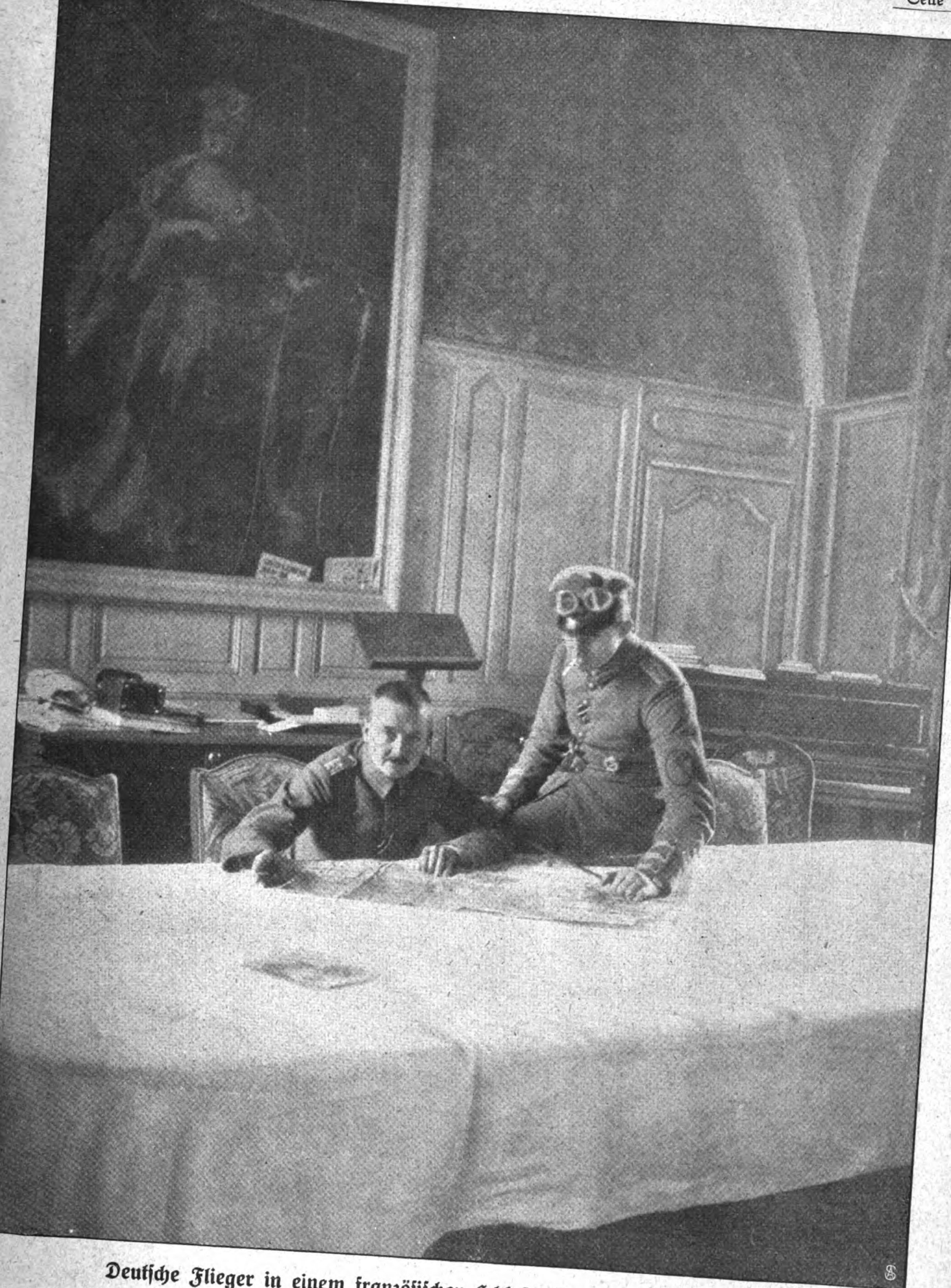
Ulanen auf der Landstraße bei Bolimow. Phot. von Jakubowski.



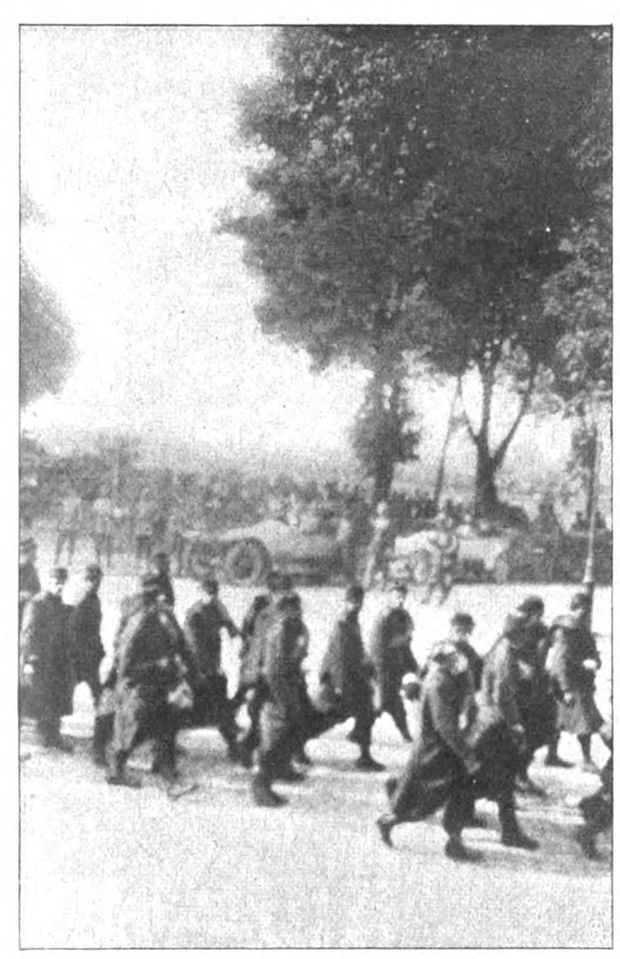
Russische Gefangene auf der Straße vor Bolimow. Phot. von Jakubowski.

Vom russisch-polnischen Kriegschauplatz.

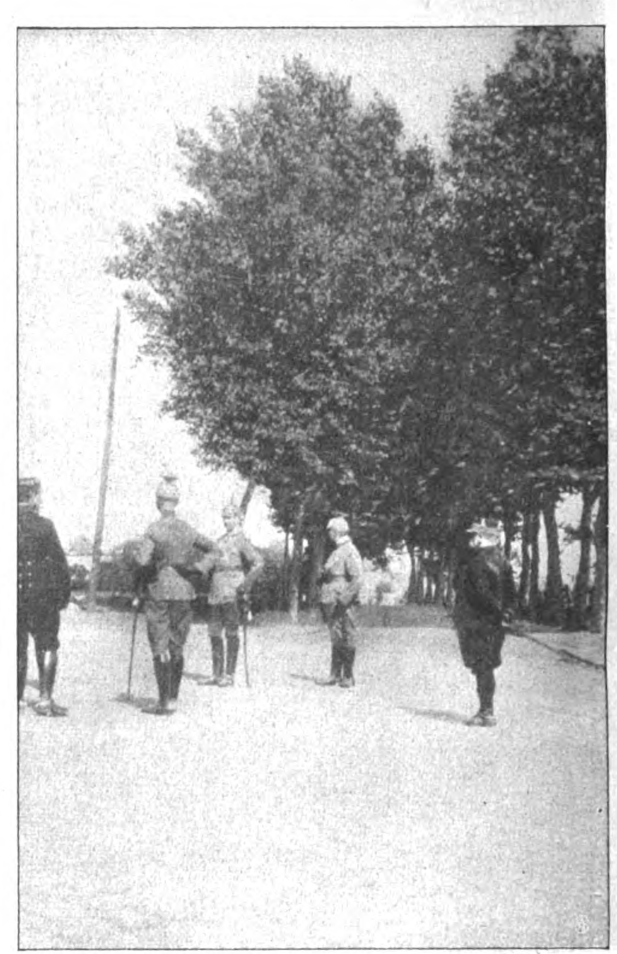




Deutsche Flieger in einem französischen Schloß beim Studium der Karte.
Vom westlichen Kriegsschauplatz.

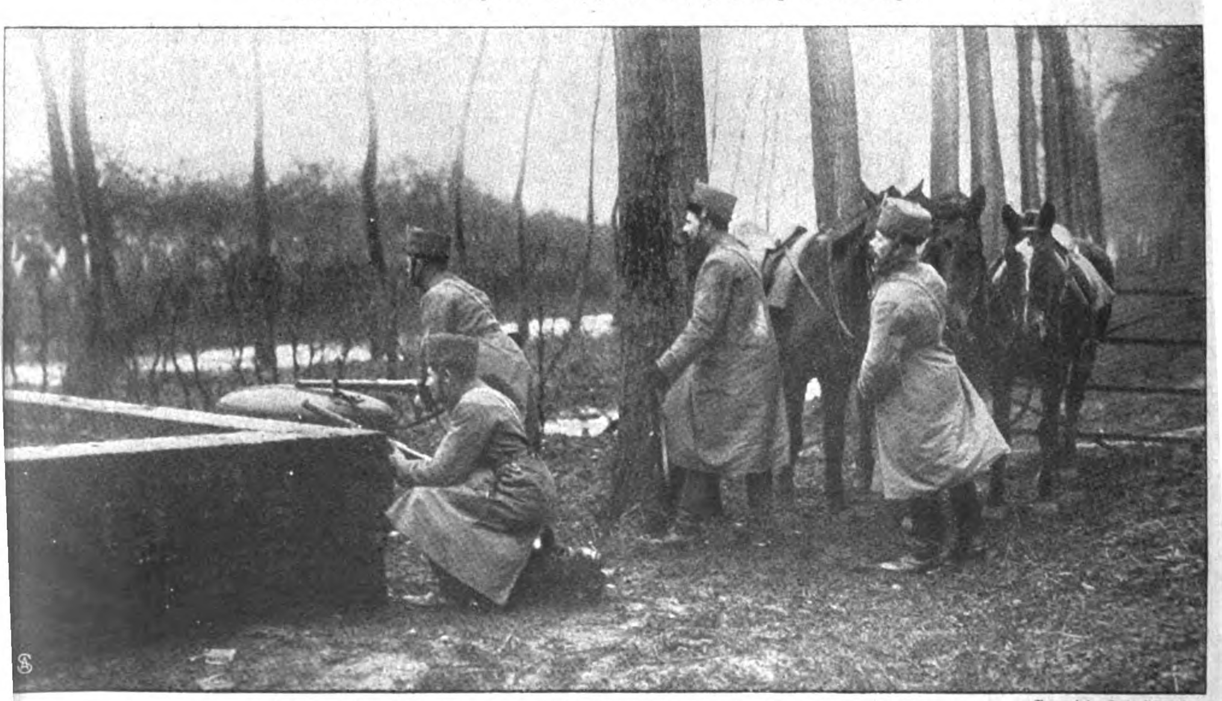


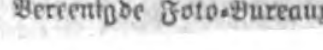
Ausmarsch französischer Infanterie.
Im Hintergrund deutsche Truppen zur Absperrung.



In Erwartung des Ausmarsches der Gefangenen
vor der Porte de Mons.

Eine Erinnerung an den Fall der Festung Maubeuge.





Vereenigde Foto-Bureaux.

An der Aisne: Husarenpatrouille ist auf feindliche Vorposten gestoßen.



Verhaftung eines Spions in Lodz. Kilophot.



Deutsche Truppen vor dem Grand Hotel, dem Sitz der Militärbehörde in Lodz. Kilophot.



Deutscher Train in Czenstochau. Kilophot.



Polnische Städte in deutschem Besitz.





Hofphot. Kosel.

Von links: Erzherzog Anton, Erzherzog Franz Josef, Erzherzogin Maria Antonia, Erzherzogin Margarethe, Erzherzog Karl Rainer, Erzherzog Karl (knieend), Erzherzog Leopold, Erzherzogin Maria de los Dolores Beatrix, Erzherzogin Maria Immakulata, Erzherzogin Assunta.

Die Kinder des Erzherzogs Leopold Salvator.

Aufnahme in Schloß Wilhelminenberg.

Die Karpathenmauer.

Von Bodo Wildberg.

Das Karpathengebirge, in dessen Engen und Pässen jetzt das Heldenblut der todesmutigen Österreicher und Ungarn den Waldschnee rötet, darf wohl ohne Übertreibung als eins der unbekanntesten Bergsysteme Europas bezeichnet werden. Zwar ist der bloße Name des Gebirges einem jeden von der Schulbank her vertraut, aber ein Blick auf die moderne Reiseliteratur zeigt uns, daß der Himalaja und das Mondgebirge häufiger, eingehender und liebevoller beschrieben worden sind als der gewaltige Felsenbogen, der zwischen dem in sanften Wellen nach Norden hin verlaufenden Galizien und dem ungarischen Königreich in einer Länge von über 500 Kilometer sich herumschwingt.

Eigentlich kennt man in Deutschland nur die Tatra, diese Urgesteinsinsel im Herzen des großen Gebirges, die am meisten an die Alpen erinnert und in ihren höchsten Zinnen, der Gerlsdorfer oder Franz-Josefs-Spitze und der Lomnitzer, eine Höhe von über 2600 Meter erreicht. Diese Tatra ist ja wirklich der granitne Kern der Karpathen, die sonst in der Hauptsache aus Sandstein, zum Teil auch aus Schiefer und Mergel bestehen und somit geologisch eher an den nördlichen Schwarzwald und andere Mittelgebirge erinnern als an die Alpen, von denen sie auch der weniger straffe Bau sehr wesentlich unterscheidet.

Allein die Hohe Tatra erhebt ihre gewaltigen Granithäupter aus einem Kranz von Vorgebirgen; im Nordwesten sind ihr die Beskiden, im Nordosten die Waldkarpathen, im Süden das Liptauer und das ungarische Erzgebirge vorgelagert. Jene beiden Bergmassen aber sind es, die sich in erster Linie der moskowitischen Sturmflut entgegenzustellen hatten. Die für Österreich so glorreichen Namen Limanowa, Neu-Sandec, Jaslo, Krosno, Sanok, und wie sie alle heißen mögen, gehören Orten am Abfall der Beskiden und lang hingestreckten, bis zur Bukowina und nach Siebenbürgen hinunter verlaufenden Waldkarpathen.

Die Beskiden sind in Friedenstagen von Krakau wie vom österreichischen und preußischen Schlesien aus viel besucht worden, und es hat sich dort in vergangenen Wintern ein lebhafter Wintersport entwickelt. Nächst der Tatra sind sie der bekannteste Teil des Karpathengebirges. Sie werden durch kleinere Nebenflüsse der Weichsel, von denen die Raba der bedeutendste ist, in mehrere Gruppen geteilt. Im Quellgebiet der Weichsel selbst liegt der Jablunka-Paß; zwischen Raba und einem Quellfluß der zur Waag abströmenden Arva ungefähr ragt die großartigste Mauer im Zug der Beskiden, die Babia-Gura, empor. Diese ist in gewissem Sinn ein Gebirge für sich, das in seiner Bogenform das Riesengebild der Gesamtkarpathen gleichsam in einem kleineren Modell zu wiederholen scheint, doch umgekehrt, das heißt, mit der äußeren sanfteren Seite nach Süden, während die steile alpine Innenseite galizienwärts gewendet ist.

Dieser Anblick der Babia-Gura von Norden gehört zu den schönsten Gebirgsbildern Mitteleuropas. Der ungeheure Kamm ist auf dieser Seite oft bis in den Juni hinein mit Schnee bedeckt. Tannenurwälder umdunkeln die Hänge und das Vorland. Tiefe, nach der Volksmeinung unergründliche Seen verbergen sich in diesen Forsten. Hin und wieder wird man auch stark an die Sudeten, besonders an das Altvatergebirge erinnert. Die kahlen, wölbigen Gipfel, die Krummholzbestände erzeugen ähnliche Eindrücke, nur sind die Verhältnisse hier größer, die Natur noch ursprünglicher, wuchtiger und wilder.

Die gewaltige Babia-Gura ist ein Sandsteingebilde. Merkwürdigerweise wiederholt sich hier eine Landschaftsage aus dem badischen Schwarzwald. Die Blöcke auf dem Gipfel sollen Trümmer einer Teufelsmühle sein. Name, Sage, Trümmer, alles findet sich ebenso auf der „Teufelsmühle“ im Murgtal gegenüber vom Schloß Eberstein. — Die Schau vom Babia-Gura-Gipfel ist unvergleichlich. Bis ins Deutsche Reich und ins feindliche barbarische Rußland schwimmt das Auge, und die Bergkettenbilder, die sich hier entrollen, nehmen es mit vielen berühmten Panoramen der Alpen auf.

Östlich von der Babia-Gura-Gruppe bricht der mächtige Dunajec durch die Karpathenmauer. Seine Quellflüsse, der Schwarze und der Weiße Dunajec, vereinigen sich bei der Gebirgstadt Neu-Targ, die zwischen der Tatra und den äußeren Karpathen ganz wundervoll daliegt. Der Dunajec fließt zunächst zwischen den Gebirgsketten hin, nimmt dann seinen stärksten Zufluß, den Popper oder Poprad, auf, der sich in seinem Ursprung mit dem Theißzufluß Hernad nahezu berührt hat, und strömt dann vorbei an Neu-Sandec durch eine jetzt von Kämpfen durchtobte Gegend der Weichsel zu. Man möchte von diesem Teil der Karpathen nicht scheiden, ohne der weltbekannten Salzbergwerke von Wieliczka und Bochnia zu gedenken, die im Vorgebirge östlich und westlich der Raba liegen. Uralt ist der Salzabbau in diesen Gruben, und mancherlei Wunder erschließt das Museum des erstgenannten Bergwerks. Im Salz hat man Reste von Pflanzen und Tieren gefunden, die ein fabelhaft zeitfernes Meer von einer Küste weggeschwemmt hat, die heute unter den Gesteinsmassen der Karpathen verschüttet schlummert!

Die mächtigen Waldkarpathen, die nunmehr mit einer kräftigen Neigung nach Südost die Grenze zwischen Ungarn und Galizien weiterführen, lösen sich vielfach in einzelne Gruppen auf und bieten namentlich auf der galizischen Seite eher den Anblick eines allmählich absteigenden, von tief eingeschnittenen Flußtälern durchzogenen Hochlands als den einer hohen, einheitlichen Alpenmauer.

Sie weisen südlich von Przemysl, der heldischen, als Bollwerk der europäischen Zivilisation gegen die Neu-Tataren weltberühmt gewordenen Festung, eine Breite von 80 Kilometer auf, werden dann allmählich schmäler, um in der Nähe der Bukowina auf etwa die Hälfte des früheren Durchmessers herabzugehen. Dort zweigen sich dann die romantischen Siebenbürger Karpathen als besonderes Gebirge ab. Vergebens hat hier der Feind durch die Luczinaberge auf das Joch Mestekanesti vorzudringen versucht.

Dieser Charakter der Waldkarpathen macht es erklärlich, daß vorzügliche Kräfte zur Verteidigung ihrer Pässe aufgewendet werden mußten. Die Länge des Gebirges mißt ohne die mährischen und siebenbürgischen Endzweige beinah 500 Kilometer in der Luftlinie.



Südlich von den San= und Dnjestr=Quellen tritt auf der ungarischen Seite die Tiefebene am dichtesten an das Gebirge heran. Um diese Übergänge am Ung, an der Latorcza hin, um das Eindringen ins weite Theißland war es dem hartnäckigen Gegner am meisten zu tun.

Ein Wort möchte man auch über die Bevölkerung der Karpathen sagen. Sie ist so mannigfaltig wie die Verzweigungen des Gebirges. Uns muß besonders die Tatsache erfreuen, daß in den Karpathenländern nach amtlichen Zählungen zweieinhalb Millionen Deutsche wohnen. Am stärksten sind die Spuren deutschen Wesens in den Beskiden und der Tatra, wo fast alle Orts= und Bergnamen ursprünglich deutsch sind. Die polnischen Gebirgsbewohner heißen im Westen Guralen (Bergler), ein Menschenschlag mit eigenartiger Tracht, männlich kühnen Tänzen und einer merkwürdigen Holzbaukunst.

Vom österreichisch=ungarischen Kriegschauplatz.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Es gibt nichts Erhebenderes als treue Waffenbrüderschaft, die sich in tiefer Friedenzeit mehr als ein Menschenalter in unerschütterlicher Anhänglichkeit bewährte, und die dann auf dem blutigen Feld der Ehre allen Belastungsproben trotzt. — Der tiefe, sittliche Ernst, mit dem Deutschland und Österreich=Ungarn Hand in Hand in diesen mörderischen Weltkrieg gingen, entsprang aus dem Gefühl, daß das Bündnis jahrzehntelang der Erhaltung des Friedens und nicht eigensüchtigen Eroberungsgelüsten diente und nun, da der Wegelagererüberfall von sechs Seiten her erfolgte — drei im Westen, drei im Osten — Japan noch nicht mitgerechnet, sich so glänzend bewährte.

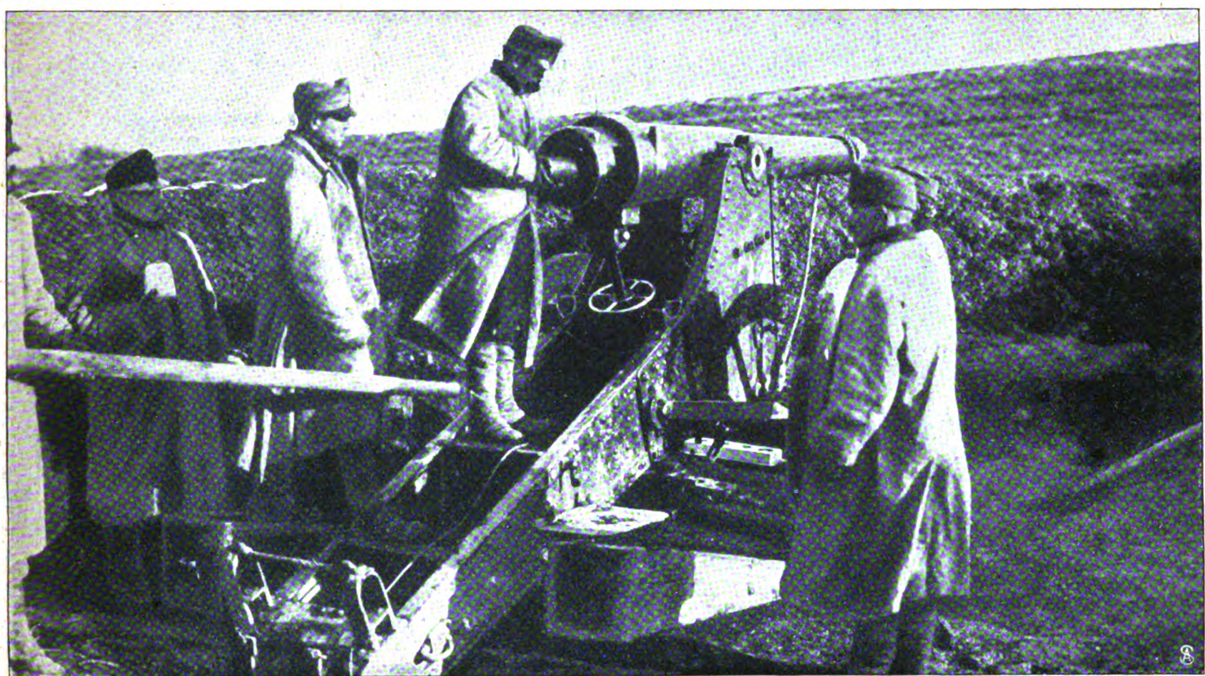
Je mehr der Krieg voranschreitet, um so größer wird der Raum, wo Angehörige der österreichisch=ungarischen Armeen unmittelbar Schulter an Schulter mit den deutschen Reichsheeren kämpfen und bluten. Zu Beginn des Feldzuges, als der gewaltige Aufmarsch noch nicht vollendet und alles noch im Fluß war, herrschte noch eine gewisse Trennung. Allerdings donnerten schon österreichische Motorbatterien vor Namur und wurden mit Jubel von unseren Feldgrauen als wackere Kampfgenossen willkommen geheißen, aber größere, gemischte Verbände der beiden Reiche gab es noch nicht.

Das ist nun anders geworden. Während Hindenburg in Ostpreußen die Russen vernichtete, und die Österreicher wochenlang bei Lemberg einer riesigen Übermacht heldenhaften Widerstand leisteten, verschob sich allmählich das Schwergewicht der Kämpfe nach Russisch=Polen, und bald darauf reichten sich westlich der Weichsel Österreicher und Deutsche die Bruderhände. — Schwere, aber ruhmreiche Kämpfe weihten alsbald das neue Zusammenwirken, und aus dem „Nebeneinanderkämpfen“ wurde bald, bedingt durch die taktische Lage, ein „Miteinanderkämpfen“. Hier sehen wir in Polen und tief nach dem Süden hinunter deutsche und österreichisch=ungarische Verbände gemischt, und unsere Bilder führen uns teilweise auf den galizischen Kriegschauplatz. Das schwere Ringen mit den russischen Millionenheeren hat Österreich=Ungarn schon zu einer Zeit, da es noch ganz allein stand, Ruhm und Ehren gebracht. Und ganz besonders war es die Artillerie, die hervorragende Leistungen aufzuweisen hatte und sich der russischen an vielen Stellen bedeutend überlegen zeigte. Man wählte nicht nur besser das Ziel, schätzte treffsicherer die Entfernung, nein, die Artillerie bewies auch durch die sparsame Verteilung der Munition, daß ihr die richtige Feuerdisziplin in Fleisch und Blut übergegangen sei. — Die österreichisch=ungarische Artillerie im Gefecht zu sehen, hat jederzeit die Bewunderung der Zuschauer fremder



Rast in der Batterie.

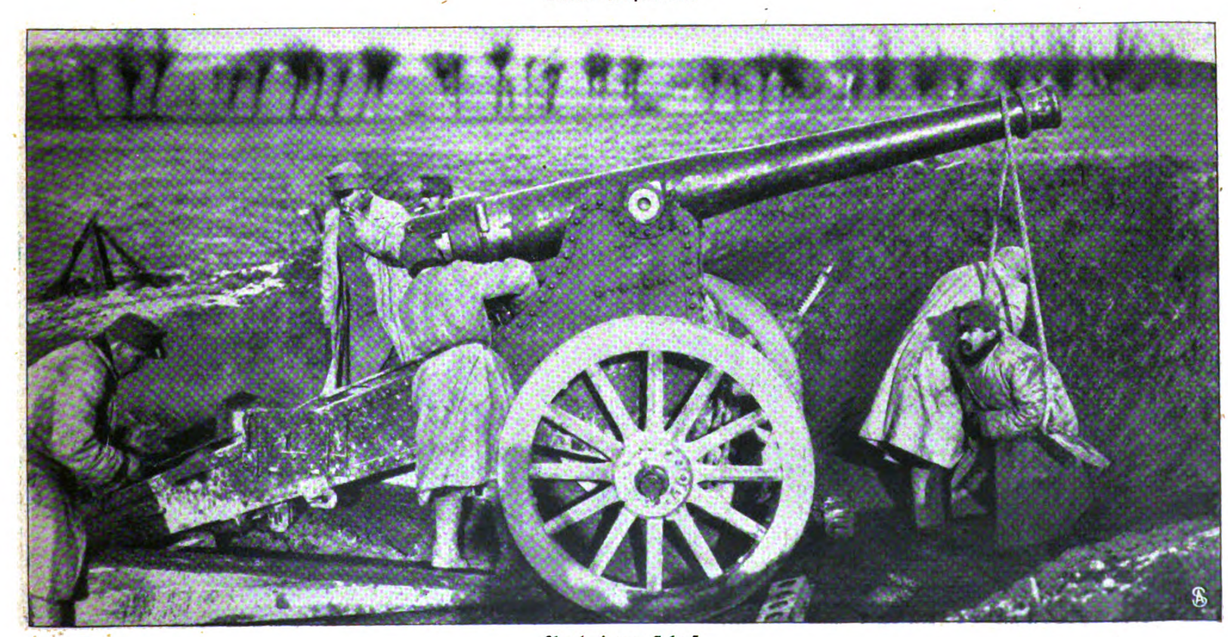




Laden einer Kanone.



Beim Abfeuern.



Nach dem Schuß.



Am Beobachtungstand.

Nationalitäten hervorgerufen. Auch der österreichische „Krupp", die Skoda-Werke, haben bewiesen, welch wunderbares Kriegsmaterial sie herzustellen in der Lage sind. Wir können auf diese Leistungen unseres Verbündeten mit Recht stolz sein.

Schon die ruhige, sichere Art, wie die Kanoniere auf unsern Bildern mit ihrer „Eisenbraut" umgehen, vereint die Liebe zur Sache und die gute Friedensausbildung.

Etwas fällt uns besonders auf, was auf anderen, ähnliche Szenen darstellenden Abbildungen nicht zu sehen ist, nämlich die originelle Art, den Rückstoß und die damit verbundene Aufwärtsbewegung des Geschützrohrs abzuschwächen. — Das Vorderende des Rohres wird mit



Deutscher Train in einem Schloßpark.



Tempieren eines Schrapnells.

einem Strick umwickelt und dieser befestigt. Es muß sich hier wohl um ein bewährtes Verfahren handeln, das von alten Praktikern für Geschütze ohne Rohrrücklauf erprobt wurde. Daß in den Artilleriestellungen gut ausgebaute Unterstände nicht fehlen, ist selbstverständlich. Vor einer dieser gegen Sprengstückwirkung sicheren Behausungen sehen wir Artilleriebedienungsmannschaften beim „Tempieren" eines Schrapnells. Dieses Fachwort, von „temps", Zeit, abgeleitet, bedeutet, daß der Schrapnellzünder auf eine bestimmte Brenndauer, sagen wir auf die Flugzeit von 1400 oder 1800 Meter, eingestellt wird. Das Geschoß krepiert also nach Verlassen des Rohres genau auf der Entfernung, auf die der Zünder vor dem Laden eingestellt wurde. — Wirklich zuverlässig arbeitet natürlich nur Munition, die sehr sorgfältig hergestellt ist. — Inmitten des österreichischen Treibens berühren uns vertraut und heimatlich die Bilder, die deutsche Munitionswagen in Galizien und deutschen Train in einem Schloßpark des österreichischen Kriegschauplatzes darstellen.

So kämpfen die Truppen, die unter Habsburgs und Hohenzollerns Fahnen dienen, im Osten Hand in Hand, zusammengeführt durch die große Zeit. x.



Deutscher Munitionswagen in Galizien.



Im Lazarettsaal. (×) Prinzessin Feodora Reuß j. L.

Fürstin Reuß j. L.

Phot. Loeffel.

Die Fürstin im Kreis der Verwundeten.

Aus dem Lazarett des Fürsten Reuß j. L. in Gera.



Phot. Boissonnas.

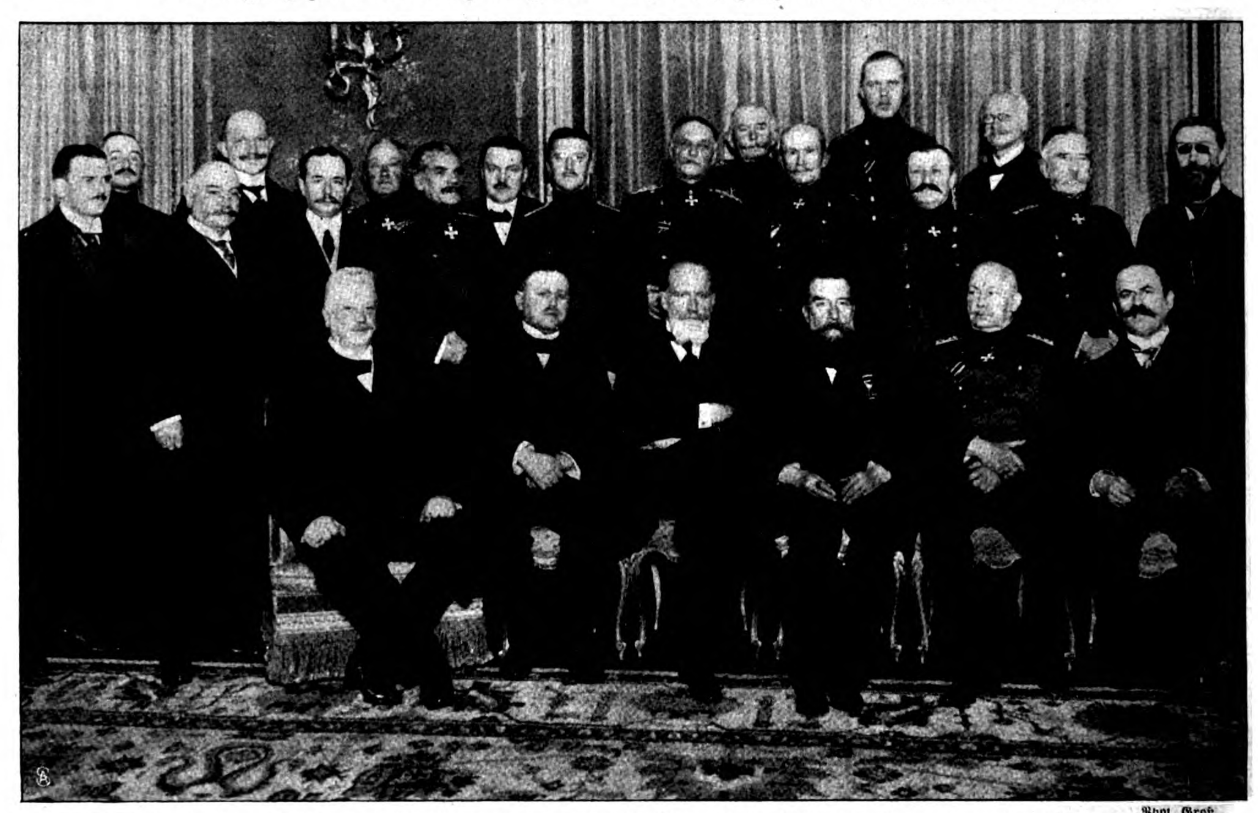
Gruppe der freiwilligen Mitarbeiter des Vermittlungsbureaus für Kriegsgefangene in Genf.



Hofphot. Bolte.

1. Herzogin Ingeborg; 2. Großherzog von Oldenburg; 3. Herzogin Altburg; 4. Prinzessin Eitel-Friedrich; 5. Erbgroßherzog Nikolaus.

Der Großherzog von Oldenburg mit Familie nach Besichtigung des Lazarettzuges „Oldenburg".



Phot. Groß.

Von links (sitzend): Generalkonsul Pein, 1. Schriftführer; Erzberger, M. d. R.; Generaldirektor Roßdeutscher, Vorsitzender; Geh. Justizrat Prof. D. Dr. Kahl; Generalkommissar General d. Infanterie v. Wachs; Oberverwaltungsgerichtsrat Schiffer, M. d. R. u. A.; (stehend): H. Raunau, 2. Schriftführer; Hauptmann Edler v. d. Planitz; Dr. Salomonsohn, Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft; Plaas, Direktor der Kriegskreditbank; Dr. Lewandowski; Generalleutnant Laube; Generalleutnant Krause; Steuerrat Suckow; Hauptmann Kleinhans; Generalmajor v. Spalding; Generalleutnant Menze; Generalleutnant Frhr. v. Ledebur; Rittmeister Frhr. v. Elverfeldt; Generalmajor Protzen; Direktor Dr. Diebow; Generalmajor v. Knobelsdorff; Fabrikdirektor Dr. Pfaff. — Ferner gehören dem Ausschuß an: Geh. Kommerzienrat Arnhold, M. d. H.; Konsul Baschwitz, Kgl. Kommissar; Geh. Kommerzienrat Ernst von Borsig; Geh. Kommerzienrat Büxenstein; Kommerzienrat Julius Cassirer; Stadtrat Fischbeck, M. d. R.; Kommerzienrat Julius Goldschmidt; Rentier Graß; von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, M. d. H.; von Hentig, Staatsminister z. D.; Joerger, i. Fa. Delbrück Schickler & Co.; Junghann, Geh. Bergrat; D. h. c. Kaempf, Stadtältester, Präsident des Deutschen Reichstags; Gustav Knauer, Handelsrichter; Rudolf v. Koch, Generalkonsul; Hans Krüger, Bergwerksbesitzer; Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Lesser; Prof. Dr. Alfred Maaß; von Moeller, Staatsminister a. D., M. d. H.; Generalkonsul Rob. v. Mendelssohn, Schatzmeister; Dr. Georg Oertel, M. d. R.; Dr phil. et ing. E. Rathenau, Geh. Baurat und Generaldirektor; Dr. jur. Reicke, Geh. Regierungsrat, Bürgermeister von Berlin; Heinrich Rippler, 1. Vorsitzender des Vereins Berliner Presse; Rüdlin, Eisenbahndirektionspräsident; Konsul Hermann Wallich; Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, Wirkl. Geh. Rat u. Professor; Wrede, Kgl. Amtsrat, Schöneiche.

Der Ausschuß zur Förderung der militärischen Jugendvorbereitung,

der kürzlich unter dem Ehrenvorsitz des Kgl. Generalkommissars General der Infanterie v. Wachs seine erste Sitzung in Berlin abhielt.



Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

3. Fortsetzung.

Alma stellte sich vor, wie öde das Haus sein würde ohne ihn. Die vier Kinder zusammengenommen gaben ihr nicht so viel zu schaffen wie er. Seine Anzüge, sein Schreibtisch, das Essen. . . . Er aß bald dieses, bald jenes nicht. Die gefürchtete und ihr doch reizvolle Plötzlichkeit seiner Entschlüsse hielt sie immer in Atem. Seine Gewohnheit, ungezählte Male am Tage mit hinter dem Rücken verschränkten Armen durch alle Räume zu gehen, um jeder verlegten Kleinigkeit wegen dem Mädchen zu klingeln, bei guter Laune ganze Szenen aus den Wagnerschen Opern vor sich herzusingen oder sich vor sie hinzustellen und sie wie ein genäschiges Kind zu fragen: „Hast du nicht bissel was Gutes für mich zu knabbern?" das gab ihr ein stetes und freudiges Bewußtsein seiner Gegenwart, für die sie alle großen und kleinen Unbequemlichkeiten gern in den Kauf nahm.

Was wußte so eine unverheiratete Schwester von den kleinen Sehnsüchten einer Ehefrau? Frau Alma fuhr sich über die feuchten Augen und schloß dann den Koffer.

„Der kann wohl jetzt auf den Boden hinaufkommen, Schwester —?" Den Namen wollte sie doch wenigstens wissen.

„Schwester Friederike."

Alma sah sie trübe an und reichte ihr die Hand.

„Sie können sich kaum denken, wie mir zumute ist, Schwester Friederike!"

„Unsereins erlebt viel, gnädige Frau."

Ganz unpersönlich, fast spröde war ihr Ton. Spröde war auch die gerade, schlanke Gestalt in dem blauweißgestreiften Drillkleid und das längliche Gesicht unter dem weißen Schwesternhäubchen, das die Brauen über den leicht eingesunkenen, blaßgrauen Augen noch einmal so dunkel erscheinen ließ.

„Da kommt ja auch der Herr Gemahl; empfehle mich, gnädige Frau."

Sie ließ höflich Felix Frank an sich vorbeigehen und zog die Tür gewohnheitsmäßig behutsam hinter sich zu.

Frank sah sich flüchtig im Zimmer um, nickte.

„Du bist schon fertig — um so besser. Wir wollen noch im Hotel essen, dann bringe ich dich zur Bahn. Du hast doch hoffentlich schon eingepackt?"

Es lag ihm fern, sie zu kränken; er wollte nur endlich ausruhen von ihrem betrübten Gesicht, „in seine Ordnung kommen". Seit drei Tagen hörte er nichts wie Verhaltungsmaßregeln von ihr. Das sollte er tun, jenes lassen. Nie war ihm die Gängelung so aufgefallen, wie da er im Begriff stand, sich ihr zu entziehen. Und das reizte ihn noch nachträglich.

„Ich habe dir deine zwei Sofakissen mitgebracht, Felix, und auch die Bettkissen. Unsere Bilder stehen auf deinem Schreibtisch. Briefpapier brauchst du dir fürs erste nicht zu kaufen. Ich lasse dir welches aus unserem Geschäft kommen, wenn es alle ist."

„Na ja, natürlich, mach dich nur fertig, sonst versäumst du noch den Zug."

Während sie in den breiten Alkoven zurücktrat, in dem, wie in jedem besseren Zimmer des Gräbner-Sanatoriums, Bett, Waschtisch und Kleiderschrank standen — um sich die Hände zu waschen und den Hut aufzusetzen, trat er ans Fenster. Er überblickte den ganzen Hof, die Fensterfront der Klinik, das weitgeöffnete Tor und darüber hinaus einen kurzen Ausschnitt der sonnenhellen Straße. Als er den gelben Spitzenvorhang zur Seite schob, sah er gerade noch, wie eine behende junge Frauengestalt, mit tiefgesenktem Kopf, eine kleine Sealmütze auf dem nußbraunen Haar, eilig aus dem Tor lief. Rasch ließ er den Vorhang wieder herunter.

„Berauschend ist die Aussicht gerade nicht", meinte Frau Alma, indem sie sich mit großem Kraftaufwand die Hände trocknete.

„Es geht", sagte Felix Frank, und ein leises Lächeln lag in seinen Augen. Es erlosch auch nicht, als gleich darauf ein langer, kastenartiger Wagen aus dem Hof auf die Straße rollte. Und nur als er sich plötzlich von rückwärts umhalst fühlte und das in die Breite gegangene, noch immer schöne und runde Gesicht seiner Frau sich an seine dunkle Wange lehnte, flog etwas wie peinliches Staunen über seine Züge.

Dann machten sie beide einen kurzen Besuch bei der „Frau Doktor", speisten in ihrem am Leipziger Platz gelegenen Hotel „wie zwei Liebesleute", sagte Frau Alma — und saßen nach der geleerten Flasche Schaumwein noch eine Viertelstunde lang einander gegenüber, ohne zu sprechen, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die in nichts die gleichen waren.

Als Frank seine Zigarre zur Hälfte aufgeraucht hatte, verlangte er die Rechnung.

Frau Alma stiegen die Tränen zum Hals.

„Soll ich nicht Grüße mitnehmen für die Kinder und Ottilie?"

„Was heißt: sollst du nicht? Das kannst du dir doch selber denken. Da brauchst du doch nicht erst zu fragen!"

Sie tauchte ihre Hände in die Wasserschale wie in ein Waschbecken.

„Du hättest es aber auch von selbst sagen können!"

Er schob dem Kellner ungeduldig das Geld zu.

Seine Lieblosigkeit brachte sie auf.

„Du freust dich wohl schon, daß ich wegfahre?"

„Ja. Rasend freue ich mich!"

Es sollte übertrieben ironisch klingen und sie daher

---

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

beruhigen, aber kam durch seine Ungeduld klanglos, trocken und ärgerlich.

Der Zorn übermannte sie.

„Nun, vielleicht schreibst du ab und zu eine Postkarte, damit wir wissen, wie es dir geht. Oder vielleicht sollen wir uns das auch denken?!"

Darum hatte sie sich gesorgt, darum sich all die Mühe gegeben, darum, ohne zu murren, die lange Trennung auf sich genommen, damit er sie abschüttelte wie eine lästige Fliege! Alles hatte sie für ihn getan, sogar das ihr so teure Geschäft vernachlässigt und es jetzt sogar unter der Hand zum Kauf ausgeboten, weil er den „Krämerladen" satt hatte. Das war nun der Dank! Wenn das ihr Vater erlebt hätte!

Der Portier kam, meldete, daß der Wagen mit dem Gepäck warte, es wäre Zeit.

„Na also", sagte Frank und erhob sich.

Immer dunkler wurden Frau Almas Blicke, die sie auf ihren Mann warf.

„Wenn mir kein besonders günstiges Angebot gemacht wird, verkaufe ich das Geschäft nicht. Soviel Geld haben wir nicht, um damit herumzuschleudern."

Er sah über sie hinweg, während er ihr in den Mantel half.

„Selbstverständlich. Du mußt ja wissen, wieviel Geld du hast, und was du damit machst."

Es war das erstemal, daß sie Geldfragen in ihr Verhältnis zueinander miteinbezogen. Die kühle Art, mit der er ihren in der Erregung geführten Schlag parierte, verletzte sie mehr, als es ein hartes Wort getan hätte.

Im geschlossenen Wagen griff sie nach seiner Hand, versöhnlich und weich gestimmt durch den nahen Abschied. Und sie freute sich, daß er sich ihr nicht entzog.

„Na, laßt es euch nur gut gehen. Schufte nicht zu viel im Hause herum und erkälte dich nicht im Geschäft. Ottilie soll ihre Augen schonen und nicht ellenlange Briefe schreiben. Ist was Besonderes los, dann könnt ihr mich anrufen. Drei Minuten eine Mark. Bis um elf habe ich mit der Kur zu tun, dann gehe ich aus. Die Tischzeit von drei bis halb fünf ist am sichersten."

Sie fragte: „Und wann gehst du zu Graebner wegen der Stunden?"

Obwohl er sich schon vorgenommen hatte, heute zu gehen, sagte er doch: „Morgen oder übermorgen."

Und er sagte es aus keinem andern Grund, als weil er nicht mochte, daß sie ihn auch an diesem ersten freien Tag am Gängelband seines Wortes festhielt, daß ihre Gedanken ihn begleiteten wie sonst ihre gewichtige Körperlichkeit. Aber dann, wie um eine Schuld gutzumachen, kaufte er ihr ein Veilchensträußchen auf dem Bahnsteig, gab ihr eine Schachtel Konfekt mit für die Kinder, küßte sie gewohnheitsmäßig auf die vollen und noch immer roten Lippen und stand auch ohne Ungeduld vor dem Fenster ihres Abteils, bis der Zug sich in Bewegung setzte, worauf er ihm noch mit einigen großen Schritten das Geleit gab.

Ihr Kummer war so groß, daß sie nicht daran dachte, ihm mit wehendem Tuch den letzten Abschiedsgruß zuzuwinken. Nur ihre beiden breiten, bequem behandschuhten Hände stemmten sich gegeneinander, und es sah aus wie eine letzte Bitte, eine letzte, angstvolle Beschwörung.

Sie merkte es kaum, daß er sich abgewendet hatte, bevor er noch ihrem Sehkreis entschwunden war, und sie blieb in der gleichen Stellung lange noch, nachdem die letzten Berliner Hinterhäuser mit ihren vielfenstrigen Geschäftskontoren und Niederlagen, ihren engen Höfen und dunklen Küchen an ihr vorbeigezogen waren.

Sie war allein in ihrem Abteil, und ein Gefühl ungekannter, nie empfundener Einsamkeit überkam sie. Anders wäre ihr nicht zumute gewesen, wenn ihr Mann allein eine Weltreise unternommen hätte. Wo er jetzt wohl hingegangen ist, dachte sie. Und es war ihr furchtbar, daß sie ihn nirgendshin mit ihren Gedanken begleiten konnte. Daß sie ihn kaum wo suchen konnte in der ihr fremden und immer feindlich empfundenen Stadt.

Dann fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, ihm zu sagen, wo sie seine Hutbürste und das Zylinderkissen untergebracht hatte. Er würde sicher alles untereinanderwühlen und verdrücken und sich in der schrecklichen Unordnung, die er angestellt haben würde, schließlich gar nicht mehr auskennen. Gleich von der nächsten Station aus mußte sie ihm eine Postkarte schicken oder noch besser gleich bei der Ankunft ein Telegramm senden, damit er es noch heute fand, wenn er nach Hause kam. Und ihr war da schon, als hätten sich die Schrecken der Trennung für sie vermindert, nun sie auch aus der Ferne für ihn sorgen konnte in all den Dingen, die seine kleinen Gewohnheiten betrafen, und die ihn ihr so lieb machten, weil sie in ihnen die Wesenheit seiner Persönlichkeit sah.

Beruhigt und gestärkt durch diesen Gedanken, vermochte sie es nun auch wieder, sich den nüchternen, praktischen Erfordernissen des Tages hinzugeben. Sie zog ein in schwarzes Rindleder gebundenes Notizbuch aus ihrer Handtasche und schrieb ordnungsgemäß alle großen und kleinen Ausgaben ein, die sie auf ihrem kurzen Berliner Ausflug gemacht hatte. Die wenigen Tage hatten ein sündhaftes Geld gekostet! Es war ja gut, daß man sich das leisten konnte, und für Felix' Gesundheit war nichts zu teuer. Aber immerhin vier Kinder — da durfte man nicht so drauf loswirtschaften. Die zwei Mädeln sollten einmal eine nette Mitgift bekommen, und die Jungen durften auch nicht in der Wahl ihres künftigen Berufs behindert sein durch pekuniäre Rücksichten. Schließlich war man ja doch da für die Kinder, einen andern Zweck hatte das Leben kaum. Und darum wollte sie es sich auch wirklich noch sehr überlegen, ehe sie das alte, nette Geschäft verkaufte. Es warf noch immer ein hübsches Sümmchen ab, hielt schon durch die feine Kundschaft die Konkurrenz mit ein paar neumodischen Läden aus, die die Vorübergehenden durch Licht und effektvolle Auslage blendeten. Wenn man hineinschaute, da war's wie in einer hohlen Nuß, und das Beste mußte man aus dem Fenster holen. Seitdem aber die Fensterdekorateure Gastreisen machten, da wollten sie das Fenster nicht verderben und schnitten immer schiefe Gesichter, wenn sie reinlangen sollten.

Sie mußte jetzt beinah lächeln, wie sie an den Besuch eines „Herrn Dekorateurs“ zurückdachte. Dem hatte sie Beine gemacht, als er sich eines Morgens bei ihr anmelden ließ, um ihr einen Vortrag über moderne Fensterschau zu halten. Erst hatte er sie beinah eingeschüchtert mit seiner fabelhaften Krawatte und den gelben Glacés, aber als er dann zwanzig Mark verlangt und im Abonnement zweihundert jährlich für ein neues Fenster im Monat, da hatte sie fast laut aufgelacht und ihm ziemlich unverblümt zu verstehen gegeben, daß der Laden Kurthe & Co. keine solchen „Affigkeiten“ brauchte für seine solide Kundschaft.

„Sie unterschätzen unsere Bedeutung, gnädige Frau“, hatte der elegante Jüngling zu ihr gesagt. Worauf sie ihn mit einem kurzen „Für so was haben wir kein Geld“ hinauskomplimentierte.

Und noch in der Tür hatte er mit einer eleganten Verbeugung gemeint: „Gerade für uns hat der moderne Geschäftsmann immer Geld!“

Und wahrhaftig, die alten Kunden begannen auch, an der altmodischen Auslage zu mäkeln. Das hatte ihr die Lust am Geschäft genommen. So sehr, daß sie dem Drängen ihres Mannes, es zu verkaufen, beinah nachgegeben hätte. Ein Glück, daß noch nichts Entscheidendes geschehen war. Wie hätte sie die Trennung von ihrem Mann ohne das Geschäft ausgehalten? Sie hatte sich jetzt in Berlin umgesehen die paar Tage. Sie würde auch ohne „Dekorateur“ eine hübsche Auslage zusammenbringen.



Der Roman „König und Kärrner“ von Rudolph Stratz kommt der ernsten und zuversichtlichen Stimmung unserer Zeit durch seinen starken und stimmungsvollen, ergreifenden und doch fröhlichen Inhalt entgegen. Wie in einem reinen, klaren Spiegel fängt Stratz das Leben der fröhlichen Pfalz auf, das in seiner überschäumenden Kraft, gepaart mit sonniger Heiterkeit, eine so wunderbare Mischung zeigt. Wer nach einer stillen Stunde der Erhebung sucht, mag nach diesem echt deutschen, gesunden und befreienden Buch greifen. – In künstlerischem Geschenk-Einband 5 Mark. Elegant broschiert 4 Mark. Bezug durch alle Buchhandlungen und die Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H. in Berlin und außerhalb.

Nein — nicht verkaufen — sondern sich mehr ums Geschäft kümmern mußte sie! Der Aufenthalt ihres Mannes in dem „sündhaft“ teuren Berlin rechtfertigte den Entschluß in ihren eigenen Augen.

Ihre Schwägerin Ottilie stand mit den vier Kindern auf dem Bahnsteig, um sie zu empfangen. Der Ladendiener wartete mit einem Handwagen auf das Gepäck. Frau Alma küßte ihre Kinder ab, umarmte die Schwägerin.

„Du bist ja ganz eingepackt, Tille, ist es denn so kalt hier bei uns?“

„Nein, es ist nur mein üblicher Frühlingskatarrh, und der Doktor hat mir Vorsicht anempfohlen.“

Ottilie Frank sprach sehr leise. Sie war kaum zu verstehen in dem Geratter wiederabfahrender Züge. Ihr in den Schulstuben abgenütztes Organ litt unter jeder kleinen Anstrengung. Doch hätte sie nie zugegeben, daß die Beaufsichtigung der vier Kinder ihre Kräfte fast überstiegen hätte.

Alma sagte in ihrer energischen Art: „Ich erlaube es keinesfalls, daß du in dieser wechselnden Jahreszeit jeden Tag ausgehst. Morgen übersiedelst du mit deinem Mädchen zu uns, sperrst deine Bude einfach zu. Ich räume den Salon so lange aus — Gesellschaften gebe ich jetzt doch nicht, da hast du ein helles, geräumiges Zimmer — und gute Pflege.“

Sie hatte den Vorschlag ganz uneigennützig gemacht, aber es war auch gut, wenn die Kinder Aufsicht hatten, wenn sie selbst im Laden war.

Ottilie antwortete nicht.

„Wie geht es Felix?“

Sehr mutig antwortete Alma: „Gut geht's ihm, er ist glänzend untergebracht. Läßt dich grüßen und“ — sie zögerte einen Augenblick, dann schnell: „er hat dir eine Schachtel Konfekt geschickt. Ich gebe sie dir zu Hause.“

Das strahlende Lächeln, das über Ottiliens Züge flog, sagte ihr, daß sie das Richtige getan hatte. Den Kindern wollte sie morgen ein blankes Markstück in die Sparbüchse geben „vom Papa“. Die mußten viel! Aber so ein armes, gutes Frauenzimmer wie Ottilie, dem gab sie mehr Freude mit der Schachtel Konfekt vom Bruder als mit dem schweren schwarzen Tuchstoff, den sie ihr selbst zum Geschenk mitgebracht hatte.

„So, Kinder, nanu marsch voraus, haltet euch bei der Hand fest!“

Und sie ging sehr langsam, weil sie hörte, wie schwer Ottiliens Atem ging, und wie mühsam sie den trockenen, quälenden Husten zurückdrängte.

„Sprich jetzt nicht, Tille, wir haben Zeit genug zu Hause.“

Und weil ihr die Straßen zum erstenmal fast unheimlich dunkel und still erschienen, erzählte sie selbst mit lauter Stimme von ihren Berliner Erlebnissen, von der Gesellschaft bei Graebners, von Josepha Paulsin.

„Das wäre kein Verkehr für mich, Tille, so was von Getue! Es ist nur gut, daß man nicht vergißt, wer man selbst eigentlich ist!“

Die beiden Frauen standen jetzt vor dem erleuchteten Laden. Zwischen den ausgelegten Büchern in Goldschnitteinband lagen einige Kompositionen von Felix

Frank. Die meisten waren im Selbstverlag erschienen und zeigten sein Bild auf dem Titelblatt. Es hieß, daß viele Frauen die Kompositionen nur wegen der Bilder kauften. Alma hatte seinerzeit selbst in ihrem praktischen Sinn zu solcher Ausstattung geraten. Sie war nicht eifersüchtig in einer Stadt, wo einer alles vom andern wußte und jeder Roman so gut wie ausgeschlossen war in ihren Kreisen. Mochten die guten Frauen sich nur für ihren Felix begeistern und ihn anschwärmen — es überstieg ja nie das erlaubte Maß, machte ihm nur Spaß und förderte den Verkauf seiner Noten. Aber in Berlin?

Sie streifte die Schwägerin mit einem heimlichen, hastigen Blick.

Gewiß wußte die mehr von Felix und seiner Art als sie selber, trotz zwölfjähriger Ehe. Sie hatte ja Mutterstelle an ihm vertreten, mußte Schweres durchgemacht haben mit ihm, als sie vor zwölf Jahren so plötzlich mit Vater und Bruder nach Glogau übersiedelte. Damals war ihr das sehr natürlich erschienen. Ottilie war zu leidend, um noch weiter Unterricht zu geben, und Felix mußte doch endlich daran denken, sein Wort einzulösen. Und in ihrem jungen, überschwenglichen Glück verlangte sie nicht mehr, wunderte sich nur, daß Felix sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, die Schwester nach dem Tode der beiden Väter in seinem Haus aufzunehmen. Wunderte sich auch, daß er immer gedrückt schien im Beisein der Schwester und Alleinsein mit ihr vermied. Nur die stets gleichbleibende Güte Ottiliens hatte sie verhindert, sich sorgende Gedanken darüber zu machen. Gewiß wollte er die Bevormundung los sein, die er von Ottilie befürchtete, und neckend nannte sie die Schwägerin manchmal „Muttel" mit leisem Anflug einer bei ihr seltenen weichen Zärtlichkeit.

Und auch jetzt sagte sie: „Die Kinder sind schon oben, Muttel, da wollen wir auch machen, daß wir raufkommen."

Ottilie Frank nickte und lächelte leise. Ihr weißes Haar schimmerte seidig unter dem schlichten, schwarzen Kapotthut hervor, und ihr leicht gebeugter Rücken schien auch jetzt noch bereit, alle Lasten ihres Ehrenkosenamens auf sich zu nehmen.

Auf der ersten Treppenstufe kehrte Alma Frank plötzlich um.

„Ich will noch mal reinkucken, weißt du" —

Und schon war sie wieder unten und öffnete die Tür, die zum Hinterladen der Buchhandlung führte. Aus dem kleinen Verschlag, der als Kontor diente, und in dem der alte Kurthe, später Felix, seit einem Jahr aber ein fremder Angestellter die Bücher führte, schlug Alma eine stickige, heiße Luft entgegen. Der Buchhalter saß in einem alten, abgewetzten Lehnsessel und las die Zeitung, während ihm die noch tintenfeuchte Feder hinter dem Ohr steckte.

Im Vorderladen hinter der Kasse räkelte sich der junge Kommis mit hinter dem Kopf verschränkten Armen.

Unwillkürlich laut und herrisch rief Alma: „Da bin ich wieder — nichts Neues, Hahnke?"

Wie ein elektrischer Schlag wirkte ihre Stimme. Sie zerteilte die brütende, einschläfernde Hitze des Raumes, riß Buchhalter und Kommis mit gleicher Plötzlichkeit aus ihren trägen Stellungen. Die Zeitung flog in eine Ecke des Verschlages, der Kommis empfand das lebhafte Bedürfnis, ein Paket Noten von rechts nach links umzulegen.

Es gab Neues: Einer war gekommen, hatte sich nach dem Geschäftsgang erkundigt, „so wie unter der Hand", und ob nicht das ganze Haus zu verkaufen wäre. Was sollte man heute mit dem kleinen Laden? Die Lage wäre gut, da gehörte ein Warenhaus her. Der Bestand könnte ja mit übernommen werden. Unten Papier- und Buchhandlung, auch Notenverkauf, oben Töpfe und Kleider, und was man so fürs Haus brauchte.

Alma Frank stieg das Blut zu Kopf.

„Verkauft wird nicht, Hahnke," sagte sie schroff, „weder das Haus — noch das Geschäft. Morgen fangen wir mit der Inventur an, es muß frische Ware reinkommen. Sehen Sie zu, daß wir die alten Sachen loswerden. Nur den Leuten nicht auf die Nase binden, daß wir sie unterm Preis abgeben, nichts von Gelegenheitskäufen oder so. Damit vertreibt man sich nur die reguläre Kundschaft. Und dann sollen uns auch die Reisenden wieder mal was vorlegen. Es gibt jetzt so nette Modeartikel an Bleistiften und Notizbüchern. Auch ein paar Operetten- und Possenschlager müssen ins Fenster. Die Goldschnittbände nehmen wir mehr zum Dekorieren, verstanden? Und ein paar neue Romane mit gutem Titel, die stellen wir in die Mitte."

Jedenfalls sollte der alte Schlendrian aufhören. Dafür wollte sie schon sorgen. Von morgen ab wollte sie im Geschäft arbeiten, wie ihr Vater es einst getan, als Hahnke noch Kommis bei ihnen gewesen.

Ja, das wäre noch die gute alte Zeit gewesen, meinte Hahnke, aber nun machte man es nicht mehr allein mit der Arbeit und mit dem Reellen. Heute mußte man den nötigen Klimbim machen. Heute reiste alles nach Berlin und wüßte über alles Bescheid. Früher war Breslau vorbildlich, da war es noch leichter.

Alma Frank klopfte dem alten, kleinen Mann begütigend auf die Schulter.

„Lassen Sie nur, Hahnke, wenn's auf den Klimbim ankommt — den treffe ich noch!"

Hahnke lächelte.

„Klimbim und Liebe — das sind die zwei Hauptsachen beim Buttergeschäft!"

So froh und jung hatte sich Alma Frank schon lange nicht gefühlt wie an diesem Abend. An diesem gefürchteten ersten Abend ohne ihren Mann! Und daran änderte auch der Umstand nichts, daß sie beim Auskleiden und Zubettbringen der Kinder ihr sechsjähriges Paulchen einer argen Ungezogenheit wegen übers Knie legen mußte, um ihm mit ihrer weißen, kräftigen Hand ein paar tüchtige Hiebe überzuzählen.

„Ordnung muß sein", erklärte sie ihrer Schwägerin, als sie ihr eine halbe Stunde später beim reichlichen kalten Abendbrot gegenübersaß. „Mit dem Stock oder mit der Rute — da rühre ich die Kinder nicht an. Man merkt's am besten an der eigenen Hand, wie weit man gehen kann, und ein paar Hiebe tun der Liebe keinen Abbruch. Aber wenn Felix sie anschreit oder ihnen lange

Vorlesungen hält, da drücken sie sich tagelang an ihm vorbei oder machen gar ihre faulen Bemerkungen in den Ecken!"

Alma Frank fuhr streichelnd über Ottiliens hagere, grauweiße Hand.

„Wo er jetzt sein mag, Tille? Was glaubst du?"

„Berlin ist groß", antwortete Ottilie ausweichend, und sie dachte dabei zurück an jene Jahre, da sie sich auch Abend für Abend gefragt hatte: „Wo er nur sein mag?"

Die große, bauchige Hängelampe in dem altmodischen, gemütlichen Speisezimmer aus dunkelpoliertem Nußholz warf ihr warmes, gelbes Licht auf den peinlich sauber und schlicht gedeckten Tisch, auf die schwarzgerahmten Bilder von Almas Eltern, wie sie sich an ihrem zehnten Hochzeitstag hatten photographieren lassen, und auf die ovalen Goldrahmen von Almas Großeltern.

„Felix mag eigentlich keine Familienbilder an der Wand," sagte Alma und grüßte mit den Augen die vertrauten Gesichter, „aber ich will sie nicht wegschaffen und irgendwohin auf den Boden stellen. Die gehören in das Zimmer hinein, in dem sie bei Lebzeiten immer waren. Die haben doch schließlich alles geschaffen, was wir genießen oder weiter ausbauen. Später kommt noch ein großes Bild von Felix und mir dazu, so kriegen die Kinder etwas wie eine Ahnengalerie."

Ihr schönes, breites Gesicht hatte einen ruhigen, stolzen Ausdruck, trotz des scherzhaften Tones, mit dem sie die letzten Worte sagte. Ottilie wich ihrem Blick aus, weil es ihr weh tat, daß Felix das alles so wenig schätzte und all die Jahre hier gelebt hatte wie einer, der in einem engen Rock steckt und an jeder Bewegung behindert wird. So war denn wieder etwas von der alten Angst ihr ins Herz gekrochen, als es beschlossene Sache war, daß er allein auf einige Monate nach Berlin fahren sollte. Denn sie wußte, daß er bei der ersten Gelegenheit den engen Rock abwerfen würde, den er zwölf Jahre lang mit Ergebung und Anstand getragen.

„Also morgen schläfst du schon hier", sagte Alma und packte die Schwägerin fürsorglich ein. „Du wirst sehen, wie gemütlich ich dir die kalte Pracht herrichte!"

Aber Ottilie dachte nicht an sich. Sie dachte an den Bruder, dem sie Heim und Frau erhalten mußte — auch gegen seinen Willen.

„Ja, von morgen ab bleibe ich bei dir", sagte sie und empfand es dankbar, daß Alma sie die Treppe hinunter stützte und ihr dann noch aus dem geöffneten Fenster nachrief: „Komm gut nach Hause, Tille!"

Wer hätte sich denn je so gekümmert um sie? Wer wäre je so besorgt gewesen um ihr Wohl? Weder Vater noch Brüder! Und eine Welle warmer, schirmender Zärtlichkeit durchflutete das Herz des alten, gebrechlichen Mädchens.

Alma Frank aber wachte mitten in der Nacht auf; wahrhaftig, sie hatte die Depesche an Felix vergessen! Daß ihr so was passieren konnte! — Nun, vielleicht war es ganz gut. Wenn er es nicht ganz so bequem hatte wie zu Hause, dann kam er vielleicht schneller zurück. Sie mußte sich auch nur etwas ausdenken, was ihn reizen konnte. Den „Krämerladen" durfte er nicht mehr vorfinden; ein ganz großes, neumodisches Geschäft mußte es sein! Allenfalls wollte sie auch ein bissel umbauen lassen, ihm ein modernes, amerikanisches Privatkontor einrichten! Vielleicht kränkte es ihn auch, daß sein Name nicht auf dem Firmenschild stand?! Auch das war ja zu machen! Sie wollte sich mal mit ihrem Rechtsanwalt beraten! Es konnte ja heißen: „Felix Frank, Kurthe Nachfolger" — schon wegen der Kinder war es besser so!

Sie lächelte vor sich hin im Dunkel der Nacht. Fein war das doch, für jemand, den man liebte, eine Überraschung vorzubereiten, aber gleich so eine riesengroße, eine, die Wochen und Monate Arbeit kostete! Das gab ihr ein Gefühl, ähnlich, wie sie es in der Brautzeit oft gehabt hatte! Das machte sie wieder jung und erwartungsvoll und glücklich.

„Mein guter lieber Mann" murmelte sie halblaut vor sich hin und strich mit der Hand zärtlich über das leere Bett an ihrer Seite. Dann zündete sie ein Streichholz an. Es war zwei Uhr. Nun mußte sie aber vernünftig sein! Es gab ja soviel zu tun, Wunderschönes zu tun! Sie hörte noch die Worte vom alten Hahnke: „Liebe und Klimbim!" Ihre Lippen bewegten sich, als wenn sie sie wiederholten, und dann schlief sie fest und ruhig ein, mit einem jungen frohen Lächeln.

* * *

Jeder Nerv tat Otto Graebner weh. Sein nervöses, blasses Gesicht mit den flüchtig rasierten Wangen zuckte bei jedem falschen Ton zusammen. Trotz der im Prospekt gerühmten schalldichten Türen mischte sich eine H-Moll-Etüde aus der Klavierklasse mit dem B-Dur-Andante seines Geigenschülers, schrillte plötzlich ein greller Sopran in noch unsauber gesungenen Skalen triumphierend über die instrumentale Mißtönigkeit.

Am Ende des Vormittagsunterrichts kündigten zwei Schüler ihren Austritt zum ersten April an. Der eine, weil er seine Virtuosenkarriere als hoffnungslos aufgab, der andere, weil ihm schneller Verdienst durch ein Engagement in einer Kaffeehauskapelle in Aussicht stand. Dann kam noch die Mutter einer Sängerin und beschwerte sich, daß man ihrer Tochter noch nicht erlaubte, in Gesellschaften vorzusingen.

„Nun lernt sie doch schon sechs Monate! Da studiert eine Nichte von mir erst zwei Wochen bei einem Professor, und gestern hat sie schon ein Lied von Meyer-Hellmund gesungen! Tja, aber — was der Professor auch für eine Methode hat! Wie der den Ton bilden läßt! Sehen Sie, Herr Graebner, da braucht man sich bloß vorzustellen, über dem Zwerchfell liegt eine Metallplatte, und nun muß man beim Atmen immer darauf achten, daß sich die Metallplatte hebt und der gesungene Ton durch sie hindurchgeht! Dadurch wird der Ton selbst metallisch, verbreitet sich durch den ganzen Körper bis in die Arme, so daß sozusagen der ganze Körper mitsingt, verstehen Sie, Herr Direktor? Das ist dann lange nicht so anstrengend, und die Stimme wird viel kräftiger! Eine andere Nichte von mir — wir sind ja alle sehr musikalisch in der Familie — die lernt wieder bei einem andern Gesangsmeister, und die muß sich, wenn sie Skalen singt, immer — entschuldigen Sie, Herr Graebner — platt auf den Bauch legen; und dann drückt ihr der



Meister seine Hand erst sachte — sehen Sie: so — und dann immer stärker auf ihr Kreuz. Denn der Ton, sagt er, käme doch aus dem Unterleib, und dann, wenn die Muskeln des Unterleibs nur stark genug wären, dann könnte jeder singen und richtig atmen! Diese Nichte singt auch schon in Gesellschaften vor!"

Otto Graebner verlor die Geduld: „Und liegt wohl dabei auch auf dem Bauch, gnädige Frau?"

Er wußte, wieviel an Stimmen gesündigt wurde. Wußte auch, zu welchen lächerlichen und sinnlosen „Methoden" viele sonst ganz gute und vernünftige Lehrer griffen, nur um — aufzufallen durch das Seltsame ihrer Art, zu verblüffen und zu imponieren. Er kannte ihr Augurenlächeln im vertrauten Kreis und ihre zur Schau getragene hochfahrende Überzeugungstreue. „Mache" war beides und oft nur der einzige Weg, einen Bissen Brot aus dem immer hartnäckiger und mit allen Mitteln geführten Kampf ums Dasein zu retten. Aber ihm lag dieser Weg nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Typhus-Impfstoff.

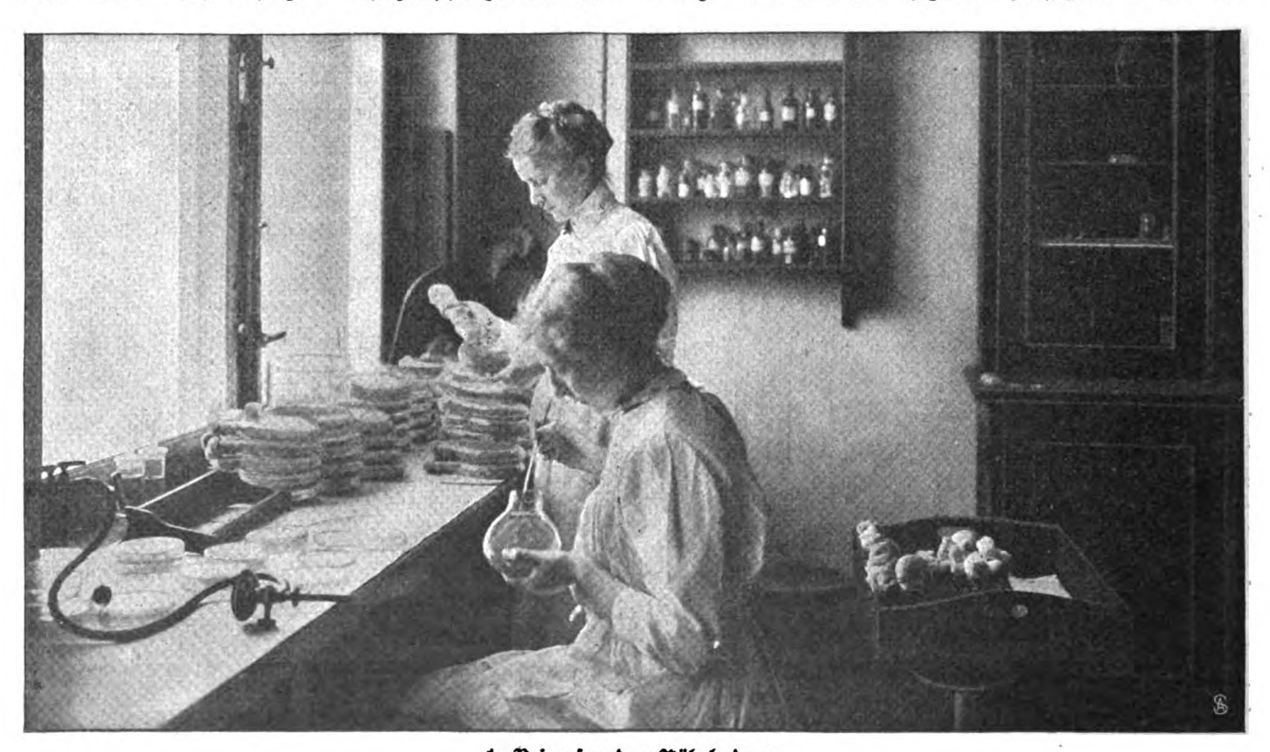
Seine Herstellung und Anwendung.

Text und photogr. Aufnahmen von G. L. Schlecht, Hilfsarbeiterin am Kgl. Institut für Infektionskrankheiten „Robert Koch".

Es mag von allgemeinem Interesse sein, zu erfahren, welche Maßregeln getroffen werden, um die im Feld stehenden Truppen vor den mannigfachen Gefahren zu schützen, die durch schlechte Lebensbedingungen, Mangel an gutem Trinkwasser, Nässe usw. herbeigeführt werden. Es gilt vor allem, die ansteckenden Seuchen, wie Typhus, Cholera und Pocken, zu bekämpfen, die besonders durch ihr häufiges Auftreten in Form von Epidemien schon in manchem Krieg viele Opfer gekostet haben. Als Vorbeugungsmittel gegen diese Seuchen dienen uns die Schutzimpfungen, und ich will hier in kurzen Worten schildern, wie der Typhusimpfstoff hergestellt wird.

Dieser Impfstoff besteht aus Typhusbazillen, die durch Erwärmen ihre ansteckende Wirkung verloren, aber die immunisierende Eigenschaft behalten haben. Tritt dann nach erfolgter Schutzimpfung eine Infektion mit Typhus ein, so wird durch die bereits vorhandenen „Gegenkörper" der Verlauf der Krankheit gemildert. Bedingung für die Gebrauchsfähigkeit des Impfstoffes ist die Keimfreiheit sämtlicher Reagenzien, Instrumente und Apparate, die mit dem Impfstoff in Berührung kommen, damit nicht durch andere Luftkeime oder sonstige Bakterien eine Infektion hervorgerufen wird.

Zur Herstellung des Impfstoffes züchtet man Reinkulturen von Typhusbazillen auf Agar-Agar, einer Pflanzengallerte, die von ostindischen Algenarten stammt. Nachdem die Kulturen 24 Stunden in einem Brutschrank bei 37 Grad Celsius gewachsen sind, werden sie mit physiologischer Kochsalzlösung abgeschwemmt, d. h., die Kultur wird mit einem Platin- oder Glasspachtel vom Nährboden abgeschabt. Diese Aufschwemmung — eine dichte, milchig trübe Flüssigkeit — wird als-



1. Beimpfen des Nährbodens.
Mit Hilfe eines Platinspachtels werden die Typhusbazillen auf den Nährboden gebracht und ausgestrichen.





2. Auffaugen der Typhusbazillenaufschwemmung mittels einer Spritze und Einfüllen in Reagenzröhrchen.

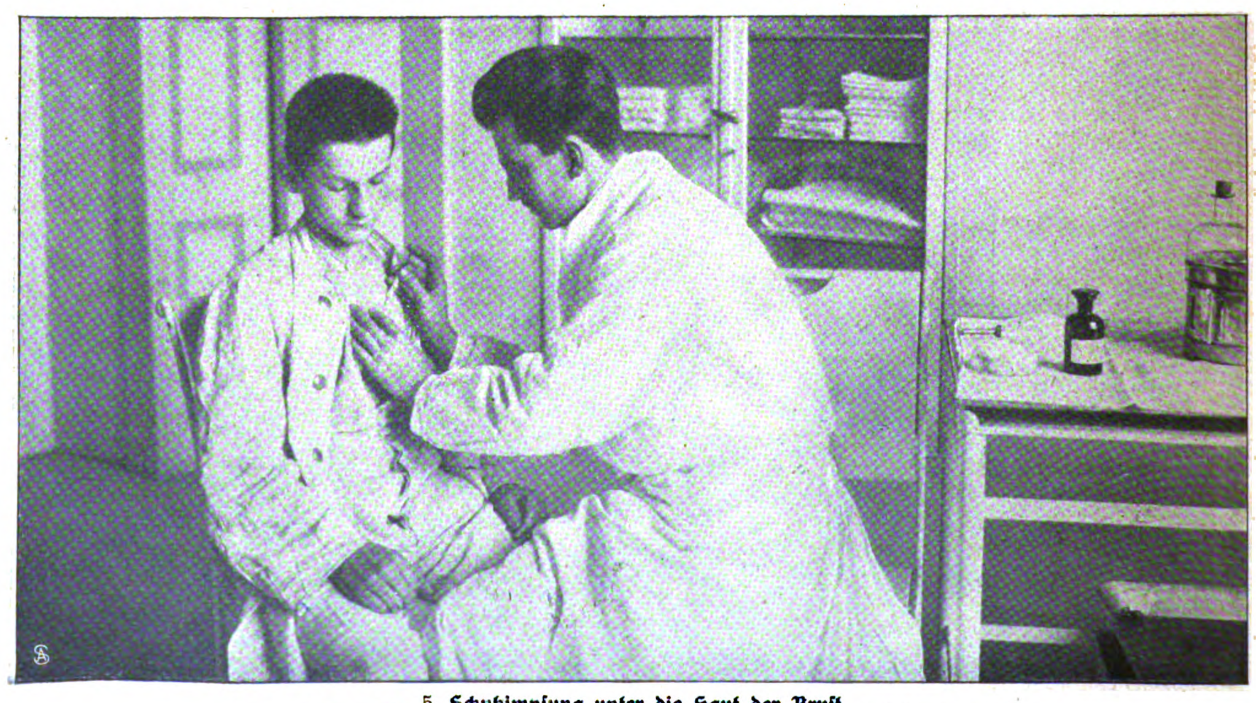


3. Einstellen der Aufschwemmung noch lebender Typhusbazillen ins Wasserbad.



4. Einfüllen des fertig verdünnten Impfstoffs in Flaschen.

dann — wie Abb. 2 zeigt — entnommen und in Reagenzröhrchen gefüllt. Die Gläser mit den noch lebenden Bakterien werden in ein Wasserbad von 54 Grad gebracht (Abb. 3). Nach Verlauf einer Stunde sind die Bakterien abgetötet, d. h., sie haben ihre Lebensfähigkeit verloren. Um die allgemeine Sterilität festzustellen und um zu prüfen, ob alle Bakterien abgetötet sind, gibt man einige Tropfen der erwärmten Flüssigkeit auf



5. Schutzimpfung unter die Haut der Brust.

Nährbouillon. Ist nach 24stündigem Stehen im Brutschrank kein Wachstum irgendwelcher Keime vorhanden, so ist die Sterilität nachgewiesen. Dann wird die Bakterienaufschwemmung mit physiologischer Kochsalzlösung verdünnt, bis die Flüssigkeit leicht getrübt erscheint. Die Kochsalzlösung ist mit 0,5 prozentigem Karbol versetzt, um den Impfstoff vor dem Verderben zu bewahren. Nach nochmaliger Sterilitätsprobe ist der Impfstoff fertig zum Gebrauch.

Abb. 5 zeigt nun die Impfung selbst. Zur Schutzimpfung sind in der Regel drei Einspritzungen notwendig. Der Impfstoff wird mit einer sterilen Spritze unter die Haut des Rückens oder der Brust gespritzt, und zwar in Pausen von je acht Tagen. Den Einspritzungen folgt häufig eine allgemeine und örtliche Reaktion, und zwar Erhöhung der Körpertemperatur, Kopfschmerz, auch Erbrechen, Rötung, Schwellung und Druckempfindlichkeit der Einstichstelle. Die Erscheinungen gehen aber in 1—2 Tagen völlig zurück. Die Wirksamkeit der Schutzimpfung wird im Durchschnitt auf ein Jahr berechnet.

Unsern Toten.

Von Ernst Rosmer.

Ob gefallen im Feld,
Ob versunken im Meer,
Vergessen kein Held —
Das sei unsre Ehr:
Wir lassen sie nimmer sterben.

Kein Acker besät,
Kein Haus gebaut,
Darein es nicht weht,
Daraus es nicht schaut:
Wir sind ihre Erben.

Kein Bund erprobt,
Kein Knie gebeugt,
Der euch nicht gelobt,
Das euch nicht bezeugt:
Wir wollen's erwerben.

Kein Weib geliebt,
Kein Kind genährt,
Das euch nicht gibt
Das Letzte vom Herd —
Und bräch er in Scherben.

So leben wir's
Von Geschlecht zu Geschlecht,
So heben wir's
Zu ewigem Recht —
Herrgott, laß uns nicht verderben!

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

12. Fortsetzung.

Rings die Offiziere, verwundet, die Uniformen zerfetzt. Gestalten wie aus Erz. Würde und Ruhe und Zuversicht.

Präsentiert das Gewehr! Es lebe Seine Majestät der Kaiser. Und ein stiller Zug vom Rathaus her. Der Bürgermeister der Stadt mit den Schöffen. Ein trauriger Gang, eine Kalvaria. Aber das Morgenrot vergoldete das Firmament.

Sieg!

Laßt die Glocken läuten von Turm zu Turm, weit in deutsche Lande hinein!

Der Sieg von Lüttich! Flammend eingeschrieben auf die rauschenden Blätter der Weltgeschichte. Ein Sieg wie keiner. In 48 Stunden das große Werk vollbracht. Noch keine Woche im Kriegsgetümmel verrauscht und schon eingebrochen in das eiserne Tor der Verbündeten.

Auf die Uhr des Rathauses gleißt die Morgensonne nieder. Belgische Zeit — eine Stunde zu spät. Acht Uhr zeigt der deutsche Stundenzeiger. Mitteleuropäische Zeit.

Rückt die Uhr voran. Acht Uhr morgens war Lüttich deutsch. Eine Stunde hat Belgien nicht durchlebt — die Stunde auf das deutsche Zifferblatt hinüber.

Eine Stunde hinüber, ein deutscher Schritt hinüber. Ein Stück Leben zu deutscher Kultur hinüber.

Um acht Uhr, Freitag morgen, rasselte der Telegraph durch die deutschen Lande: Lüttich im Sturm genommen.

* * *

Aachen lag im Erwachen. Der Samstagmorgen trat golden durch die Wolken. Glocken und Glöcklein tönten.

Am Rathausmarkt fuhren die Obst- und Gemüsekarren an. Hühott! Lärm und Schimpfen. Marktfrauen in breiten, gestreiften Türtigröcken am Gemüsestand mit dem großen Dachschirm darüber.

„Frau, hattr jehürt, dat Lükk (Lüttich) jefalle eß?"

„Eß et amtlich?" Und weithin über den alten Markt: „Et eß amtlich, et eß amtlich."

Eine Arbeiterfrau, ihr Kind auf dem Arm, die schwarze Markttasche in der Hand, ging an einen Schutzmann heran. Etwas zaghaft, man hat nicht gern mit dem Schutzmann zu tun. „Godde Morje! Ob man die Fahne raushängen darf?"

„Ist sogar erwünscht."

„Hürste! Pitt. Schäng. Tries. Der Schutzmann hätt jesaht: Fahne raus!"

Die Fahnen raus! Jetzt wagt man's. Die gräßlich bange, dumpfe Spannung weicht. Wenn der Schutzmann es gesagt hat, dann ist es doch amtlich. Was nicht amtlich war, durfte man nicht sagen, nicht hoffen, nicht denken. Man hatte große, geheime Furcht, etwas zu tun, was nicht amtlich war.

Aber jetzt: Fahnen raus!

Extrablätter an allen Schaufenstern. Zu Haufen drängten die Leute an. Hoch! Hoch!

Man lachte sich wie Kinder an, man nickte sich strahlenden Blicks zu, Leute, die sich nicht kannten, nicht grüßten. Ein Blick ohne Worte, aber der stumme Stolz leuchtete darin: Unsere Jungens, unsere Jungens waren auch dabei!



Sie können nicht zu einer lauten, lärmenden Begeisterung hinauf, die Aachener. Sie schämen sich, ihre Seele hinauszuschreien. Aber sie würden ihren letzten Bissen Brot geben.

Jösses! Bei Merkens hanse drei Fahnen raus: Schwarzweißrot, schwarzweißrot und die Aachener Farben schwarzgelb.

Am Tore die alte Anna in der weißen, breiten Schürze. Ihre dicken Bäckchen glühen.

„Wir haben es schon jestern abend jewußt. Unser alter Herr hatte es aus bester Quelle."

„Nateerlich, so fiene Mannslüh han alles aus beste Quellen. Nu jeähste kapott. Wenn me va der Düfel sprecht, es hä ouch doe."

Der alte Herr höchstselbst. Kommt auf die Straße runter und sieht sich die Fahnen an. Ob sie gut hängen, ob sie was ausmachen. Wie er übers ganze Gesicht lacht. Der strenge alte Herr Merkens, vor dem die Arbeiter höllisch Reschek han. Aber jut eß er, jut wie Butter.

Lacht zum ersten Stock hinauf, wo da an einem Fenster das blasse Gesicht der jungen Frau herauslugt. Nickt ihr zu, winkt ihr zu. Sie soll sich freuen, sie soll sich mal hübsch freuen. Der Robert ist doch auch ein Lütticher Kämpfer, wird jetzt mit Sang und Klang und Siegesmusik in Lüttich eingezogen sein.

Na, er wird jetzt mal Näheres hören gehen, zum Stammtisch in den „Postwagen". Da wird ja wohl einer oder der andere von den Stammtischherren zum Frühschoppen sich einfinden.

Da verschwindet das blasse Gesicht aus dem Fenster.

„Die ärem Frau", sagen sie drunten zur Anna. Sie sieht ihrer Niederkunft entgegen, und der Mann im Krieg.

„Es wird ein Jung," versichert Anna, „ein Vaterlandsverteidiger." Und seufzt dann doch: „Wie oft mag der Herr Robert dran gedacht haben."

Stramm schritt er hin, der alte Herr. Pfiff leise durch die Zähne vor sich hin, pfiff — ja wahrhaftig, pfiff die „Wacht am Rhein". Wie man seine wallende Freude herauspfeift. Es marschiert sich famos danach. Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.... Eins, zwei, eins, zwei. . . . Lieb Vaterland, magst ruhig sein, lieb Va . . . Herrgott, als wär man selbst noch in seiner Leutnantzeit. Der blondhaarige Karl Merkens, der in der Linie bleiben wollte und dann nach dem schnellen Ableben des Vaters in die Fabrik einspringen mußte. Es liegt ihm immer noch im Blut, die Soldatenfreude.

Herrgott, dieses stolze Glücksgefühl in ihm! Meine zwei Jungens auch dabei . . . meine zwei Jungens. . . . Miterfochten den Sieg, der wie eine Fanfare durch die Welt tönen wird.

Und tritt in die niedere Tür zu ebener Erde. Eine gemütliche Postwagenenge. Ein paar Ratherren schon an den kleinen Tischen. In breiter, singender Aachener Sprechweise eine behagliche Tafelrunde. Langsame, bedächtige, schwere Herren.

„Nun sehtr emal den ollen Merkens an! Frisch jestrichen wie'n Jüngling. Jung, was haste denn?"

Der trat an den Tisch, die stolze Ergriffenheit wogte ihm aus der Brust.

„Meine zwei Jungen" . . . Mehr brachte er nicht heraus. Saß bei ihnen nieder. Aber an seinem strahlenden Gesicht sahen sie, daß die Freude ihn ergriff, daß da keine schlimme Nachricht war.

„Der Robert und der Willi?"

Er nickte.

„Und der Leo?"

„Es geht ihm gut."

„Nun denn wollen wir anstoßen auf die Lütticher Stürmer. Prost, Merkens!"

„Prost, Freunde! Ich bin heute ein glücklicher Mann."

„Hast du keine Nachricht von ihnen?"

„Die Feldpost rückt ja jetzt erst nach. Ihr wißt ja, wie bei der Kriegserklärung hier alles noch unvorbereitet war. Jetzt erst greift das wie ein Uhrwerk ein. Wir waren eben der friedliche Nachbar, der die Streitaxt noch nicht ausgegraben hatte."

Ein Tuchfabrikant trat ein, gab dem Kellner Hut und Stock, tupfte sich mit dem Taschentuch die heiße Stirn. Er kam vom Autopark. Einige Fahrer von Lüttich her waren schon eingelaufen. Sie erzählten von schweren Verlusten.

Ließ sich behäbig auf den Stuhl fallen. Sorgenvolle Gesichter um den Tisch. Aber Merkens fast herrisch: „Unkontrollierbare Gerüchte. Man hüte sich, sie weiterzugeben."

Der Fabrikant machte sich eine Zigarre zurecht, und zu Merkens: „Übrigens habe ich den Pütz auch im Vorbeifahren gesehen. Schien sehr eilig. Kellner!"

Da kam der Kellner zur Tür herein, trat hinter den Stuhl des Herrn Merkens und reichte ihm ein verschlossenes Kärtchen. Das sei soeben als dringlich hier abgegeben worden.

Merkens riß es auf. Das Kärtchen lag in seiner breiten, kräftigen Hand. Er starrte darauf. Lange. Das Gespräch am Tisch verstummte.

Was hat der Merkens? Sitzt wie versteinert und starrt auf die Karte.

Da schiebt er den Stuhl zurück. Da steht er auf. Da steht er groß und aufrecht. Und nur den Kopf etwas gebeugt, als bringe er ihn nicht hoch.

Seine Stimme, dumpf hervorgestoßen: „Es lebe der Kaiser! Meine Herren, ich erhalte soeben die Nachricht, daß mein Sohn Robert auf dem Felde der Ehre gefallen ist." Trat zum Garderobenständer, setzte den Hut auf. Und schweigend hinaus.

Hinter ihm das jähe Verstummen.

Langsam durch die Straßen. Extrablätter rechts und links an den Häusern. Lüttich unser! Lüttich im Sturm genommen!

Er sieht nicht hin. Jetzt nicht, nur jetzt nicht.

Langsam weiter. Nun muß er doch nach Hause. Er muß doch. Wär das vorüber. . . .

Am Tor will er den Schlüssel einstecken. Da sieht er, daß es schon offen ist. Die alte Anna im Eingang. Der Pütz hat nichts sagen wollen, aber der Pütz machte ein so sonderbares Gesicht. . . .

An ihr vorüber geht Merkens und sagt nichts. Man soll ihn nichts fragen, er könnte barsch werden.

Die Treppe hinauf. Er tritt leise auf, vielleicht hört man ihn nicht — noch nicht, noch nicht.

Da steht sie wartend an der Zimmertür, die Frau mit dem hagern, weißen Kopf, still und leise und wartend. Sie sieht den Mann von unten heraufkommen, sie sieht ihn schon, als er die erste Stufe betritt. Und langsam eine Stufe um die andere, den Kopf tief auf der Brust. Und langsamer und hält sich am Geländer fest.

Da weiß sie es, da braucht er es ihr nicht zu sagen, da fragt sie nur: „Wer ist's, Robert oder Willi?"

„Robert", sagte er kurz und rauh.



Sie nimmt ihn ins Zimmer hinein. Sie hat jetzt nur eine Sorge, die erste, die einzige in diesem Augenblick: „Wir dürfen ihr das jetzt nicht sagen. Sie kommt an ihre schwere Stunde, es könnte ihr Tod sein. Man muß es ihr verheimlichen, bis sie darüber weg ist."

„Wenn du das fertigbringst" — sagte er gepreßt.

Still und zitternd: „Ich bring das fertig." Und da rollte es ihr über's Gesicht, unaufhaltsam, ohne Seufzen, ohne Stöhnen, still und heimlich und gottergeben. Sie war immer eine Frau, die ihr Leid heimlich trug. Es wird ihr jetzt nicht schwer.

Abgewandt stand Merkens am Fenster, die Hände auf dem Rücken. Lange. Man hörte nichts. Nur der Kanarienvogel sang schrill in Mias Zimmer.

„Was wirst du ihr sagen?" fragte er.

„Ich werde ihr sagen, daß Emma durch Pütz gute Nachricht sendet — und — daß Robert sie — grüßen läßt — — er wird ihr — ja wohl — einen letzten Gruß — geschickt haben" . . .

Da schlich seine Hand vom Rücken weg — und hob sie an sein Gesicht. Er drückte sie hastig an die Augen. Und nahm dann wieder das Kärtchen, las. Die Frau trat hinter ihn, las mit.

Emma schrieb, daß sie ihn vorläufig im Garten des Notarhauses begraben hätten, daß sie mit Honorine im Schloß O. bleibe, bis sie nach Lüttich hineinkommen könnte, um dort in einem Lazarett tätig zu sein und wahrscheinlich dann auch mit Willi zusammenzutreffen.

. . . „wenn er heil davongekommen ist", schrieb sie.

„Ja," nickte er, „wenn er heil davongekommen ist."

Er muß nach dem Schloß, er muß mit Emma sprechen, er hat hier keine Ruhe mehr. Die Frau soll dann sehen, wie sie das mit Mia macht.

Ach ja, die Frau mag nun zusehen. Der Mann hinaus, der Mann zur Tat. . . . Und die Frau muß nun sehen, was sie tut.

Merkens überlegte zunächst, was zu tun sei. Ohne Ausweis durfte er nicht in Feindesland. Also bei der Regierung, wo er gute Freunde hatte, anfragen.

Gegenüber dem Theater durch das Regierungstor. Regierungsrat Soundso anwesend? Bitte, Treppe hinauf, Dienstzimmer. Der Regierungsrat machte eine vertrauliche Mitteilung. Regierungspräsident Dr. v. Sandt vorgeschlagen als Kaiserlicher Zivilverwaltungschef für Belgien.

Der Ausweis wurde mit ein paar Worten gegeben. „Es bestehen keine Bedenken, dem Tuchfabrikanten Herrn Karl Merkens die Betretung des deutsch gewordenen Gebietes von Belgien zu gestatten. Ich bitte, ihn frei passieren zu lassen."

Schwarzer Stempel des Königlichen Regierungspräsidenten.

Mit diesem Schriftstück zum Garnisonkommando. Auf Grund dieses Passierscheins bis Lüttich und zurück vom 7. August bis 15. Blauer Stempel. So, und nun mag man sehen, wie man nach Lüttich hin- und zurückkommt.

„Privatautos laufen Gefahr, requiriert zu werden," sagte der diensttuende Oberleutnant, „also müssen Sie es mit Militärauto machen. Halt. Ich hab's. Ein Baron ist da aus der Nähe von Lüttich angekommen, will dem Feldgericht 'nen Franktireur oder so 'ne ähnliche Gattung entreißen. Der Mann hat doch ein Vehikel, mit dem er wieder zurück muß, wie? Müßte man mal nachfragen. War soeben noch auf dem Kommando."

Er rief den Soldaten an, der die Leute an der Tür einließ. Der Andrang war groß. Ausgewiesene Deutsche, die wieder nach Lüttich zurückwollten.

Der Soldat meldete, daß der Herr in Zimmer Nr. 35 sei.

Also bei Major F., Gerichtsoffizier beim Feldgericht; in diesem Fall mit dem Franktireurnotar mit dem Ermittlungsverfahren betraut.

„Der Angeklagte ist Notar?"

„Gewesen. Er wird wie jeder gemeine Franktireur abgeurteilt werden, und wenn zehn Barone mit Konnexion dazwischentreten."

„Sein Name?"

„Notar Leclaire."

„Danke Ihnen."

Merkens ließ sich bei dem Major melden.

Der Major begrüßte ihn im Nebenzimmer sehr herzlich. Er höre soeben, der jüngste Merkens habe sich ausgezeichnet gehalten, schon beim Grenzübergang mit Schwung eingegriffen.

Der gebeugte Kopf Merkens' reckte auf.

„Freut mich. Danke Ihnen, Herr Major. Freut mich um so mehr, als das Vaterland bereits einen meiner Söhne gefordert hat."

Stumm und fest drückte ihm der Major die Hand.

Und schnell ablenkend, Merkens: Wenn sich der Schloßherr von U. im Nebenzimmer befinde, dann bitte er, ihn diesem unverzüglich vorstellen zu wollen.

Merkens? Da kam schon der Baron mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Wer solch eine scharmante Madame Emma in der Familie besitze, dem müsse man gleich mit zwei Händen gratulieren.

Da der Baron von den Beziehungen zwischen den Merkens' und Leclaires unterrichtet zu sein schien, so konnte man ohne Umschweife auf den Kern der Sache kommen.

Der Baron erbot sich, den Beweis zu erbringen, daß der Notar nichts von dem Schuß, der aus seinem Haus fiel, gewußt habe, daß er an dem Überfall im Dorf durchaus unbeteiligt sei. Er sei nicht der Mann, der zum Meuchelmord anstifte. Er habe einzig die Selbstverteidigung seines Vaterlandes unterstützt in der falschen Voraussicht, dadurch das Unheil von seinem Land abzuwehren. Wenn er hierin geirrt habe, so sei das eben der Irrtum eines ganzes Volkes — eines irregeleiteten und darum doppelt bedauernswerten Volkes.

Ernst, fast abweisend erwiderte der Major: „Irregeleitet ist in diesem Fall wohl nicht das richtige Wort. Kraft seiner Bildung konnte der Notar über die niedrige Verhetzung hinaus zu eigenem Urteil kommen."

Da war die überraschende Antwort des Barons: „Wir wissen ja heute noch nicht, inwieweit selbst die belgische Regierung nicht mehr frei und unbeeinflußt — ja, ohne Zwang handeln konnte."

Der Blick des Majors traf sich mit dem Merkens. Das war allerdings ein Eingeständnis, das über dem betörten Belgien eine ganze Tragödie erstehen ließ.

„Ich werde das Ermittlungsverfahren noch nicht abschließen und weitere Dokumente erwarten", sagte der Major zum Schluß einer eingehenden Erörterung.

Draußen teilte der Baron Merkens mit, daß der Sohn des Notars erschossen sei.

Kein Wort erwiderte Merkens darauf. Ein tiefer Atemzug rasselte aus seiner Brust. Von beiden hatte das Vaterland sein Opfer gefordert: dieser auf dem Feld

der Ehre, jener? . . . Hinter der Menschen Schicksale schreitet die Vergeltung her.

Der Baron war dank Ausweis und Empfehlung mit einem Militärauto durchgekommen.

Mit dem Baron fuhr Merkens nach Belgien hinein. Die Fahrt war auch jetzt noch nicht ungefährlich. Hie und da ein Schuß. Aber das deutsche Schwert hatte sich Achtung verschafft. Wo Leute im Weg standen, erscholl die Parole: Hände hoch!

Auf der Heerstraße nach Lüttich ein ununterbrochenes Gewühl von neu anrückenden Regimentern, Fracht- und Luxusautos, Jagdwagen — alles voll Militär.

„Einige Außenforts von Lüttich halten sich noch", sagte der Baron.

„Wie ich höre, will man keine Menschenleben dagegen anwerfen. Kruppsche Riesenkanonen sollen damit aufräumen."

„Parbleu! Ihr Deutsche seid ein Volk von Überraschungen. So hoch man euch einschätzt, man hat euch immer noch zu tief geschätzt."

Merkens lächelte: „Das klingt sehr nach einer unverbindlichen Artigkeit."

„Pardon, die französische Zunge kann auch das ihr Unbequeme nur — artig sagen."

„Dann lesen Sie jetzt mal die französischen Zeitungen."

„Mon cher, die Zeitungen sind kein Volk. Der Krieg ist heute trotzdem nicht das Schreckliche in der Welt. Das Schreckliche ist der große Irrtum der Völker. Sie hassen sich, weil sie betrogen sind."

„Dann hoffe ich, daß — wenn der Tag der Abrechnung kommt — diese Völker wissen werden: Deutschland ist von seinem Kaiser nicht betrogen worden."

„Ah! Dann haben wir den Frieden, der nicht nach Revanche ruft."

Der Schloßpark in Sicht. Das Auto mußte langsam fahren. Überall die Straße aufgerissen, die Löcher notdürftig mit Baumstämmen und Schutt ausgefüllt. Im Park ein Feldlager biwakierender Truppen, die Gewehre zur Pyramide zusammengestellt, die Pferde an die Bäume gebunden. Hoch und Hurra, wo ein Zivilist sich sehen ließ und Nachricht aus der Heimat brachte. An das Parktor geschrieben: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, wir schlagen alles kurz und klein!" Scherze und frohes Gelächter.

Die Herren schritten zwischen den lagernden Gruppen her, verteilten an Zigaretten, was sie in der Eile aufgekauft hatten.

In der Halle angeregte, sehr angeregte Unterhaltung. Die geschmeidige Yvonne mit Franz Borgers und einigen Offizieren. Sie lachten, sie war entzückend offenherzig, diese schmächtige Baronesse. Gar nicht struppig waren sie, die Barbaren, spuckten auch nicht auf die Teppiche und schlugen nicht einmal die Beine übereinander, wenn sie bei ihr saßen. Aber fürchterlich schmutzige Stiefel, fürchterlich schmutzig. Sie wird ihnen die Samtpantöffelchen aus der historischen Sammlung von Madame d'Avinge herunterholen, ah ci! Sie wird's. Und sie lachten alle, sie lachten so froh. Siegeslaune.

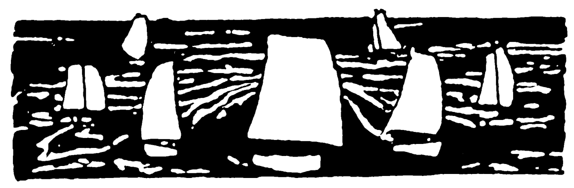
(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 8. | Berlin, den 20. Februar 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.



Die sieben Tage der Woche.

9. Februar.

Der preußische Landtag tritt zusammen. Der Finanzminister legt den Etat vor; danach geben Abg. Hirsch und von Heydebrand Erklärungen ab.

Das türkische Hauptquartier teilt folgendes mit: Die Avantgarde unserer gegen Aegypten operierenden Armee hat einen erfolgreichen Erkundungsmarsch durch die Wüste gemacht, die vorgeschobenen Posten der Engländer gegen den Kanal hin zurückgetrieben und mit einigen Truppen den Suezkanal überschritten.

10. Februar.

Vereinzelte Gefechte an der ostpreußischen Grenze entwickeln sich hier und da zu Kampfhandlungen von größerem Umfang. Ihr Verlauf ist überall normal.

In den Karpathen und der Bukowina findet stetiges Vorrücken der österreichisch-ungarischen Truppen statt.

11. Februar.

Der Kaiser begibt sich auf den östlichen Kriegschauplatz.

Die Kämpfe an der ostpreußischen Grenze werden mit durchweg erfreulichem Ausgang für uns fortgesetzt, trotzdem tiefer Schnee die Bewegungen der Truppen behindert.

12. Februar.

Die deutschen Operationen an der ostpreußischen Grenze haben die Russen zum schleunigen Aufgeben ihrer Stellungen östlich der Masurischen Seen gezwungen. An einzelnen Stellen dauern die Kämpfe noch fort. Bisher sind etwa 26000 Gefangene gemacht, mehr als zwanzig Geschütze und dreißig Maschinengewehre erobert worden.

In Polen, rechts der Weichsel, haben die deutschen Truppen die Offensive fortgesetzt und die Stadt Sierpc genommen.

13. Februar.

In der Note Amerikas an Deutschland wegen der Bekanntmachung des deutschen Admiralstabes vom 4. Februar d. J. betont die amerikanische Regierung ihre Pflicht, „die Kaiserlich Deutsche Regierung in aufrichtiger Hochschätzung und mit den freundschaftlichsten Gefühlen, aber doch ganz offen und ernstlich auf die sehr ernsten Folgen aufmerksam zu machen, die das mit der Bekanntmachung offenbar beabsichtigte Vorgehen möglicherweise herbeiführen kann".

In Polen rechts der Weichsel gehen die deutschen Angriffstruppen in Richtung Racionz vor.

In der Bukowina erreichen die österreichisch-ungarischen Truppen die Sereth-Linie. Die in den jetzigen Karpathenkämpfen gemachten Gefangenen beziffern sich auf 29000 Mann.

14. Februar.

In der amerikanischen Note an England heißt es u. a.: „Die amerikanische Regierung wünscht, eine nähere Betrachtung über den Gebrauch einer neutralen Flagge, um Beutemachung zu entgehen, sich vorbehaltend, die britische Regierung höflich auf die ersten Folgen hinzuweisen, die für amerikanische Schiffe und amerikanische Bürger entstehen können, wenn dieser Gebrauch fortgesetzt wird.

An und jenseit der ostpreußischen Grenze nehmen die deutschen Operationen den erwarteten Verlauf.

15. Februar.

Czernowitz wird von den österreichisch-ungarischen Truppen wieder besetzt.

✠✠✠

Kohle und Eisen dies- und jenseit der Laufgräben.

Von Dr.-Ing. ehrenhalber E. Schrödter.

In die Bedeutung der großgewerblichen Tätigkeit Frankreichs vermögen wir uns einen guten und zuverlässigen Einblick durch die von dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten dieses Landes geführten Anschreibungen aus der Friedenzeit zu verschaffen. Die letzte Ausgabe dieser Statistik betrifft das Kalenderjahr 1912 und ist aus dieser die nachstehende Übersicht entnommen.

	Zahl der Dampfkessel			Pferdestärken		
	Kriegzone	Gesamt-Frankreich	%	Kriegzone	Gesamt-Frankreich	%
1. Bergwerke und Steinbrüche . .	3135	8542	36,6	321160	530421	60,6
2. Eisen- und Metallindustrie . .	3555	9160	38,8	317743	587365	54,1
3. Landwirtschaftl. Betriebe	3263	28834	11,3	26717	187549	14,2
4. Nahrungsmittelindustrie	5521	15633	35,3	107901	230526	46,8
5. Chem. Industrie und Gerbereien	1164	6542	17,8	43463	139600	31,1
6. Textilindustrie .	4812	11630	40,4	373589	544182	68,7
7. Papierfabr. und Buchdruckereien	364	2036	17,8	25187	100980	24,8
8. Möbelindustrie	766	2639	29	17195	48535	35,4
9. Elektrizitätswerke	414	2393	17,3	117561	567538	20,7
10. Bauunternehm. u. Verschiedenes	2281	13791	16,5	35112	218048	16,1
11. Staatsdienst . .	270	1932	13,9	6372	80371	7,9
	25545	103132	24,8	1391980	3235115	43,0

Unter Kriegzone sind in der Tabelle die 10 Departements: Aisne, Ardennen, Marne, Meurthe und Moselle, Meuse,

Nord, Oise, Pas de Calais, Somme und Vogesen, verstanden, durch die sich seit Anfang September die Laufgrabenlinie in wenig veränderter Form durchzieht. Im ganzen sind davon nach französischen Angaben 2,100,000 Hektar oder 3.7 v. H. des gesamten, 87 Departements umfassenden Frankreich besetzt. Wenngleich unsere Truppen von diesen Departements auch nur die Ardennen ganz und von den übrigen nur Teile besetzt haben, so geht man doch nicht weit fehl, wenn man nach einem kleinen Abzug für das den Franzosen verbliebene Gebiet die für die Kriegzone gegebenen Zahlen als gleichbedeutend für das von uns besetzte Gebiet annimmt, da auch unmittelbar hinter der Laufgrabenlinie auf der französischen Seite die industrielle Tätigkeit kaum oder nur in sehr beschränktem Maße fortgesetzt sein kann. Unter dieser Voraussetzung und der weiteren Annahme, daß die Anzahl der vorhandenen Pferdestärken für die industrielle Betätigung ein zutreffender Maßstab ist, sehen wir, daß von der Textilindustrie nicht weniger als 68.7 v. H., vom Bergbau 60.6 v. H., von der Eisen- und Metallerzeugung und -verarbeitung 54.1 v. H., von der Nahrungsmittel-Industrie, d. h. in erster Linie Zuckerfabriken, 46.8 v. H., von der Holz- und Möbelindustrie 35.4 v. H., von der chemischen Industrie 31.1 v. H., von der Papierfabrikation und den Druckereien 24.8 v. H. und von den gesamten industriellen und landwirtschaftlich-maschinellen Betrieben nicht weniger als 43 v. H. in der Kriegzone liegen. Wir können somit sagen, daß deren Arbeitsleistung und Steuerkraft in Höhe von rund 40 v. H. Frankreich entzogen ist.

Für die Bergbau- und Hüttenindustrie sind in der amtlichen französischen Statistik außer diesen allgemeinen Zahlen noch für uns heute besonders wertvolle Einzelangaben enthalten, die uns belehren, daß von der Förderung bzw. Erzeugung des Jahres 1912 für Kohle nicht weniger als 68.8, für Koks 78.3, für Eisenerz gar 90, für Roheisen 85.7 und für Rohstahl 76 v. H. in die Kriegzone fallen.

Aus eigenem Augenschein habe ich die starke Entwicklung der Eisenindustrie an der deutsch-belgisch-französischen Grenze, in Nord- und Ostfrankreich gesehen; nicht nur in den lothringischen Erzbecken von Briey und Landres, deren wertvolle Eisenerzvorräte man erst Ende der 90er Jahre entdeckt hat, sind nach deutschem Vorbild große gemischte Werke mit Hochöfen und Thomasstahlhütten entstanden, sondern üppige, unter starker Benutzung deutscher Erfahrung und deutscher Maschinen angelegte Werke gleicher Art ziehen sich an der Grenze bis nach Lille hin. Die Kleineisenindustrie in den Ardennen hat einen neuen Aufschwung durch die Neuanlage von Martinstahlwerken gefunden, auch die zahlreichen Eisengießereien für Ofen- und Geschirrguß an der Maas sind mit den neuesten Einrichtungen ausgestattet, und es kommen ihre großen Vorräte der Versorgung unserer Laufgräben zugute. In Valenciennes und Lille hat sich außerdem noch eine große und leistungsfähige Fabrikation für den Eisen-, Maschinen-, Lokomotiv-, Wagen- und Automobilbau ansässig gemacht.

Die zielbewußte Arbeit der nordfranzösischen Eisenindustriellen der letzten Jahre zeigt viel Ähnlichkeit mit derjenigen der westdeutschen Eisenindustrie. Im Laufe der letzten Jahre hatten sich auch viele geschäftlichfreundschaftlichen Beziehungen über die Grenze entwickelt, die besonders im Austausch von Besitzteilen von Kohlen- und Eisenerzfeldern zum Ausdruck gekommen sind, während die von französischen Politikern versuchte Herstellung von Interessenverbindungen des französisch-lothringischen Eisenerzbeckens mit England sozusagen ergebnislos verlaufen sind. Ich persönlich hatte aus der Zunahme der finanziellen Interessengemeinschaften über die deutsch-französische Grenze hinüber die Hoffnung geschöpft, daß hieraus sich ein dauernder Friede für die Gesamtheit der beiden Länder entwickeln würde; leider haben die chauvinistischen südfranzösischen Advokaten eine solche friedliche Gemeinschaftarbeit zerstört, und ihnen können es auch ihre fleißigen nordfranzösischen Landsleute verdanken, wenn ihre schönen Werke, die jetzt fast unversehrt unter der Obhut deutscher Truppen liegen, auf Jahre hinaus für die Wiederinbetriebsetzung dadurch unbrauchbar gemacht werden, daß Deutschland durch die ebenso egoistische wie unsinnige Konterbandepolitik Englands gezwungen wird, aus den nordfranzösischen Fabriken alle diejenigen Materialien herauszunehmen, deren Zufuhr uns auf dem Seeweg abgeschnitten ist, und die wir zur Herstellung unseres Kriegsbedarfs nötig haben.

Die belgische Eisenindustrie ist ganz unter deutscher Leitung; letztere ist bestrebt, das Chaos, das sie nach der Übernahme dort antraf, in Ordnung und den wirtschaftlichen Blutumlauf in Gang zu bringen. Trotz unendlicher Schwierigkeiten, unter denen das Widerstreben der Bevölkerung selbst nicht die geringste ist, hat die deutsche Verwaltung in kurzer Zeit Erstaunliches geleistet und z. B. die Kohlenförderung auf 60 v. H. von der normalen gesteigert, auch manche Industrien belebt. Aber ihre Leistung ist dem Feind entzogen, dagegen stehen uns ihre Einrichtungen zur Verfügung.

Von Rußlands industriellen Gebieten ist für uns die an Oberschlesien grenzende Ecke Polens wegen der Eisenindustrie und der Kohlengewinnung von Bedeutung, welch letztere etwa 20 v. H. von der gesamten russischen Kohlenförderung ausmacht, während die Eisenindustrie daselbst mit etwa 3 v. H. nicht so sehr in die Wagschale fällt. Von Bedeutung ist auch noch die Textilindustrie Lodz'. Immerhin ist bei der industriellen Unbeholfenheit des Landes auch dieser Verlust für die Russen empfindlich und bei der Herstellung des Heeresbedarfs hinderlich.

Was England betrifft, so hat es mit unerwarteten Steigerungen der Frachten, der Rohstoffe und der Lebensmittel zu rechnen. Der Gesamtaußenhandel, der nach dem Versprechen der englischen Staatsmänner gar nicht in Mitleidenschaft gezogen werden sollte, ist während der Kriegzeit um etwa 40 v. H. gegen die gleichen Monate des Vorjahrs gesunken. Die industrielle Hilflosigkeit des Landes ist so groß, daß es sich an Amerika zu Lieferungen seiner Kanonen und Geschosse wenden muß. Die Dollargier läßt Herrn Schwab vergessen, daß jetzt amerikanische Granaten den Boden Frankreichs mit dem Blut der Landsleute seiner Eltern netzen. Der Mut eines Teils unserer Landsleute in Amerika, gegen die ausgesprochen englandfreundliche Regierung Amerikas Front zu machen, ist anzuerkennen; bisher haben sie aber praktisch nichts erreicht.

Die im Frieden häufig gehörte Behauptung: „Kohle und Eisen beherrschen die Welt", trifft in unvergleichlich höherm Maß für den Krieg zu. Bedürfen wir des Eisens für den Pflug und die mannigfaltigen Zweige friedlicher Arbeit, so ist es nicht minder unerläßlich zum Schmieden des Schwerts, zur Herstellung des Eisenhagels, mit dem der Feind zu bezwingen ist. Zum Schmelzen des Eisens bedürfen wir wiederum des Brennstoffs, als welcher bei den benötigten großen Mengen nur Kohle in Frage kommt. Vorbedingung zur Erfüllung des Siegeswillens selbst der begeistertsten Sol-

datenmacht ist daher, daß hinter ihm ein leistungsfähiger Kohlen- und Eisenerzbergbau nebst den Einrichtungen zur Verhüttung und Verarbeitung des Eisens steht.

Wie sieht es nun mit der Versorgung von Kohle und Eisen bei uns vor Ausbruch des Kriegs und wie sieht es jetzt aus?

Frankreichs Kohlenförderung haben wir mit 65 v. H. mit Beschlag belegt, die belgische Kohlenförderung ganz und von derjenigen Rußlands 20 v. H., während unsere eigene Kohlenförderung überall im Gange ist, so daß unser Bedarf reichlich gedeckt ist.

Was Rohstahl betrifft, so sind von den sämtlichen dafür in Frage kommenden Hütten in Belgien alle und in Frankreich 75 v. H. in unsern Händen. Wenn wir die Erzeugungsmengen des Jahres 1913 zugrunde legen, so stellte sich bei Ausbruch des Kriegs bei beiden kriegführenden Parteien die Gesamterzeugung an Rohstahl wie folgt:

in Deutschland	19 000 000 t	in England	7 800 000 t
in Oesterr.-Ung.	2 700 000 t	in Frankreich	4 400 000 t
		in Belgien	1 900 000 t
		in Rußland	4 500 000 t
insgesamt	21 700 000 t	gegen	18 600 000 t

Nachdem die deutschen Waffen die ganze belgische und drei Viertel der französischen Rohstahlerzeugung mit Beschlag belegt haben, stellt sich diese Rechnung unter Außerachtlassung der kleineren Verschiebung zu unsern Gunsten in Rußland wie folgt:

Deutschland u. Oesterr.-Ung.	21 700 000 t	England	7 800 000 t
Belgien	1 900 000 t	Frankreich	1 100 000 t
Frankreich	3 300 000 t	Rußland	4 500 000 t
insgesamt	26 900 000 t	gegen	13 400 000 t

d. h., die Siege unserer Waffen haben mit den militärisch-strategischen den wirtschaftlichen Erfolg gezeitigt, daß wir von etwa drei Millionen Tonnen Überschuß an Rohstahlerzeugung vor Ausbruch des Krieges in der uns jetzt zur Verfügung stehenden Leistungsfähigkeit in Rohstahl auf mehr als 13 Millionen Tonnen gestiegen und daß wir in dieser Hinsicht damit doppelt so stark geworden sind wie unsere verbündeten Feinde.

Während somit das feindliche Ausland an der Möglichkeit seiner Stahlerzeugung starke Einbuße erlitten und sich bei sogenannten Neutralen Hilfe holen muß, hat unsere deutsche Eisenindustrie nicht nur das Schwert zur Verteidigung unseres Vaterlandes geschmiedet, sondern sie ist auch imstande, es dauernd scharf zu halten! Wenn der Vorgang, daß unsere Eisen- und Stahlausfuhr nach England schon seit einigen Jahren die Höhe von einer Million Tonnen jährlich überschritten hat, daß der Träger aus deutschem Stahl den Londoner Baumarkt beherrscht, daß das weltberühmte englische Weißblech aus deutschen Brammen gewalzt wird, daß deutsche Schienen auf englischen Straßenbahnen verlegt werden und deutsche Lokomotiven die Züge auf indischen Bahnen ziehen, daß die stolzen englischen Riesenschiffe mit deutschen Hilfsmitteln, Hellingeinrichtungen, Riesenschwimmkranen, dazu noch zum Teil von deutschen Eisenbauingenieuren gebaut werden, kurz, wenn die Tatsache, daß wir auf fast allen Gebieten in der Eisenindustrie wie in der elektrischen und in der chemischen Industrie England überholt haben, ein Kriegsgrund ist, dann haben wir den Engländern reichen Anlaß zum Krieg geboten. Damit aber auch machen die englischen Industriellen das Eingeständnis schlimmster eigner Rückständigkeit und Hilflosigkeit.

Der Maschinenkrieg.

Von Julius Hart.

Für all die neuen und ungewöhnlichen Erscheinungen, die dieser Krieg mit sich heraufführte, hat man nach einer Benennung gesucht. Man spricht von ihm als von einem Eisenbahnkrieg, und alle Erfahrungen bestätigen es, wie sehr das beste und entwickeltste Eisenbahnsystem auch eine Bürgschaft ist für den letzten Sieg. Man hat ihn auch einen Telegraphen- und Telephonkrieg genannt. Dann wieder sah man im Geist die endlose, über die Länder ausgespannte Reihe der Schützengräben und sagte Spatenkrieg. Eine seiner größten Ueberraschungen war unser so geheim gehaltener Besitz eines neuen Geschützes, welches über die stärksten Festungswerke spielend siegte, und wenn nur unsere „dicke Bertha" ihr Wort mitsprechen konnte, dann fiel uns in diesem Krieg, der sonst alle Entscheidungen so lang hinzögert, der Erfolg leicht wie eine reife Frucht in den Schoß. Eine andere Ueberraschung das Unterseeboot, heute mit unser bestes Vertrauen, englischen Marinismus dennoch zu brechen. Aus dem Krieg zu Wasser und zu Lande wurde auch ein Krieg in den Lüften, und die alten Geister der katalaunischen Völkerschlacht, die das große Morden auf Erden dort oben in den Wolken fortsetzten, sind zu sehr stofflichen Dingen geworden, haben sich überraschend materialisiert und sehen als Luftschiffe und Aeroplane sehr faßbar und greifbar aus. Das alte Vorrecht der mythischen Götter, in den Himmelsregionen kämpfen zu dürfen, haben sie nunmehr auch mit den Menschen teilen müssen. Und die Giganten und Titanen, die Elementargeister in den Erden und in den Wassern, erhielten in den Minen Nebenbuhler, auf die sie mit Angst und Sorge blicken können, daß sie sich auf ihre Kraft und ihr Werk der Zerstörung ebenso gut verstehen wie sie.

Wie man diesen Krieg auch nennen mag, einen Spaten- oder einen Eisenbahnkrieg, den Geschütz- oder den Luftschiffkrieg, den Minen- oder den Telephonkrieg oder den Automobilkrieg — immer wieder ist es die Maschine, von der einfachsten ältesten bis zur neuesten kompliziertesten herauf, welche die Schlachtfelder beherrscht, als ein Machtfaktor aller Machtfaktoren, und dem Krieg seinen besonderen Stempel aufdrückt, daß er so neu und anders aussieht als ehedem. Wenn man einmal sagte, daß die Schlacht von Königgrätz der preußische Schulmeister gewann, so ist es diesmal der Maschinenbauer, der Ingenieur und Techniker, der Erfinder, welcher das Brennusschwert in die Wagschale wirft. Daß unser Zeitalter ein Maschinenzeitalter ist, daß unsere ganze Kultur durch die Maschine ein völlig neues Aussehen gewann, haben wir ja schon oft genug gehört. Der Deutsche hat es wohl eigentlich am besten verstanden, die besonderen eigenen Kräfte dieser neuen, so modernen Kultur unseres Maschinenzeitalters sich dienstbar zu machen, durch die Maschinengeister und -mächte zu siegen und stark zu werden. Und aller Neid und alle Furcht erweckte dieses neue moderne Deutschland und seine aufblühende Industrie.



In den Behauptungen unserer Feinde ist unser ganzes deutsches Volk überhaupt weiter nichts als eine einzige Kriegsmaschine, und der gehaßte, von der Erde zu vertilgende deutsche Militarismus das vollkommenste, das reinste Gebilde eines preußischen, eines Berliner Ideals, eine große Menschheitsmaschine herzustellen, wo jeder nur als ein Teilchen und Rädchen zu funktionieren hat, allein und für sich zwecklos, wertlos, eine tote Null, wertvoll nur im Dienst des Ganzen. „Gott schuf“, so sprach der englische Minister Lloyd-George in einer großen Kampfrede gegen uns, „den Menschen nach seinem Bilde mit hohen Zielen im Gebiet des Geistes. Deutsche Zivilisation erschuf ihn neu nach dem Bilde einer Dieselmaschine, genau, akkurat, machtvoll, kein Platz darin, für die Seele zu handeln.“ ... Die Rede Lloyd-Georges war gewißlich eine glänzende oratorische Leistung, geistvoll, beseelt von herrlicher Philosophie und Weltanschauung. Und in ihrem Bilde wird dieser Krieg zu einem heiligen Krieg, einem Götter- und Götterdämmerungskrieg, zu einem letzten Kulturkampf. Gegen die alten Geistes- und Seelengötter, die Unsichtbaren, die man nicht sehen und greifen kann, ziehen die neuen Maschinengötter herauf, höchst materielle Wesen, aus Eisen und Stahl geformt. Und zum Schutz des alten Gottes, der Geist ist, haben Engländer, Franzosen, Russen, Senegalneger und sonst allerlei Kaffern, die nur edlen, hilfreichen, guten Seelenmenschen, einen Bund geschlossen, um den Ansturm des Deutschen, des seelenlosen Maschinenmenschen, abzuwehren, der den Willen zum Geist verhöhnen lernte und nur noch den Willen zur Macht und Gewalt kennt, eine materielle Herrschaft und Kultur als höchstes Gut nur weiß und sucht. „Wenn wir von einem deutschen Hunnen und Barbaren sprechen,“ sagt Lloyd-George, „so meinen wir diesen Maschinenmenschen und Maschinenanbeter, den großen Leugner eines Gottes, der Geist ist.“ Wir haben in diesem Krieg die Sympathien der Völker nicht auf unserer Seite. Und in allen Stimmen der Antipathie kommt es immer wieder zum Ausdruck, daß es die Fiktion von diesem neuen modernen Maschinendeutschen ist, wie ihn Lloyd-George sieht, „genau, akkurat, machtvoll und seelenlos“, gegen den ein allgemeines menschliches Gefühl sich kehrt. Weil dieser Realist und Materialist bei uns die Überhand gewann und den alten Idealisten, den Seelen- und Gefühlsdeutschen, den Luther- und den Goethedeutschen, den großen Individualisten, der nur keine bloße Null sein will, in uns angeblich erstickte, so können wir nur eine Geißel der Völker sein.

Darauf wollen wir nur nicht mit der Stimme eines solchen Maschinenmenschen antworten: „Oderint, dum metuant.“ Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten. Sondern gerade in diesem Punkt uns eins fühlen mit unserm Kaiser und klar und scharf wie er unterscheiden zwischen Zivilisation und Kultur, einsehen, daß allerdings ein solcher Mensch wohl eine„ „Zivilisation“, doch niemals eine „Kultur“ schaffen kann. Er verhilft uns wohl zu „Besitzen“, doch nicht zu einem „Eigentum“. So ist dieser Herr der Maschinen, der vielgepriesene, gerade durch und durch der internationale Mensch, wie bei uns, so überall daheim, und wir Deutschen selber blickten immer, auch nicht ohne Neid, nach dem Amerikaner hinüber als dem besten Repräsentanten unseres Maschinenzeitalters. Wie einstmals in den Homerischen Kämpfen um Troja die olympischen Götter sich unter die Helden mischen und als Wesen, mit übermenschlichen Kräften begabt, an ihrer Seite kämpfen, so reden in diesem Krieg die Maschinen als so mit übermenschlichen Kräften ausgestattete Dinge eine noch ganz besondere Gewaltsprache. Aber als recht seelenlose Götter, als wahrhaft kosmopolitische Mächte kämpfen sie hüben und drüben, sehr gleichgültig, ob sie für die deutsche Sache oder die Sache unserer Feinde streiten. Im Lichte dieses Maschinenzeitalters, der großen Maschinenkultur von heute, ist allerdings ein Mensch besonders modernen, höchst internationalen und nicht nur deutschen Gepräges groß geworden, der über den alten Gott, der Geist ist, die Achseln zuckt und kein Gewicht mehr darauf legt, von ihm und nach seinem Ebenbild geschaffen zu sein. Der es allerdings ganz offen ausspricht: Der Mensch ist nun einmal in Wirklichkeit nichts anderes als eine Maschine, und daß wir uns selber nach dem Bild einer Dieselmaschine schaffen und bilden, genau, akkurat, machtvoll, das ist allerdings gerade unser großer neuer Zivilisationsgedanke, und wir, die Maschinenmenschen mit unsern Maschinengöttern, wollen endlich einmal unsere Erde so viel schöner, besser uns einrichten, wie es leider die alten Geistesgötter und die von Gott nach seinem Ebenbild geschaffenen Menschen gerade nicht vermochten. Die Seele freilich, die Lloyd-George in der Dieselmaschine nicht finden kann, haben wir auch im Menschen nicht entdecken können, so gründlich wir auch seinen Leib mit Messer und Mikroskop untersucht haben.

Die ganze menschliche Zivilisation ist von Anfang an ein Werk dieses Menschen, und als ein werkzeug- und maschinenschaffendes Wesen hat dieser sich zum Herrn der Erde machen können, seine Siege über die Natur davongetragen und ein ganz neues Reich nur menschlicher Dinge geschaffen, so ganz anders wie die der Natur. Eine Unsumme wertvollster Arbeit leistete er, und wenn unsere Gegner in uns den höchsten Repräsentanten einer solchen Zivilisation heute erblicken, so können und dürfen wir uns ihre Schmähung auch als eine besondere Anerkennung anrechnen. Freilich, diese Zivilisation ist noch keine Kultur. Ganz andere Mächte, ein andrer Mensch ist es, der den innern, den seelischen, fühlenden Menschen in uns bildet und erzieht. Maschinen und Werkzeuge bloß tragen dazu nichts bei. Gerade, weil wir noch etwas mehr und ganz anderes sind als nur Kinder einer Zivilisation, die schon immer ein Ideal darin erblickte, nach dem Bild einer Dieselmaschine den Menschen zu gestalten, fühlen **wir** das jedoch am lebendigsten. Weil gerade dieser Krieg uns den herrlichsten Beweis erbrachte, wie wenig der Maschinenmensch in unserm Volk den alten Seelen- und Gefühlsdeutschen in uns zu ersticken vermochte, weil wir fühlen, daß wir aus diesem Kriege, weit über ihn hinaus, als einen höchsten Gewinn und Sieg es davontragen: den neuen deutschen Geist, in dem die alten Zwiespälte überwunden sind, die bei uns noch immer klafften zwischen einem Luther-, einem Goethe-, einem Bismarck- und einem Maschinendeutschland, und der die bisher einander fremden Reiche der Zivilisation und der Kultur miteinander zu verschmelzen vermag.

Das eine wissen wir von uns, am tiefsten haben wir es erlebt und empfunden, daß wir nur nicht als tote Werkzeuge, seelenlose Teile einer großen Kriegsmaschine in das Feld zogen, sondern als ein einzig Volk von Idealisten, von Seelen- und Gefühlsmenschen, die wissen, warum sie kämpfen, nur um höchste Güter des Geistes das Schwert entblößten. Wenn wir sehen, wie in diesem Kriege die Maschinen eine Gewaltsprache reden, unter deren Wucht der schwächere Mensch immer wieder zusammenbricht, wie an der Macht dieses Seelen- und Leblosen die Menschenwogen abprallen und zergehen, so

wissen wir auch, daß in diesem Kriege eines Maschinenzeitalters, dem blutigsten und härtesten Krieg der Geschichte, dennoch auch über solche Götter und Mächte nur der Mensch Sieger bleibt, welcher die höchsten Seelen- und Gefühlskräfte, die stärkste Moral, das reinste Ideal, die höchste Geistesmacht einzusetzen vermag. Ein Volk nicht nur der Zivilisation, sondern auch der Kultur, welches nicht nur ein Heer armer Iwans, bezahlter Söldner und Negersklaven, bloßer Nullen und toter Werkzeuge ins Feld schickt — welches nicht die Menschen nach dem Bilde einer Maschine erbauen will, nicht diesen sich untertan weiß — welches Maschinen nicht nur besitzt. Sondern ein Volk von Maschinenerfindern und -erbauern, die sie beherrschen und sich untertan wissen, die am besten es erfahren haben, wie wenig sie Götter sind. Sondern nur Werkzeuge in ihrer Hand, von ihnen nur erschaffen, die tot daliegen und zu einem Leben nur erwachen, sobald sie von einem menschlichen Willen und Geist erst beseelt werden.

Jawohl — ein Maschinenkrieg! Aber hinter diesen Maschinen stehen auf deutscher Seite nur keine Maschinenmenschen. Besser wissen wir als Lloyd-George, worauf es in einem solchen Krieg ankommt. Wie die Panzerplatten stärker und fester wurden, je besser die Geschosse, und die immer besseren Geschosse gegen immer stärkere Panzer anschlagen, so verlangt der Kampf der Maschinen, je furchtbarer und mächtiger diese werden, einen Menschen von stets höher gesteigerten Seelen- und Geisteskräften, vollkommeneren moralischen und idealischen Gefühlen. In der Maschine, sagt uns Lloyd-George, ist kein Platz für die Seele. In unseren Unterseebooten aber ist einzig und allein Platz für Männer höchster seelischer Kräfte und Eigenschaften, die in einem fort eine Unsumme angespanntester Geistesarbeit und schärffter Intelligenz, alle moralischen Tugenden und idealistische Gefühlserhebungen uns beweisen. Und so in unseren Luftschiffen. So in unseren Schützengräben. Deutsche Kultur sorgt dafür, daß die Werke der Zivilisation von solchen Menschen nur getrieben werden, die ihre Herren und Meister sind. Und nur, wenn die Maschinen gelenkt und bewegt werden von solchen Geistesmenschen, dann wird das Leblose sehr lebendig und beseelt, und ohne diese Seele geht es nicht.

Sieger bleibt in diesem Maschinenkrieg, wer die toten Eisen- und Stahlwesen durch den höchsten und besten menschlichen Geist zu beseelen weiß — und gerade dieser Krieg zeigt uns, wie gegenstandslos die auch bei uns verbreitete Furcht war, dieser Geistes- und Gefühlsmensch, der Idealgläubige könne doch in uns vielleicht etwas erstickt sein. Weil wir im Bunde mit den Maschinen ein Heer solcher alter deutscher Kulturmenschen ins Feld führen, sind wir unseres endlichen Sieges gewiß.

Der Kriegskuchen.

Von Wilhelmine Bird.

In der überaus wichtigen Neubestimmung unserer Mehlvorräte erwächst nicht nur den Bäckern und der Innung der Zuckerbäcker eine überraschende Aufgabe. Auch wir Hausfrauen müssen in treuer Gefolgschaft uns im Haushalt den Anordnungen des Generalkommandos der Marken gehorsam fügen. Wir tun es freudig! Die jüngst stattgehabte Kriegskuchenausstellung hat bewiesen, daß den Konditoren der Untergang nicht droht, und daß die Hausfrau, die sich auf diesem Gebiet betätigen will, sich auch vor dem Wandel nicht zu fürchten braucht. Die Kartoffel beherrscht das Feld! Bis jetzt war sie untertan, aber immerhin zu allerlei Gebäck schon seit langem gebräuchlich, selbst zur Torte. Bei ihrer Verwendung als Ersatz für Mehl können natürlich nur mehlreiche Kartoffeln in Betracht kommen, die zudem einer Vorbehandlung bedürfen, wenn das herzustellende Produkt nicht mißraten soll. Die Kartoffel muß volle 24 Stunden vorher in der Schale gekocht und nach dem Garwerden sofort geschält werden, damit sie ausdampfen und durch und durch auskühlen kann. Je lockerer sie danach zerkleinert wird, desto erfolgreicher wirkt sie, und es ist daher das Reiben mit der Hand entschieden besser als das Zerquetschen durch die Maschine, bei der die eigentliche Lockerung nicht erreicht wird. Diese Forderung betrifft aber mehr den Kuchen als das Schwarz- oder vielmehr Graubrot. Ferner ist zu beachten, daß die Kartoffel nicht so willig den Triebmitteln folgt wie die ausgesprochenen Mehlarten, namentlich das Weizenmehl, und daß daher die Formen höher gefüllt werden müssen. Ohne Zusatz von irgendwelchem Mehl sind auch unbedingt Eier als Triebmittel nötig, ebenso wie ein Rühren der Masse bis zu etwa 40 Minuten, um Luft hineinzutreiben, die durch ihr Bestreben, in der Hitze zu entweichen, das Gebäck hebt. In der Verbindung mit Roggen-, Mais- oder Reismehl werden Hefe (40 Gramm auf ein Pfund) oder Backpulver (15—20 Gramm auf ein Pfund) nötig. Zu Torten werden nur Eier genommen. Zu einfachen Kuchenarten, z. B. Napfkuchen, sollte man nicht mehr als 33⅓ Prozent gekochte Kartoffeln verwenden, der Rest muß aus Kartoffelmehl, Reis- oder Roggenmehl mit Beimischung von 10 Prozent Weizenmehl bestehen. Auf dieser Grundlage lassen sich sehr gute Dinge herstellen, wenn wir schon durchaus Kuchen essen wollen. Wer den hohen Preis der Mandeln nicht zu scheuen braucht, kann den Mehlvorrat besonders durch Makronen und Marzipanmassen sehr schonen, die wohlschmeckend und nahrhaft, auch nicht schwer in der Herstellung sind. Aus den hier folgenden Anweisungen wird die geschickte Hausfrau das verschiedenste Gebäck herstellen können.

Eine sehr gute Kartoffeltorte, deren Teig auch für kleinere Formen mit Überzug von Schokolade recht geeignet ist, verlangt folgende Zusammenstellung: 100 Gramm Butter werden mit zehn Eidotter, 250 Gramm Zucker zu Schaum gerührt, 100 Gramm süße, sehr fein geriebene Mandeln oder Nüsse werden nebst zwei Löffeln Kartoffelmehl, der abgeriebenen Schale einer Zitrone, dem Saft einer halben Zitrone und 100 Gramm tags zuvor gekochter, geriebener Kartoffeln dazugegeben und bis zu einer halben Stunde weiter gerührt. Kurz vor dem Einfüllen in die Form rührt man den recht steifen Eierschnee ganz leicht darunter und bäckt die Torte in einer Stunde gar.

Ein Pfund Kartoffelmehl, 300 Gramm Butter, 250 Gramm Zucker und acht Eier ergeben eine Art Sandkuchenteig, den man mit Mandeln und Rosinen oder Vanille würzen kann. Die Butter, es kann auch Kunstbutter sein, wird mit dem Zucker und den Eidottern schaumig gerührt, das Mehl und die übrigen Zutaten



nach und nach darangegeben, bis 40 Minuten weiter gerührt und die Masse nach Beifügung des Eierschnees gebacken, in flacher oder hoher Form.

Eine Mandeltorte von sehr gutem Geschmack erfordert 250 Gramm süße Mandeln, gehäutet und durch die Mühle getrieben, zehn Eier, 250 Gramm Zucker, Saft und Schale einer Zitrone und 100 Gramm Reis- oder Kartoffelmehl, unter Zusatz von zehn Gramm Weizenmehl. Zunächst werden Eier und Zucker schaumig gerührt, das Übrige dann hinzugefügt und gerührt, bis die Masse Blasen wirft. Nach Beifügung des Eierschnees bäckt man die Masse in gut gebutterter Form. Unter Zutat von 50 Gramm gekochter und geriebener Kartoffeln kann man einen flachen Kuchen davon ausrollen, den man in quadratische Stücke schon auf dem Blech teilt und nach Fertigstellung mit einer Zitronenglasur überzieht.

Eine zu allen möglichen kleinen Hausbäckereien verwendbare Makronenmasse wird hergestellt aus 250 Gramm gehäuteter und geriebener Mandeln, 250 Gramm feinem Zucker, Rosenwasser nach Geschmack und fünf Eiweiß. Letztere werden zunächst geschlagen, dann das Übrige dazugemischt und innig verarbeitet. Ist die Masse nicht geschmeidig genug, so wird noch Eiweiß dazugegeben. Man verwendet sie zu flachen kleinen Kuchen oder Makronen in bekannter Art.

Eine ebenfalls sehr gut zu verwendende Marzipanmasse wird hergestellt aus 475 Gramm süßen und 25 Gramm bitteren Mandeln, die abends vorher in kaltes Wasser gelegt werden. Sie lassen sich andern Tags dann leicht enthäuten und bewahren ihren Geschmack besser, als wenn sie, wie das vielfach üblich ist, in heißes Wasser gelegt werden. Sie müssen dann durch eine Wandmühle sehr fein gerieben werden, worauf sie mit 400 Gramm feinem Zucker, einem bis zwei Löffeln Rosen- oder Orangenwasser in einem Messing- oder Aluminiumtopf über schwachem Feuer, damit der Zucker sich nicht färbt, so lange gerührt werden, bis sich die Masse glatt ablöst. Etwas abgekühlt, arbeitet man sie noch mit 100 Gramm Zucker zu einer geschmeidigen Masse durch, die in jeder Form gut schmeckt. — So kann man z. B. eine Platte von zirka einem halben Zentimeter stark ausrollen, runde kleine Kuchen davon mit einem Glas ausstechen und zwischen je zweien Marmelade füllen. Gebacken wird Marzipan bei durchaus nur guter Oberhitze, wenn es nicht nur weiß bleiben, sondern leicht angebräunt sein soll. Da die Hitze nach oben steigt, so tut man gut, das Blech mit dem Marzipan im Ofen nach Möglichkeit hoch zu stellen und bei schnellem, gutem Feuer zu backen. Steht das Marzipan zu lange im Ofen, so verliert es an Geschmack und Saftigkeit. Der Zusatz vieler bitterer Mandeln muß aus Rücksicht für die Gesundheit unterbleiben.

Deutsches Lied.

Komm, grauser Tod, wir ziehn mit dir
zum Kampf für Deutschlands Ehre,
blank ist die Waffe, unsre Zier,
ach, daß sie blutrot wäre!
In Flammen steht die ganze Welt,
es rast der Feinde Morden —
Kaiser Wilhelm, unser Herr und Held,
reitet mit uns gen Norden.

Die Raben schrein, der Sturmwind brüllt,
der Helm sitzt fest im Nacken,
wir werden es stellen, das tückische Wild,
Tataren und Kosaken.
Wir fahren hinein, wir brechen den Wall,
wir zwingen sie in's Eisen —
unser Generalfeldmarschall
soll euch Parole weisen.

Hei, unser Marschall Hindenburg,
wie hell sein Auge funkelt:
„Kinder, wir müssen heut noch durch,
eh' daß der Abend dunkelt!"
Und wir greifen ans Schwert und stürmen voran,
wohl tausend Bataillone,
und bleicher wird der bleiche Mann
auf Rußlands Zarenthrone.

— Komm, großer Tod, sie haben's gewollt,
zieh du mit unsrem Heere,
wir kämpfen nicht um Ruhm und Gold,
wir kämpfen um unsre Ehre:
Gott selbst gab sie in unsre Hand,
daß wir sie treu umfassen —
O Deutschland, teures Vaterland,
Gott wird uns nicht verlassen.

Martin Boelitz.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

Als nach dem großen russischen Rückzuge von Lodz in östlicher Richtung die Armeen des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch erneut vor der Weichsel festen Fuß faßten und große Verstärkungen heranführten, da war inzwischen der Winter mit aller Macht angebrochen, und die militärischen Beschwichtigungsräte in London und Paris legten den Finger an die Nase und kalkulierten, daß Hindenburg bis zum Frühling erledigt sei und schwerlich erneut angreifen werde. — Unsere zahlreichen Feinde haben an Fehlgriffen und schwankenden Meinungen manches geleistet, in einer Hinsicht aber zeigten sie eine bewundernswerte Beständigkeit: nämlich in der falschen Beurteilung der allgemeinen Lage und der deutschen Tatkraft.

Während der ersten Kriegsmonate, wo wir blitzschnell von Erfolg zu Erfolg eilten, hieß es, wir siegten uns einfach tot, und unser Vordringen in Frankreich wäre nichts anderes als ein fluchtartiges Weichen vor den Russen, die durchaus nach Berlin wollten. Es ist gut, wenn in so ernsten Zeiten auch der Scherz und die Selbstverspottung zu ihrem Rechte kommen.

Und auch jetzt wieder, wo im Osten ein starker Druck auf der ganzen Linie die Russen zum Rückzug zwingt und weder Schnee noch schlechte Wegeverhältnisse die verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen aufzuhalten vermögen, ist man besonders in Paris über Hindenburgs unverwüstliche Energie „stark beunruhigt".



Karte des östlichen Kriegschauplatzes.

Und in der Tat: Von Ostpreußen bis zur Bukowina hinunter steht es um den Bruder Russen sehr schlecht. Der Gedanke der Offensive ist schon seit langem so gründlich aufgegeben, daß ihn überhaupt niemand mehr im gesamten feindlichen Lager zu erwähnen wagt. Dagegen hört man überall von der bewundernswerten Gewalt sprechen, mit der die beiden Zentralmächte zum Angriff schreiten. Mit dem erhofften Beistand des „Generals Winter" ist es also bis jetzt nichts geworden. Und wenn die Russen keinen anderen Bundesgenossen in ihren immer größer werdenden Nöten aufzutreiben wissen, dann dürften bald um das Schicksal Warschaus die eisernen Würfel rollen.

Der gewaltige Regisseur des östlichen Schlachtendramas hatte wiederum alles aufs beste vorbereitet. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Berlin kehrte plötzlich der Kaiser nach der Front, und zwar nach Ostpreußen zurück, und schon durcheilte in den Abendstunden des 12. Februar die Siegesnachricht das Deutsche Reich, die den fluchtartigen Rückzug des ganzen rechten Flügels der gesamten russischen Armee ankündigte.

Noch einmal hatte im Norden und Süden der russische Generalissimus versucht, durch stürmische Angriffe das bedrohte Zentrum bei Warschau zu retten. Aber es war vergeblich. Weder die Österreicher gaben dem Druck nach, noch konnte an den Masurischen Seen ein Erfolg errungen werden. Vielmehr erfüllte sich das Schicksal der in Ostpreußen erneut eingedrungenen Kräfte so, wie man es vorausgesehen hatte. — Gleich zu Beginn der ostpreußischen Schlacht fielen 26,000 Gefangene in unsere Hände, und 20 Geschütze und 30 Maschinengewehre vervollständigten die Siegesbeute. Gar nicht zu sprechen von dem Kriegsmaterial, das dem Feinde verloren ging.

Mit diesem guten Anfang können wir die Hoffnung hegen, daß unser schönes Ostpreußen zum letztenmal von russischen Pferdehufen zertrampelt und die blühenden Ortschaften von feindlichen Granaten in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Wenn schon der russische Große Generalstab von dem notwendig gewordenen allgemeinen Rückzug auf die eigene Festungslinie spricht und eine „Neugruppierung" für notwendig hält, dann weiß die Welt, auch ohne Hindenburgs deutliche Sprache, was die Glocke geschlagen hat. Man verliert ein volles Armeekorps an Gefangenen nicht auf einem wohlgeordneten Rückzuge, der aus strategischen Rücksichten erfolgt. Nur bei fluchtartigem Weichen und panikartiger Mutlosigkeit ergeben sich Truppen, die vorher noch im Feuer standen, zu Tausenden und lassen ihre Geschütze im Stich.

Im Rücken der zurückflutenden Russen winken die Befestigungen am Narew und weiter nördlich am Njemen, und erst hier dürfte der russische Rückmarsch vorübergehend zum Stehen kommen. Auch die Besetzung der Stadt Sierpc in Nordpolen darf nicht unterschätzt werden. Sie bedeutet ein Vorgehen der unmittelbar östlich der Weichsel stehenden deutschen Kräfte. Der gewaltige Halbkreis von Ostpreußen bis zur Bukowina zieht sich mehr und mehr zusammen, und schon in allernächster Zeit werden wir mit großen Neuerungen auf dem östlichen Kriegschauplatz rechnen müssen, unter denen der zu erwartende russische Rückmarsch über die Weichsel an Wichtigkeit die erste Stelle einnimmt. Auch im Westen steht alles vortrefflich, und wenn die französische und englische Bevölkerung die russische Hoffnung ihren Händen entgleiten sieht, so war auch die Lage in Flandern und Frankreich wahrlich nicht dazu angetan, die Stimmung unserer Gegner günstig zu beeinflussen. Selten wohl ist eine Ministerrede so rasch der Lügendichterei preisgegeben worden wie Herrn Ssasonows alberne Ausführungen in der Duma über die günstigen Erfolge der Verbündeten. Während so der Kampf in Europa weiter wütet und England, Frankreich und Rußland alle Hände voll zu tun haben, um das hereinbrechende Verderben abzuwenden, hat sich im fernen Asien etwas ereignet, das wie ein Blitzstrahl die Gewitternacht des Völkerringens erhellt und eine ganz neue Zukunft zeigt.

Während in den Vorderzimmern der Alten Welt alles lichterloh brennt, steigt durch das Hinterfenster, wie ein Dieb in der Nacht, Japan ein, um in China festen Fuß zu fassen.

Man muß es den Herren in Tokio lassen, daß sie, frei von allen Gewissenskrupeln, ohne rechts und links zu schauen, ihrem Ziel nachgehen, nämlich für Japan in diesem günstigen Augenblick die unumschränkte Herrschaft im Osten aufzurichten. Faßt man die Bedingungen zusammen, die das waffenstarke Volk des Mikado von der Drachenrepublik fordert, so laufen sie auf eine vollständige Unterwerfung Chinas hinaus. Die Antwort Juanschikais steht noch aus. Vor wenigen Monaten grinste London schadenfroh, als Kiautschou fiel! Heute können wir fragen: „Wie wird dir, England?" — Die wahnsinnige, selbstmörderische Politik Sir Edward Greys, die das gelbe Volk gegen die deutschen Vettern ausspielte, beginnt wie die Drachensaat Jasons aufzugehen.

Nach der Vergewaltigung Chinas kommt der ostasiatische Besitz Englands an die Reihe, Frankreichs Indochina wird folgen, und der Tag muß kommen, wo auch Rußland mit Schmerz verspürt, daß der Krieg gegen das wohlgesinnte Deutschland eine nie wieder gutzumachende Torheit war.

Die einzige, unbeteiligte Macht, die vielleicht imstande wäre, den japanischen Plänen einen Riegel vorzuschieben, ist Amerika!

Auf die an Deutschland gerichtete Note wegen der von uns angedrohten Blockade hat die Regierung noch keine Antwort erteilt. Wir nehmen aber an, daß sie kühl höflich unsern Standpunkt betonen und darlegen wird, daß wir um keines Haares Breite nachgeben können. Viel Wichtiges von unendlicher Tragweite bergen die allernächsten Tage in ihrem Schoß. Hindenburgs große Pläne reifen der Vollendung entgegen, und am 18. Februar beginnen unsere Unterseeboote damit, dem übermütigen Großbritannien den Brotkorb höher zu hängen! x.

Unsere Feldherren.

Generaloberst von Mackensen.

Generaloberst von Mackensen, der jüngst durch den Besuch des Kaisers geehrt wurde, reiht sich den Heerführern an, deren Namen das deutsche Volk mit Stolz nennt. Unserm heutigen Bild liegt die Aufnahme zugrunde, die der Spezialphotograph der „Woche" im Armeehauptquartier anfertigen durfte. Auch von diesem Bild hat unser Verlag Sonderabdrücke als Kunstblätter veröffentlicht. Es erscheint eine Volksausgabe in Tiefdruck, Bildgröße 40:28 cm, zum Preis von 1 Mark und eine große Luxusausgabe in Handpressen-Kupferdruck in gleicher Bildgröße zum Preis von 5 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftsstellen entgegen. Die früher erschienenen Bildnisse unseres Kaisers in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und des Generaloberst von Einem sind in den gleichen Ausgaben auch weiterhin erhältlich.



Phot. Hansen.

Generaloberst von Mackensen.

Im Armee=Hauptquartier von unserm Spezialphotographen für die „Woche" aufgenommen.

Besuch des Kaisers beim Generalkommando des I. Reservekorps in Nieborow.



Vorbeimarsch der Truppen. Der Kaiser (×).

Der Kaiser bei den Truppen im Osten.





Phot. von Jakubowski.

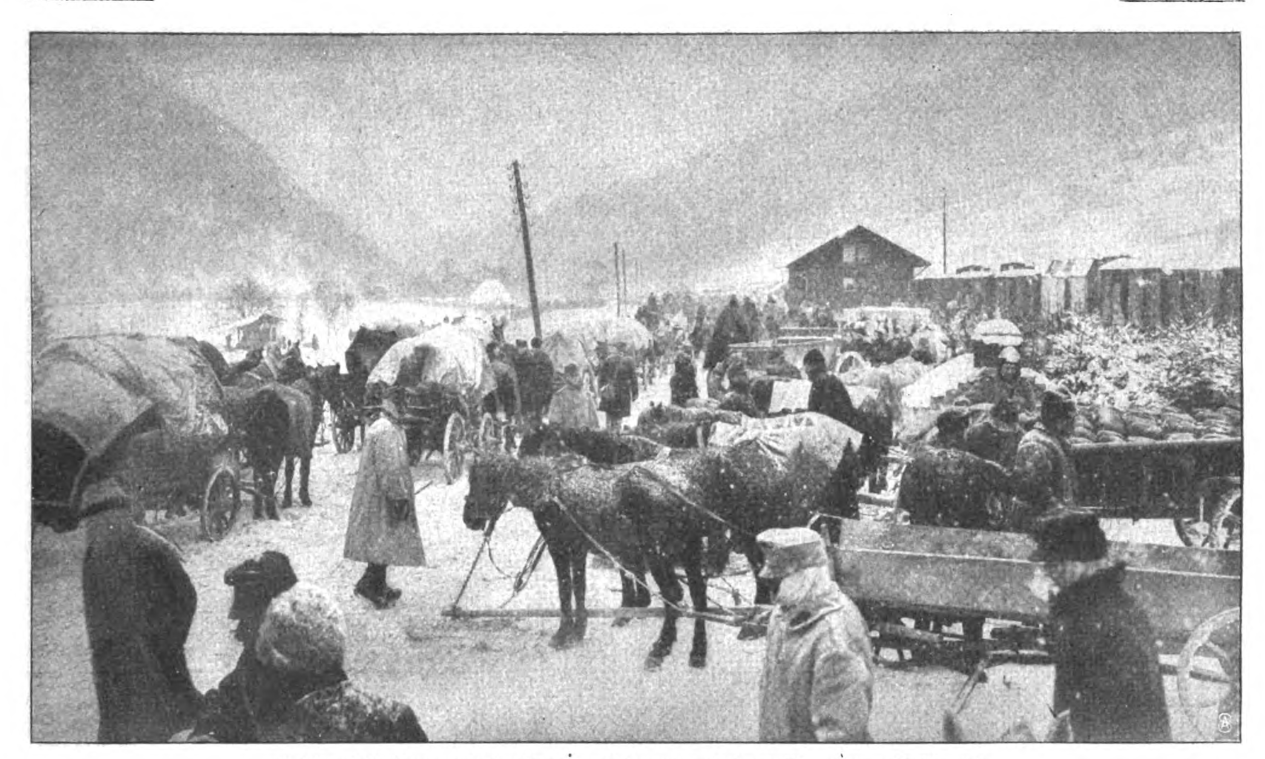
Die Abfeuerung eines Schusses aus dem 30,5-cm-Mörser.

Oesterreichisch-ungarische Mörser im Feuer auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

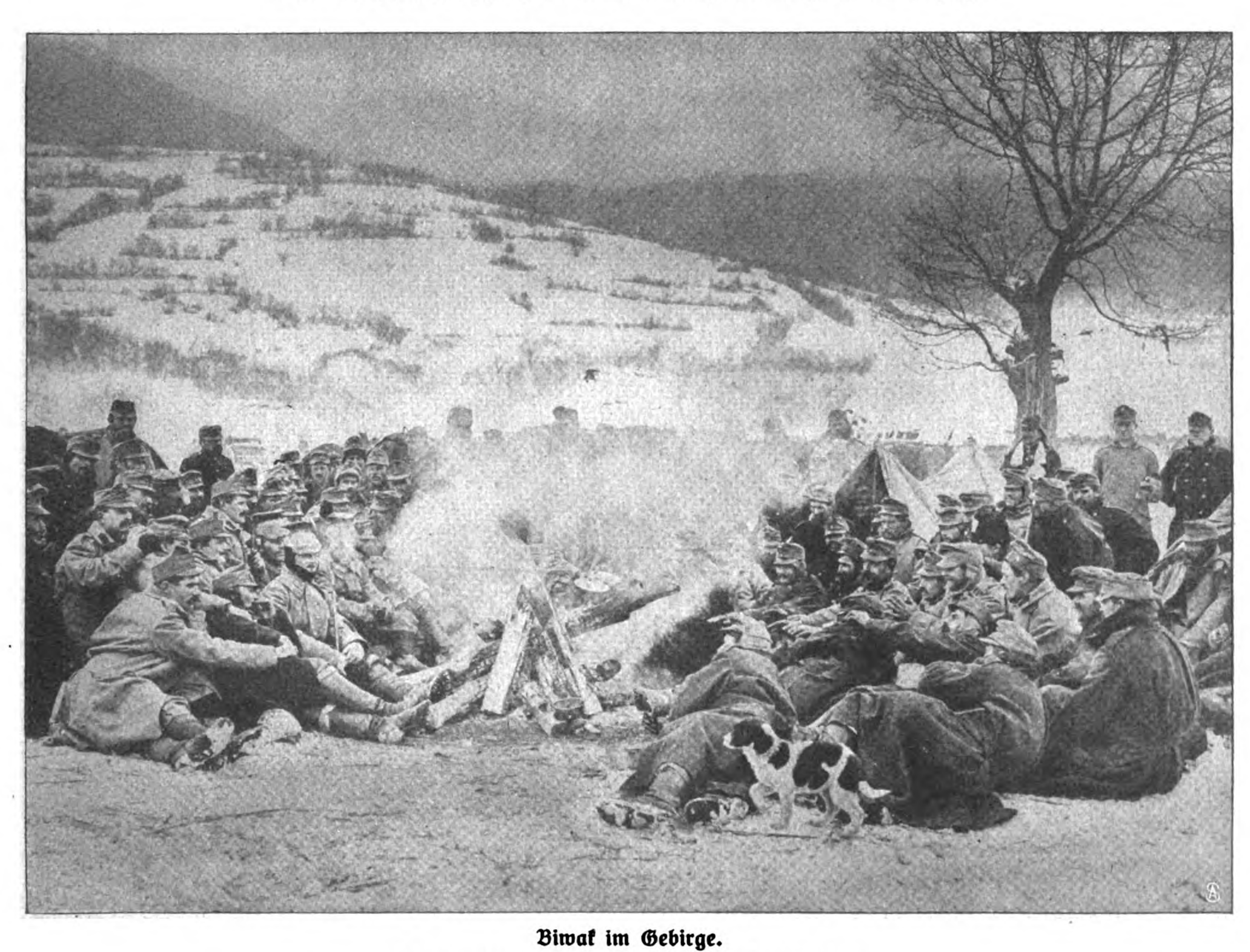
Oberes Bild: Deutsche und österr.-ungarische Soldaten vor einem Bauernhaus. Mitte: Auf dem Ochsenwagen in einem Gebirgsdorf.
Unten: Gegend am Uzsokpaß, aus dem die Russen vertrieben wurden.

Die siegreichen Kämpfe in den Karpathen.





Oesterreichisch-ungarische Proviantkolonne auf dem Wege zum Duklapaß.



Biwak im Gebirge.

Die siegreichen Kämpfe in den Karpathen.





Oberstleutnant Meister. — Oberstleutnant Wilckens. (Phot. Gottheil & Sohn.) — Oberstleutnant v. Bernuth. (Phot. Knackstedt & Näther Nachf.) — Oberstleutnant Veit.

Major Georg Hartig. (Phot. Walsleben.) — Major Erich Berch. — Major v. Gottberg. (Hofphot. B. Beckmann.) — Major Eugen Förster. (Phot. Pohm.)

Hauptmann Georg Zimmermann. — Hauptmann Fritz Breithaupt. (Phot. Alb. Meyer.) — Rittmeister Ritter. (Hofphot. W. Niederastroth.) — Oberleutnant Siebenbürger.

Oberleutnant Rieger. (Phot. Bodat.) — Oberleutnant Hermann Elias. (Phot. Lange.) — Leutnant d. R. Callenbach. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.) — Sergeant Schmid. (Phot. G. Blumenschein.)

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Phot. Jules H. Wolf.

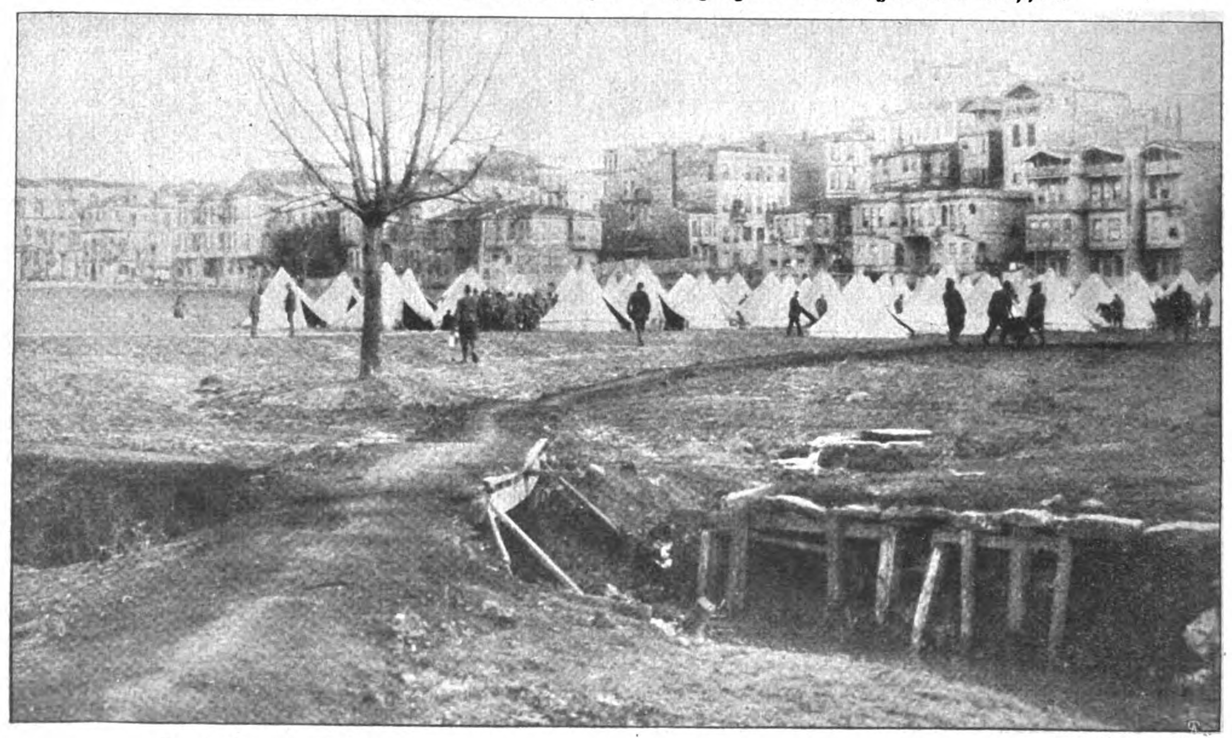
Von links, erste Reihe (sitzend): Geheimrat Major von Lumm. Gesandter Rittmeister von der Lanken. Exzellenz von Sandt. Geheimrat Hauptmann Mehlhorn. Geheimrat Dr. Bittmann. Zweite Reihe: S. D. Leutnant Prinz Georg von Sachsen-Meiningen. Legationsrat Oberleutnant Kempf. Dr. Felix Somary. Geheimrat Oberleutnant Bornhard. Rittmeister Bücking. Bankdirektor Oberleutnant Gutleben. Rittmeister Graf Harrach. Wirkl. Legationsrat von Radowitz. Oberregierungsrat Hauptmann von Wussow. Regierungs- und Baurat Degener. Bankdirektor Dr. Schacht. Justizrat Schauer. Dritte Reihe: Hauptmann Geheimrat Bochhammer. Leutnant Freiherr von Stein. Reg.-Assessor von Friedberg. Assessor Schäffer. Schotthöfer. Dr. Ried. Leutnant Dr. Hütten. Dr. Böninger. Leutnant Honigmann. Justizrat Trimborn. Georg Behrens. Reg.-Rat Löblich. Geheimrat Brückner. Oberstaatsanwalt Oberleutnant Bluhme. S. D. Rittmeister Erbprinz zu Ratibor und Corvey. Bürgermeister Leutnant von Loebell. Geheimrat Rittmeister Kaufmann. Vierte Reihe: Treutler. Dr. Lohmayer. Konsul Oberleutnant Dr. Asmis. Assessor Dr. Reuthner. Professor Rathgen.

Exzellenz Dr. von Sandt, Verwaltungchef bei dem General-Gouvernement in Belgien, mit den Mitgliedern der deutschen Zivilverwaltung.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Der Sultan auf dem Wege nach Stambul zur Besichtigung der neu ausgebildeten Truppen.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Ein Zeltlager mobiler Truppen in Haidarpascha. Im Vordergrund aufgeworfene Unterstände.

Kriegerisches Leben in Konstantinopel.



Wie ich vom Kaiser das Eiserne Kreuz I. Klasse erhielt.

Aus dem Tagebuch eines Offiziers.

... den 6. Januar 1915

Vormittags geschrieben, Arbeiten im Graben angeordnet usw. — Um ½2 Uhr, als ich gerade zu Mittag „gefrühstückt“ habe, kommt auf einmal atemlos und bis an die Hüften durchnäßt eine Ordonnanz vom Bataillon mit einer Meldung, daß ich mich sofort, möglichst „vom Schmutz des Schützengrabens gesäubert“, beim Regiment zu melden hätte, um von dort aus nach D. zu fahren. Das Regimentsauto warte in Puisieux. — So werden dann noch rasch einige Anordnungen für die Mitnahme meiner Sachen am Abend getroffen, und dann geht es auf den Weg durch die Gräben. Überall stehen meine Kerle, neugierig und etwas betroffen zugleich, denn die Ordonnanz hatte auf ihrem Weg schon einigen Leuten zugerufen: „Ich hole euch euren Leutnant fort.“ Ich kann mir ja ungefähr denken, was los ist, sage aber auch im Scherz, daß ich wahrscheinlich Adjutant bei unserm eben auch fortgegangenen Major v. K. werden würde. „Wenn das wahr ist, gehen wir heute abend zu den Franzosen, dann machen wir hier nicht mehr mit“, ruft ein Vorwitziger mir nach. — Zunächst geht es durch meinen Graben noch trockenen Fußes, dann kommt das Bereich der 3. Kompagnie (über das Feld wie in der Nacht zu gehen, ist am Tag bei der Entfernung von 80 Meter vom Feind natürlich unmöglich), wo das Wasser bereits über die Knöchel geht, und endlich der Verbindungsgraben zwischen der 3. und 4. Kompagnie, der angeblich nicht mehr hat bewältigt werden können, und in dem seit einigen Tagen die Arbeiten aufgegeben worden sind. Trotz aller Anstrengungen und Kletterkünste sitze ich mit meiner Ordonnanz bald bis über die Knie im Wasser, und als schließlich einige kalte Güße selbst oben zu meinen langen Wasserstiefeln hineingelaufen sind, wird jede Sorgfalt aufgegeben und, bis an die Hüften im Wasser, ruhig weiter gestampft; schließlich aber wird die Sache doch zu toll, vor Anstrengung von innen noch nasser als außen und außer Atem, kommen wir doch nur langsam vorwärts. — Also mit raschem Entschluß raus aus dem Graben und zunächst mit einem langen Sprung etwa 50 Meter bis hinter eine große Dornenhecke. Einige Schüsse zeigen, daß man drüben doch auf dem Posten ist; aber hinter der Hecke entlang sind wir außer Sicht und kommen schließlich ungestört bis nach hinten zum Bataillonsunterstand. — Der Hauptmann und Leutnant K. erwarten mich mit geheimnisvollem Lächeln, und der Hauptmann drückt mir noch rasch eine funkelnagelneue Reithose in die Hand, da ich meine noch in Puisieux habe und allerhöchste Eile geboten ist. Über die Höhe vom Bataillonsunterstand bis Serre weg, wo man vom Feind sehr gut zu sehen ist, kommen noch einige Kugeln nachgesaust, aber es ist schon über tausend Meter vom Feind, wo auf einen einzelnen Mann höchstens noch ein Zufallstreffer möglich ist. In Serre wartet der dort zurückgebliebene Sepp Helferich bereits am Dorfeingang auf mich; rasch zieht er mir im Quartier die nassen Stiefel und Hosen aus; dann geht es in die neue Hose; der gute Rock und die Reitstiefel sind zufällig beim Gepäck in Serre; trockene Unterhose leider nicht vorhanden, die durchnäßten müssen also weiter dienen. Dann noch eine rasche Wäsche von Gesicht und Händen, und als eleganter Soldat geht es dann im Trab die zehn Minuten nach Puisieux und mit dem dort stehenden Auto rasch nach Buquoy zum Herrn Oberst. Ein herzlicher Händedruck, ein ernster (sein Sohn ist vor einigen Wochen gefallen). „Von Herzen Glück, es wartet Ihrer eine freudige Überraschung“, und schon sitze ich im eleganten geschlossenen Divisionsauto, das für mich bereitsteht. Die beiden Kerle fahren wie die Teufel, Bäume und Dörfer fliegen wie Schatten draußen vorüber. Zunächst geht es durch bekannte Stätten: Das Angriffsfeld von Buquoy; hier am Weg schlugen einige Granaten dicht vor mir ein; dort am Bergrand gab es Maschinengewehrfeuer; dann das Dorf Ablainzevelle, das so viel Blut gekostet, bei dessen Erstürmung auch ich mit meiner 10. Kompagnie mitgeholfen; in der Ferne Achiet le Grand, die Stätte meiner schönen Bahnhofseroberung. Wie im Traum fliegt alles vorüber, jeden Augenblick glaube ich zu erwachen und wieder als Aschenbrödel im Dreck meines Schützengrabens zu erwachen; denn daß man wirklich selbst der Prinz ist, der in dem feinen Auto durch diese Lande saust, ist zu unglaublich; zu plötzlich und unerwartet die Veränderung seit dem kalten Bad im Graben. Auch das sich bietende Bild der Landschaft ist dem Auge so fremd; Hunderte von Wagen, mit Zuckerrüben hoch beladen, mit Pferden, Kühen und Ochsen bespannt, oft Pferde und Kühe vor einem Wagen, von Franzosen, Männern und Weibern, kutschiert, werden von uns überholt; ängstlich und in wilder Hast fährt alles beim Tönen der Hupe fast in die Chausseegräben; alles scheint den Ton des vorbeisausenden Autos schon gut zu kennen; und meine beiden Führer grinsen sich verständnisinnig an, wenn Menschen und Vieh sich eiligst zu retten suchen und der Schmutz alles am Wegrand überschüttet. Aber es sind zum Teil auch zu drollige Bilder, die sich dem Auge bieten, alte, echte französische Bauerngesichter, deren Träger trotz eiligster Flucht noch höflich ihre Mütze herunterreißen und ehrfurchtsvoll grüßen, alte Frauen und junge, zum Teil ganz hübsche Mädchen, die bei ihren langen Sätzen die Röckchen bis über die Knie schürzen und dann, kaum in Sicherheit, selbst über das Bild, das sie dem fremden jungen Offizier gegeben haben, lächeln und verschämt auf den freundlichen Gruß danken. So geht es eineinhalb Stunden weit, und immer das gleiche Bild, soweit das Auge reicht, Rübenfelder und Fabriken; alles in eifrigster Tätigkeit für den deutschen Eroberer, die wertvollen Schätze noch nachträglich, so gut es geht, zu ernten. Dann erscheinen in der Ferne die Türme von D.; durch eine lange Vorstadt mit nur wenig zerschossenen Häusern (die Schlacht bei D. war nur kurz und die Stadt von den Franzosen ohne viel Widerstand geräumt) kommen wir nach der Hauptstraße. Doch ein Gendarmeriemajor gebietet Halt, als wir in die Straße einbiegen wollen, tritt an die Tür heran und bittet mich, zu Fuß weiter zu gehen, da die Straße wegen der bevorstehenden Ankunft von Seiner Majestät gesperrt sei. So stiefele ich dann die wenigen Schritte zu Fuß weiter und freue mich noch, vielleicht auf dem Weg Seine Majestät ankommen zu sehen, ohne mir weiter Gedanken über den Zusammenhang meines eiligen Zurstelleschaffens mit der Anwesenheit von Seine Majestät zu machen. Eine Ordonnanz führt mich zum Adjutanten des Komman-

dierenden v. P., unserm Major v. K., meinem lieben väterlichen Freund. Strahlend und herzlich empfängt er mich in seinem eleganten Raum, und lächelnd meint er, daß ihm aber sein schöner Kuhstall in Serre und sein Feldbett beinah gemütlicher gewesen wären als sein feiner Salon mit dem seidenen Bett hier. Er selbst ist auch den neuen Verhältnissen entsprechend verändert: sein Backenbart mit dem ausrasierten Kinn ist verschwunden, sein Gesicht glatt rasiert, und statt der großen Hornbrille sitzt ein Monokel im linken Auge. Augenzwinkernd fragt er mich dann sogleich, ob ich mich auch schon fein gemacht hätte; Seine Majestät wünsche mich zu sprechen. Na, endlich geht mir dann ein Licht auf, warum man mich sogar aus dem Schützengraben geholt und nicht einmal bis zu einem Ruhetag gewartet hat. Da Majestät die Vorstellung erst vor dem Essen um ½8 Uhr befohlen hat, habe ich noch zwei Stunden Zeit, kann mich noch rasieren und die Haare ganz kurz schneiden lassen und werde sogar noch, um mich von den Anstrengungen des Schützengrabens zu erholen, auf eine Stunde in das seidene Bett gesteckt, während die Burschen noch rasch meine langen Stiefel und mein Lederkoppel auf Hochglanz putzen. Doch die dicken seidenen Kissen sind zu ungewohnt und heiß, und ich bin froh, als es endlich Zeit zum Anziehen ist. Ein Paar Handschuhe vom Herrn Major, ein alter Kavalleriesäbel als Degen (der eigene hängt seit Monaten als unbrauchbares Möbel am Sattel des Pferdes) vervollständigen die feine Ausrüstung, und so kann sich der Schützengrabensoldat wenigstens einigermaßen zwischen all den eleganten Uniformen der Generale und Adjutanten sehen lassen.

Außer mir sind noch drei „Kandidaten" zur Stelle; ein Artilleriemajor, ein Feldwebelleutnant und ein kleiner Unteroffizier von den Elisabethern, alle drei Kämpfer von Ypern. Mein Major stellt uns allen Herren vor; und schon fährt draußen das Auto des Kaisers vor, und der Kaiser erscheint an der Spitze seines Gefolges. Mit kräftigem Händedruck begrüßt er die einzelnen Herren, und manches Scherzwort fällt dabei. Dann überreicht ihm der General vier kleine Paketchen, und sich lächelnd zu uns wendend, sagt er laut zu den übrigen: „Meine Herren, ich habe die Freude, vier Helden die Belohnung für ihren Mut und ihre Treue überreichen zu können", und mit kräftigem Händedruck überreicht er jedem das Kreuz erster Klasse. Dann muß jeder kurz über seine Taten berichten.

Der Major hatte mit seinen Batterien französische Kolonnen bei Ypern zusammengeschossen; der Leutnant hat sich mit 12 Mann als einziger in einem erstürmten Dorf gehalten und dann zwei Tage lang ein einzelnes, vor der eigenen Stellung befindliches Gehöft, einen starken Stützpunkt für die weiteren Kämpfe, mit acht Mann gegen eine feindliche Übermacht in schwerem Artilleriefeuer gehalten und dadurch das Regiment vor noch schwereren Verlusten bewahrt. Der Feldwebelleutnant hat nach dem Tod sämtlicher Offiziere das Bataillon sechsmal zum Sturm auf englische Schützengräben geführt und diese endlich mit wenig Überlebenden behauptet. Der kleine Unteroffizier hat als erster, fast einziger Unverwundeter einen englischen Schützengraben gestürmt, dort zunächst vier Engländer über den Haufen geschossen (zwei mit einem Schuß), dann einige mit dem Bajonett durchstochen, bis dieses, wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit ist, abgebrochen war; dann hat er noch einige mit dem Kolben erledigt, bis auch dieser dem englischen Dickschädel nicht mehr gewachsen war, und schließlich mit dem langen englischen Dolchmesser, das er einem entrissen hatte, um sich gestochen, bis der Graben einigermaßen von Engländern leer war.

Der Kaiser sagte bei dieser Erzählung lachend: „Na, und als das Messer kaputt war, hast du den Stiebel ausgezogen und damit zwischengedroschen?" Und bei mir fragte er, wie viele Franzosen ich denn ungefähr totgeschossen hätte.

Dann drückte er noch einmal jedem die Hand, und es ging zu dem ebenfalls nicht unangenehmen Teil der Feier: dem Kaiseressen.

D., den 6. Jan. 1915.

Fleischbrühe mit Nudeln

Gebratene Kalbsrippchen mit Schoten

Kaltes Fleisch mit Salaten

Schokoladentorte

Kaffee

Die vorstehende Speisekarte wird es entschuldigen, daß das Essen nicht ganz meinen Erwartungen und meinem Appetit entsprochen hat. So fein haben wir bei unserm lieben Major, wenn die „Gnädige" mal wieder eins ihrer vielen berühmten Pakete geschickt hatte, öfter gespeist, manchmal sogar viel, viel feiner.

An unserm Tisch saßen außer den vier Ehrengästen noch mein lieber Major und einige Majore, und es ging sehr fidel zu. Namentlich der Feldwebelleutnant und der kleine Unteroffizier waren zu drollig. Der Feldwebel, früher aktiv, mit einem Schmerbäuchlein und gemütlichem, über den Mund herabhängendem Schnauzbart, wie ein gemütlicher Stammtischbruder aussehend, ist etwas aufgeregt, und streng dienstlich brüllt er auf jede Frage so laut, daß man es überall hören kann. Der kleine Unteroffizier, 22 Jahre alt, mit zartem Kindergesicht, seines Berufes Dekorationsmaler in Berlin, ist ganz Kavalier. Er beobachtet genau, wie sich die Offiziere benehmen und dankt mit einer liebenswürdigen Verbeugung von seinem Stuhl aus, wenn ihm einer der Generale zuprostet.

Gegen 11 Uhr bricht seine Majestät auf; mit dem Major v. K. und einigen Generalen sitze ich noch gemütlich bis um 1 Uhr; dann löst sich auch diese letzte Tafelrunde auf. Mein Auto wartet schon längst; mein lieber Major v. K. begleitet mich noch persönlich hinunter und drückt mir noch rasch zwei Flaschen Sekt für die morgige Feier in seinem alten, lieben ersten Bataillon in die Hand, und hinaus geht es in die finstere Regennacht, wie sooft bei solchem Wetter, in den Schützengraben; aber diesmal ist es bedeutend gemütlicher in den warmen, weichen Kissen des Autos. Wieder geht es in sausender Fahrt durch Dörfer und Felder, und nach kaum 1¼ Stunde bin ich in Buquoy, wo ich bei Freund E. halten lasse, um mich gleich am nächsten Tag beim Oberst zu melden. Freund E. ist bald aus schönstem Schlaf geweckt; in seinem Feldbett ist noch Platz für einen „schlanken" Soldaten, und bald liegen wir gemütlich plaudernd, vom Burschen Schröder mit Decken ordentlich eingepackt, wie schon so manchmal in einem Bett, trotzdem Freund E. behauptet, dessen „nicht würdig zu sein", und sich in Selbstvorwürfen ergeht, was er doch für ein „jammervoller Kerl" sei, der nichts leisten könne. Und dabei ist er der tapferste und beliebteste Offizier des ganzen Regiments. Kaum ist man nach langem Plaudern ein bißchen eingenickt, da

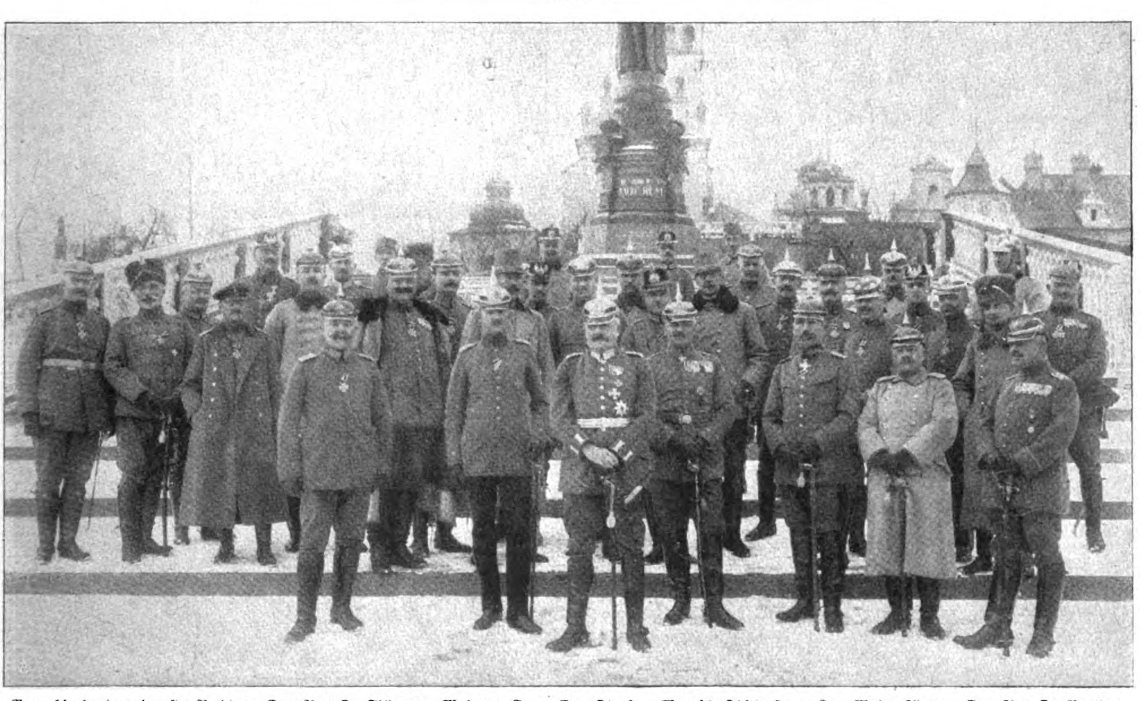
weckt um 5 Uhr Schröder schon wieder, denn E. muß in den Schützengraben. Vom Bett aus trinke ich ein paar Täßchen Kaffee mit ein paar Schmalzstullen; dann mache ich mich noch für ein paar Stunden allein im Bett breit, gerade wie zuletzt E. am 9. Oktober, als mich um 4 Uhr morgens der Befehl zur sofortigen Übernahme der 2. Kompagnie in Buquoy aus dem Bett holte.

... den 7. Januar 1915.

Um 9 Uhr gibt es dann den zweiten Kaffee; meine Pferde sind inzwischen auch schon hinbestellt, und dann geht es zur Meldung zum Oberst. Die weitere Meldung bei der Brigade und Division ist nicht möglich, da die Herren zur „Parade" nach D. gefahren sind. So reite ich dann nach Achiet le Petit, um dort noch einige Vorbereitungen für unser Festessen zu treffen; erfahre dort, daß Leutnant K., der 12 Tage Urlaub nach Berlin hat, soeben, schon einen Tag früher, als er ursprünglich wollte, vor fünf Minuten zum Bahnhof Achiet le Grand gefahren sei. Major v. K. hat mir ein Paketchen für seine Frau an Leutnant K. mitgegeben; drum geht es eiligst zu Pferde hinterher, und ich erreiche ihn gerade noch 10 Minuten vor Abgang des Zuges und habe auch noch Zeit, rasch ein paar Zeilen an meine Lieben daheim mit der kleinen freudigen Nachricht von meiner Reise nach D. mitzugeben. Den Rückweg über Achiet le Petit und Puisieux nach Serre mache ich des seit dem frühen Morgen strömenden Regens wegen im Wagen. Kaum bin ich beim Bataillon abgestiegen und spreche mit Hauptmann v. K. einige Worte, da geht draußen in den Gräben ein heftiges Artillerie- und dann Infanteriefeuer los, und schon kommt auch der telephonische Befehl von vorn, daß das Bataillon sich bereitzustellen habe, der Feind griffe an. Da heißt es im Galopp die paar hundert Meter die Dorfstraße entlangsausen zur Kompagnie, begleitet von dem Sssss ... und dem Klatschen der wie immer bei solchen Späßen in das Dorf sausenden Kugeln. Rasch steht auch die Kompagnie in ihren Quartieren bereit, während ich mich selbst rasch umziehe; aber schon wird das Feuer schwächer, und nach einer halben Stunde heißt es: Alarmbereitschaft ist aufgehoben.

Der Franzmann hatte anscheinend zwar angreifen wollen und war an einigen Stellen sogar bis auf den Grabenrand gekommen, hatte dann aber, von unsern Kugeln leider wieder zu früh begrüßt, rasch wieder kehrtgemacht. Nach dieser kleinen Aufregung habe ich dann Zeit, die Glückwünsche meiner braven Kerle entgegenzunehmen. Fast ein jeder macht sich ein Gewerbchen nach meinem Quartier, um seine Freude zu zeigen und seine Glückwünsche anzubringen, währenddessen mir meine Sänger ein überraschendes Ständchen bringen. Ein gemütliches Kaffeestündchen folgt, und dann heißt es, Vorbereitungen zur Feier des Abends im Bataillon zu treffen. Schöner Rinderschmorbraten wird zubereitet, alle Delikatessen, Gänseleber, Lachs, Würstchen, Pfefferkuchen, Nüsse, Pralinees usw. sind noch reichlich vom Weihnachtsfest her vorhanden.

So ist dann um 7 Uhr alles schön fertig. Mein Stuhl ist mit einer großen Girlande bekränzt, und bei Sekt und feierlichen Reden steigt dann das Festessen.



Von links (vorderste Reihe): Gen.-Arzt Dr. Tillmann, Major v. Gaza, Gen.-Oberst v. Woyrsch, Obstlt. Heye, Gen.-Major Adams, Gen.-Arzt Dr. Parthey, Rittm. v. Steinmann. Zweite Reihe: Gen.-Ob.-Arzt Dr. Brauer, Major Graf Carmer, Lt. Kienle, Hptm. Liebisch, Feldintendant Dr. Kayser, k. u. k. Obstlt. Schattel, Hptm. Gottschalk, Hptm. Voegt, k. u. k. Obstlt. Wejmelka, Oberkriegsgerichtsrat Wunderlich, Oblt. Krumbholz, Rittm. Graf Zedlitz-Trützschler, Hptm. Müller, Rittm. Frhr. v. Schuckmann, Korpsstabsveterinär Brose. Dritte Reihe: Kreischef Landrat v. Thaer, Hptm. Geiersbach, Rittm. Graf Stolberg-Stolberg, Freiw. Motorfahrer Bittner, Major Graf Pückler, Feldpostmeister Grundmann, Hptm. Heinemann, Hptm. Lübbert, Unt.-Arzt Dr. Krahn, Lt Emmerich, Lt. Scholtz, Oberlt. v. Scheffer. Vierte Reihe: Hptm. Laspeyres, Hptm. Baumann, Lt. Ritter v. Dzikowski.

Oberkommando der Armeeabteilung Woyrsch.



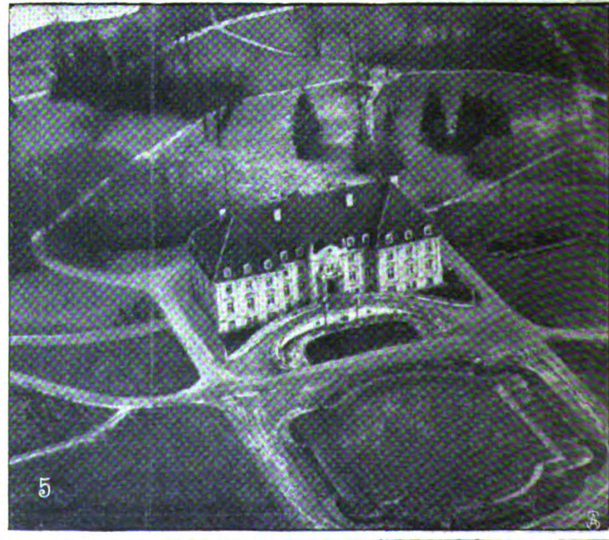


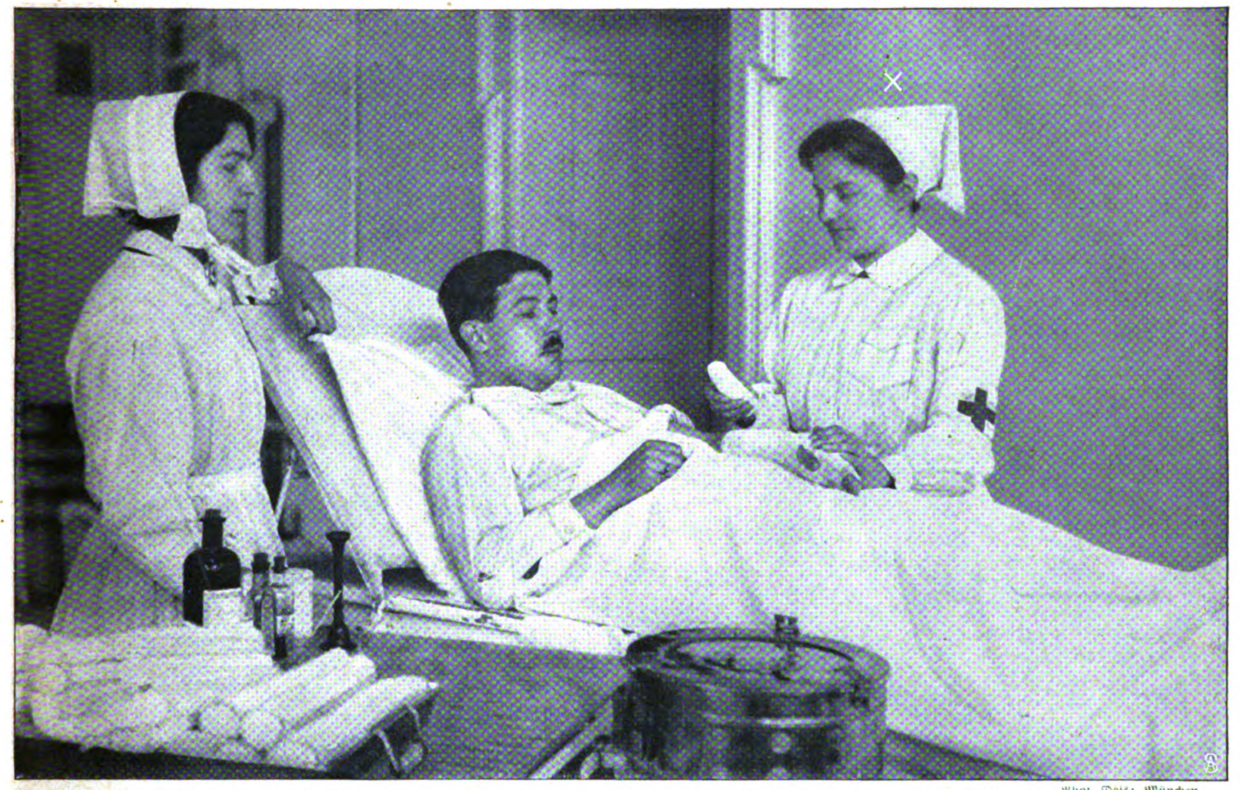
Als Flieger im Osten.

1. Russische Gefangene ebnen ein zum Flugplatz bestimmtes Gelände ein.
2. Bei dem Zeltaufbau.
3. Vor dem Start.
4. Das Flugzeug im Zelt.
5. Ein gutes Quartier, aus dem Flugzeug aufgenommen.









Phot. Deisz, München.

Prinzessin Hildegard von Bayern (×) als Schwester im Roten-Kreuz-Lazarett in München.



Von links: Hauptmann Kommert, Bahnhofskommandant; Frau Toni Neuhaus; Frau Professor Stein; Frau Senator Jenner (sitzend); Fräulein Else Schmitzdorff; Fräulein Erika Frenkel; Herr Gennerich.

Vor der Verpflegungshalle vom Roten Kreuz für Verwundete auf dem Bahnhof in Göttingen.





Ein Opfer der schlechten Landstraßen in Rußland.

Phot. Groß.



Flotte Fahrt auf dem mit Stroh, Bohlen und Steinen ausgebesserten Weg.



Eine Hilfsaktion.

Grundlose Wege im Osten.



Hptm. Duipius, 2. Adjutant. — Hptm. Henz, 1 Adjutant u. Platzmajor. — Oberstleutnant v. Wick, Kommandant von Gent.

Die Kommandantur von Gent im Palais Türk an der Place d'armes.

Kinder vom Lande müssen im Kahn zur Schule gebracht werden.



Ein vollständig verlassener Verkehrsweg.



Die unter Wasser gesetzte Straße von Herzogenbusch nach Arnheim.

Teilansicht des Ueberschwemmungsgebietes.

Ueberschwemmung in Niederländisch Nord-Brabant. (Phot. Het Leven.)

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

4. Fortsetzung.

Nein, Musikdirektor Graebner war sicherlich kein Geschäftsmann. Er verstand es nicht einzulenken, wußte nicht, wie man sich Schüler hielt.

Wie ein Stock, so steif stand er da, verärgert und tief verletzt. Und als dann die Mittagspause eintrat und er mit zerschlagenen Gliedern und wie bloßgelegten Nerven ins Speisezimmer hinüberging, in das laute Kreischtöne der Kinder hereindrangen, da riß er die Tür zum dunklen Gang auf und schrie, seiner selbst kaum mächtig: „Susel, Susel!" und dazu ein häßliches, böses Wort über die „verdammte Wirtschaft", bei der ein vernünftiger Mensch aus dem Hause laufen müßte. Gleich darauf tat es ihm wieder leid. Was konnte Susel für seine kranken Nerven? Das arme Ding hatte ja ohnehin nichts von ihrem Leben, schuftete den ganzen Morgen in der Wohnung herum, kam müde und abgehetzt zu Tisch, in tausend Ängsten um die Kinder, deren Unarten ihn zur Raserei brachten an Tagen wie heute. Und dann sollte sie ihm noch Rede und Antwort stehen wegen des teuren Kragen?

Diesen Spitzenkragen hatte sie gewiß irgendwo auf Abzahlung genommen und knapste drei Wochen lang von ihrem Wirtschaftsgeld ab, was sie konnte. Nun mußte er lächeln. Er konnte sich schon denken, was sie ihm jetzt für lukullische Mahlzeiten vorsetzen würde! Aber so wollte er in Gottes Namen alles gern herunterwürgen, ohne ein Wort zu sagen, wenn sie sich um diesen Preis ein bißchen putzen wollte! Überdies sollte ja der Mann aus der Provinz zweimal wöchentlich mit ihm arbeiten, das brachte die zwei verlorenen Schüler ja reichlich wieder ein.

Er wurde beinah guter Laune.

Das Mädchen kam und fragte, ob sie mit dem Auftragen warten sollte, bis Frau Direktor zurückkäme.

„Wo ist denn meine Frau?"

Das Mädchen konnte es nicht sagen, und die Kinder, die er hereinrief, auch nicht. Er ging erregt im Zimmer auf und ab, rauchte eine Zigarette an. Gestern abend hatte er ihr wegen ihres Zuspätkommens nicht den kleinsten Vorwurf gemacht, heute ließ sie ihn um die Mittagstunde warten. Sie war wie ein kleines Kind! Lenksam, aber doch immer der Lenkung bedürftig.

Er dachte daran, wie ihre Mutter ihm einst gesagt: „Mit Liebe und Strenge ist alles aus ihr zu machen!" Und so hatte er die Schulmeisterei aus der Klasse auch in sein Eheleben hineingetragen. Er war eigentlich stolz darauf, daß es nie Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau gab — nur ein sanftes Rügen von seiner Seite — ein kindliches oder allenfalls muckendes Nachgeben von der ihren.

Als Susanne endlich ankam, abgejagt vom eiligen Laufen und Treppensteigen, da zerteilte Otto Graebner gerade den Kindern eine Apfelsine zum Nachtisch. Er fragte sie nicht, wo sie gewesen war, setzte sich mit dem Rücken zu ihr an den Schreibtisch und arbeitete, ohne das Wort an sie zu richten. Daraus mochte sie nur sehen, wieviel Grund zur Unzufriedenheit sie ihm gegeben.

Der Bissen blieb ihr im Munde stecken.

Sie schickte die Kinder in ihr Zimmer und sagte dann: „Ich habe gestern meine Handschuhe bei Elise gelassen und wollte sie mir abholen."

Ohne sich umzuwenden, zuckte er, an ihre kleinen Notlügen gewöhnt, die Achseln.

„Das war überflüssig. Deine Handschuhe sind in meiner Manteltasche, du hast sie mir gestern selbst gegeben."

„So?"

Es war gut, daß er sie nicht dabei ansah. Ihre Wangen färbten sich dabei dunkelrot. Sie rückte den Stuhl heftig ab.

„Ich hatte Kopfschmerzen und mußte mir Bewegung machen. Du weißt doch, wie elend mir seid gestern ist. — Du hast mich nicht einmal gefragt, wie es mir geht!"

Da hatte sie eigentlich recht; und wieder mußte er lächeln über ihre schlaue Frauentaktik, mit der sie ihn ins Unrecht zu setzen suchte.

„Verzeih, Susel, aber ich habe wirklich den Kopf voll. Zwei Schüler sind abgesprungen, und mit einer dritten wackelt es bedenklich."

Er stand auf und faßte von rückwärts ihren Kopf zwischen beide Hände.

„Wir werden uns überhaupt, fürchte ich, wieder recht einschränken müssen. Der Sommer ist vor der Tür, da hören die Einnahmen, wie du ja selbst weißt, so gut wie auf, und das Gesparte muß herhalten."

Ihr war, als erstarrte ihr das Blut in den Adern. Sie machte sich los und zerrte an der Stahlkette, die ihr billiges Golduhrchen, ein Einsegnungsgeschenk ihrer Mutter, hielt.

„Schlechter wäre es uns auch nicht gegangen, wenn wir Konzerte gegeben hätten!"

„Hättest du dich so dem Zufall ausliefern mögen?"

Sie warf sich auf das unförmige rote Umbausofa und nagte mit ihren blanken Zähnen an der Kette.

„Alles ist Zufall. Glücklicher oder unglücklicher Zufall! Wenn dir Schüler abspringen, ist es Zufall, und wenn neue hinzukommen, ist es Zufall! Wenn man nur mit unglücklichen Zufällen rechnet, dann brauchte man nicht zu leben. Es ist ein Zufall, daß wir uns kennen gelernt, und ein Zufall, daß wir einen Jungen und ein

---

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Mädchen, statt zwei Mädchen oder zwei Jungen be-
kommen haben!"

Er unterbrach sie: „Aber es ist kein Zufall, daß wir geheiratet, nachdem wir uns kennen gelernt, und kein Zufall, wenn wir unsere Kinder zu anständigen Menschen erziehen. Das ist unser Wille!"

Ihre goldbraunen Augen sprühten Funken, und ihre beweglichen Nasenflügel zitterten vor Erregung.

„Wieder aber ist es Zufall, ob unsere Ehe glücklich oder unglücklich wird, oder ob unsere Kinder auch wirklich die anständigen Menschen werden, die wir aus ihnen machen wollen!"

Otto Graebner erschrak. Das waren aufrührerische Reden, wie sie Susel nie geführt, das war eine Selbständigkeit des Denkens, wie er sie nie an ihr bemerkt und vielleicht auch nie gewünscht hatte. Freilich hatte er fast nie allgemeine Fragen mit ihr erörtert, hatte sich begnügt, sie liebevoll und sacht in die von ihm für richtig erachtete Bahn zu lenken. Und er hatte dabei fast vergessen, daß aus dem achtzehnjährigen Kind ein fast vierundzwanzigjähriges junges Weib geworden war.

Begütigend fuhr er über ihren seidigen, nußbraunen Scheitel.

„So viel konfuses Zeugs hat mein kleines Susel bei Mohrenkopf und Schlagsahne zusammengelesen, daß ihr Köpfchen ganz verwirrt davon wurde."

Sie stützte die Ellbogen auf die Knie und schlug die Hände vors Gesicht. Warum sprach er so zu ihr? Warum wollte er sie nicht verstehen? Sie hätte sich ihm anvertraut, hätte vielleicht in der Erschlaffung ihrer Nerven ihm alles gebeichtet — alles . . . das mit dem Kragen und das mit den zehn Mark. Ohne Hans preiszugeben, selbstverständlich! Sie wußte ja, was ein Ehrenwort bedeutete. Aber nun war es ihr unmöglich. Dieser überlegene, nüchterne Ton nahm ihr jeden Schwung, lähmte all ihre Entschließungen. Sie hatte nichts wie eine Hoffnung mitgenommen an diesem Morgen. Diese Hoffnung wollte sie sich erhalten — ein paar Stunden wenigstens. Es war alles, was sie je für sich allein besessen.

Es klingelte am Telephon, das an der Wand neben dem Büfett angebracht war. Sie sprang auf, wurde plötzlich ganz blaß.

„Laß nur", sagte Otto Graebner und nahm mit einer langsamen schweren Bewegung das Höhrrohr ab.

„Aber ich kann doch auch . . ." wollte Susanne rufen. Der Ton blieb ihr in der Kehle stecken. Jetzt kam noch die Geschichte mit den Handschuhen heraus! Wie schrecklich war das alles, wie abscheulich!

„Ja . . . hier Musikschule Otto Graebner — wer? Ach so — Herr Frank! Ja bitte, Herr Frank?"

Felix Frank war es — natürlich! Ihr fiel ein, es war ja auch noch viel zu früh! Kaum drei Uhr! Aber der Schreck war ihr so in die Knie gefahren, daß sie sich kaum noch aufrecht hielt. Ihr Mann nickte ihr vergnügt zu, sprach dann weiter: „. . . Aber bitte sehr, Herr Frank, wird mir angenehm sein. Allerdings bin ich heute erst um sieben frei — wenn Ihnen das nicht zu spät ist — nein? Wir können dann alles Nähere besprechen — jawohl, gewiß . . . Danke. Sehr gut bekommen. Und Ihnen? . . . Werde es ausrichten, sie hat sich ja ausgezeichnet unterhalten . . . bitte, bitte . . . Auf Wiedersehen! . . . Jawohl, um sieben! . . . Wiedersehen! . . ."

Otto Graebner hing das Hörrohr wieder an. Ein frohes Lächeln lag über seinem Gesicht, er war versöhnlich gestimmt, bereit, alles zu vergessen, was ihn eben noch mehr erschreckt hatte, als er es hatte zeigen wollen.

„Na siehst du, Susel, da ist er, dein ‚glücklicher Zufall'! Wenn auch der ein bißchen vorbereitet ist! Aber das ist ja um so besser — sonst würden wir alle untätig die Hände in den Schoß legen und auf den Zufall warten, der uns die gebratenen Tauben ins Maul jagt!"

Er wollte sich herabbeugen zu ihr, um sie auf die Stirn zu küssen, als es draußen klingelte.

„Die Schüler kommen", sagte Susanne hastig.

Ja, nun kamen die Schüler. Er mußte wieder ins Joch, ohne auch nur eine Viertelstunde geruht zu haben, wie er es sonst zu tun pflegte. Das Mädchen kam durchs Zimmer, um die Eingangstür zu öffnen; sie hatte noch aufgekrempelte Ärmel, roch nach Spülwasser, und die hastig umgebundene weiße Schürze zeigte die von der Küchenschürze aufgesaugten nassen Flecke.

„Ekelhaft ist das alles", murmelte Susanne.

„Wie meinst du?" fragte Otto Graebner zerstreut, während er sich noch eilig einen Bleistift anspitzte.

Susanne antwortete nicht. In dem dämmrigen Licht des Berliner Zimmers nahm sich alles so traurig und dürftig aus, daß ihr schien, als wäre auch das Gesicht ihres Mannes grauer und hagerer als sonst.

„Wie alt bist du eigentlich?" fragte sie plötzlich ganz unvermittelt, unbewußt die Frage wiederholend, die Hans an sie gerichtet hatte.

Otto Graebner hob den Kopf, klappte sein Taschenmesser zu und sah ein bißchen erstaunt zu ihr herüber. Komische Frage war das von der eigenen Frau! Und das fiel ihm jetzt eigentlich zum erstenmal auf, wie wenig Interesse sie für die äußeren Geschehnisse seines Lebens gezeigt hatte. Zu seinem Geburtstag schenkte sie ihm meist einen höchst überflüssigen Gegenstand aus einem Basar, den sie wahrscheinlich tags vorher gekauft hatte, und am Nachmittag ließ sie Schokolade kochen, aber mehr, weil sie selbst „für ihr Leben gern" Schokolade trank, als um ihm ein Vergnügen zu machen.

„Fünfunddreißig Jahre werde ich", sagte er lächelnd.

„Erst fünfunddreißig?"

Ein bißchen bitter fragte er: „So alt sehe ich aus?"

Sie war noch zu spielerig und kindlich, um Mitleid zu empfinden. Aber es war doch etwas in seinem Ton, was ihr Unbehagen verursachte. Sie hätte ihn gern so gesehen, wie andere Männer waren: selbstsicher und froh, so gesehen, wie er sich manchmal in Gesellschaft gab — nicht so schulmeisterlich und trocken.

„Ich glaube, du mußt höhere Kragen tragen, Otto. Diese niedrigen sind so unkleidsam."

„Das ist nun einmal nicht anders, wenn man Geige spielt, Susel!"

Zu kindisch war sie doch! Er schüttelte den Kopf und ging hinüber in die Klasse.

Susanne blickte ihm nicht nach. Auf dem Nähtisch

häuften sich die ungestopften Strümpfe, die unausgebesserte Wäsche. Nun konnte sie sitzen und sich beim Kratzen der Geigen die Finger wundsticheln! Und wenn sie acht Tage lang Stunden um Stunden dagesessen und geflickt hatte, dann mußte sie nach vierzehn Tagen wieder von vorn anfangen. Die Hauswäsche fing auch schon an zu reißen! Es war ja von allem so wenig angeschafft worden, und es nützte sich alles so schnell ab!

Das Mädchen kam wieder herein. Unwirsch und laut schob sie die Kinder vor sich her, sie sollten jetzt bei der Mama bleiben! Und bei der Gelegenheit wollte sie auch fragen, wie es mit dem Geld wäre zum Abendbrot.



Schon vor Ausbruch des Krieges vollendet, steht das Buch dennoch im engsten Zusammenhang mit den uns heute erschütternden Ereignissen. „Die werdende Macht“ ist unsere herrliche Flotte, die Gottberg mit ehernen Worten schildert. Wir begleiten unsere wackeren blauen Jungen zum strammen Dienst hinaus auf die Nordsee, die jetzt das Feld ihres Kampfes und ihres jungen Lorbeers ist, wir lernen den hehren Geist erkennen und verstehen, der diese Helden beseelt und ihren kühnen Taten Unsterblichkeit verleiht. – In künstlerischem Geschenk-Einband 4 Mark. Elegant broschiert 3 Mark. Bezug durch den Buchhandel und die Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H. in Berlin und außerhalb.

„Ich hole heute selbst Abendbrot ein, morgen rechnen wir dann ab“, sagte Susanne hastig und ohne sie anzusehen dabei.

Sie mußte vorsichtig sein mit den letzten zehn Mark. Wer weiß, was geschah?! Sie hätte sich ohrfeigen können, daß sie dem dummen Bengel das Geld gegeben hatte.

Ganz von Sinnen war sie gewesen, daß sie sich auf einen solchen Unfug eingelassen! Wenn Otto das je erfuhr, dann — dann war er imstande und gab dem Mädchen selbst das Wirtschaftsgeld in die Hand, und dann konnte sie zusehen, wo sie blieb mit all ihren kleinen heimlichen Wünschen, dem Veilchenbukett, das sie sich zwischen die Jackenknöpfe zu stecken pflegte, dem Viertelpfund Praline, das sie in der Elektrischen aufknabberte, der vielleicht überflüssigen Bluse, die sie sich stets aus einem Ramschgeschäft holte!

Gar nicht denken durfte sie an das alles!

Die Kinder rissen an ihr herum, verlangten eine Geschichte. Susanne erzählte wunderschöne Geschichtchen. Prinzessinnen kamen darin vor mit gold- und silberstrotzenden Toiletten, und Prinzen, die seidene Wäsche trugen, den ganzen Tag Auto fuhren und von goldenen Schüsseln speisten. Die schenkten der Frau, die Streichhölzer verkaufte auf der Straße, hundert Mark und luden alle armen Kinder zu sich aufs Schloß. Dort gaben sie ihnen Schokolade und Kuchen, soviel sie nur haben wollten, und einen großen Teddybär zum Spielen. Und alle Kinder bekamen zum Abschied eine silberne Sparbüchse mit vielen blinkenden Goldstücken darin, und davon sollten sie alle ihren Eltern etwas kaufen. . . .

„Nun, und was würdet ihr mir kaufen?“ so pflegte Susanne das Märchen abzuschließen. Und dann gab es immer lachenden Wettstreit zwischen den Kindern, wer der Mama das schönste und größte Geschenk machen würde.

Heute blieb die Frage aus. Susanne war kaum noch imstande, das Schwatzen und Lachen der Kinder zu ertragen. Bei jedem Klingelton schreckte sie zusammen. Der Klavierlehrerin, die sich telephonisch nach etwas erkundigt hatte, konnte sie kaum antworten, so belegt war ihre Stimme vor Erregung. Und schließlich hielt sie es nicht aus.

„Zieht euch an, geht hinunter auf die Straße spielen!“

Wie immer war das auch heute der Schluß.

Und dann ging sie auf und ab in dem dunklen Speisezimmer, mit aneinandergepreßten Händen und brennenden Augen, denn alles, was sie seit vorgestern erlebt hatte, erstand wieder vor ihr in unerträglich grellen Bildern. Und sie mußte an Felix Frank denken, und wie er heute gewiß einen ganz anderen Eindruck von ihr haben würde in der Dürftigkeit ihrer Umgebung und ihrer Toilette. Sie hörte kaum noch das Kreischen, Kratzen und Pauken, das sich von allen Seiten zusammenhanglos im dunklen Speisezimmer verfing wie in einem Schalltrichter, hörte nicht das Zuschlagen der Vorzimmertür, wenn eine Stunde beendet war, nicht das Gerassel der Sicherheitskette und das Aufklappen der Schirme im Ständer; sie bemerkte es kaum, daß ihr Mann einigemal durch das Zimmer gegangen war, eilig, mit dem nervösen, etwas vergrämten Zug um den Mund, den er aus der Klasse mitbrachte wie eine Krankheit, merkte es kaum, daß das Mädchen Licht gemacht und das saubere Geschirr in die Kredenz eingeräumt hatte. Wie ein Karussellpferd, so ging sie immer wieder um den viereckigen Tisch herum, blieb nur manchmal stehen, um den Lauf des Zeigers an der runden Wanduhr zu verfolgen. Und abermals läutete es am Telephon.

„Ja, ja . . .“, rief sie mit erstickter Stimme ins Zimmer hinein und stürzte an den Apparat.

„Hier Hans Graebner, wer dort?“

Sie vermochte kaum den Hörer zu halten.

„Hans, du? Ich bin es, Tante Susel!“

Und in unverfälschtem Berlinisch kam es zurück: „Na, wat sagste zu dem Schwein? Miracle hat's gemacht! Neunzig gibt der Gaul! Wie hab ick dir jeraten, jut,

was? Morgen kannste dir de Pinke abholen, Tante Susel. Am Knie, wie verabredet. Und dann sag ick dir gleich noch 'n Tip für morgen! Na — biste zufrieden mit 'n Jeschäft?"

„Hans, mein lieber guter Hans! Neunzig Mark kriege ich?!"

Alles zitterte an ihr, sie hätte weinen und lachen können zugleich.

„Ach was, Quatsch! Det muß noch janz anders kommen! Aber 'n Rand halten, Tante Susel, verstanden? Du weißt: Ehrenwort! Also 'tjöh bis morgen!"

Sie hing ab. Über ihre Wangen rollten zwei große helle Tränen. Sie sah sich im Zimmer um, es erschien ihr ganz anders. Und sie selbst erschien sich anders. Als hätte eine Fee sie verwandelt! Denn es mußte Feen geben, wenn es Märchen gab. Und das war ein Märchen! Ein Wirklichkeit gewordenes Märchen! Sie wollte zu ihrem Mann hineinlaufen, ihm um den Hals fallen vor allen — ihm erzählen. . . .

Nein. Sie durfte ihm nichts sagen! Das war das einzige Schlimme daran. Sie mußte ihre Freude allein mit sich abmachen.

Aber wie schwer das war . . . wie furchtbar schwer! Das hatte sie gar nicht geglaubt.

Und morgen sollte es wieder so werden?!

Zwanzig Mark würde sie geben. Zwanzig oder vielleicht gar dreißig! Dann bekäme sie abends. . . . Nun rechnen, das konnte sie nicht. Das war auch gar nicht nötig. Nur ein großes Portemonnaie mußte sie sich anschaffen, in ihr kleines Börschen ging das viele Geld, das sie nun bekommen würde, gar nicht hinein! Und dem Hans, dem guten Jungen, wollte sie was kaufen. Irgend was recht Schönes! Und dann wollte sie mit ihm in das große Warenhaus gehen — gerade in das — und da sollte er sich etwas aussuchen. Die Leute dort sollten sehen — es kam ihr gar nicht darauf an! Sie brauchte keine Spitzenkragen zu stehlen, sie war eine, die die prächtigsten Geschenke machen konnte! Und ihrem Mann wollte sie eine elegante Hausjacke kaufen aus dunkler, gesteppter Seide mit Samtrevers und den Kindern vor allem Wäsche, Strümpfe, damit sie nicht immer hier zu sitzen und zu stopfen brauchte. Das vor allem.

Und sie raffte in plötzlichem Entschluß alles zusammen, was auf ihrem Nähtisch lag, lief hinüber in ihr Schlafzimmer und stopfte alles kunterbunt, wie es ihr aus den Armen rollte, in eine untere Kommodenlade. So. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß die gewonnenen neunzig Mark ihr Defizit von hundertfünfzig Mark nicht im entferntesten deckten. Sie kam sich durch die Erwartung neuer Gewinne heute schon unermeßlich reich vor.

Nun fiel ihr auch ein, daß Felix Frank kommen sollte. Sie wollte hübsch aussehen. Sie wühlte in ihren Blusen — grauenhaft waren sie alle! Nun — das sollte bald anders werden! Vorläufig wollte sie sich mit einer Tüllbluse begnügen, von der sie wußte, daß sie sie gut kleidete. Sie steckte ihr Haar frisch auf, polierte ihre Nägel mit einem alten Handschuhleder. Dann fiel ihr ein, daß sie ein paar Blumen von gegenüber holen könnte für den Eßzimmertisch. Blumen machten sich immer nett! Sie geben einen Schein von Behagen.

Sie flitzte herunter über die Hintertreppe, um von ihrem Mann nicht aufgehalten zu werden. Dann wollte sie auch noch ein bißchen Ordnung machen und auch etwas Kölner Wasser verspritzen, um den „Schulgeruch" zu vertreiben.

Keinesfalls durfte Felix Frank wissen, wie kärglich alles bei ihnen war. Dann hörte gleich die zarte und feine Huldigung auf, und alles wurde grob oder — mitleidig. Mit den reichen Frauen waren die Männer immer ganz anders als mit ihr — das hatte sie oft genug beobachtet! Und selbst Otto war anders, wenn sie mit ihm hübsch angezogen in Gesellschaft war, als zu Hause. Sie hatte Erfahrung.

„Du ziehst dir wohl auch einen andern Rock an", sagte sie zu ihrem Mann, als endlich der letzte Schüler gegangen war und sie alle Fenster öffnete.

„Wenn du durchaus willst" —

Sie wurde beinah ungeduldig.

„Aber selbstverständlich, ich begreife dich nicht!"

Ein gutmütig spöttisches Lächeln legte sich um seine Lippen.

„Du hast dich ja herausgeputzt, Susel, wie fürs Theater."

Sie antwortete schelmisch und doch mit drolliger Autorität.

„Ein bißchen Komödie spielen müssen wir alle — wenn es uns gut gehen soll!"

Als er die Blumen auf dem Tisch sah, schüttelte er den Kopf.

„Soll er denn hier herein, Susel, so gleich mitten herein in die Wohnung?"

Sie wurde fast ärgerlich.

„Ja, mitten in die Wohnung hinein — wie Elise es macht, wenn sie sich Patienten halten will."

Er lachte kurz auf.

„So viel versprichst du dir für uns von diesem Herrn?"

Sie antwortete nicht mehr. Sie wußte ja nicht, ob überhaupt oder was sie sich von „diesem Herrn" versprach. Nur daß er anders war als die andern; das wußte sie. Daß er auf sie einging, sie begriff, alles so hübsch aufnahm, was sie sagte, ihr so viel Freude gab an sich selbst.

Und als es kurz nach sieben draußen klingelte, da huschte eine leichte Röte in ihre Wangen, denn sie fühlte, daß dieses Klingelzeichen zum erstenmal nicht ihrem Mann, nicht der Musikschule galt — sondern ihr.

Felix Frank kam mit einem Strauß Parmaveilchen für seine „liebenswürdige Tischdame" von gestern und mit einem vierhändigen Klavierarrangement seiner Suite. „Frau Susanne Graebner, die einem Flügel Seele gibt, in verehrungsvoller Sympathie Felix Frank" stand in seiner ausgeschriebenen Kaufmannschrift auf dem Titelblatt.

Sie klatschte in die Hände wie ein kleines Mädchen.

„Wie ist das reizend von Ihnen! Nun müssen Sie die Suite aber auch mit mir durchspielen, Herr Frank!"



Sie blätterte in dem Heft, und dann blickte sie immer wieder verstohlen auf die Widmung und schnopperte an den starkduftenden Blumen. Parmaveilchen! Der Klang allein hatte etwas Berauschendes, Exotisches.

„Die Blumen kommen doch aus Nizza, nicht wahr?"

Felix Frank lächelte.

„Ja . . . es heißt so."

Er wollte hinzufügen „kleine Gnädige", aber es schien ihm doch zu vertraut, und so glitten seine Augen über Susannens hübsches gerötetes Gesicht mit einem fast zärtlichen Ausdruck.

Sie aber sah tiefblauen Himmel vor sich, blaues Meer, weiße Häuser und sorglose, heitere Frauen, wundervoll angezogen, in eine Duftwolke gehüllt. . . .

„Sie waren wohl schon in Nizza?" fragte sie, halb neugierig, halb neidvoll, und legte ihre heißen Wangen an die kühlen Blumen.

Ja, er war in Nizza gewesen. Auf seiner Hochzeitsreise.

Und er dachte zurück an jene Tage, da er sich daran hatte gewöhnen müssen, in Alma Kurthe seine Frau zu sehen. Er dachte zurück an jene frühen Morgenstunden, da er sich rasch und leise ankleidete und wegschlich wie ein Schuljunge, der heimlich auskneift, um allein am Meer entlangzugehen und denken zu dürfen, an wen und was er wollte. Er dachte zurück an jene Abende in Monte Carlo, da er sich festankerte an einem der grünen Spieltische und seine Frau mit glutroten Wangen an seiner Seite saß, mit trockenen Lippen und schwerem Atem. Ein unverschämtes Glück hatte er damals gehabt, und seine Frau strich die Goldstücke ein mit bebenden Fingern und weinte abends im Hotel, weil sie fürchtete, daß er „sich dem Spiel in die Arme werfen würde", weinte, weil sie „einen Ekel hatte vor dem Gewinnen und Furcht vor dem Verlieren". Und so hatte er die schönen Tage an der Seite seiner Frau hingebracht — die zwischen Ekel und Furcht schwebte und um die Abreise bat als um einen „größten Liebesbeweis".

„Wie wundervoll muß es dort unten sein!"

Susannens goldbraune Augen starrten sehnsuchtsvoll in die flackernde Gasflamme.

Felix Frank wußte in diesem Augenblick, daß Susanne Graebner ihrem kahlen, unschönen Haus innerlich ebenso fernstand wie er dem seinen, und er wendete sich hastig ab, damit sie das Mitleid nicht sah in seinen Augen. Ein Mitleid, das sie verletzen mußte, wenn sie es nicht verstand.

Sie ging aus dem Zimmer, um die Herren in ihrer geschäftlichen Besprechung nicht zu stören. Sie nahm die Blumen mit und die Noten.

Ein starkes Eigentumsgefühl erwachte in ihr. Das Bedürfnis, etwas ganz für sich zu haben und zu verwahren, wo niemand anderer herankonnte.

Sie dachte nicht an Felix Frank dabei.

Nur an sich dachte sie. Als wäre plötzlich ihr Eigenleben erwacht — so war ihr.

Und dann dachte sie zurück an all die Jahre mit ihrem Mann und suchte sich und — fand sich nicht.

Ihren Mann sah sie und die Kinder und die Plackerei mit der Wirtschaft — nur sich selbst sah sie nicht. . . .

Und nun war sie da. Und wartete. Wartete auf das, was die Tage ihr bringen sollten. Ihr allein. . . .

Otto Graebner kam herein.

„Herr Frank will sich verabschieden, Susel, komm herein."

Wie ein kleines Kind wurde sie gerufen. Nie war ihr das aufgefallen — bis jetzt.

Noch ganz verträumt stand sie unter der weißen, häßlichen Gasflamme.

„Also ich darf sagen: Auf Wiedersehn, gnädige Frau?"

„Auf Wiedersehn, Herr Frank!"

„Wir wollen auch ein bißchen Musik machen, gnädige Frau, nicht wahr?"

„Ja . . . abends. Tagsüber ist das Klavier nicht frei."

„Wenn Ihr Herr Gemahl erlaubt — gern."

Otto Graebner war froh, wenn er von der vielen Musik ausruhen konnte am Abend, und Susel war rücksichtsvoll genug, selten zu spielen. Die Aussicht auf musikalische Abende war ihm durchaus nicht angenehm, aber der gutzahlende Schüler mußte „gehalten" werden!

„Bitte sehr, Herr Frank, wenn Sie Zeit haben" . . .

Susanne ärgerte sich über den steifen Ton.

„Recht bald hoffentlich?"

Sie stand noch mitten im Zimmer, als Otto Graebner zurückkam, nachdem er seinen Gast hinausbegleitet hatte.

„Nun, Susel, wollen wir nicht Abendbrot essen?"

„Ja . . . gewiß."

Sie klingelte. Das war ihm neu an ihr. Sonst lief sie selbst hinaus, trug alles zusammen.

„Nanu, Susel, so vornehm?"

Ihr stieg das Blut zu Kopf.

„Aber ich kann doch mal klingeln, wenn es mir paßt? Man weiß ja bei uns gar nicht mehr, wie es in einem anständigen Haus zugeht."

Otto Graebner sah sie verdutzt an.

„Was ist denn mit dir, Susel?"

Er fuhr sich über die Augen. Wie weh das Gaslicht tat und wie weh dieser rauhe, fremde Ton!

„Wo sind die Kinder?" fragte er ablenkend und suchte seinen Augenschirm.

„Grete, wo sind die Kinder?" fragte Susanne.

„Sind denn die nicht in ihrem Zimmer?"

„In ihrem Zimmer? Ich weiß nicht. Wer hat ihnen denn aufgemacht?"

Susanne stand betroffen vor dem Büfett, und das Tischtuch, das sie aufbreiten wollte, fiel ihr aus der Hand.

Otto Graebner schob den Augenschirm auf die Stirn zurück.

„Waren die Kinder denn unten?"

„Ja . . . ich habe sie" . . .

Susanne sprach nicht zu Ende. Sie lief in das Kinderzimmer, lief in die Vorderstuben, rief: „Kurt! Liesel!" Es war ein Unsinn, denn sie hatte ja wissen können, daß sie nicht da waren.

Otto Graebner schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich hab's doch verboten . . . verboten hab ich's doch . . . Wer hat sie denn wieder auf die Straße gelassen? . . . Ich frage, wer hat sie auf die Straße gelassen?"

Seine kranken Nerven gingen mit ihm durch. Er war ganz blaß, und seine dunklen Augen schossen wütende Blitze auf die beiden Frauen.

Susanne stammelte: „Sie sind auf dem Hof . . . sie sind ganz sicher auf dem Hof" . . .

Er schob sie mit hartem Griff zur Seite, ging ins Vorzimmer, stülpte seinen breiten, schwarzen Schlapphut auf, hing seinen Mantel um. Susanne stürzte ihm nach. Wenn er den Jungen erwischte, schlug er ihn braun und blau.

„Otto . . . ich bitte dich . . . es war ja meine Schuld . . . ich hab's den Kindern befohlen, ich habe sie selber hinuntergeschickt, ich" . . .

Er antwortete nicht. Sie lief ihm die Treppe hinab nach, hing sich an seinen wehenden Mantel.

Er riß ihr den Mantel aus der Hand.

„Halt mich nicht auf! Wenn du dich um deine Kinder nicht kümmerst, dann muß ich sie mir wohl doch von der Straße zusammenlesen, nicht wahr?"

So hatte er nie zu ihr gesprochen. Wie erstarrt blieb sie auf einem Treppenabsatz stehen.

Unten ging die Haustür auf. Susanne zuckte zusammen. Felix Franks Stimme klang bis zu ihr hinauf.

„Herr Graebner, erschrecken Sie nicht, ein kleiner Unfall. . . . Es ist nicht so sehr schlimm. Aber der Junge" . . .

Mit einem Aufschrei stürzte Susanne vollends hinunter. Kurt lag besinnungslos in den Armen von Felix Frank. Ein Schutzmann hielt die laut heulende kleine Liesel an der Hand, wehrte den nachdringenden Neugierigen.

„Das is man noch jut abjelaufen. Der Junge is nur jejen die Bordschwelle geschleudert worden von 'nem Auto, er hat sich den Fuß verknaxt und den Kopp 'n bißken anjeschlagen. Das is ja noch immer nich det schlimmste."

Otto Graebner sagte kein Wort, nahm Felix Frank das Kind ab und stieg langsam die Treppe hinauf. Er hörte noch, wie Susanne schluchzend fragte: „Um Gottes willen, wie ist denn das geschehen?"

„Ach Jott nee . . . wie det eben so vorkommt, wenn de Kinder sich alleene uff de Straße rumdreiben, jnäd'je Frau! Drüben im Kientopp sind se jewesen, und denn mit's Laufen und dem ewigen Springen auf'n Fahrdamm . . . na ja" . . .

Otto Graebner hörte nicht mehr. Er legte den Jungen auf das Sofa des Eßzimmers, versuchte, ihn mit Hilfe des Mädchens auszuziehen.

„Kann ich Ihnen behilflich sein?" fragte Felix Frank.

„Rufen Sie meinen Bruder an . . . er möchte gleich kommen . . . aber gleich, bitte."

Susanne beugte sich schluchzend über den Jungen.

„Kurt! . . . Kurtelchen!" . . .

Sie wollte ihm einen Stiefel ausziehen. Er ging nicht über den geschwollenen Fuß.

„Aufschneiden!" gebot Otto Graebner.

Felix Frank nahm die große Papierschere vom Schreibtisch und schnitt das Leder der Länge nach durch.

„Telephoniere du doch!" warf Otto Graebner seiner Frau hart zu.

„Ja" . . .

Sie rief den Schwager in der Klinik an. Dort war er am sichersten und schnellsten zu erreichen. Als sie seine Stimme hörte, verließ sie die Kraft.

„Herr Frank . . . bitte . . . . ich kann nicht mehr."

Es war zu viel für den einen Tag! Zu viel!

Sie taumelte aus dem Zimmer. Sie konnte nichts mehr ertragen, sie konnte nichts mehr sehen. . . . Ihr . . . ihr mußte das alles geschehen! . . . So viele Kinder spielten draußen . . . ihr Junge gerade mußte verunglücken . . . gerade der ihre! . . .

Sie fiel auf ihr Bett, mit dem Gesicht in die Kissen. Mochte das Kind sterben, das Haus einstürzen und sie alle unter sich begraben . . . sie konnte nicht mehr!

Und wie ein feines Narkotikum — so stieg der betäubende Duft der Parmaveilchen aus den Kissen zu ihr empor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorsorge der Cecilienhilfe.

Von Hedwig Heyl. — Hierzu 4 Aufnahmen nach Vorlagen von Frau Geheimrat Margarete Kayser.

Es ist begreiflich, daß die Erfüllung der Aufgaben der sozialen Fürsorge, die im Frieden Anerkennung und Hilfe fanden, jetzt durch die notwendige Fürsorge für unsere Krieger auf besondere Schwierigkeiten stößt. Wird doch manche Friedenseinrichtung jetzt doppelt in Anspruch genommen, weil die Kriegswirkungen viele Kreise aus dem Gleichgewicht des geordneten bürgerlichen Lebens herausschleudern. Deshalb müssen in vorsorglicher Arbeit Möglichkeiten geschaffen werden, die unzähligen Familien geschlagenen Wunden, die sich mit der Zeit immer mehr ausdehnen werden, heilen zu können.

Die Cecilienhilfe hat diese Pflicht besonders im Hinblick auf die künftige Beschäftigung von Witwen und Waisen höherer Stände ins Auge gefaßt. Zu Beginn des Krieges richtete sie mit Hilfe der Nähmaschinenfabriken, die unentgeltlich Maschinen liehen, große Nähstuben ein. Sie sicherte ihren Schützlingen freie Mittagmahlzeiten in der Küche Lützowplatz 9 und nahm in ihren Räumen das Geschäftzimmer der „Kriegsheime" auf und konnte dadurch an Bedürftige und Flüchtlinge freie Wohnungen vermitteln. Vielen Personen konnte sie durch einen besonderen Kriegsunterstützungsfonds Mittel zur Verfügung stellen, ihnen in vornehmer Art helfen und ihnen die innere Ruhe dadurch erhalten.

Die Vorsorge, die der Hauptverein jetzt mit persönlicher Hilfe der Frau Kronprinzessin unternimmt, ist die Einführung zweier Handarbeitzweige und die Schulung dazu für solche Frauen, die Arbeit brauchen, die ihren





Lampenschirm, Kaffeewärmer und Taschentuchbehälter.

Fähigkeiten angepaßt ist und die sie nicht zu weit aus ihrem gewohnten Gleis bringt.

Es ist statistisch festgestellt, daß wir dem Ausland große Summen für handgenähte Wäsche zu verdienen gaben. Erste und führende Modehäuser haben das unbestritten zugegeben. Die Gutachten von fachkundigen Firmenvertretern glauben an die Lebensfähigkeit dieses Unternehmens, und einer unserer ersten Großhändler hat sich verpflichtet, den Vertrieb der handgenähten Wäsche der Cecilienhilfe im Land und im Export in die Hand zu nehmen.

Es entstand die Frage, ob unsere Frauen im allgemeinen die Technik dieser feinen Nadelarbeit schnell erlernen würden. Dem Deutschen Lyzeum-Klub ist es zu danken, daß er den Beweis dafür auf seiner diesjährigen Weihnachtsausstellung erbracht hat, wo die von Frauen nach sechswöchigem Unterricht und Übung angefertigten Arbeiten gezeigt und verkauft wurden. Die mit den Spitzen der deutschen Spitzenschule verzierten Kinderkleider, Frisiermäntel, Hemden und Blusen fanden ohne Mühe Absatz. Auch unsere Kaiserin erwarb unter Anerkennung der Qualitätsarbeit einiges davon, und vielleicht ist Ihre Majestät die beste Kennerin dieser Arbeit. — Wir können es als akademische Frage behandeln, ob es angebracht ist, die Handarbeit da wieder einzustellen, wo die feine Maschine Vorzügliches zu leisten imstande ist. Das Kunstwerk der Hand in der Malerei wird von der vollendetsten Farbenphotographie nicht aus dem Feld geschlagen, und die herrlichste Maschinenspitze kann die einfachste echte Spitze nicht ersetzen — und das ist gut so und macht die Arbeit der menschlichen Hand zu einem individuellen Geschenk der Natur.

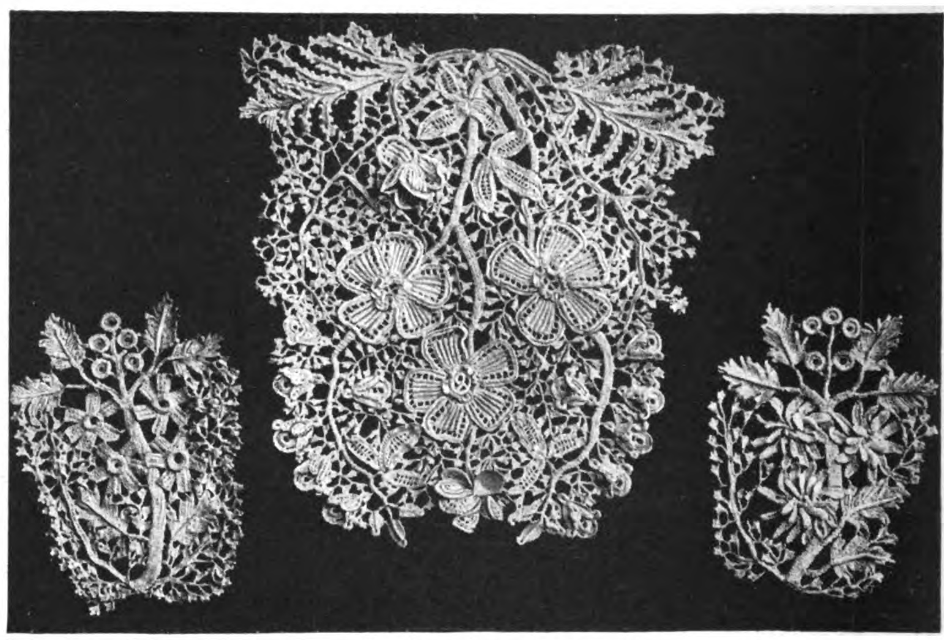
Aus dieser Gewißheit heraus sieht die Cecilienhilfe eine weitere Beschäftigungsmöglichkeit für ihre Schützlinge in Unterweisung in der vom Deutschen Lyzeum-Klub unter dem Namen „Märkische Häkelspitze" neu herausgebrachten Häkelarbeit. Technik und Motive wurden von einer deutschen, aus Belgien geflüchteten Lehrersfrau erfunden und von einem Mitglied des Deutschen Lyzeum-Klubs entdeckt.

Wir kennen die Dauerhaftigkeit und den Reiz irischer Spitzen. Die von Frau Liedmann erfundenen Muster entwickeln einen Reichtum an neuen schönen Formen, daß man sie als Häkelmalerei bezeichnen könnte, wenn ihre häufig plastische Behandlung nicht eine dekorative Wirkung hervorbrächte, die über der Flächenwirkung steht. In feineren Ausführungen eignen sie sich wundervoll zum Schmuck von Wäsche und Toilettenstücken,

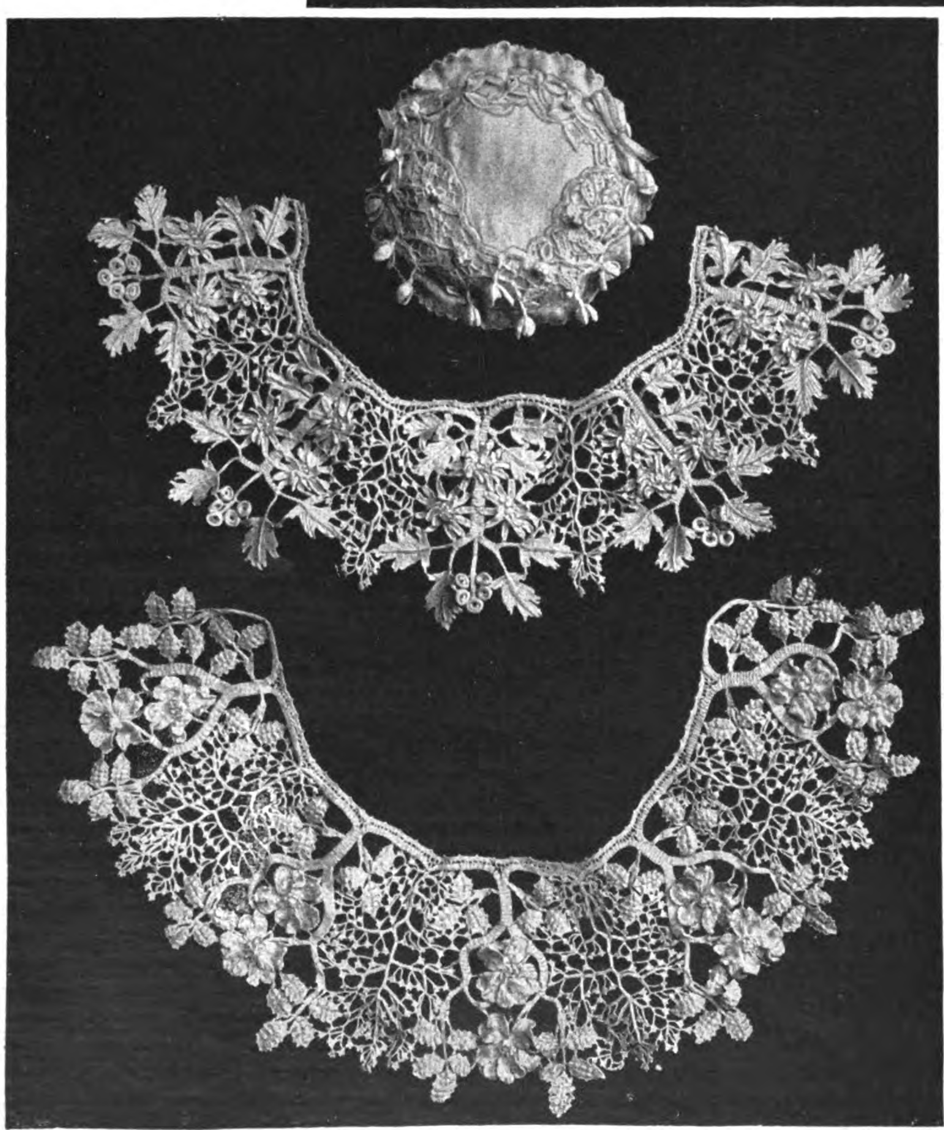
während kräftige, erhabene Muster herrliche Wirkungen als Lampenschirme, Kamin-, Sofa- und Tischdecken ergeben.

Das Studium der Natur in Blüte, Blatt und Stiel und ihre folgerichtige Wiedergabe durch den Häkelhaken und die schöne Einfügung der Einzelheiten in die feinen Flächenmotive veranschaulichen die Abbildungen.

Auch hiervon versprechen Sachverständige und Gönner sich einen Erfolg, weil diese Häkelarbeit nicht etwa mit der eben aufblühenden Klöppelspitzenindustrie in Wettkampf treten will, sondern andere



Blumenmotive.





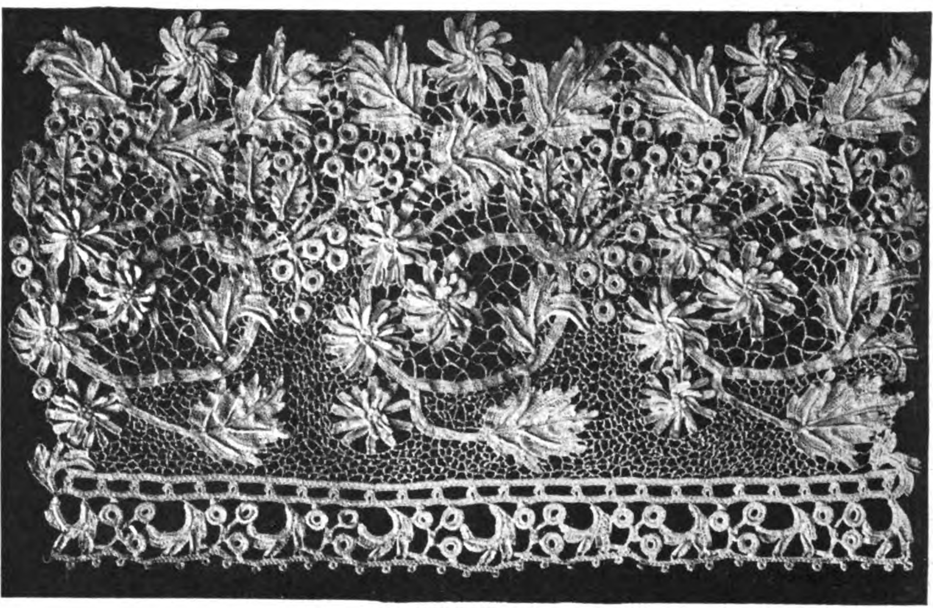
Spitzenkragen und Nadelkissen.

Verwendungsarten wie diese suchen und finden muß. Vorbedingungen zum Gedeihen ist der Ankauf der Arbeiten, den wir jeder wohlhabenden Frau ans Herz legen müssen als eine patriotische Pflicht. Diese gebietet, allen müßigen Händen Beschäftigung und Verdienst zu schaffen selbst auf die Gefahr hin, einen Luxus zu fördern, den man füglich auch entbehren könnte. Die besitzende Klasse fördert mit ihrem Interesse dafür ein Werk, das die Cecilienhilfe aus dem Wunsch, vielen zu helfen, aufgenommen hat. Der Hauptverein beabsichtigt, auch allen Provinzialvereinen die Möglichkeit der Einführung dieser Arbeit zu geben. Die Provinzialvereine können Lehrerinnen zur Ausbildung für ihre Provinz in die Berliner Kurse entsenden oder solche von hier nach Beendigung des ersten Kursus im März erhalten.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Kronprinzessin als Protektorin des Unternehmens hat im kronprinzlichen Palais eine Pflege- und Unterweisungstätte eingerichtet. Die Schülerinnen

können sofort einen kleinen Verdienst beziehen. Wenn sie nach Vollendung einer Probearbeit Gutes liefern, wird ihre Arbeit von dem Haus des Großhandels weiter als Erwerb gefördert.

Die Anmeldung von Frauen und Mädchen gebildeter Stände geschieht nur durch die Geschäftstelle der „Cecilienhilfe", Berlin, Schöneberger Ufer 13, vormittags von 10 bis 1 Uhr. Nach Vorlegung eines selbstgenähten Stückes oder einer Häkelarbeit erfolgt die Aufnahme in den Unterricht. Prüfung und Zulassung der einzelnen Bewerberinnen behält sich die Geschäftstelle vor.



Spitzenkante.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

13. Fortsetzung und Schluß.

Da sah Yvonne ihren Vater und eilte ihm entgegen. Schob ihn zu den Offizieren und wollte mit Merkens zu Emma und Honorine hinauf. Die Treppe herab Kleiderrauschen. Emma wußte, daß sie ihn zu erwarten hatte, sie kannte ihn, er zauderte nicht Ehe er sie in seine Arme nehmen konnte, hatte sie seinen starken, steifnackigen Kopf zwischen den Händen, küßte ihn herzlich. „Wie nimmt Mia es?"

„Sie weiß noch nichts, bis ihre Stunde vorüber ist.'

„Besser so."

Sein Blick an ihr vorüber die Treppe hinauf, wo leis ein Gewand rauschte. Honorine über das Geländer gesunken, das Gesicht in die Arme gebeugt. Ein Bild grenzenloser Verlassenheit. Sein ritterlicher Sinn wogte in ihm tiefstes Mitleid auf. Er ging zu ihr hinauf, legte den Arm um sie, wollte sie schützend an seine Brust holen. Aber sie hob den Kopf nicht, sie hing am Geländer fest. Scham und Verzweiflung, krankhafte Müdigkeit — ach Gott, wie konnte sie noch zu diesen Menschen hin — weiß er denn, was geschehen ist.

Da hatte er ihre Hände vom Geländer losgelöst und trug sie kurzerhand die Treppe hinauf in ein Zimmer hinein. Es war der saalartige Raum neben den Verwundeten. In ihren Augen noch die quälende Frage nach Emma hinüber.

Da sagte sie es zitternd heraus: „Weiß er's denn — weiß er's?"

Sie hörte seinen tiefen Atemzug: „Was soll er noch wissen?"

Da schlang sie in leidenschaftlichem Weinen ihre Arme um ihn. „Er ist verwundet" — Und in leisem hilfeflehenden Jammern: „Willi — Willi" . . ..

Er sah geradeaus nach Emma hin. Sein Gesicht wurde erdfahl. „Schwer?"

„Der Oberarm bös zerschossen. Sonst nichts Innerliches Sie fanden ihn ohne Bewußtsein auf einem Fort. Ich war schon bei ihm. Franz hatte von seiner Verwundung durch einen Offizier erfahren Ich wollte ihn hierherbringen lassen, aber er ist noch nicht transportfähig." Kam zu ihm, streichelte ihm übers Gesicht hin: „Keine Unruhe, Väterchen, die Verwundung mag schwer sein, aber nicht gefährlich. Er ist erschöpft, sehr erschöpft."

„Wir müssen vor Abend noch hin", sagte er nun wieder ruhig, die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. „Von Aachen bis hierher haben wir's in einer Stunde gemacht. Also können wir in zehn Minuten in Lüttich sein"

Er fühlte ein zitterndes Anklammern an seinen Arm. Des Mädchens Augen vertrauensvoll auf sich. Er wird sie mitnehmen, er wird's. Sie wird eine Welt zusammenschreien, wenn man sie nicht mitnimmt.

Emma nickte ihm schweigend zu. Es war nicht anders zu machen.

In schneller Fahrt durch die Greuel des rauchenden Schlachtfeldes. Die Sanitätskolonnen bei der Arbeit. Leichen, Massengräber, Pferde in Todeszuckungen, blutgetränkter Boden. Ganze Haufen weggeworfener Uniformen, Mäntel belgischer Infanteristen. Scheugewordene Pferde, die noch über das Schlachtfeld rasten. Verwundete, die sich über den Boden hinschleppten, die Arme reckten: „Nehmt mich mit" . . .

Emma mußte die Hände zusammenpressen, um nicht hinauszuspringen, zu helfen, zu retten. — Starrende



Mauern, rußiger, schwelender Rauch, der Boden aufgerissen von den Granaten, Grube an Grube, der Wind stäubt in die Asche. Pioniere arbeiten noch an der neugeschlagenen Brücke über Kähnen. Dumpf polternde Marschschritte der deutschen Regimenter darüber hin. In Lüttich die Straßen voll Militär. Sie fühlen sich schon heimisch, die Feldgrauen. Die Menschen noch verschüchtert in den Häusern. Am Dachfenster ein frisierter Mädchenkopf. Die Grauen winken zu ihm hinauf: „Nit verstecken, Madmusellche!" Am Rathaus ist die belgische Fahne niedergeholt. Die deutsche weht. An der Mauer noch die Bekanntmachung des Bürgermeisters aus den Belagerungstagen: „Bürger Lüttichs! Bewahret Ruhe. Die Forts unserer Festung werden standhalten, bis unsere Verbündeten anrücken."

In der Avenue d'Avroy fuhr ein Kraftwagen nach dem andern vor. Ein Leutnant ordnete an, daß dorthin der Autopark verlegt werde.

Emma sagte: „Wir werden hier also Pütz finden, wenn wir ihn nötig haben."

Sie wies nach einem Restaurant hinüber. Dort war das Ziel. Verwundete wurden auf Krankentragen hineingeschafft.

Emma fühlte, wie eine weiche, warme Last gegen sie sank, wie die Aufregung über den Mädchenkörper zitterte.

„Courage, Honorine", flüsterte sie. „Wenn Sie ihn aufregen, läßt der Arzt Sie nicht mehr zu ihm."

„Ich bin doch nicht erregt", sagte sie, und ihre Zähne gingen aufeinander. „Pas du tout, pas du tout."

Merkens half ihr aussteigen, nahm sie väterlich unter den Schultern, wie man ein Kind heraushebt.

Im Vorderzimmer des Restaurants einige Offiziere, auch Zivilisten. Lüttticher, von Neugier getrieben, und ein holländischer Berichterstatter.

Das Lokal ist teilweise als Lazarett eingerichtet. Bett an Bett sieht man die Verwundeten liegen.

Im Wirtzimmer speisen und trinken die Gäste, in den Hinterzimmern das leise Klagen der Verwundeten.

Merkens sprach mit dem Wirt wegen eines Unterkommens für die Damen. Der zuckte die Achsel. Kein Bett mehr frei in seinem Haus. Auch die Lebensmittel knapp. Seine Augen irrten am Boden, als er sich mit dem Allemand verständigte. Er lächelte zwar, er lächelte kulant, ein Lütticher ist wahrhaftig kein Flegel, der einem „die Füße auf die Platte legt" — aber im übrigen: Maudits prussiens!

Da trat Franz Borgers herzu. Gleich war er zugänglich, der Herr Wirt. Man will's wahrhaftig nicht mit den Grauen verderben, man geht ihnen weit aus dem Weg, respektvoll, sehr respektvoll. Mais certainement, Herr Leutnant, er wird den Damen das Zimmer seiner Frau zur Verfügung stellen.

„Dann komm," sagte Emma zum Papa, „ich führe dich zu ihm."

Gab Franz einen Wink, er möge bei Honorine bleiben, bis Willi vorbereitet sei.

Franz Borgers bot dem Mädchen seinen Arm, führte es die Treppe hinauf. Doch war ihr Gesicht starr zurückgewandt nach den beiden, die hinter der Tür im Erdgeschoß verschwanden. Jetzt waren sie bei ihm — jetzt sahen sie ihn zwischen Stöhnenden und Sterbenden — in dem eisernen Feldbett — den Willi — trotzdem ihr Willi. Mochten sie jetzt auch zuerst hineingehen und ihr Verwandtenrecht an seinem Bett fordern, es hatte ihn keiner so lieb wie sie, so unsagbar, unglücklich leidvoll im Haß ihn geliebt wie sie.

Jetzt möcht sie den Franz Borgers fragen, wie er aussieht, der Willi, ob sein Gesicht gelitten, ob er sehr, sehr krank und erschöpft ist — aber der Franz Borgers weiß es ja nicht, und wenn er's wüßte — nein, nein, nein, sie würde ihn nicht fragen, sie hat ja eine solch namenlose Angst . . .

Stumm sitzt sie und wartet.

Drunten war Emma in das Hinterzimmer eingetreten, grüßte im Vorbeigehen mit ein paar herzhaften Worten die dort Liegenden, trat in das zweite Zimmer ein; ihr Blick flog suchend die Bettreihe entlang.

Da langte ein Arm hoch, ein freudiger Blick. Emma drehte sich nach Merkens um, schob ihn vor, mußte ihn am Arm fassen. Wankte der Mann?

„Mein Junge" . . .

Die Hände der Männer krampften ineinander. Die Augen des Jungen strahlend wie ein überraschtes Kind zu dem Vater hinauf. Erwartungsvoll. Ein stilles Leuchten darin.

Emma trat hinter Merkens, klopfte ihm auf die Schulter: „Väterchen, du siehst das wohl nicht?"

Da fiel sein umflorter Blick auf das schwarze Band mit weißer Einfassung, das auf der Hemdbrust lag. Und da hing's — an dem schwarzen Band das Eiserne Kreuz . . .

Das Eiserne Kreuz! Merkens stand vor diesem Ereignis mit einer erschütternden Ehrfurcht. Der da nun vor ihm liegt, erschöpft und verwundet, erscheint ihm als ein anderer, nicht nur der Sohn, um den seine Sorge geht. Der ist jetzt einer aus der blutenden Legion des Kaisers! Das Haus Merkens legt seine zweite Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes. Und er beugt nicht das Haupt. Er hebt's.

Aber in den stahlharten Blick schleicht's doch — das schimmernde Naß. Es läßt sich nu mal nicht hinunterwürgen — läßt sich nicht. Er beugt sich zu dem Sohn hinab. Da sieht er's, was das stumme Gesicht erzählt. Das lebensprühende Jünglingsgesicht, über das in wenigen Tagen die männliche Reife schattete. Tiefe, ernstsinnende Augen. Augen, die in das Grauen der Schlacht geschaut. Er küßt diese Augen. Es ist ein Akt stummer Feierlichkeit.

Emmas Arm langte vor, strich sachte über den verbundenen Arm: „Wie steht's damit, Jungchen?"

Er versuchte der geschwächten heiseren Stimme Festigkeit zu geben: „Der Knochen ist durch", sagte er knapp.

Sie standen und horchten noch. Aber er sagte nichts weiter. Es war furchtbar, dieses Verhalten. Die Tragödie seines seelischen Leidens lag darin. Wenn der Arm steif blieb — ein Krüppel schon beim ersten Sieg — nicht mehr die Siegesbahn mitschreiten zu können — ein Daheimgebliebener, wenn draußen die eiserne Freude tobt — Herrgott, er wird ja eingehen wie ein lahmgeschossener Schlachtengaul.

Merkens brachte es beengt heraus: „Was sagt denn der Arzt? Glaubt er's wieder patent machen zu können?"

„Er hofft es." Sein Blick fiel auf das Eiserne Kreuz. Da war's, als sprühe wieder die trotzig herausfordernde Jugendfrische über sein Gesicht hin. Er wurde mitteilsam, er redete sich in stolzen Eifer: „Als ich erwachte, lag's da. Es ist Hauptmann von S. seins. Ich soll's behalten, bis meins eintrifft."



Jung Dieter.

Wir knieten an seines Vaters Grab —
Der Mond goß sein ganzes Verheißen herab.
Karfreitagstille wob geisternden Bann,
Und die Trennungstunde schlich leise heran.

Jung Dieter zählte kaum sechzehn Jahr,
Gold glänzte in seinem lichtbraunen Haar.
Jung Dieters Gebet ward zum heimlichen Schrei,
Sein brennendes Amen riß mitten entzwei.
Und voll Trotz und voll Qual packt er meine Hand:
„Fühlst du, was es heißt: ‚Fürs Vaterland?‘
Der Tod nur, Vater, macht deiner mich wert,
Drum gabst du zum Erbe mir dein Schwert.“
Seine Stimme ward tastende Zärtlichkeit:
„Dies Schwert hat mich zum Sieger geweiht.
Sein Spruch heißt: ‚Leb' und vergeude dich!‘“ —
Da kam's, daß mich heimlich ein Grauen beschlich,
Und ich bebte: „Leb' und vergeude dich“.

Doch Dieter im knabentollen Mut
Lachte: „Könige zahlen mit ihrem Blut!
Der feige Frieden zerfraß unser Mark,
Wir waren gut — nun sind wir nur stark!“
Zorn flammte in seinem Angesicht:
„Im Kampfe ist Gott — und unser Gericht —
Die blutige Heide das Paradies, [Spieß.
Und aus Kreuzen schmieden wir Schwert und
Wir liebten zu lang und im Übermaß,
Nun künden der Welt wir den heiligen Haß . .“

Doch ich starrte betäubt und herzenswund:
„Jung Dieter, spricht so ein Kindermund,
Mein kleiner Kamerad, mein Trautgeselle?“
Da trifft mich seiner Augen Helle —
So herzbetörend — so unschuldweich.
Und — „Den Kindern gehört das Himmelreich“,
So raunt's aus des Friedhofs gespenstischen Föhren,
Als wollt' es des Knaben Träume beschwören.
Der schluchzte: „Du hast mich nicht mehr lieb,
Weil ich zu keck und zu schlimm es dir trieb?
— ‚Wir werden siegen‘, heißt unser Gebot,
Du sag' es täglich dem starken Gott,
Und meinem Mütterchen sollst du sagen,
Wenn sie weint und dich immer nach mir wird
Ich komme heim mit dem Frühlingsblau, [fragen:
Wenn der Kuckuck ruft über Wald und Au,
Und ich will sie in meine Arme heben
Und die seligsten Namen ihr wieder geben
Und will sie betreuen auf Schritt und Tritt,
Und viel tausend Sterne bringe ich mit,
Und Märchen soll sie mir wieder erzählen,
Und ich darf das Allerschönste mir wählen,
Und ich sitz' ihr zu Füßen und schaue sie an,
Ihr Kind bin ich wieder — ihr Kind und ihr Mann,
Bin heimlich ihr Glück, ihre Ehre, ihr Ruhm —
Und wir wandern wieder nach Avalun!
Aus Karfreitagsopfern und blutendem Werden
Bau'n wir von neuem die Friedenserden.
Auf dem Haupt mir ruht ihre weiße Hand,
Und heim bin ich wieder im Mutterland.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Fern zog die Schlacht — still einsam ein Grab,
Der Mond goß sein ganzes Verheißen herab.
Er schleiert die Kränze — es blinkt an dem Stahl
Der Klinge leuchtend sein Geisterstrahl.
Zerbrochen das Schwert — doch im Zauberlicht
Glüht es: „Leb' und vergeude dich! . . .“
Es kreist das Wort — und es wächst mit der Nacht,
Und ein Stern hält die Allerseelenwacht . . .
Der Lenzsturm sang sein wildestes Lied:
„Jung Dieter, komm mit — Jung Dieter, komm mit!“

Marlene Marot.

Seine Augen blitzen zu Merkens hinauf: „Vater, die Freude! Und es geht vorwärts! Vorwärts!“ Die stürmische Wallung stieß ihm die Brust hoch.

„Still“, warnte Emma, trat neben ihn, legte ihm das Kissen zurecht. Und strich über seinen Kopf hin, ihre kühle, weiche Hand ließ sie auf seiner heißen Stirn ruhen. Und dann hörte er's dicht an seinem Ohr: „Hast du mich nichts zu fragen?“

Unruhig warf er den Kopf, seine Lippen preßten sich fest. Da hörte er das Flüstern wieder: „Sie ist hier.“

Wie eine Erstarrung kam's über ihn. Sie sah ihn an. In seinen tieflodernden Augen eine stumme, heftige Abwehr.

„Sie will dich sehen“, schlug noch das Flüstern in sein Gesicht.

Seine Hand, die auf der Decke lag, krümmte sich. Und diese grausam geballte Hand preßte er auf die stürmisch sehnende Brust. Er sah den Vater hinausgehen. Da zog er in heftiger Bewegung Emma zu sich herab: „Laß sie nicht kommen, Emma — sag ihr, daß ich damit abgeschlossen habe — an einen Krüppel soll sie sich nicht binden — braucht sie nicht — wir dürfen das nicht zugeben, Emma, weil ihr Herz jetzt weich ist — laß sie nicht kommen“ . . .

Und da sie bemerkte, daß sein Atem in stoßweises Ächzen überging, daß seine Augen sich erschreckt weiteten, drehte sie sich um. Und da glitt's an dem Bett nieder, das Weiche, Süße, traumhaft Frauliche, das wie der Duft ihres dunklen Haares in diese karbolgeschwängerte Luft des Leidens floß.

Ihre Arme reckten zu seinem Gesicht hinauf, ihre warmen kleinen Hände faßten dieses von den Schrecken und Heldentaten überschauerte Gesicht — und so sah sie ihn an in einem fast ehrwürdigen Schmerz, in einem wild herausgestoßenen Glückslachen: „Sie kommt aber! Und fragte nicht, ob sie darf.“ Wühlte ihr Gesicht an seine Brust, küßte das Kreuz, das kalte Eisen, den Lohn für die furchtbaren Wunden, die man ihrem Volk schlug. Was tut's, was kümmert es sie noch. Über den Haß einer ganzen Welt hinweg gehört sie ihm.

Da preßte sich sein Arm um sie, da setzte ein heißes,

inniges Flüstern ein von ihr zu ihm hinauf, von ihm zu ihr hinab. Da starb das Flüstern in dem Kuß, zu dem die sehnsüchtig zitternden Lippen sich fanden.

Draußen trat der Arzt zum Krankenbesuch an. Merkens sprach mit ihm. Emma kam und bat, ihren Schwager zum Schloß überführen zu dürfen. Aber der Arzt war dafür, ihn einige Tage ruhig hier zu lassen und dann direkt nach Aachen abzutransportieren. Bei der sorgsamen Ausheilung, die ihm dort zustatten komme, glaube er nicht, daß der Arm steif bleibe.

Merkens wollte inzwischen nach Aachen zurück. Emma sollte mit Honorine hierbleiben. Der Wirt wies auf die Unruhe in seinem Hotel hin, des Militärs wegen, riet den Damen, in einem der vielen Klöster Unterkommen zu suchen. Da Honorine Pensionärin bei den Kreuzschwestern in dem Vorort Quinte gewesen war, suchten sie das Mutterhaus auf. Auch dort Verwundete in allen Zimmern bis zum Dach hinauf.

Honorine fand noch eine Zelle mit blühweißem Rollvorhang statt der Tür leer. Emma ging zur Pflege Willis zurück. Merkens suchte im Autopark nach Püß, fand ihn aber nicht.

So richtete man sich denn für die Nacht im Hotel ein. Die Dämmerung schlich in die Straßen. Kein Licht blitzte auf. Der Wirt sagte, die Gasleitung sei zerstört. Es kam militärische Order, Lichter an die Fenster straßenwärts zu stellen. Da blitzten die Straßen entlang trübe Scheinchen hinter den Scheiben auf. Eine traurige Illumination. Totenlichter am Katafalk.

Leer, dunkel, verlassen die Straßen. Kein Zivilist mehr nach 7 Uhr draußen. Die Nacht sank. Durch die tote Stadt hallt der langsame klatschende Schritt der Wache.

Auch die beiden folgenden Tage war Püß noch nicht eingelaufen. Merkens tat Schritte beim Bahnhofskommandanten. Nirgends ein Fortkommen. Später sprengte ein Reiter vor, eleganter Reiteranzug — der Baron. Yvonne hatte ihn herbefohlen, sie sei in Unruhe um die Freunde. Er lud Merkens ein, mit ihm ins Schloß zurückzukehren, es ergebe sich dort öfters Gelegenheit zur Rückfahrt. Berichtete das große Ereignis: die Riesenkanonen angekommen, wurden über Nacht eingebaut. Am 13. August morgens 8 Uhr sollte der erste Schuß auf die Außenforts abgegeben werden. Aber was geschah? Man zog es vor, sich zu ergeben. Also die Brummer wieder ausgraben, und nun sind sie auf dem Weg nacht Lüttich.

„Die muß ich mir ansehen," sagte Merkens, „so lange bleibe ich."

„Bien, schließe mich an."

Er kam dann wieder auf das Schicksal des Notars zu sprechen. Er hatte die Flüchtlinge aus dem niedergebrannten Dorf aufgesucht und manche Anhaltspunkte zur Entlastung des Notars gefunden. Die wichtigsten Entlastungzeugen waren aber die Schriftstücke, die er in dem halb niedergebrannten Notarhaus aufgestöbert hatte.

„Diese Dokumente beweisen, daß er wie das belgische Volk nur Werkzeug war, nicht Werkführer. Vielleicht nur der Inspecteur aux revues in dieser nationalen Tragödie, wo die Masse in Szene trat und aus den Kulissen die Steine empfing, die sie zu schleudern hatte. Und sie schleuderten in einer aufgemachten Begeisterung, in einem Theaterrausch, der in Delirium der Volkswut ausartete."

In den Straßen wurde es lebendig. Ein Gedränge von Soldaten und Bürgern von Lüttich. Franz Borgers rief ins Zimmer: „Achtung! Die Kruppschen Brummer!"

Das war am Sonnabend um die fünfte Stunde des Nachmittags. Heranpolterten die mit Segeltuch überdeckten Ungetüme. Ein Feldbahngleis war mitten durch die Stadt gelegt. Franz rief von der Haustür her: „Werden über Nacht im Park eingebuddelt und dann bum! bum! auf die zwei Forts der Westseite. Das wird ein Knalleffekt!"

Montag in der Frühe stand er schon an Willis Bett. „Achtung, Junge. Es geht los. Um 7 Uhr soll der erste Schuß fallen."

Da fiel er. Ein Erdstoß, als stürze die ganze Stadt zusammen. Die Fenster zerplatzten wie Spinnweb. Im Restaurant sprang ein Stück von der Zimmerdecke ab. Und ein zischendes, heulendes Pfeifen durch die Luft. Anhaltend an die 15 Minuten lang. Aber schon nach zehn Minuten wieder ein Schuß. Die drei ersten zum Einschießen. Dann noch zwei, und das waren die gewaltigen Treffer. Für jedes Fort einer. Und jeder zermalmte das Gemäuer zu Schutt und Asche. Zu Mörtel und Geröll zerschlagen die anderthalb Meter dicke Erdschicht, die Betonschicht doppelten Umfangs. Hinabgeschleudert die gigantischen Felsblöcke. In die aufklaffenden Abgründe hinuntergestreut wie Kinderspielzeug. Und bergehoch jagte der Todesbogen der Geschosse.

Noch eine Stunde des Schreckens für Lüttich — dann war's geschehen. Und über dem Grauen ging die Sonne unter.

Die Woge des deutschen Heeres wälzte auf Brüssel zu. — — — Abtransport der Verwundeten nach Aachen. Merkens war schon voraus. Willi hatte bereits am Arm Honorines einen Ausgang durch die Stadt versucht. Die Heilung schritt über alle Maßen günstig voran. Man hatte dem Baron versprechen müssen, noch vor dem Abschied am Schloß vorzufahren. Als sie dort ankamen, hörten sie, daß der Baron in dringender Angelegenheit nach Aachen abgereist sei.

Emma nahm die Baroneß beiseite: „Die dringende Angelegenheit ist wohl die Geschichte mit dem Notar?"

Die Baroneß nickte geheimnisvoll, sagte auch geheimnisvoll, daß Madame d'Avinge eine Wallfahrt nach Lourdes versprochen habe.

Abtransport der Verwundeten nach Aachen. Die Reihe der Kraftwagen fährt vor. Zurück nach der deutschen Heimat. Los sausen sie. Die Hupen dröhnen, die Pfeifen schrillen, der silberne Dreiklang schmettert.

Willi auf dem Rücksitz neben Honorine. So sieht er Meile auf Meile die belgische Flur verschwinden. So auch sieht sie es.

O du belgisches Land, wie deine Wunden klaffen! Betört und verführt rennt ein heimatloses Volk dem Abgrund zu. Wann wirst du wissen, wie schmählich du betrogen warst, o du blühendes Land Belgien!

Und klirren und schmettern und wettern die Heerstraße herauf. Deutsche Regimenter, immer mehr, immer mehr. Die Legionen des Kaisers.

Ehre den Verwundeten! Damen mit Körben voll Blumen. Sie schmücken die Sieger. Sie schmücken die kranke, röchelnde Brust. Eine hehre Trauer.

Willkommen! Die deutsche Sonne grüßt.

Die eiserne Freude jubelt durchs Land.

Ende.

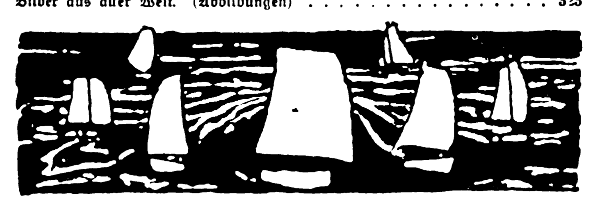
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 9. Berlin, den 27. Februar 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 9.



Die sieben Tage der Woche.

16. Februar.

Nach zweitägigem Kampf wird Kolomea von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen. Die Zerstörung der Pruthbrücke wurde verhindert.

Die deutsche Regierung übergibt dem Botschafter der Vereinigten Staaten ihre Erwiderung auf die amerikanische Note.

17. Februar.

Nördlich der Memel sind die deutschen Truppen dem überall geworfenen Gegner in Richtung Tauroggen über die Grenze gefolgt. — In dem Waldgebiet östlich Augustow finden an vielen Stellen noch Verfolgungskämpfe statt. — Die von Lomscha nach Kolno vorgegangene russische Kolonne ist geschlagen, 700 Gefangene, 6 Maschinengewehre fielen in unsere Hand. — Ebenso wurde eine feindliche Abteilung bei Grajewo auf Ossowetz zurückgeworfen. — In der gewonnenen Front Plock—Racionz (in Polen nördlich der Weichsel) scheinen sich hartnäckigere Kämpfe zu entwickeln.

Offenbar veranlaßt durch unsere großen Erfolge im Osten, wie der deutsche Generalstabsbericht mitteilt, unternahmen Franzosen und Engländer an verschiedenen Stellen der Westfront besonders hartnäckige Angriffe, die aber alle scheiterten.

Der französische Dampfer „Ville de Lille" und der englische Kohlendampfer „Dulwich" werden im Kanal von U-Booten versenkt.

Das Luftschiff L 3 muß bei Südsturm auf der Insel Fanö niedergehen. Das Luftschiff wurde zerstört, die Besatzung gerettet. Auch das Luftschiff L 4 ist bei Blaavandshuk in Dänemark gestrandet und nach See zu abgetrieben. Die Mannschaft wurde gerettet.

18. Februar.

Das bisherige Ergebnis der Kriegsbeute der Kämpfe an der ostpreußischen Grenze beträgt: 64 000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, 3 Lazarettzüge, Flugzeuge, 150 gefüllte Munitionswagen, Scheinwerfer und unzählige beladene und bespannte Fahrzeuge.

19. Februar.

Tauroggen wird von den deutschen Truppen genommen. Die Verfolgungskämpfe nordwestlich Grodno und nördlich Suchawola stehen vor ihrem Abschluß.

Nördlich Nadworna und Kolomea wiesen die österreichisch-ungarischen Truppen Vorstöße der Russen unter großen Verlusten des Gegners zurück. Die Kämpfe nehmen an Heftigkeit zu.

Eine feindliche Flotte, bestehend aus vier englischen und vier französischen Schiffen, beschießt aus einer Entfernung von 16 Kilometer die Dardanellenforts. Das Feuer der osmanischen Artillerie bringt dem Admiralschiff eine schwere Havarie bei.

20. Februar.

Aus Stockholm wird gemeldet, daß ein englischer Militärtransport von 2000 Mann im Kanal versenkt worden sei.

Der Dampfer „Cambank", der sich auf der Fahrt von Cardiff nach Liverpool befand, wird auf der Höhe der Insel Anglesea von einem deutschen Unterseebot torpediert.

In Südostgalizien können die Russen ihre starken Stellungen nördlich Nadworna nicht behaupten. Dem letzten entscheidenden Angriff ausweichend, zogen sie in der Richtung Stanislau ab.

Der Erzbischof von Posen und Gnesen Dr. Likowski ist gestorben.

21. Februar.

Im Osten nehmen nördlich Ossowetz, südöstlich Kolno und auf der Front zwischen Prasnysz und Weichsel (östlich Plock) die Kämpfe ihren Fortgang.

22. Februar.

Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt auf 7 Generale, über 100 000 Mann, über 150 Geschütze und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art, einschließlich Maschinengewehre. Die zehnte russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden.

In den Karpathen und südlich des Dnjestr entwickeln sich stärkere Kämpfe. Stanislau wird von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückerobert.

✠✠✠

Vom Sterben und Wiedererstehen des Antwerpener Hafens.

Von Walter Bloem. — Mit 6 Aufn. von Wiese.

Ich habe in diesen vergangenen sieben Monaten mehr Ungeheures gesehen und erlebt, als sich in einem Menschenalter begreifen und verarbeiten läßt. Ich sah friedfertige Dörfer wie Zunder gen Himmel flammen, sah einstmals blühende Städte von der Glut zerwühlt, von Granaten durchsiebt, sah die jahrhundertalte Herrlichkeit gotischer Dome von gräßlichen Wunden zerfetzt — ich sah Freunde und Kameraden, mit denen ich vor zwei Minuten noch gescherzt und mitten im Kugelschauer aus dem Feldbecher den Erquickungstrunk geleert, plötzlich wie nasse Lappen in sich zusammensinken, sah ihr junges, heißes Blut über ihre jählings gelb gewordenen Gesichter rinnen . . . und in der Abendstunde, als das feindliche Artilleriefeuer endlich verstummt war, sah ich ihnen das Grab schaufeln. Und dann leuchteten wir mit den Taschenlaternen ein letztes Licht in das dunkle Loch hinunter, in das wir ihre starren Glieder versenkt hatten, warfen die letzte Scholle hinter ihnen drein. Aber es ist, als ob die grauenvolle Umwälzung, die uns und die ganze Welt durcheinanderrüttelt, immer noch neue schaurige Überraschungen für Augen, Nerven und Herz in Bereitschaft hielte. Ich habe den Hafen von Antwerpen gesehen.

Vor zehn Jahren durchkreuzte ich ihn zum letztenmal auf einem Boot der Fremdenrundfahrt. Frischer Oktoberwind kräuselte die brackige Hafenflut, die Dampfer-

sirenen heulten Aus- und Einfahrtglück, kreischend schwangen sich die Gigantenarme der Lastkrane und hoben Ballen um Ballen vom Schiff zum Kai, vom Kai zum Schiff. Auf den endlosen Gestaden wimmelten die schmutzstarrenden Gestalten der Stauer und Schaffer mit ihrem malerischen Kopftuch, Fleisch und Bein gewordene Meuniers. Und in den Hafenkneipen schrillte das Grammophon, johlten frech geschminkte Schifferdirnchen. Das Ganze ein Urbild höchsten unbändigen Lebens, fiebernder Arbeit, aufgespeicherter, in ungeheuren Entladungen jauchzender Kraft. Und heute?!

Die Lustjacht eines belgischen Großen trägt eine Gruppe von Offizieren über die leblos schlummernde Fläche der weitgedehnten Bassins. Irgendwo in einem Nebenarm der Schelde haben unsere Blaujacken das schmucke Fahrzeug aufgestöbert in seinem Versteck, in das der flüchtende Besitzer es vor Beginn der Einschließung verstaut hatte. Die deutsche Hafenkommandantur hat es als Dienstschiff beschlagnahmt, und am Bug und auf den Rettungsgürteln prangt nun stolz der neue deutsche Name „Scheldewacht“. Der Hafenkommandant von Antwerpen und Kommandeur der Scheldebefestigungen, Konteradmiral Louran, sein Adjutant Hauptmann Ringe und Hauptmann Louran geben mir das Geleit. Aus dem Hafen geht's durch eine der wieder geöffneten Schleusen in die offene Schelde hinaus. Helles Wintermorgengold liegt auf dem zackigen Schattenriß der Stadt und umrandet die bizarre Zierlichkeit des spätgotischen Turmhelms der Kathedrale, auf deren Kreuzblume, vom Seewind gebläht, die schwarzweißrote Fahne flattert — ein weithin sichtbares Zeichen deutscher Herrschaft, zu dem alltäglich die Besatzung Antwerpens und die hier verbliebenen Deutschen mit Stolz emporblicken. Und die gleichen Farben weist auch die viergeteilte Kriegsflagge der Marine auf, mit der das pompöse Gebäude des Lotsenhauses, der „Pilotage“, sich hat schmücken lassen müssen. Die Kaiserlich Deutsche Hafenkommandantur hat da drinnen ihren Amtsitz aufgeschlagen.

Stromabwärts flitzt die muntere „Scheldewacht“, von stählender Seebrise umschauert. Wie ein toter Walfisch liegt vor uns, mitten in der Stromrinne, doch zum Glück längs ihres Laufes, der Fabelleib eines umgekippten Schiffes im Ebbeschlick. Es ist der „Gneisenau“ des Norddeutschen Lloyd. Ein trostlos wüstes Schauspiel: diesen Inbegriff menschlicher Denkkraft und technischer Vollendung dort wie eine ersoffene Katze im nassen Kot vermodern sehen zu müssen! Warum man ihn nicht hebt?! Er muß doch auch so noch immer ein paar Milliönchen wert sein?! Eine Herkulestat, zu der vor allem riesige Hebekrallen erforderlich wären, deren Heranschaffung, müßte sie auf der Achse geschehen, gar zu kostspielig werden würde. Auf dem Wasserweg aber läßt das neutrale Holland sie nicht durch, denn der „Gneisenau“ ist von Feindeshand zur Sperrung des Fahrwassers versenkt worden, und indirekte Hilfeleistung könnte gegen die Neutralität verstoßen. . . Armes Schiff — was hilft es dir, daß du den Namen des Förderers der allgemeinen Wehrpflicht trägst — du selbst bist wehrlos und wirst es bleiben, bis wieder Friede wird im Land. Dann wirst auch du erlöst aus deiner Versunkenheit.

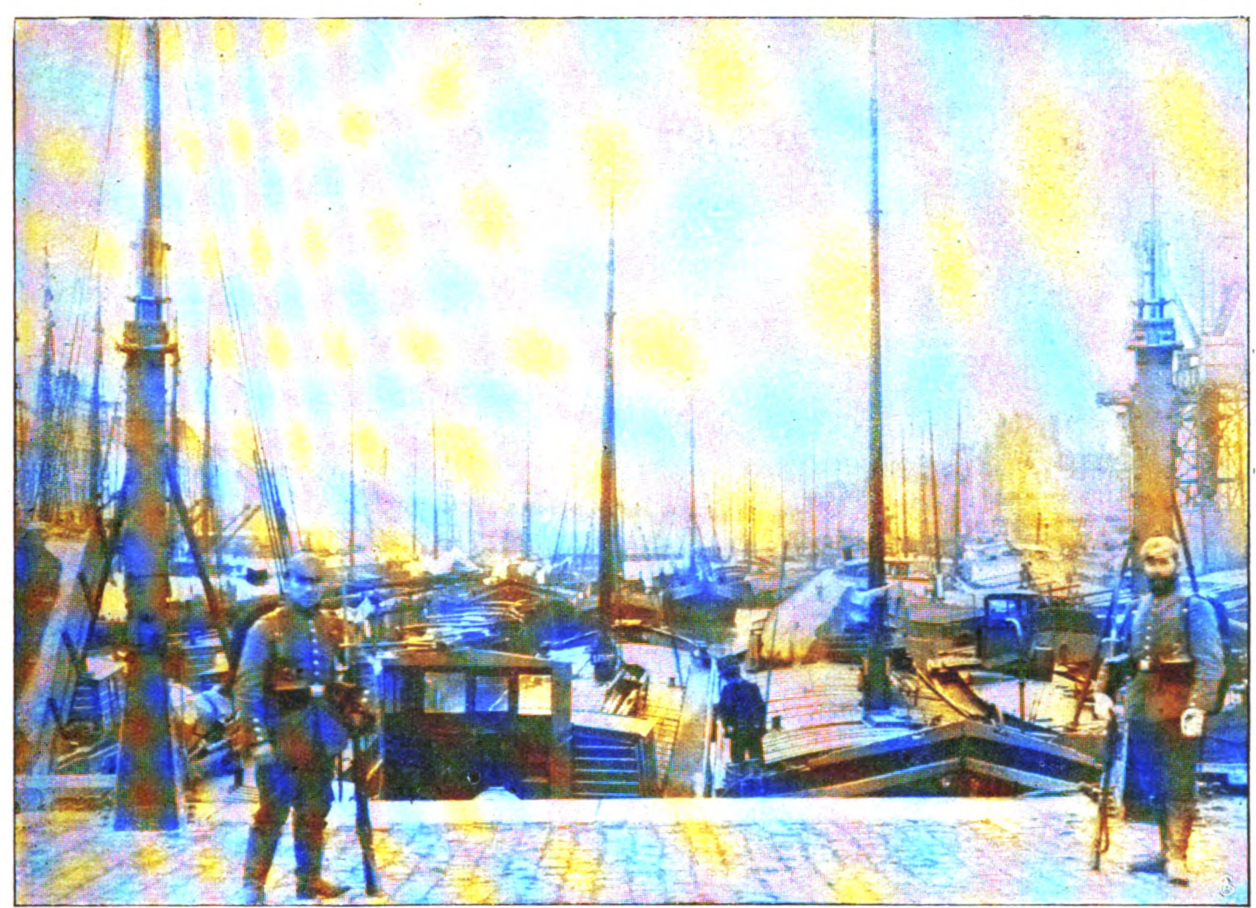
Nun durchquert unsere Jacht die Uferwellen und stoppt neben der ungefügen Balkentreppe, die zum Fort Ste.-Marie hinanführt. Hier empfängt uns der Kommandant des Forts, Oberleutnant Imhof. Nach kurzem Klettern über die kotigen Wälle kreuzen wir auf klobigem, am Draht gezogenem Fährkahn das gelbe Grubenwasser und klimmen eine glitschrige Treppe zur Hauptumwallung empor. Vor uns liegt nun das Innere des Forts, die spiegelnde Wasserfläche des zackigen Grundwassersees, der sein Inneres erfüllt, und aus dem der hingebungsvolle Tauchereifer unserer Blauen alle die Kanönchen wieder herausgeholt hat.

Unter einer niedrigen, flachgewölbten Panzerdecke steht frisch montiert die wieder bereitgestellte kolossale Batterie, und deutsche Seewehrmatrosen manövrieren auf den Befehl des Kommandanten gewandt und blitzgeschwind an den belgischen Geschützen. Scheldeabwärts starren die offenen Mäuler der stählernen Giganten...

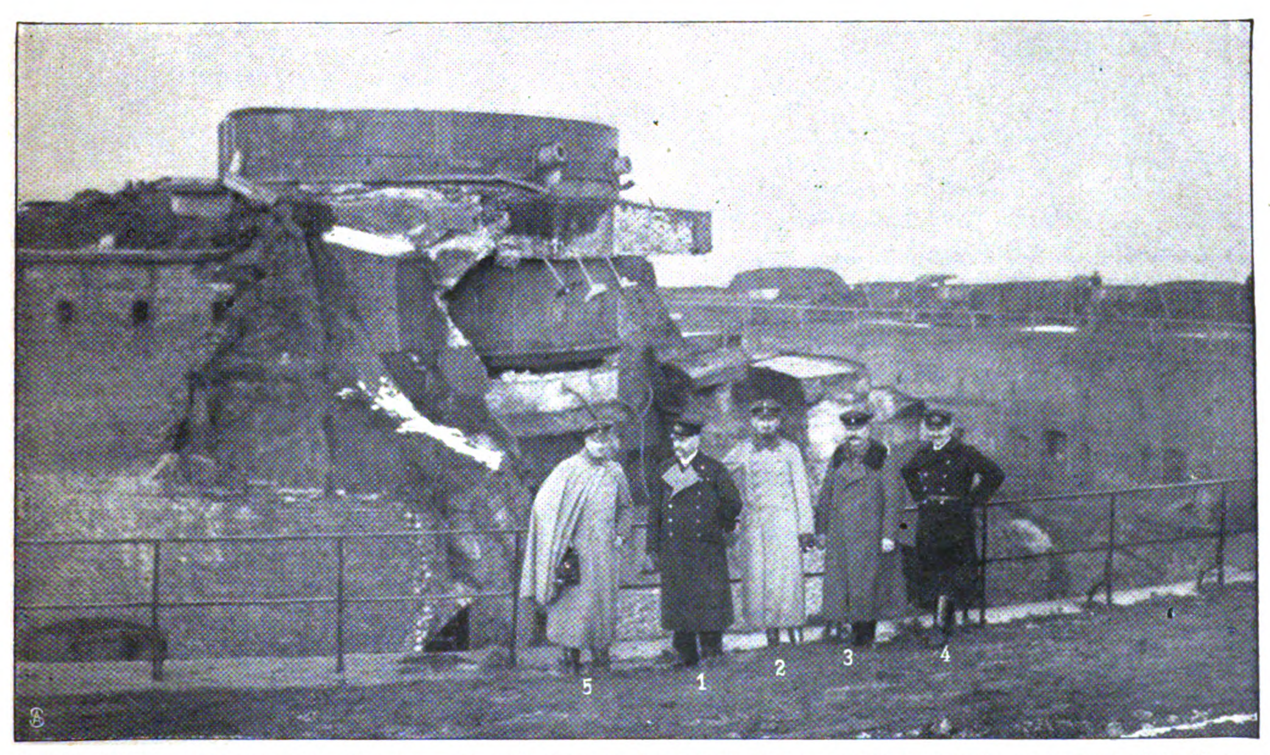
Nun geht's zum Fort St.-Philippe hinüber; meine Begleiter nennen es „das Gasometerfort“. Die drei riesigen schwarzen Zylinder der Panzertürme gucken scharfkantig und mit lästerlicher Neugier über die schützenden Umwallungen hervor. Freilich, als wir näher herzutreten, stellt sich heraus, daß der am meisten nordöstlich gelegene seiner Hülle durch Sprengung vollkommen beraubt ist. Schaurig klaffen die geborstenen Mauern der Betonbettung, und das Innere des Turms ist freigelegt. Auch die beiden anderen, so berichten meine Führer, sind innen völlig zerstört und unzugänglich. Aber um die Einrichtung dieser Anlage ist es nicht schade, die ist nicht mehr zeitgemäß. An der gefährdeten Front ist hinter sicherer Eindeckung eine Batterie aufgestellt, und unsere Blaujacken sind eifrig beschäftigt, sie zu schniegeln und zu striegeln, als gälte es, eine nahe Besichtigung vorzubereiten.

Auf der Höhe des Forts aber zackt sich ein schwarzweißrot gestrichenes Schilderhaus in die blaue Morgenluft, und neben ihm harrt in behäbiger Gelassenheit, den Tschako mit dem großen silbernen Kreuz, der bereits 1870 mitgemacht hat, verwogen auf den kantigen Schädel gestülpt, ein pommerscher Landsturmmann als Posten, das Gewehr am Riemen über der Schulter. Unbeweglich steht er, vom Seewind umbraust, als wollte er sagen: den will ich erst sehen, der uns beide hier wieder herunterbringt, meinen schwarzweißroten Kasten da und mich!

Mit vollem Dampf zischt unsere Lustjacht wieder stromauf. Der „Gneisenau“ bleibt nun zur Rechten und kehrt uns im Vorbeiflitzen den nun von der weichenden Welle bis über den Kiel freigelegten wölbigen Bauch zu. Zur Linken dehnen sich die Hafenanlagen, deren Schleusen geöffnet sind, willig, die Aus- und Einfahrt zu gestatten. Und richtig: ein langer Schleppzug schwer geladener Leichter keucht neben uns den Strom hinauf und strebt dem Hafen zu. Nun geht's an der Reede vorüber, an den grotesken langarmigen Gestalten der elektrischen Schiebekrane vorbei. Die Pilotage zackt ihr unruhiges Profil wider den goldigen Südhimmel. In jahrhundertalter Massigkeit lagert sich der Steen in den Linienwirrwarr hinein, mit dem die moderne Technik ihn umkritzelt hat. Hüben und drüben starren inmitten der unversehrten Baulichkeiten ein paar rauchgeschwärzte Brandruinen, Zeugen vergangener grimmiger Kämpfe. . . Und endlich geht's an der jüngsten Anlage der Kaimauern entlang, auf denen unzählige hydraulische Krane feiern. Ihre drei äußersten sind durch das Bombardement, das sich hier um den Übergang entsponnen haben muß, auf die Seite gelegt. Auch einige Häuser und Fabriken sind den Flammen zum Opfer gefallen, und zahllose Schiffstrümmer am Ufer erinnern an vergangene Schreckens-



Blick in den Hafen von Antwerpen.



1. Admiral Louran, Hafenkommandant. 2. Hauptmann Ringe, sein Adjutant. 3. Hauptmann Louran. 4. Oberleutnant Imhof. 5. Hauptmann Walter Bloem.

Auf dem Fort St.-Philippe: Vor dem durch die Engländer gesprengten Panzerturm.

tage. Doch das ist nur die Vergangenheit — die Gegenwart und Zukunft gehören dem lebhaften Verkehr, der sich über „unsere“ Brücke hinüber und herüber ergießt.

Ja, diese Brücke! Sie ist ein Meisterstück der bayrischen Landsturmpioniere. Ist es nicht erstaunlich, daß wir unter unsern Landsturmtruppen soviel unversiegliche Arbeitskraft, soviel technisches Können und entschlossenes Wollen ins Feld stellen konnten, wie es sich in diesem handfesten Stück Arbeit offenbart? In gelassener Behäbigkeit auf ein Dutzend mächtiger Pontonkähne hingelagert, ruht die Brücke in der gekräuselten Flut.

In höchst behaglicher Stimmung, lustig plaudernd und immer wieder uns photographierend und photographieren lassend, fegen wir nun wieder stromab und landen bald unfern der Pilotage.

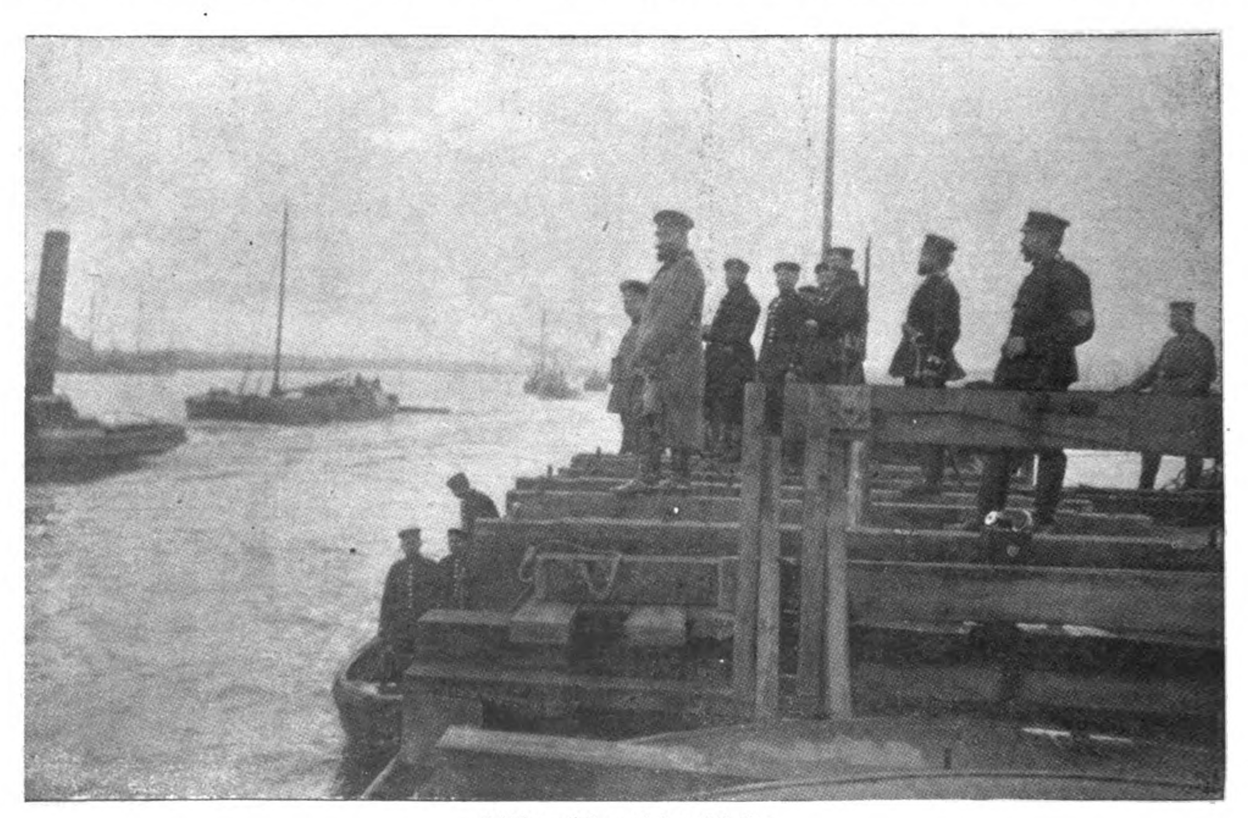
Die Weiterfahrt bringt mich unter Führung des von der Hafenkommandantur ehrenamtlich eingesetzten Hafeninspektors Reichow in die Hafenbassins. Sie kannte ich ja von alten Vergnügungsreisen her in ihrer Friedensverfassung. Doch inzwischen sind sie noch bedeutend vergrößert worden. Nördlich des Lefèvre-Docks ist noch eine kolossale Anlage etwa in Gestalt eines lateinischen F hinzugekommen, und schon auf der Pilotage hatten die Herren mir die Pläne eines großgedachten Erweiterungsbaues gezeigt. Er bezweckte nichts Geringeres als dies: den mächtigen Bogen, in dem die Schelde sich unmittelbar nach ihrem Austritt aus dem Stadtgebiet scharf westlich einknickt, um dann nach Norden wieder umzubiegen und endlich zum zweitenmal die ostwestliche Richtung einzuschlagen — diesen Umweg zu ersparen und dem Fluß ein neues Bett zu graben, das diese Knickung vermeidet, und ihn aus der südnördlichen Richtung, die er bis zum Eintritt in den Stadtbereich innehält, in sanft geschwungenem Bogen in die Richtung gen Westen überzuleiten.

All dies kühne Planen hat nun der Krieg jählings unterbrochen. Wann wird seine Verwirklichung wieder aufgenommen werden — und von wem —?!

Der Anblick dieses Welthafens im Todesschlummer ist erschütternd. Einst ein ungeheures Zentrum des brennendsten Verkehrs, nun eine Leichenstätte, deren Ränder mit den Mumien entseelter Ozeanriesen eingesäumt sind. Äußerlich allerdings scheinen die verwüsteten Schiffe völlig unversehrt, und hier und da umwimmelt sie sogar ein pygmäenhaftes Leben: es gilt, ihre stählernen Flanken von dem gefährlichen Kohlenballast zu befreien, der die Reste ihres Wertes mit heimtückischen Bunkerbränden bedroht. Im übrigen aber sind sie nur noch von spärlicher Wachmannschaft bevölkert, die hier zu einem entnervenden Dasein der Tatenlosigkeit verurteilt ist.

Mit sachtem Schraubenschnurren gleiten wir auf dem winzigen Bötchen durch die unübersehbaren Labyrinthe der Docks. Grau verhangen jetzt der Winterhimmel, die Kais verödet, die Riesenarme der Krane, die sich sonst in munterem Kreischen phantastisch durcheinanderdrehten, erstarrt. Die schüchternen Spuren des neuen Lebens, das der wiedererwachende Flußverkehr in die Todestragik dieser versunkenen Welt hineinzutragen sich bemüht, verschwinden fast unter der alles verhüllenden Decke dieser grauenvollen Leichenstarre.

Mit atembeklemmendem Entsetzen lähmt dieser Anblick, lähmt der Schauder vor der lebenverneinenden Vernichtungsmacht des Kriegs den Geist. Aber zugleich wächst ins Grenzenlose die Bewunderung für den zähen Trotz jener befehlsgewohnten zukunftsgläubigen Männer, die inmitten all dieses Versinkens unablässig am Werke sind, zu retten, was zu retten ist, freie Bahn offenzuhal-



Schiffsverkehr auf der Schelde.





Brandstätte an der Place Verte.

ten jener erträumten und ersehnten Zukunft, da unter dem schwarzweißroten Panier das Leben wieder einziehen wird aus allen Fernen der Ozeane — sich hineinziehen in die gesäuberte, treulich verwahrte Heimstatt, aus der die Kriegsgeißel es hinausgestäupt.

Und was diese Männer mir erzählten, das verbindet sich immer inniger mit den Eindrücken und Anschauungen, die diese beneidenswerte Fahrt mir vermittelte — formt sich allgemach zum Bild eines ungeheuren weltgeschichtlichen Geschehens, das ich, sein erster Chronist, nun in eine flüchtige Skizze zusammenfassen will.

Die belgische Armee war bei Löwen geschlagen und zog sich nach Antwerpen zurück. Hof und Regierung hatten sich aus der vom Feindeseinbruch bedrohten Landeshauptstadt hinter die schützenden Forts der riesigen Feste geborgen. Der König residierte in seinem Palast am Meir, die Regierung im Rathaus der Stadt. In Ostende landeten englische Nachschübe fast völlig unausgebildeter Marinetruppen und fluteten nach Antwerpen hinein. Als die aber ankamen, fanden sie die belgische Armee schon im Begriff, die Festung zu räumen und auf das linke Scheldeufer zu flüchten, um sich dem neutralen Nachbarland zur Entwaffnung und zum Schutz anzuvertrauen. Was nun zwischen Engländern und Belgiern vorgegangen sein mag — wir können es heute nur vermuten. Aber es wird wohl so gewesen sein, daß die Belgier zum Ertragen der Belagerung gezwungen worden sind. Und nun begann die Beschießung der Außenforts durch unsere 42-Zentimeter-Geschütze und die Mörser der Österreicher, begann der Sturm auf die Nethelinie, folgten die grausigen Tage und Nächte des Bombardements der Stadt. Erde und Himmel spien Feuer gegen die alte Handelsmetropole. Den schlimmsten Schaden taten aber noch nicht einmal die Bomben der Belagerungsgeschütze, sondern die Brandgranaten, die der Zeppelin auf die dichtgedrängten Häusermassen herniederschleuderte. Sie weckten auch die Brunst, die das mächtige Loch in die alten Gassen um die Place Verte fraß. In kopfloser Furcht rettete sich ein Teil des belgischen Heers über die rasch geschlagene Scheldebrücke nach der Vorstadt Zwyndrecht hinüber, und während die englischen Truppen und ein anderer Teil des belgischen Heers nach der Küste zu entkamen, rückten am 9. Oktober die deutschen Truppen in die verödete Stadt. Am Scheldeufer gab's noch ein Gefecht. Die flüchtende Armee hatte die Brücke, die ihr den Rückzug ermöglicht hatte, mit Petroleum begossen, in Brand gesteckt und gesprengt. Flammende Trümmer trieben im Scheldebecken, und über ihre Glut hinüber und herüber krachten die Granaten, hüben und drüben loderten Flammen auf. Jenseit fiel ihnen das prächtige Gebäude des „Royal Yacht-Club" zum Opfer und ein paar ringsum gelegene Fabrikgebäude.

Die Stadt war menschenleer. Verhungerte Hunde, verwilderte Katzen irrten einzig in den Straßen umher. Alle deutschen Wirtschaften hatte die Wut des Pöbels in Trümmer geschlagen und beraubt, namentlich im Hafengebiet.

Unmittelbar hinter den siegreichen Truppen folgte beschwingten Fußes die deutsche Verwaltung und richtete sich in den verlassenen Dienstgebäuden ein. Die Hafenbezirke boten ein Bild fürchterlichster Verheerung. Die neunundzwanzig gewaltigen Ozeandampfer, die an den Docks lagen, waren von den Engländern in sinnloser Zerstörungswut nach Kräften verwüstet worden. Zwar die Kessel hatten den Zertrümmerungsversuchen Wider-

stand geleistet, die Zylinder der Maschinen aber waren mit Dynamitpatronen gesprengt worden, alles völlig ausgeraubt, die Salons und Kammern geplündert, die Funkspruchеinrichtungen zerfetzt, sämtliche Innenräume in wüster Weise zertrümmert und zerhackt, die Rettungsboote in Stücke geschlagen. Die Schleusenanlagen, die den Verkehr zwischen Schelde und Hafenbassins vermitteln, waren unpassierbar gemacht durch Leichterschiffe, die man dort mitsamt ihrer Ladung angebohrt und versenkt hatte, meist gar zu zweien übereinander, so daß der Verkehr zwischen Fluß und Hafen völlig unterbunden war. Die elektrischen Anlagen, die zum Betrieb der Schleuseneinrichtungen dienten, waren zerstört. Zwölfhundert Automobile, die am Kai und in benachbarten Garagen lagerten, waren völlig vernichtet worden. Schon beim Anrücken hatten die deutschen Truppen an dem Qualm der zum Himmel sich auftürmenden, von rußigem Rot durchloderten Wolkenmassen erkannt, daß die Petroleumtanks brannten. Im ganzen sind etwa zwei Drittel der vorhandenen Erdölbehälter in Flammen aufgegangen.

Besonders schwer machte sich die Zerstörung der Wasserleitung fühlbar, die allerdings nicht dem Vandalismus der Engländer, sondern dem wirksamen Niedersturz der Zeppelinbomben zu verdanken gewesen ist. Diese hatten die Reservoiranlage in Waelhem getroffen und beschädigt. Endlich mußten die Deutschen die Entdeckung machen, daß der Dampfer „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd, den die Belgier ursprünglich als Lazarettschiff verwandt hatten, nach einer brutalen und sinnlosen Zerstörung des Innern unter eigenem Dampf aus dem Hafen heraus in die Fahrrinne der Schelde gefahren worden war. Dort hatte man die Seitenfenster und die Seeventile für die Ballasttanks geöffnet, so daß das Schiff voll Wasser gelaufen war. Infolgedessen war der mächtige Schiffsrumpf zunächst quer zur Flußrichtung gesunken und hatte die Fahrrinne versperrt. Später allerdings hatte die Strömung glücklicherweise den auf dem Grund lagernden Schiffskörper herumgeworfen, so daß er jetzt in der Längsrichtung des Fahrwassers liegt und die Durchfahrt auf beiden Seiten gestattet. Dabei hat sich das Schiff ganz auf Steuerbordseite gelegt, die Masten liegen auch im Schlickwasser und verbreitern das Hindernis. Bei Flut reicht die Bordwand kaum zweiundeinhalben Meter hoch über die Wasserfläche hervor, bei Niedrigwasser etwa zur Hälfte.

In diesem schaudervollen Zustand von Verwüstung und Blockierung haben die deutschen Behörden die Hafenanlagen in ihre Pflege genommen. Sofort setzte nun die zielbewußte Organisations- und Wiederaufbautätigkeit unserer Verwaltung ein. Vom 10. bis etwa 20. Oktober hatte die Marinedivision unter Admiral von Schroeder Antwerpen besetzt. Nach ihrem Abzug erhielt die deutsche Verwaltung ihre endgültige Organisation. Das Festungsgouvernement unter Befehl des Generals der Infanterie von Huene nahm das Stadtgebiet bis zum äußersten Festungsgürtel in seine Obhut. Unter seiner Oberleitung bildete sich die Hafenkommandantur (Admiral Louran) und die Stadtkommandantur (Generalmajor von Bodenhausen). Ferner ließen sich in der Stadt das Militärgouvernement für die Provinz Antwerpen (Generalleutnant von Weller) und die Zivilverwaltung (Senator Strandes-Hamburg) nieder.

Die erste Arbeit, die in Angriff genommen werden sollte, war die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse im Hafen. Aus den versenkten Leichtern wurde die Ladung geborgen, die hauptsächlich aus Kohlen, Getreide, Erzen und Zement bestand. Dann galt es, die Rümpfe der stattlichen Schiffe selber zu heben. In diese Arbeit teilten sich eine deutsche Firma und die Antwerpener Stadtverwaltung, die ihrerseits einen belgischen Unternehmer beauftragte. Durch diese Arbeit allein ist ein großer Kostenaufwand entstanden. Auf die Säuberung der Royer-Schleuse entfielen 90 000 Mark. Diese Kosten mußte auf Befehl des Gouverneurs die Stadtverwaltung tragen, weil die Hafenanlagen städtisches Eigentum sind. Übrigens erkennen meine Führer an, daß die Stadtverwaltung den deutschen Behörden sehr verständig entgegengekommen ist und die Aufräumungsarbeiten in zweckmäßigster Weise durchgeführt und gefördert hat.

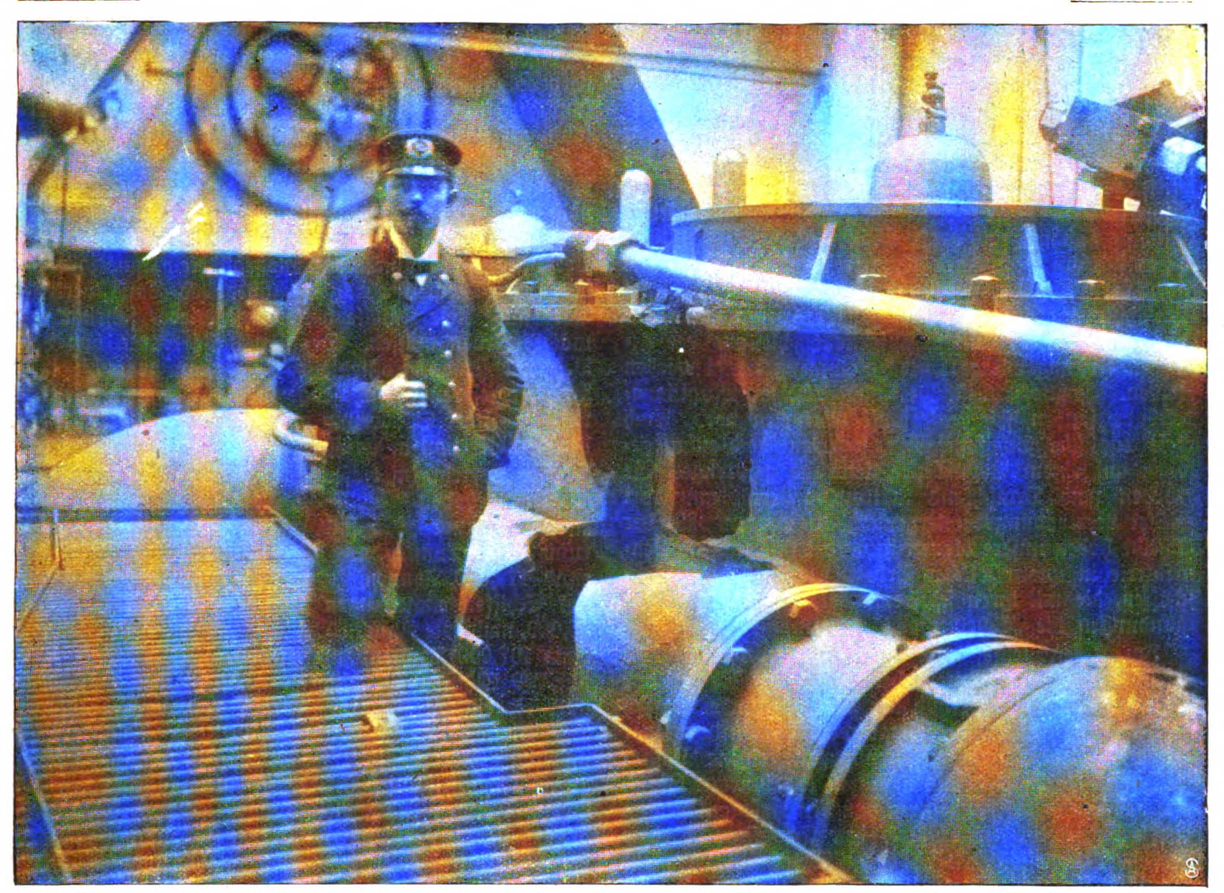
Alsdann galt es, das Scheldebett zu säubern. Die Trümmer der Schiffe, die dort von der Sprengung und Verbrennung der Rückzugsbrücke her auf dem Grund lagerten, wurden teils gesprengt, teils auf das jenseitige Scheldeufer abgeschleppt.

An die Tätigkeit der Reinigung schloß sich die Wiederaufrichtung der Schiffahrt an, soweit dies unter den herrschenden militärischen und politischen Verhältnissen irgend möglich war. Der Bestand der vorhandenen Fahrzeuge und ihrer Ladungen wurde aufgenommen und über die Verwertung und den Abtransport der letzteren verfügt. Nach dem jenseitigen Ufer wurde unter großen Schwierigkeiten mit zusammengesuchtem Material und unter einer Besatzung von deutschen Matrosen ein Fährbetrieb eingerichtet, der zunächst längere Zeit die einzige Verbindung mit dem gegenüberliegenden Ufer bildete. Er wurde in riesigem Umfang in Anspruch genommen, namentlich auch, um die Zehntausende von Flüchtlingen in die Stadt zurückzubefördern, die nach Überwindung der ersten Panik zu Fuß und zu Wagen von Holland her zur Stadt zurückfluteten. Truppen und Geschütze, Material und Munition waren nach dem jenseitigen Ufer hinüberzuführen. Das alles hatten die zwei Fähren zu besorgen, die man zum Pendelbetrieb auf der Schelde improvisiert hatte.

Aber diese Verbindung erwies sich bald als unzulänglich, und so entschloß man sich deutscherseits, eine dauernde Verkehrsmöglichkeit nach drüben zu schaffen. Oberhalb der Stadt schlug eine bayrische Landsturmpionierkompagnie jene Schiffbrücke. Ihre Fahrbahn weist eine Breite von fünf Meter auf. Auf beiden Seiten ziehen sich Laufstege für den Fußverkehr und in der Mitte eine Fahrstraße hin, auf der auch schwere Geschütze transportiert werden können. Allerdings, ein Sichbegegnen zweier Wagen ist nicht angängig. Diese Brücke darf als ein wahres Meisterstück deutscher Tatkraft und hingebungsvollen Fleißes bezeichnet werden. Ihre Erbauung war um so schwieriger, als der Wasserstand der Schelde von Ebbe zu Flut um fünf Meter verschieden ist. Diesem Wechsel ihrer Grundlage mußte die Brücke sich anzuschmiegen geeignet sein. Dazu galt es, zwei Joche zum Aus- und Einfahren einzurichten als Durchlaß für den lebhaften Schiffsverkehr von Antwerpen nach oberhalb, der alsbald wieder einsetzte.

Die Forts, die an der Schelde lagen, wurden wie die gesamten Scheldebefestigungen dem Befehlsbereich der Hafenkommandantur unterstellt. Auch die Forts hatten sich in einem Zustand arger Verheerung vorgefunden. In Ste.-Marie war die Haubitzbatterie gesprengt, glücklicherweise aber nicht die mächtige Panzer-





Beschädigung des Zylinders eines im Antwerpener Hafen lagernden deutschen Dampfers durch englische Sprengpatronen.



Wrack des von den Engländern vor der deutschen Eroberung Antwerpens versenkten „Gneisenau“.



batterie. Hier war man bei der Eile des Rückzugs nicht mehr dazu gekommen, Sprengungen und Vernichtung vorzunehmen, sondern hatte sich darauf beschränkt, die Geschütze durch Entfernen wichtiger Teile außer Gefechtsbereitschaft zu setzen. Die entfernten Stücke fanden sich zum Teil in dem Grundwasserteich wieder, der die Mitte des Forts ausfüllt, und den umschließenden Wassergräben. Dort entdeckte man auch noch eine Menge kleinerer Geschütze und große Massen schwerer Munition. Da es sich um Kruppsches Material handelte, so konnten die nicht auffindbaren Teile nachgeliefert werden. Fort St.-Philippe allerdings war gänzlich gesprengt. Hier wurde eine neue Batterie aufgestellt, die aus der gesamten Festungsanlage hatte zusammengebracht werden können. Zahllose Geschütze und riesige Munitionsbestände fanden sich auch sonst allerorten vor. Auch viele englische Schiffsgeschütze lagerten noch unausgeladen auf einem Bahnkörper, teilweise gesprengt. Sie wurden nach Deutschland abtransportiert, um dort wieder verwendungsbereit gemacht zu werden. An der Schelde haben unsere blauen Jungen von der Matrosenartillerie in unermüdlicher Arbeit neue Anlagen geschaffen, die mit ihren scheldeabwärts gerichteten Rohrmündungen die „Scheldewacht" halten.

Im Hafen setzte man Hafeninspektoren ein und organisierte einen umfangreichen Wachdienst. Er galt vor allen Dingen der Sicherung der Warenbestände, die sich dort vorgefunden hatten. Zwar weist der Antwerpener Hafen nicht, wie etwa der Hamburger, eigene Lagerspeicher auf. Diese befinden sich in der inneren Stadt, und der Transport der Waren von den Hafenanlagen zu diesen Speicherbezirken bildete den Erwerbzweig einer großen Gruppe altväterisch organisierter Gilden. Auf den 1200 Leichterschiffen mit 300 000 Tonnen Fassungsvermögen, die zum großen Teil beladen im Hafen lagerten, fanden sich kolossale Warenmassen aller Art, über die nun verfügt werden mußte.

Natürlich hatten sich unter dem Wirrwarr der Zeit die berüchtigten Hafendiebstähle, die die Pest Antwerpens bilden, am Anfang ins riesenhafte vermehrt. Um dem zu steuern, galt es, die Schiffe, die an der ganzen unermeßlichen Front der weitgedehnten Bassins verteilt sich vorfanden, in einigen wenigen der Innenbassins zusammenzubringen und dort mit Wachmannschaften des Landsturms zu sichern. So zogen allmählich geordnete Verhältnisse ein. Aus den großen Ozeandampfern, die durch die Attentate der Feinde ihrer Bewegungsmöglichkeit beraubt waren, galt es, die Kohlenvorräte zu löschen, um zu verhindern, daß durch Selbstentzündung Bunkerbrände entständen. Endlich wurde eine Schiffs-Besichtigungskommission eingesetzt, die die Aufgabe hatte, die Schäden an sämtlichen Dampfern und sonstwie verletzten Schiffen aufzunehmen. Und schließlich wurde ein umfangreiches System von Kontrollstationen für den neu erwachenden Flußschiffahrtsverkehr eingerichtet.

So kehrte langsam Ordnung und Sicherheit auf den verödeten Werften wieder ein, und nun galt es, das Tote langsam, aber zielstrebig neu zu beleben. Ein regelmäßiger Verkehr mit Holland und Deutschland erwachte und hob sich von Tag zu Tag mehr unter der schützenden Hand der deutschen Behörden. Selbstverständlich konnte es sich nur um Fluß- und Kanalverkehr handeln — vom Hochseeverkehr ist der Hafen auch heute noch völlig abgeschnitten und dadurch seiner eigentlichen Lebensmacht beraubt. Trotzdem ist das Schiffahrtstreiben im Hafen verhältnismäßig schon wieder recht rege geworden. Von hier aus wird ganz Belgien zurzeit verproviantiert. Bekanntlich hat sich ein spanisch-amerikanisches Hilfskomitee gebildet, das dem Belgierland mit Genehmigung der kriegführenden Mächte die erforderlichen Nahrungsmittel zuführt. Diese Waren kommen auf dem Seeweg in Rotterdam an und werden von dort aus auf Kanälen und auf der Schelde nach Antwerpen geschafft. Von hier aus werden sie durch Vermittlung des wundervoll ausgebildeten Kanalsystems, das ganz Belgien durchzieht, über das Land verteilt. Aber auch diese Kanäle hatten erst wieder fahrbar gemacht werden müssen. Denn auch sie waren von den Belgiern selber größtenteils unfahrbar gemacht, ihre Brücken gesprengt, Fahrzeuge in ihren Rinnen versenkt worden. Ihre Säuberung war eine der Hauptaufgaben der Baudirektion in Brüssel.

Der Verkehr im Hafen hat sich inzwischen von Tag zu Tag gehoben. Vom 30. Oktober bis einschließlich zum 4. Januar 1915 sind an Waren aus Deutschland rund 35,000 Tonnen, aus Belgien und anderen Ländern rund 112,000 Tonnen, zusammen 147,000 Tonnen auf 947 Schiffen eingegangen und nach Deutschland rund 58,000, nach dem Innern Belgiens und anderen Ländern rund 107,000 Tonnen, zusammen rund 165,000 Tonnen auf 779 Schiffen ausgeführt worden. Vom 5. Januar aber bis einschließlich 15. Februar sind an Waren aus Deutschland rund 60,000 Tonnen, aus Belgien und anderen Ländern rund 122,000 Tonnen, zusammen rund 182,000 Tonnen auf 982 Schiffen eingegangen und rund 65,000 Tonnen nach Deutschland, nach Belgien und andern Ländern rund 137,000 Tonnen, zusammen rund 202,000 Tonnen auf 936 Schiffen hinausgegangen. Diese Zahlen beweisen am deutlichsten die allmähliche Hebung des Verkehrs.

Aber auch der Bahnverkehr hat sich stark belebt, am meisten in der Richtung nach Deutschland, da ihm vor allen Dingen alle jene Waren unterworfen werden, die als Kriegsmaterial anzusehen sind, und deren Abtransport aus der Schelde über Hansweert, Dordrecht und Emmerich das neutrale Holland nicht gestattet haben würde. Endlich mußten auch die teilweise zerstörten Dockanlagen wieder instand gesetzt werden.

So hat die deutsche Verwaltung in der harten Arbeit eines Vierteljahres dieses Ziel erreicht: daß die Hafenanlagen in ihrem ganzen Umfang wieder vollständig instand gesetzt, in der alten Verfassung und empfangsbereit sind, so daß der volle Betrieb jeden Augenblick im früheren Maßstab wiederaufgenommen werden kann. Wenn man bedenkt, daß unsere Feinde vor dem Fall Antwerpens alles getan haben, was nur irgend in ihren Kräften stand, um den Hafen zu dauerndem Stillstand zu bringen, so kann man wohl von einer Riesenleistung der wiederaufbauenden Kräfte des Deutschtums sprechen.

Diese Arbeiten haben Broterwerb für einige tausend Arbeiter geschaffen. Allerdings feiert heute noch die stark herabgeminderte Besatzung der halbzerstörten Dampfer und Fähren, außerdem die Eigentümer der zahllosen Leichter, die untätig im Hafen liegenbleiben müssen. Ins Ausland zu fahren, kann die deutsche Verwaltung diesen unglückseligen Schiffsbesitzern nicht gestatten, weil sie dann jedenfalls das Wiederkommen vergessen würden, und im Land ist noch nicht genügend Beschäftigung für alle vorhanden. So sitzen sie nun mit Weib und Kind und Hund neben ihren Kojen auf dem

hohen Bord ihrer entleerten Kähne und warten und hungern, und man wird ihnen schwerlich unrecht tun, wenn man behauptet, daß manche von ihnen zu den immer noch nicht völlig eingedämmten Hafendiebstählen in allen möglichen geheimnisvollen Beziehungen stehen. Denn der Hafen ist groß, und unsere Landsturmmänner — es sind so viel schließlich doch nicht, daß man das ganze Gebiet des Hafens nachts mit einem engen Kordon umstellen könnte. Die Zweckmäßigkeit der getroffenen Maßnahmen erhellt aber daraus, daß Klagen über Diebstähle immer seltener werden, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß die Zustände heute besser sind als jemals früher in Friedenzeiten.

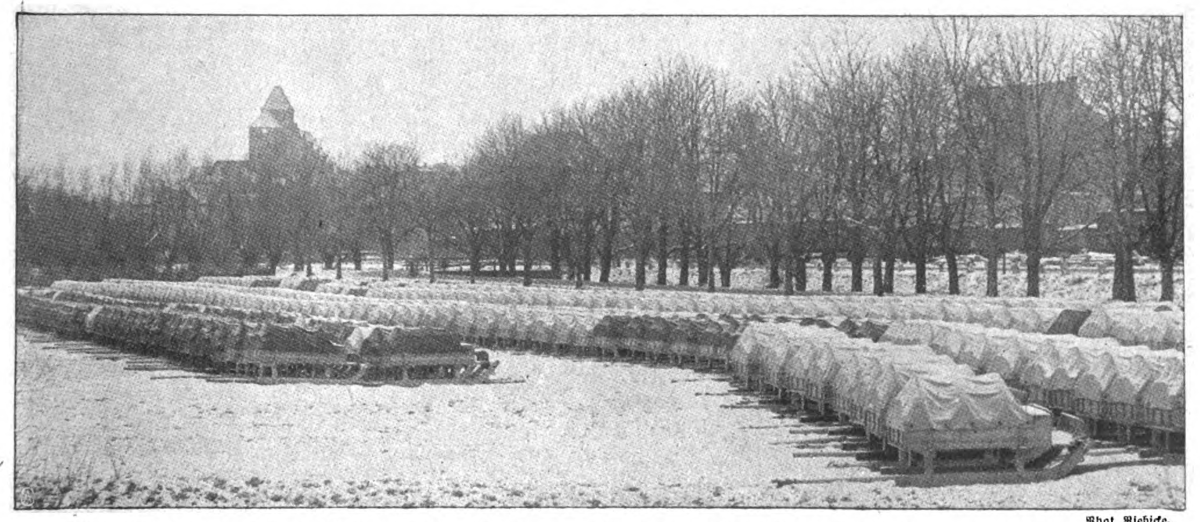
Es wird noch einer systematischen Arbeit von vielen Monaten bedürfen, vermutlich einer völligen Umgestaltung des ganzen Hafenbetriebes, um deutsche Ordnung und Zuverlässigkeit in alle Bestandteile dieses Riesenorganismus eindringen zu lassen. Aber schon das Geleistete ist erstaunlich und gibt Hoffnung für den Aufbau der nahen und fernen Zukunft. Wie diese Zukunft sich gestalten wird — darüber Betrachtungen anzustellen, ist hier nicht der Ort. Aber so viel ist gewiß: Deutschlands Hoffnung und Vertrauen ist mit jenen Männern, die in Antwerpen wie in ganz Belgien am Werk sind — deren harte Faust das schwarzweißrote Fähnlein auf der Kreuzblume der Kathedrale da droben gehißt hat.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

Wenn je einem Menschen das Recht zuerkannt werden könnte, in sein Wappen den Spruch aufzunehmen: „Was du tust, das tue ganz!" so müßte dies der Marschall Hindenburg sein. — Sein eiserner Besen fegte nicht nur ganz Ostpreußen rein, nein, er stieß bereits weit über die Grenze vor, und der Vormarsch am Njemen und Narew nimmt seinen ungehinderten Verlauf. — Wir haben in den letzten Tagen Ähnliches durchlebt wie seinerzeit bei Tannenberg. Mit einer höchst achtenswerten Grundzahl begannen die Erfolge, die dann lawinenmäßig anschwollen. Aus den anfänglich 26,000 Gefangenen nebst zwanzig Geschützen und dreißig Maschinengewehren am 12. Februar waren am 18. des Monats, also sechs Tage später, schon 64,000 Gefangene, 71 Geschütze und über hundert Maschinengewehre geworden, ein Zeichen, wie fleißig die Truppen des neuen Feldmarschalls „Vorwärts" an der Arbeit geblieben waren, und am 22. Februar betrug die Gesamt-Siegesbeute mehr als 100,000 Mann, 150 Geschütze und unübersehbares Kriegsmaterial, nachdem die Verfolgungskämpfe ihren Abschluß gefunden hatten. Als unmittelbare Folgeerscheinung dieses gewaltigen Sieges ist das fluchtartige Zurückweichen der Russen aus allen Stellungen nördlich der Weichsel zu betrachten. Nach Meldungen aus Petersburg soll der russische Große Generalstab nunmehr ernstlich daran denken, auf die zweite Verteidigungslinie Kowno — Grodno — Brest Litowsk zurückzufallen. Dieser durchaus naheliegende und durch die allgemeine Lage begründete Entschluß wäre gleichbedeutend mit einem vollständigen Verzicht auf jede Offensive auf lange Zeit hinaus und der Preisgabe Russisch-Polens einschließlich Warschaus und der Weichselübergänge.

Die unglücklichen Kämpfe der letzten Wochen, das siegreiche Vordringen der Österreicher in der Bukowina und Galizien, die Wiedereroberung der Karpathenpässe, die Unmöglichkeit, Przemysl zu bezwingen, und zuletzt die furchtbaren Schläge in Ostpreußen haben geradezu niederschmetternd auf die russische Heeresleitung und die maßgebenden Kreise Petersburgs gewirkt. Man sieht das letzte Heil nur noch in der alten Taktik des Zurückziehens ins Innere, wie man es schon zur Zeit Napoleons tat! — In dem Augenblick aber, wo Rußland zu dieser letzten Notwehr greift, dürfte man in Paris und London die Hoffnung auf die russische Dampfwalze sang- und klanglos zu Grabe geleiten. Und man könnte dann von einer neuen Phase des Weltkrieges sprechen.

Was nun zunächst Warschau anbelangt, das zwar immer noch den Mittelpunkt der russischen jetzigen Schlachtfront bildet, aber von Tag zu Tag ernstlicher bedroht wird, so lauten die Nachrichten von dort für unseren Gegner wenig ermutigend. Die Stadt ist vollständig



Phot. Riebicke.

Vom Winterfeldzug gegen Rußland: Ein Schlittenpark, der in der Winterschlacht in Masuren verwendet wurde.



überfüllt mit Kranken und Verwundeten. Die wohlhabende Bevölkerung ist geflohen, was dafür spricht, daß man auf eine erfolgreiche Verteidigung Warschaus verteufelt wenig vertraut. — Inzwischen gewinnt der deutsche Vormarsch nördlich der Weichsel in der Richtung aus Plock und Mlawa täglich Boden, was für die Verteidiger der polnischen Zentrale höchst unangenehme Wirkungen auslöst.

Man kann die Gesamtlage in Polen und weiter südlich am treffendsten zusammenfassen in die Worte: „Alles fließt", und zwar zu unsern Gunsten.

Aber auch im Westen ging es im letzten Wochenabschnitt verhältnismäßig lebhaft zu. Während wir in Ostpreußen moskowitische Dickschädel droschen, hatten Joffre und French wohl das Gefühl, daß man der Sache nicht ganz untätig beiwohnen dürfe. So wogten denn die Scharmützel auf der ganzen Linie auf und ab, brachten uns täglich Scharen von Gefangenen, ließen uns wieder Boden gewinnen und fügten dem Feind erhebliche Verluste zu. Wir haben also alle Veranlassung, auch mit unseren Erfolgen im Westen zufrieden zu sein.

Mit großer Spannung hat die Welt dem Anbruch des 18. Februar entgegengesehen. Von diesem Tag an, kann man fast sagen, datiert eine neue Zeitrechnung zwischen dem aufstrebenden jungen Deutschland und dem im gesättigten Überfluß schwelgenden England. Die Erklärung des Großadmirals Tirpitz ist wie Flammenschrift an weißer Wand erschienen: Mene mene tekel, und es ist an uns, mit ruhigem Vertrauen der Entwicklung der Dinge entgegenzusehen. — Unsere verantwortlichen Männer gehören nicht unter die Kategorie der Churchill, Ssasonow und Viviani, die den Mangel an Taten durch große Worte zuzudecken versuchen.

Einen immer bedrohlicheren Verlauf — besonders für England — nehmen die Dinge in Ostasien. Japan läßt mit seinen Forderungen an China nicht locker, es hat bereits mehrere Jahrgänge seiner Armee mobilisiert und hält große Teile seiner Flotte unter Dampf. — Ob es zu einer Landung japanischer Truppen auf dem asiatischen Festland kommen wird, steht noch dahin; inzwischen „beschwört" England den gelben Busenfreund, nicht zu stürmisch zu sein. Ob die Beschwörungsformeln Greys etwas nützen werden, erscheint bei der Sinnesart der Herren in Tokio, die nur Zweckmäßigkeitspolitik treiben, recht zweifelhaft. Über Rotterdam wird sogar gemeldet, daß eine „englisch-japanische" Krise vor der Tür stehe. — So schlimm dürfte es nun wohl nicht stehen, da die Londoner Regierung sich vor neuen „Krisen" hüten wird; sie hat an ihren jetzigen Sorgen genug zu tragen, aber wir gönnen den Briten die Angst von Herzen, die ihnen jetzt Japan einflößt. Als man sich gemeinsam an die fette Tafel „Kiautschou" setzte, waren alle ein Herz und eine Seele. Nach Tisch liegt die Sache anders. Aber England ist es nicht allein, das über einen Freund, der unbescheiden wurde, bitter enttäuscht ist. Frankreich befindet sich in der gleichen Lage, und der Witz will es, daß es wieder Großbritannien ist, das Poincaré und den Seinen täglich schwerer im Magen liegt.

Breitspurig und selbstsicher haben sich die Engländer in Calais niedergelassen, und sie besitzen nun einmal die niederträchtige Eigenschaft, Dinge, die sie erst einmal packten, nicht wieder loszulassen. — Die Weltgeschichte hat das seit Jahrhunderten gelehrt, und in Frankreich, wo man doch auch einigermaßen unterrichtet ist, war das kein Geheimnis. Aber da man sich nun einmal auf Verderb und Gedeih mit England zusammenschmieden ließ, so mußte man dem teuren Freund und Helfer auch den Hausschlüssel — Calais — ausliefern. Und der also Geehrte trifft alle Vorbereitungen, um so bald nicht wieder auszuziehen!

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die britischen Beamten und Offiziere überall da, wo sie in irgendeiner Stellung tätig sind, die französischen Behörden einfach beiseite drücken und mit einer Ungeniertheit die Gewalt an sich reißen, die eben nur ein Engländer fertig bekommt. Vorläufig quält man sich in Frankreich zwar noch ein mühseliges Lächeln ab über diese „Eigenart" der Verbündeten, aber bei der Charaktereigenschaft des Franzmannes, niemand neben sich, geschweige denn über sich zu dulden, muß auch hier einmal der große Kladderadatsch kommen.

Dem König Albert haben die braven Briten schon so gründlich alle Sorgen abgenommen, daß ihm zu tun nichts mehr übrigbleibt, als im Aeroplan über die Gefilde zu fliegen, die ihm einst untertänig waren. Aus London kam die Kunde, daß der König von Belgien der erste Monarch gewesen sei, der einen Rekognoszierungsflug über feindliche Stellungen unternahm. Das aber dürfte wohl der einzige Gewinn sein, den die englisch-französische Freundschaft König Albert eingetragen hat.

Je länger der Krieg dauert, um so klarer tritt überall im Kreis unserer Gegner die Erkenntnis zutage, daß selten ein Bund auf unnatürlicherer Basis gegründet worden ist. Die jetzt sich ergebenden „Unstimmigkeiten" werden in ihrer ganzen Schroffheit erst nach dem Krieg die Öffentlichkeit beschäftigen, vielleicht aber auch schon früher den feindlichen Block sprengen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!

X.

„Die militärischen Ereignisse im Völkerkrieg 1914/15 in wöchentlichen Karten mit Chronik."

Ein Kartenwerk von ganz besonderer Art! Ein Wandelbild der militärischen Geschehnisse dieser gewaltigen Zeit, fortschreitend von Woche zu Woche mit der peinlichen Genauigkeit eines Generalstabswerkes, umfaßt es nicht nur die tatsächlichen und mutmaßlichen Truppenbewegungen auf den Kriegschauplätzen im Osten und Westen, sondern auch die Operationen unserer Luftflotte, die Tätigkeit unserer Kriegsschiffe und Unterseeboote. Immer unter klarer Übersicht der geographischen Lage fügen sich den Ortsnamen die Daten der jeweiligen Ereignisse in verschiedenfarbigen, gut lesbaren Zahlen an, stetig von einem Tatbestand zum andern nachgetragen und auf der Rückseite der einzelnen Blätter durch einen knappen, streng sachlichen Text erläutert. So entstand in diesem wertvollen Nachschlagewerk eine Erinnerungsgabe, die es verdient, überall im deutschen Volk verbreitet zu werden, um so mehr, als das auch äußerlich gut ausgestattete Werk sich in den Dienst des Vaterlandes stellt. Unter dem Protektorat der Schwiegertochter des Königs von Bayern von der „Vereinigung für private Kriegshilfe, München N. W. 19", herausgegeben, ist der Erlös des Werkes dazu bestimmt, den Witwen und Waisen gefallener Krieger durch Unterstützungen helfen zu können. Die Vereinigung hat bis jetzt aus ihrer Arbeitzentrale und dem Erlös der Karten ein Kapital gesammelt, das es ihr ermöglicht, in ihren Bezirken jeder Witwe oder den Waisen eines gefallenen Kriegers schon heute ausreichend Hilfe zu gewähren. Außerdem hat sie über 800 Frauen von Beginn des Krieges an lohnende Arbeit verschafft, viele hundert bedürftige Familien beköstigt und gekleidet, verpflegt und kleidet deren Kinder und sorgt auch für die werktagsschulentlassene Jugend dieser Bedürftigen. An dem Erlös ist ferner der „Hilfsbund bedürftiger gebildeter Frauen und Mädchen", Berlin W 50, Augsburger Straße 24, beteiligt, bei dem die Kriegskarte ebenfalls zu haben ist. Der Preis für die wöchentlich erscheinende Karte wurde auf 25 Pf. einschließlich Porto und Verpackung oder freier Zusendung ins Haus festgesetzt. Die Sammelmappe kostet 1.60 Mark einschließlich Zustellungsgebühr. Der Verlag August Scherl G. m. b. H. mit seinen umfassenden Organisationen hat sich gern in den Dienst der guten Sache gestellt und nimmt neben den beiden oben genannten Vereinigungen **Bestellungen auf das Kartenwerk** entgegen.

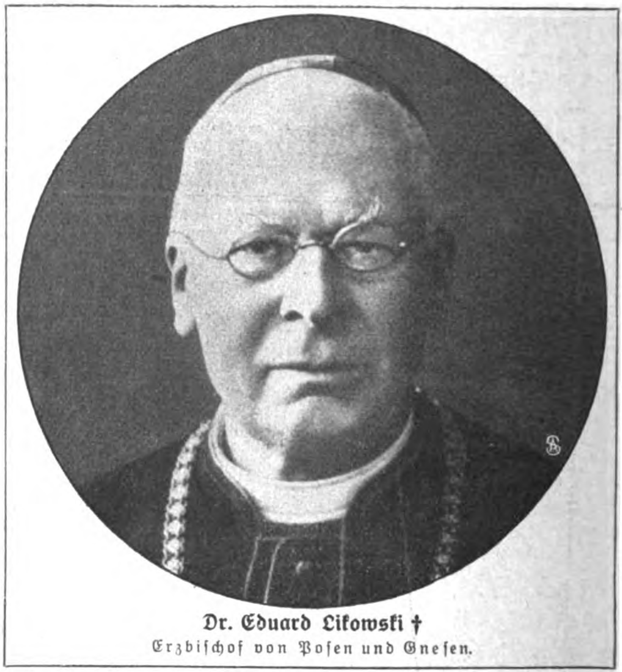
Generaloberst von Eichhorn.

Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Zu dem großen Sieg an den Masurischen Seen.



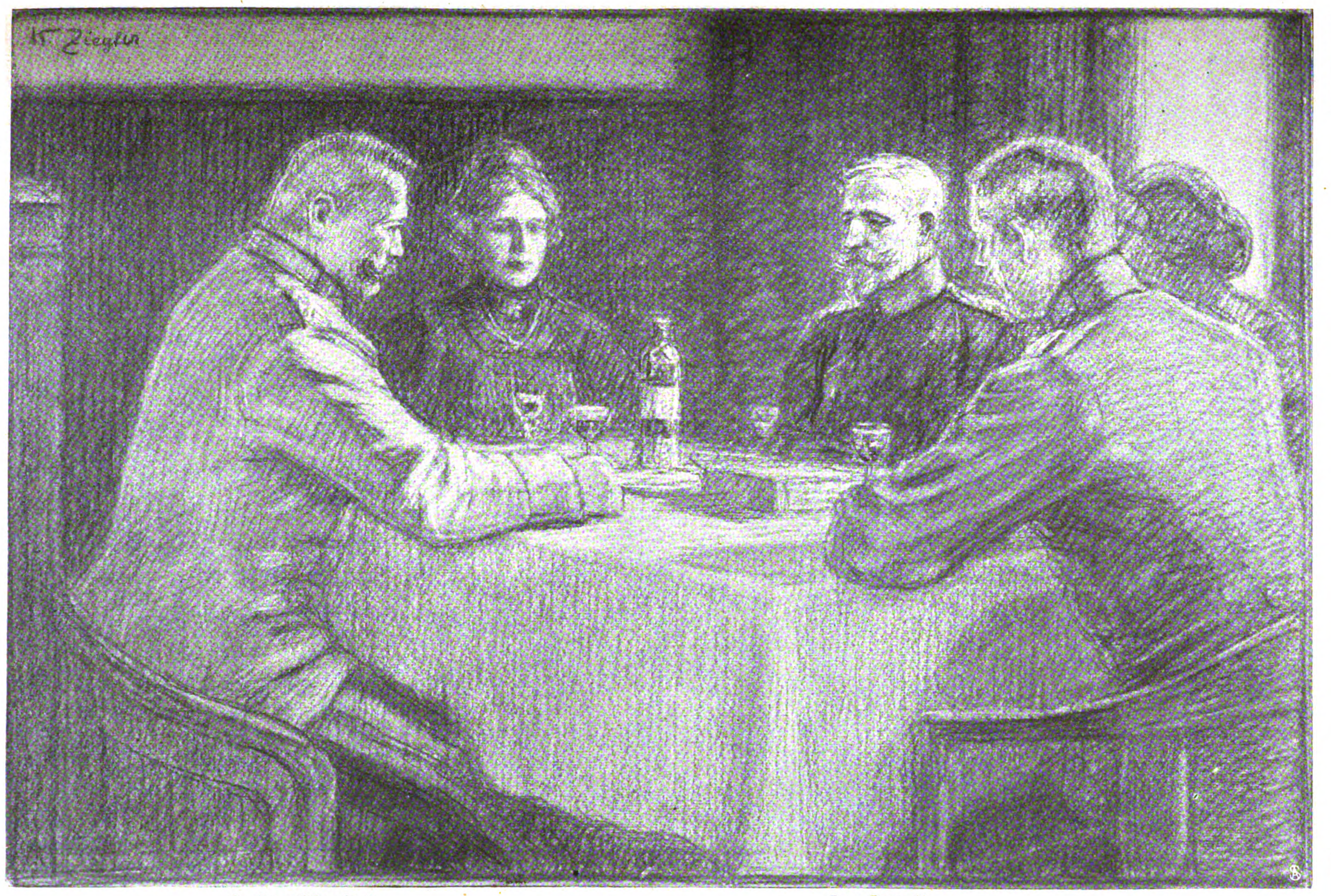
Oberstleutnant Franke,
der neue Gouverneur der Schutztruppe für Dtsch.-Südwestafrika.



Dr. Eduard Likowski †
Erzbischof von Posen und Gnesen.

phot. Gebr. Haeckel.

General Otto v. Below (×) mit seinem Stab in Ostpreußen.
Von der siegreichen Winterschlacht in Masuren.



Der Generalfeldmarschall. Exz. v. Bernhardi.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg im intimen Kreise.

Originalzeichnung für die „Woche“ aus dem östlichen Hauptquartier von Prof. K. Ziegler.



Sonntagständchen einer Musikkapelle im Argonner Wald. Phot. Leipz. Presse-Büro.



Französische Infanterie auf dem Marsch durch die Champagne. Phot. Leipz. Presse-Büro.

Vom westlichen Kriegschauplatz.





Gefangene Russen auf dem Transport in einer ostpreußischen Grenzstadt.

Hofphot. Kühlewindt.



Feldbäckerei vor dem Ausmarsch über die Grenze nach Rußland in Pillkallen.

Hofphot. Kühlewindt.

Von der siegreichen Winterschlacht in Masuren.





Scheinwerferzug, marschbereit. Hofphot. Kühlewindt.



Ein russisches Dorf, von der Flugmaschine aus gesehen. Phot. Gebr. Haeckel.

Die mit × bezeichneten Linien sind Schützengräben, die unmittelbar in die Häuser führen, in denen die österreichisch-ungarischen Truppen einquartiert sind.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Stimmungsbild aus Russisch-Polen: Deutsche Soldaten an Teeverkaufständen.



Ankunft eines russischen Gefangenentransports in Mlawa.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Paßstraße bei Hajasd.



Auf der Höhe des Uſzoker Paſſes.



Raſt deutſcher Truppen im Karpathenpaß.

Deutſche Truppen in den Karpathen.



Pflege an der heimgebliebenen Jugend.

Von Hans Ostwald.

Wir haben in Deutschland über drei Millionen von jungen Menschen, die zwischen Schulbank und Kaserne stehen. Im Alter von vierzehn Jahren werden sie aus der Schule entlassen und müssen zum größten Teil hinaus ins Erwerbsleben. Sie sind fast alle in einem geistigen Zustand, wo die Einsicht noch mangelhaft ist, selbst wenn auch die Neigung zum Guten rege ist. Der Wille stellt sich nur selten in den Dienst wohlerwogener Überzeugung. So muß ihnen denn die Gewöhnung manches ersetzen. Diese Gewöhnung erwerben die Jugendlichen aber meist nur im Umgang mit guten Vorbildern und in der liebevollen Tätigkeit, die ihnen in der Jugendpflege gewidmet wird. Ist schon in Friedenzeiten das Bedürfnis nach Führung und Erziehung der Jugendlichen recht notwendig, so verlangt die strenge Kriegzeit erst recht: „Pflegt die Jugend!" Wir müssen dafür sorgen, daß die Jugend die große Zeit wirklich innerlich miterlebe.

Im ersten Tatendrang wollte sie hinaus zum Kampf, wollte auch sie ihre Kraft in den Dienst des unmittelbaren Ringens mit unseren Feinden stellen. Nur einzelnen konnte das Glück zuteil werden, wirklich an den Feind zu kommen, die Vierzehn-, Fünfzehn- und Sechzehnjährigen blieben jedenfalls ausgeschlossen vom militärischen Dienst. Soweit es sich um männliche Jugendliche handelte, fanden sie wenigstens stunden- und auch tageweise angemessene Betätigung in der militärischen Jugendvorbereitung. Da lernten sie Unterordnung, Einfügen in ein Ganzes und schnelle Erfassung eines Befehls, einer Anordnung. Sie mußten sich fügen, wenn es galt, Strapazen zu ertragen, und durften nicht jeder kleinen Ermattung, jeder kleinen Unbequemlichkeit wegen ausspringen.

Mit großer Liebe und ganzer Hingabe sind denn auch die männlichen Jugendlichen in der militärischen Jugendvorbereitung tätig. Sie glauben, auch ihr Teil dazu beizutragen zum Kampf gegen unsere Feinde.

Aber auch die weibliche Jugend soll die große Zeit bewußt miterleben. Und da hat sich denn eine vielfache Fürsorgetätigkeit notwendig gemacht — und auch entwickelt. Es muß gesorgt werden für jugendliche Flüchtlinge, für Arbeitslose, für Halbbeschäftigte und für Vollbeschäftigte. Vielen Flüchtlingen, die häufig ländlicher Herkunft sind, kann Gelegenheit zu angemessener Weiterbildung geboten werden. Den Arbeitslosen aber darf nicht nur eine Unterstützung geboten werden. Gerade den Jugendlichen kann eine bloße Unterstützung besonders gefährlich werden. Wer von ihnen weiß denn wirklich Vernünftiges, Fruchtbares und Nützliches mit sich anzufangen in der vielen freien Zeit, die ihnen eine vollkommene Arbeitslosigkeit bringt? Wer von ihnen nimmt sich bildende oder belehrende Bücher vor? Wer besucht Bibliotheken, Vorträge, Museen? — Im besten Fall laufen sie auf der Straße herum, wo sie wenigstens frische Luft genießen. Aber selten wird die unfreiwillige Muße richtig angewandt von diesen Jugendlichen, die sich leider sehr leicht an ein untätiges Leben gewöhnen.

Aus diesen Gründen müssen die gefahrdrohenden Bummelwochen in segensreiche Lerntätigkeit umgewandelt werden. Aus verhängnisvoll drohenden Tagen muß Segen entsprießen für unseren Nachwuchs. Richtunggebend darf nicht die Tatsache der Arbeitslosigkeit sein, sondern die berufliche und seelische Zukunft unserer Jugend. Sie sind erst einmal jung, also vor allem erziehungsbedürftig. Aus den Reihen der Heranwachsenden müssen nach dem Krieg die Lücken in den Reihen der vorher in einem bestimmten Beruf tätigen Männer ausgefüllt werden. Darum dürfen wir jetzt keinen Jugendlichen müßig gehen lassen. Seine Zeit ist jetzt kostbarer als je. Jede Stunde muß er ausnutzen, muß er an irgendwelchem Unterricht teilnehmen, seine Fachbildung verbessern oder aber in hauswirtschaftlicher Tätigkeit sich ausbilden.

Und hier begegnen nun Arbeitslosenfürsorge und Jugendpflege einander, reichen sich die Hände und ergänzen sich. In einer Reihe von Großstädten — in Norddeutschland sowohl als auch in Mittel- und Süddeutschland — hat man verstanden, durch das Mittel der Arbeitslosenfürsorge die Jugendlichen auch für die Bestrebungen der Jugendpflege zu gewinnen, und zwar mit einem gelinden, aber festen Zwang. Nur wer an den Veranstaltungen der Jugendpflege teilnimmt, erhält auch die Arbeitslosenunterstützung!

In einer süddeutschen Stadt erhalten bedürftige Jugendliche, die sich am Turnen, an Turnspielen, am Unterricht und an den Besprechungen der kriegerischen Ereignisse beteiligen, einen Beitrag zu ihrer Beköstigung in bar oder in Speisemarken im Betrag von 40 Pf. täglich. Unterstützungsbedürftige Mädchen werden den Tagesheimen des Nationalen Frauendienstes überwiesen. In den Heimen können die Mädchen gegen Entgelt arbeiten, doch darf ihre Höchsteinnahme einschließlich der Arbeitslosenunterstützung nicht 2 M. am Tag übersteigen. Sie stricken, häkeln und flicken, nähen mit der Hand und auf der Maschine. Flicklehrerinnen unterrichten zweimal in der Woche nachmittags, Schneiderinnen sogar dreimal. Lerneifrige Mädchen können also Nützliches sich aneignen, das ihnen sowohl als Einzelperson wie besonders aber auch als Mutter im späteren eigenen Haushalt zunutze kommen wird. Solchen, die sich dazu eignen, wird Unterricht im Kochen mit der Kochkiste gegeben. Am Sonnabendvormittag finden Vorträge über Tagesfragen statt, wobei die Mädchen veranlaßt werden, sich selbst zu äußern, ihre Ansichten, Kenntnisse und Absichten vorzubringen.

Nur triftige Gründe können die Mädchen zeitweise von dem Besuch der Tagesheime befreien. Weigert sich eine Arbeitslose ohne Grund, das Tagesheim zu besuchen, so kann die Unterstützung gesperrt werden. Den Mädchen soll übrigens auch Gelegenheit zu anderen Fortbildungsmöglichkeiten gegeben werden.

In anderen Städten geschieht das schon. Dort stehen den Schulentlassenen die Pflichtfortbildungschulen unentgeltlich offen, auch wenn sie wegen Arbeitslosigkeit nicht zum Besuch verpflichtet sind.

Überall, auch in Norddeutschland, hat man mit dem gelinden Zwang bei den Jugendlichen recht gute Erfahrungen gemacht. An den Veranstaltungen der Kriegshilfe nahmen besonders solche Kreise teil, die niemals einer Jugendorganisation angehört, die also nie einen gewissen Hang zur Weiterbildung gehabt hatten. Durch die Arbeitslosenfürsorge wurden sie aber umgewöhnt. Und so sind viele Burschen und Mädchen, die



inzwischen Arbeit gefunden haben, auch weiterhin den ihnen liebgewordenen Veranstaltungen treu geblieben.

Was wird ihnen alles geboten! In einer Stadt ist es so organisiert, daß die Jugendlichen an zwei Tagen in der Woche Nadelarbeit, an zwei Tagen hauswirtschaftlichen Unterricht und an den anderen Tagen nach den Methoden der Jugendpflege mit allgemeinen Fragen beschäftigt werden. Ein Ausschuß überwacht die Arbeit, indem er seine einzelnen Mitglieder in die Bezirksausschüsse der Kriegshilfe entsendet. Geeignete Mädchen können auch den Kursen für die Pflege der künstlerischen Bildung in Wäschezuschneiden, Nähen und Schneidern zugewiesen werden. Auch werden Abende veranstaltet, die Freude in das Leben der Mädchen bringen. Für Kontoristinnen werden Unterrichts- und Übungsabende in Stenographie und Buchhaltung abgehalten. Sie dienen aber nur der Fortbildung jugendlicher Handlungsgehilfinnen und kaufmännischen Lehrlingen, nicht aber Jugendlichen und anderen Berufskreisen, die hier nur eine mangelhafte Vorbildung für den kaufmännischen Beruf finden würden.

Ein mitteldeutscher Staat hat eine größere Summe zur Förderung des Kochunterrichts zur Verfügung gestellt. Der Unterricht soll nicht in Volksküchen, sondern nach Art der schon bekannten Wanderkochkurse eingerichtet werden. Wir sehen, wie hier besonders die Sorge um unsere zukünftigen Mütter lebendig geworden ist.

Weiter als alle anderen Städte aber ging jene Stadt, die in ihrer Königlichen Kunstgewerbeschule sogar einen offenen Zeichensaal einrichtete, in dem jungen Leuten beiderlei Geschlechts Gelegenheit gegeben wird, während der Kriegzeit Ausbildung kunstgewerblicher Art zu erlangen. Von der Städtischen Gewerbeschule werden Vorführungen aus dem Gebiet der Physik, Chemie, Technologie und Elektrotechnik veranstaltet. An der Schülerinnenabteilung der Städtischen Gewerbeschule finden arbeitslose junge Mädchen Gelegenheit, sich an Kursen zum Erlernen für Ausbessern, einfachem Weißnähen, einfachen Schneiderarbeiten, Kleiderändern, abgekürzten Buchführungskursen mit einigen wichtigen Handelsfächern und literarischen Vorlesungen zu beteiligen. Jeder Kursus soll mindestens sechs Wochen lang besucht werden. Nach Bedarf sollen ähnliche Kurse für junge Mädchen in verschiedenen Stadtteilen eingerichtet werden. Die öffentliche Handelslehranstalt der Kaufmannschaft bietet stellenlosen jungen Leuten und jungen Mädchen an vier Nachmittagen Stunden im Buchführen, in der Handelslehre, in Korrespondenz, praktischem Rechnen, Deutsch, Schönschreiben, Zierschrift, Warenkunde, Erdkunde, Bürgerkunde und Stenographie. An verschiedenen Stellen werden gute literarische Vorträge gehalten. Auch wird über die Ursachen der Feindschaft zwischen Deutschland und England gesprochen, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte, der Politik und des wirtschaftlichen Lebens beider Länder.

Ein prächtiges, neues Leben ist im Krieg der Jugendpflege zugeflossen. Überall nimmt man sich der Heimgebliebenen an. Überall sind die Kurse unentgeltlich. Städtische Behörden, Kaufmannschaften, Vereine und Gesellschaften sind bestrebt, die ihnen erreichbaren Jugendlichen fortzubilden, sie beruflich zu erziehen, sie höher zu bilden, ihre sittliche Entwicklung durch Gewöhnung an Arbeit und Lernen zu fördern. Turnhallen, Schulhöfe, Klassenräume werden unentgeltlich hergegeben. Auch die Vortragsabende sind unentgeltlich. Und es ist nur zeitgemäß, daß sie sich vornehmlich mit vaterländischer Geschichte und mit Gesundheitspflege befassen.

Dort, wo diese geschilderten Einrichtungen noch nicht wirksam sind, sollten sie sofort eingeführt werden. Es handelt sich ja meist nur darum, das Vorhandene gründlicher als bisher auszunutzen, es für die besonderen Zwecke des Kriegs einzurichten. Wenn draußen im Feld um eine herrlichere Entwicklungsmöglichkeit unseres geliebten Vaterlandes so heftig gekämpft wird, dürfen die Daheimgebliebenen nicht stillsitzen. Am wenigsten darf die Jugend ihre Zeit unnütz verstreichen lassen. Jetzt ist jede Minute ihrer Tage noch kostbarer als sonst. Für die Jugend, für unsere Zukunft geht der harte Kampf! Nun muß sie sich zusammenraffen bis zur letzten Faser! Und alle, die es angeht, müssen sich ihr noch mehr widmen als sonst. Wir müssen jeden schlechten Einfluß ausschalten. In jedem Sinn, beruflich, sittlich und gesellschaftlich, muß sie höher hinauf entwickelt werden. Sie soll einst die Lücken ausfüllen, die der Krieg schlägt.

Nicht nur die Jünglinge sollen daheim streben, sich für spätere Siege im friedlichen Wettstreit vorzubereiten. Auch die Mädchen müssen sich jetzt ernst und gewissenhaft für ihren eigentlichen Beruf einrichten. Mehr denn je müssen sie zu tüchtigen Müttern herangebildet werden. Mütter, allseitig geschickte, besonders aber hauswirtschaftlich geschulte Mütter brauchen wir nach dem Krieg! In ländlichen Gemeinden wäre darum auch Unterricht im Obst- und Gemüsebau, in ihrer zweckmäßigen Verwertung und in der Kleintierzucht zu geben.

So wollen wir uns der Jugend widmen. Wir müssen sie mehr denn je erziehen, bilden und für ihre sittliche Entfaltung sorgen.

Ihr selbst aber rufen wir in diesen ernsten Tagen zu: „Nicht nur miterleben, sondern höher hinauf!"

Sprung – auf! Marsch, marsch!

(Schützensturm im Winter.)

Leeres Gelände, von Reif bemoost,
Geschoßgewimmel pfeift und tost,
Kameraden stürzen und fallen,
zerrissene Schreie verhallen.
Los! los! Ins leere Gelände hinein!
Wir müssen bald am Feinde sein.
Durch Frost und blutige Betten
vorwärts in Schützenketten!

Vorwärts! und bis ins Herz gespannt!
Der Feind, der Feind wird überrannt!
Bricht mancher Mann zu Schaden,
die bleiben, sind Kamraden.
Und kostet's Blut, es gilt uns gleich,
vom Opfern wird ein Leben reich.
Jetzt gilt's, den Tod bekriegen!
Vorwärts! Nur siegen!

Franz Evers.



„Sonntagsvergnügen“.

Unsere braven Truppen in Feindesland.





Von links nach rechts: Oberhofmarschall Generallt. v. Loos, Fürst Leopold zur Lippe, Geh. Kabinettsrat Lt. d. R. Prof. Dr. Epstein, Major Frhr. v. Richthofen.

Fürst Leopold zur Lippe vor dem Bahnhof in Lille.



Phot. Senn

Von links: Erzherzog Franz Salvator; Präsident Dr. med. M. Koref; Vorstandsmitglied Dr. Victor Pick; Frau Oberlt. von Kaiser, derzeitige Hilfsschwester des Hauses.

Erzherzog Franz Salvator in Meran.

Besuch des vom Verein „Arzt für mittellose kranke Israeliten" errichteten Spitals.



Phot. Loeffel.

Heinrich XXVII. Fürst Reuß j. L. und Erbprinz XLV.

Deutsche Fürsten als Kriegsteilnehmer.





Skibataillon im Hochgebirge.

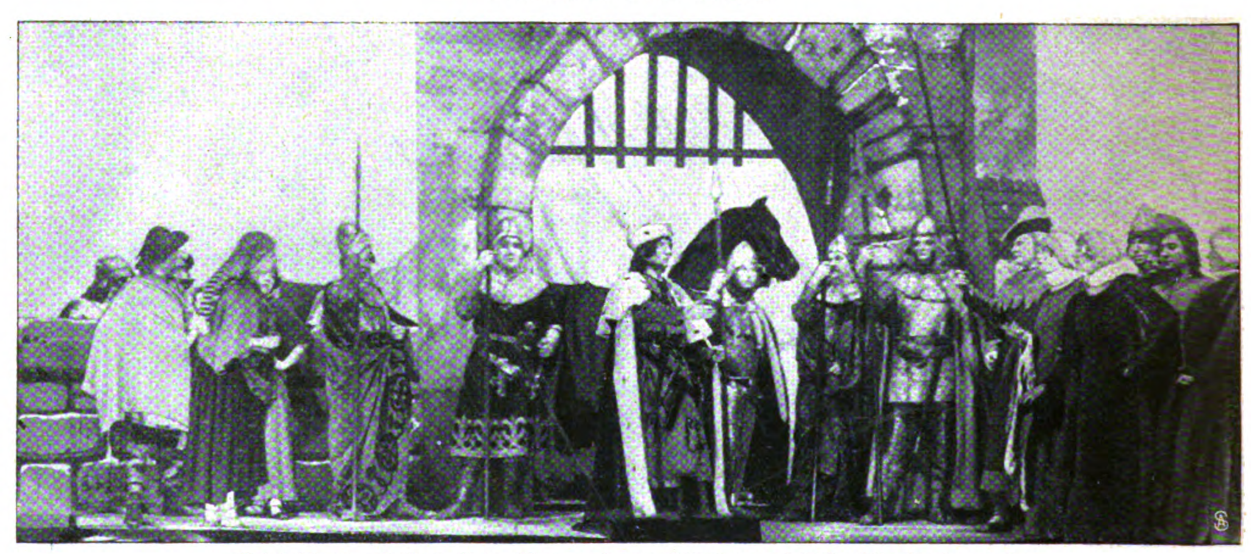


Skipatrouille unterwegs.

Ein österreichisch-ungarisches Skiläuferbataillon zum Abmarsch bereit.



Krönung Karls des Großen.



Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, zieht in Brandenburg ein.



Gebet vor der Schlacht. Phot. Franke.

Lebende Bilder auf der Ausstellung „Deutschlands Werdegang und Größe" in Berlin.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

5. Fortsetzung.

Es war doch nicht so einfach, wie der Schutzmann es angenommen hatte.

„Der Junge muß zu mir!" entschied Doktor Graebner nach der ersten Untersuchung. „Wo ist deine Frau?"

Otto Graebner riß dem Dienstmädchen die kalte Kompresse aus der Hand und legte sie um die Stirn des bewußtlosen Knaben.

„Ich weiß nicht . . . im Schlafzimmer vielleicht oder auch draußen auf der Straße. Die Wohnung ist zu eng bei mir — da rennt ja alles hinaus!" . . .

Bitterkeit, die fast Verzweiflung war, drückte ihm die Kehle zusammen.

Am Schreibtisch saß Felix Frank. Er hatte die kleine Liesel auf den Knien, ließ sie „nach Paris reiten", zupfte sie an den blonden Härchen, kitzelte sie am Hals — alles recht ungeschickt und gar nicht wie ein Vater von drei Kindern. Denn er hatte auch mit seinen Kindern nur selten gespielt. Sie machten ihn ungeduldig, ermüdeten ihn. Sein grüblerisches Wesen ließ ihm nur seltene Augenblicke fröhlicher Harmlosigkeit zu. Der fordernden Rücksichtslosigkeit des fremden Kindes fügte er sich, so gut er konnte, aus dem Drange heraus, der jungen Frau mit den sehnsüchtigen Augen näherzukommen durch gemeinsames Tragen einer schweren Stunde.

Aber es blieb nichts anderes für ihn zu tun in dieser Stunde als das Schaukeln eines greinenden Kindes. Viel mehr als seine Nebensächlichkeit hatte ihm das Leben nie geboten, da wo er sich einsetzen wollte mit seinem ganzen Selbst. Wie so ein Clown im Zirkus zerrte er mit an dem Teppich, und es war noch gut, wenn er, der ziehen wollte, nicht miteingerollt wurde.

Doktor Graebners scharfe und auch jetzt nicht gedämpfte Stimme riß ihn aus seinen dumpfen Betrachtungen.

„Es hat keinen Zweck, daß du deiner Frau jetzt Vorwürfe machst. Ich will mit ihr reden. Unterdessen telephonierst du Doktor Baumann an: er soll sofort den Krankenwagen schicken mit Schwester Friederike."

Otto Graebner kniete vor dem Sofa und hielt den Kopf des Knaben zwischen beiden Händen. Seine dunklen Augen starrten ausdruckslos auf das weiße, nasse Tuch.

Doktor Graebner legte ihm die Hand auf die Schulter, beugte sich zu ihm herab.

„Nimm dich zusammen, Jung!"

Ein fades Lächeln flog über Otto Graebners Lippen. „Jung" — wie lange er das nicht gehört hatte! „Jung", so nannte man ihn im Elternhaus, so hatte ihn der Bruder genannt, als sie noch zusammen vierhändig spielten in den Ferien und er auf das infame Klavier geschimpft hatte, mit dem er nicht „fertig werden konnte".

„Ja, warum denn nicht, Jung?"

„Weil es keine Musik gibt, Julius — da — das ist Musik!"

Und dann hatte er zu seiner Geige gegriffen und dem Herrn stud. med. vorgefiedelt, daß ihm Hören und Sehen verging. Er hatte es noch in den Ohren: „Das war gut gespielt, Jung!"

Und an dem Abend hatte es der Student durchgesetzt bei den Eltern, daß sie den Jung aufs Konservatorium schickten. Allzu große Kämpfe gab's nicht, denn so ganz weit ab vom Wege war es nicht. Der alte Graebner hatte eine Klaviervertretung, baute und bastelte auch selbst an Instrumenten herum, reiste auf die großen Güter, stimmte und reparierte. Spielte am Abend den Gutsleuten die neusten Walzer vor, ganz annehmbar, und verstand was vom Wein abends, wenn gegessen wurde. Dem alten Graebner kam man immer mit „einem guten Tropfen" und behielt ihn gern zwei, drei Tage im Hause. Von den Söhnen sagte er: „Der eine hat's Reparieren von mir — der wird Arzt, der andere das Musizieren — der wird Geiger. Nur Kaufleute sind sie beide nicht." Das war sein Kummer. Denn er verstand sich aufs Geschäft wie auf den Wein, und als er starb, kaum ein Jahr nach seiner Frau, da blieb 'ne Menge Geld für die „Jungens".

Was er so „'ne Menge" nannte, er, der in einer kleinen westdeutschen Stadt ein kleines Häuschen bewohnte — fünf Zimmer — und ein Gärtchen, das alles Gemüse für den Tisch lieferte. Beinah fremd waren sich die Brüder geworden, als sie zur Erbteilung zusammenkamen in dem kleinen Haus. Der Doktor — obwohl sehr beschäftigt um seine junge Frau, die ihr erstes Kind erwartete, hatte doch dabei sein wollen, damit „sie nicht benachteiligt würden" — und der junge Virtuose mit dem leuchtenden Schimmer in den Augen, das ihm die ersten glanzvollen Kritiken gaben. Die Frau und die Kunst standen zwischen ihnen, zerrten sie unbewußt nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, gaben ihnen weder Zeit noch Wunsch, sich einander zu nähern und im Vergangenen wiederzufinden.

Ein geschäftiges Zusammenkommen, ein eiliges Auseinandergehen war es.

„Auf Wiedersehen . . . laß dir's, laßt es euch gut gehen!" . . .

Das war alles, und es war wie ein Symbol, daß die Züge, in denen sie saßen, in entgegengesetzten Richtungen aneinander vorbeifuhren.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Nach vielen Jahren trafen sie sich wieder in Berlin. Das verschiedenartige Leben hatte die letzte Gemeinsamkeit zwischen ihnen verwischt. Auch äußerlich waren sie sich unähnlich. Nur ihre stattliche Größe und der scharfe Schnitt ihrer Gesichter zeigten die gleiche Abstammung.

Und als ihre Hände sich nach langen Jahren zum erstenmal wieder umschlossen — da war es, als spürten sie beide das Kreisen gleichen Blutes in ihren Adern. Nur ein Augenblick war es, und kein Wort formte ihr brüderliches Empfinden, das wieder aufflackerte in der Nacht, da Susanne ihrem Mann das erste Kind schenkte.

„Wie ein kleines Mädchen ist sie", sagte Doktor Graebner.

Er trank in dieser Nacht fast allein die Flasche schweren Rotweins aus, schweigsam wie er meist war. Und Otto Graebner saß ihm gegenüber, bleich und innerlich bebend.

„Sie hätte auch daran sterben können", murmelte er.

Der Arzt nickte.

„Und du hättest das überlebt, und das Leben wäre weiter gegangen für dich" . . .

„Das ist ja das Furchtbare" . . .

„So ein armes, kleines Mädchen!"

Otto Graebner wußte nicht, galten die Worte seiner Frau oder dem verstorbenen Töchterchen des Bruders. Aber zum erstenmal spürte er wieder nach langer Zeit eine Gemeinsamkeit.

Heute aber legte sich das Wort „Jung" wie eine sanfte, heilende Hand auf alles Wunde in ihm, und da fand er auch den Namen wieder, den er als Kind dem Studentenbruder gegeben: „Dank dir, Alter . . . es muß ja gehn."

Von den Lippen des noch immer mit geschlossenen Augen daliegenden Kindes lösten sich unzusammenhängende Worte. Felix Frank ließ die kleine Liesel von den Knien herunter.

„Gestatten Sie, Herr Doktor, daß ich telephoniere?"

„Sie? Ja . . . Wer, bitte . . . Ach so . . . Herr Frank, nicht wahr?"

Doktor Graebner kniff die kurzsichtigen Augen zusammen. Das war ja der neue Patient! Wie kam der hierher? Er wußte so gar nichts von den Fäden, die Frau Elise spann.

Es scherte ihn auch nicht. Dieser Frank war ihm höchst gleichgültig. Eigentlich mehr Hotelgast als Patient. Sieben Stunden täglich laufen sollte der Kerl, Holz hacken und mager futtern — das faule, gute Leben bei seiner Krankheit und die gutmütige Frau, die imstande war, ihm die Socken anzuziehen, wenn er des Morgens die Füße aus dem Bett streckte!

„Ja. Natürlich, telephonieren Sie."

Der Bruder war ja doch nicht zu brauchen.

„Sie hat kein Verantwortungsgefühl . . . wie ein Irrwisch ist sie . . . nicht wert, Kinder zu haben!"

Otto Graebner hatte plötzlich kein Gefühl mehr für die Frau, der er bisher immer ein nachsichtiger und gütiger Gatte gewesen. Schon daß sie aus dem Zimmer gelaufen war, ihn allein gelassen hatte mit dem verunglückten Kind, erbitterte ihn. Immer hatte er alle Sorgen allein zu tragen. Immer hatte er sie bewußt geschont, niemals hatte sie selbst eine Bürde auf sich genommen, nicht einmal die Bürde ihrer Mutterschaft. Ganz anders mußte es werden. Sie sollte Respekt vor ihm, sollte seinen Willen achten lernen. . . . Den Jungen, den nahm er ihr fort, sie würde einen Tagedieb aus ihm machen, einen Lumpen. Das war keine Art, wie man mit seinen Kindern umging. Er selbst hatte keine Zeit, mußte verdienen, mußte das ganze Haus erhalten — wenn er sich nicht auf seine Frau verlassen konnte — dann mußten eben Fremde. . . . Er wollte mit Elise sprechen, die wußte gewiß einen Ausweg.

Er erneuerte die Kompresse, nickte, als Felix Frank ihm sagte: „In spätestens einer halben Stunde ist der Krankenwagen da!"

Doktor Graebner klopfte indessen an die Schlafzimmertür. Da Susanne nicht antwortete, trat er ein, leise und bestimmt, wie es seine Art war als Arzt.

Auf dem Nachttisch brannte eine Kerze. Susanne lag angekleidet auf dem Bett. Mit großen Augen starrte sie ihm entgegen. Sie wurde sehr blaß, aber sie rührte sich nicht. Vielleicht war der Junge jetzt wirklich gestorben, und der Schwager kam, um es ihr zu sagen.

Plötzlich hielt sie beide Hände vor die Ohren und schloß die Augen.

„Ich will nichts hören . . . ich will nicht" . . .

Doktor Graebner trat ans Bett, packte mit festem Griff ihre beiden Hände.

„Also was sind das für Dummheiten, Susel? Steh jetzt auf und packe etwas Wäsche für den Jungen zusammen. Er kommt jetzt zu mir auf acht bis vierzehn Tage, und dann bringe ich ihn dir gesund wieder. Na?" . . .

Ein gequälter Ausdruck legte sich um ihre Lippen.

„Gesund — ja das hofft jeder, der zu dir kommt, und dann steht doch der lange Wagen im Hof . . . Transport" . . .

Er riß sie an den Armen aus ihrer liegenden Stellung, eine jähe Bläße überflog seine scharfen, im flackernden Licht der Kerze fast gefurchten Züge. Und sie selbst blickte jetzt auf, wie entsetzt über ihre Worte. Wie ein Kind stammelte sie: „Ich hab ihn doch gesehen, heute früh, als ich bei Elise war."

Er fragte sie nicht, was sie so früh zu seiner Frau getrieben, er wußte ja auch nichts von ihr und ihren Nöten, nur ihre Angst vor ihm sah er. Und ein Zorn erfaßte ihn, wie er ihn nie der eigenen Frau gegenüber empfunden.

„Ihr dummen Frauenzimmer glaubt wohl, daß wir nichts können, weil uns einer draufgeht, was? Dann ist's aus mit dem Vertrauen, nicht wahr? Das müssen wir uns von den Fremden holen! Schön, Susel, geh zu deinem Mann — er mag sich einen Arzt besorgen. Einen, zu dem du Vertrauen hast. Denn Vertrauen ist alles bei unsereinem. Davon leben wir nämlich!"

Er wendete sich zur Tür; aber noch hatte er die Klinke nicht herabgedrückt, als Susanne sich an seinen Rock hing.

„Julius, lieber Julius, nicht böse sein — ich weiß nicht, was ich rede — so meinte ich es ja nicht — so wirk-

lich nicht. Nur nichts Otto sagen — ich ertrage das alles nicht mehr. Alles geht schlecht für mich aus — an allen Ecken stoße ich an, und wenn ein Unglück geschieht, so bin ich daran schuld . . ."

Sie umfing ihn mit beiden Armen und lehnte schluchzend ihren Kopf an seine Brust. Er schüttelte leise den Kopf.

„Na na, Susel . . ."

Was sollte ein Mann mit einem so ungebärdigen Kind als Frau anfangen? Eigentlich dachte sie auch jetzt nicht an ihren Jungen. Aber sie bettelte: „Sag Otto nichts. Ich werde die Wäsche packen. Ganz still will ich sein, wenn er schimpft. Aber er wird nicht schimpfen, er wird . . . Weißt du, so ganz verächtlich wird er an mir vorübergehen, oder — wenn alles gut geht — wird er mir einen Kuß geben und wird verlangen, daß ich alles vergesse, was er über mich gedacht hat. Ich habe seinen Blick gesehen, Julius, wie man den Jungen heraufbrachte — er hätte mich schlagen mögen. Was das aber für mich war, daran hat er keinen Augenblick gedacht."

Mit eiskalten Händen klammerte sie sich an ihn.

„Ich fürchte mich vor der Nacht, Julius. Ich weiß, wie das sein wird. Ich kenne diese Nächte. Er wird die Kerze anzünden, fünf-, zehn-, zwanzigmal, wird daliegen mit offenen Augen und kein Wort reden. Und wenn der Morgen dämmert, dann wird er sagen: ‚So — und nun muß ich bald meine Stunden geben.' Ganz deutlich wird er es sagen, daß ich es nur höre! Damit ich es nur weiß, wie schlecht und rücksichtslos ich bin. Und dann denke ich mir, das beste wäre, ich lebte nicht!"

Sie ging jetzt auf und ab im Zimmer, schloß Schrank und Kommode auf.

„Ach richtig — ich muß ja ins Kinderzimmer!"

Wie ein Nachwandlerin ging sie in den Nebenraum. Sie kam gleich wieder zurück mit leeren Händen. „Was sollte ich denn, Julius, sag's noch einmal . . .?"

Er ging rasch auf sie zu, faßte ihr Gesicht wie das eines Kindes zwischen beide Hände, strich mit beiden Daumen über ihre Schläfen, fuhr sie schroff an: „Was sind das für Kindereien, nimm dich zusammen, Susel, Nachtwäsche für den Jungen sollst du zusammenpacken."

Wie ein erschrecktes Aufwachen war es, als sie die Augen zu ihm aufrichtete.

Hastig und schuldbewußt stammelte sie: „Es wird nicht viel da sein, wir hatten eben Wäsche — ein Hemd oder zwei . . . aber morgen" — es flog plötzlich wie ein Lächeln über ihr Gesicht, ein Lächeln, das gar nicht im Einklang stand mit dem Ernst der Stunde — „morgen, da bringe ich ihm viele schöne neue Wäsche!"

Es war ihr eingefallen, daß sie morgen Geld bekommen sollte, Geld, von dem ihr Mann nichts zu wissen brauchte, und übermorgen würde sie auch Geld bekommen und viele, viele Tage hindurch! Das gab ihr all ihren Mut wieder. Sie lehnte ihre Wange an die Hand des Schwagers, umklammerte seine Finger mit den ihren: „Und du wirst ihn gesund machen, Julius, er wird keine Schmerzen haben? Er wird nicht sterben?"

Jetzt erst erwachte die Angst in ihr. Er aber schob sie leise von sich. Doch sie nestelte sich fest an ihm wie eine Klette, schlang beide Arme um seinen Hals: „Lieber! Einziger! Sag es mir — du kannst ja alles! Sag es auch Otto, bitte, bitte — sag es ihm, daß es nicht schlimm ist — ich fürchte mich so . . ."

Sie streichelte mit ihren warmen kleinen Händen sein Gesicht, drückte seine Arme an sich, drängte ihren weichen jungen Körper an ihn, leidenschaftlich und doch arglos wie ein Kind, das sein Flehen durch körperliche Nähe zu unterstützen glaubt.

Es zuckte etwas in seinem Gesicht. Seine Hand, die sie erst rauh von sich stoßen wollte, senkte sich plötzlich auf ihr Haar.

„Und das will eine Frau, das will eine Mutter sein!"

Ein großes Mitleid erfaßte ihn.

„Da hilft nun nichts, Susel, hab Vertrauen — das ist noch das beste!"

Sie löste sich von ihm, sah ihn an mit ihren großen strahlenden Augen und legte die Hände auf die Brust: „Wie zum lieben Gott — so viel Vertrauen habe ich zu dir . . . immer gehabt. Wie zum lieben Gott — wirklich!"

Er mußte an seine Frau denken. Ob die je so ein Wort für ihn gefunden! Da hatten sie nun beide aus Liebe geheiratet, der Bruder und er — und keiner wußte was Rechtes mit seiner Frau zu machen. Vielleicht waren es zwei, vielleicht aber auch drei, vier Jahre her, daß Elise zum letztenmal die Arme um seinen Hals geschlungen. Er hatte es kaum entbehrt und kaum ge-

merkt — aber jetzt mußte er daran denken. Vielleicht lag es daran, daß er selbst so wenig Zärtlichkeit für sie empfand. Vielleicht hatte er sie darben lassen, und sie hatte sich in eine rauhe Schale verkapselt — aus bäuerlichem Stolz oder verletztem Gefühl? Die Kleine war anders geartet. Der Bruder sollte nur achtgeben auf sie!

Er fand kaum ein Lächeln als Antwort auf ihre Worte.

Als hätte er sie nicht gehört, sagte er: „Und eine Decke mußt du auch bereithalten, Susel —"

Damit ging er aus dem Zimmer.

In der Geigerklasse brannte eine Gasflamme, und Felix Frank stand am offenen Fenster und wartete auf den Krankenwagen.

„Wie lange das dauert", murmelte Otto Graebner.

Ganz verfallen sah er aus, wie er jetzt auf einem Stuhl neben dem zusammenhanglos lallenden Knaben saß. Er schien weit älter als der Bruder in seiner stumpfen Verzweiflung, mit den tiefen Rinnen unter den dunklen Augen, dem gewölbten Rücken, der bleiern grauen Farbe seines hageren Gesichts.

„Du solltest wieder mal zum Augenspezialisten", sagte Doktor Graebner, um von dem Kind abzulenken.

„Was der sagt, weiß ich, mein Lieber. Sägen, nähen, flicken — das könnt ihr, aber — unser Einkommen erhöhen, das könnt ihr nicht! Also!"

Doktor Graebner wußte wenig von den Verhältnissen des Bruders. Er erschrak.

„Ja, du — höre mal — steht es denn so? Brauchst du was?"

Er griff gleichzeitig in die Rocktasche, hastig und verlegen, denn er wußte selbst nicht, was er vorfinden würde.

„Nein, nein, Julius, laß nur — so weit sind wir noch nicht. Wärst du nicht mein Bruder — dann — na ja — bei unsereins kann eine Krankheit eine Katastrophe werden, aber so hat man wenigstens das Sterben billig."

Eine Autohupe ertönte, im Vorderzimmer wurde ein Fenster zugeriegelt. Felix Frank kam eilig herein: „Der Wagen ist schon da."

Und er ging ins Vorderzimmer, um der Schwester die Tür zu öffnen. Susanne kam mit einem Bündel Wäsche, das Dienstmädchen schleppte eine Decke herbei.

„So, nun laß mich mal ran."

Es war wieder der kurze, keine Widerrede duldende Ton des Arztes. Otto Graebner zog sich wortlos in die Tiefe des Zimmers zurück. Wie eine Sache wurde ihm der Junge aus dem Hause geschleppt. Als gehöre er ihm gar nicht mehr.

„Ich kann ihn ja heruntertragen", sagte er.

Niemand antwortete ihm. Schwester Friederike nahm Susanne das Bündel aus der Hand.

„Wohl die Wäsche", sagte sie.

Sie kannte dieses wie gelähmt Vorsichhinstarren, wenn plötzlich ein Unglück die Türen eines stillen Hauses sprengte. Da mußte sie oft selbst Schränke und Läden aufreißen, um zu suchen, was sie brauchte, mußte mit harten Händen die klammernden Finger lösen und taub sein für lautes Jammern.

„Laß mich mitfahren", bat Otto Graebner.

Aber der Doktor schüttelte den Kopf.

„Kann jetzt niemand von euch brauchen — morgen —"

Susanne schlich sich zu ihrem Mann und faßte nach seiner Hand.

„Laß mich!" kam es hart von seinen Lippen.

Er sah sie nicht an dabei und riß seine Hand zurück. Sie blieb an seiner Seite stehen und wurde sehr blaß.

Dann fiel sie auf einen Stuhl und rührte sich nicht mehr.

Es wurde still im Zimmer. Die Korridortür schlug zu — einmal und dann noch einmal. Nur das leise Surren der Gasflamme erfüllte noch den Raum.

Susannes Kopf fiel zurück, schlug hart an die Wand an.

Vielleicht werde ich ohnmächtig, dachte sie.

Und in dem einen sie beherrschenden Wunsch, alles zu vergessen, allem entrückt zu sein, ließ sie sich von dem Wirbel der fliehenden Gedanken hinabziehen wie in ein dunkles, tiefes Nichts. — — —

Doktor Julius Graebner wußte von den Frauen nur, was sie ihm selbst von sich erzählten, und was ihre Leiden ihm sagten. Und es war ein ständiges Mitleid in ihm lebendig für alles Unterdrückte in ihnen. Er behandelte sie auch nicht gern, hauptsächlich weil ihm die Weichheit fehlte, auf die sie nach seiner Ansicht ein Anrecht hatten, und die er in Worten und äußerer Geduld nicht aufbrachte. Sie machten ihn unsicher mit all ihren Fragen und Ängsten.

Seine Frau wußte nicht, wieviel sie ihm zu danken hatte. Ihre kraftvolle und sehr selbstsüchtige Art schaltete noch jedes Anlehnungsbedürfnis aus wie jeden Zweifel an der Richtigkeit ihrer Entschließungen. Die oft weitgehende Nachgiebigkeit ihres Mannes schrieb sie mehr ihrem Energieübergewicht zu als seiner Gleichgültigkeit gegen alles, was außerhalb seiner wissenschaftlichen Sphäre lag.

Es gab selten Reibungen zwischen ihnen — weil sie gebieterisch den Sohn für sich gefordert hatte, nachdem ihnen die Tochter gestorben war.

Damals hatte er ihr den Sohn gegeben. Er gab ihn in ihre Hände — wie einen Gegenstand, von dem man sich sonst unter keinen Umständen trennen würde, und den man auch nicht mehr wiedersehen mag, nachdem er in fremdem Besitz ist.

Als Hans bald darauf Scharlach bekam, sagte Frau Elise: „Ich denke, Doktor Baumann wird ihn behandeln. . . ."

Er lächelte nicht einmal. Es war übrigens ein harmloser Fall — in acht Tagen war das Schlimmste überstanden. Hans blickte mit brennenden Augen nach der Tür und wartete auf den Vater. Bald gewöhnte er sich daran, daß der Vater sich wenig um ihn kümmerte. Der Vater war ein großer Herr in seinen Augen. Mit einer so lumpigen Krankheit gab der sich nicht ab!

Es kam Doktor Graebner zu Ohren, wie Hans die Schwester gefragt hatte: „Wenn ich mir aber mal die Rippen breche — dann ist Papa mein Doktor, nicht wahr?" Es hatte so geklungen, als ob er sich am liebsten gleich die Rippen brechen möchte, um vom Vater behandelt zu werden.

Doktor Graebner ging daraufhin zu ihm ins Zimmer, hielt das Glas mit einer übelschmeckenden Medizin, kommandierte: „Augen zu — runter!" Er merkte es, der Junge hätte sich auch vierteilen lassen, wenn er es verlangt hätte. Aber neben dem Bett saß auch noch Elise. Und sie legte ihren Arm um die Schultern des Knaben, und in ihrem Gesicht lag es deutlich: „Der gehört mir!"

So streichelte er denn die heißen Wangen und ging wieder.

Er hatte ja auch so viel zu tun. Damals fing er gerade an, „Namen" zu bekommen. Er merkte es daran, daß man ihn nach auswärts berief. Das war viel für einen, der noch nicht den Titel Professor hatte und noch kein Geheimrat war! Aber es waren meist Professoren mit dabei oder Geheimräte. Er war der junge Kollege in ihren Augen, den man ein bißchen anerkennend behandeln und gönnerhaft belehren mußte. Er verstand es nicht immer, sich ihnen unterzuordnen, sprach lauter als sie beim geheimen Konzil, brauchte Worte, wie „veraltet" und „nach meiner Überzeugung".

„Die maßgebende Überzeugung, werter Herr Kollege, ist vorläufig noch die meinige", sagte ihm eine Leuchte der Wissenschaft. „Sie können allenfalls — Ansichten haben!"

Wie ein Schuljunge wurde er in seiner damals noch draufgängerischen Art zurechtgewiesen oder wie ein „Bauer". Die großen Herren hatten schon alle Hofluft geatmet — er brachte noch den Katengeruch der Koffäten in seinen Anzügen mit.

Einmal geschah es, daß er in seiner vor nichts zurückschreckenden Sachlichkeit die beiden Professoren, mit denen er über eine Operation und die Art ihrer Ausführung entscheiden sollte, derartig vor den Kopf stieß, daß sie zu ihren Hüten griffen und das Haus verließen.

Vergeblich beschwor sie die sehr junge Frau des Kranken, ihren Mann nicht zu verlassen — die Herren erklärten, ihre Anschauungen ließen eine solche Art der Diskussion nicht zu. Sie würden jetzt eine halbe Stunde im Gasthof des kleinen Ortes warten — die gnädige Frau hätte nur zu wählen zwischen ihnen und ihrem Kollegen Doktor Graebner, dessen Ansichten sie nicht teilen konnten. Graebner stand inmitten des hellen ländlichen Saales, ohne ein Wort zu sagen, mit finster zusammengezogenen Brauen, die Hände in den Taschen seines braunen Sakkos.

Die junge Frau sah ihn groß an. Er rührte sich nicht. Aber in der Art, wie er dastand, lag etwas, das ihr jeden Zweifel nahm an seinem Recht. Sie fand keine Worte, um die Herren zurückzuhalten — nur eine unendlich bedauernde, höfliche Bewegung, die ihnen den Abgang erleichterte. Und sie standen noch in Erwartung des Wagens mit blassen, empörten Gesichtern auf der großen Freitreppe des Gutschlosses, als Graebner hart und bestimmt die Frage stellte: „Also haben Sie Vertrauen zu mir, gnädige Frau?"

„Ja", sagte sie einfach. — „Befehlen Sie — es geschieht, wie Sie es haben wollen. . . ."

Wenn Julius Graebner in die Vergangenheit zurückdachte, so war es dieses „Ja", das ihn der Höhepunkt seines Lebens zu sein dünkte.

Dieses einfache, keinerlei Deutung zulassende „Ja" der Baronin Carola von Glidien.

Zwei Assistenten brauchte er damals. Die waren bald gefunden — ein weißhaariger, behäbiger alter Herr, der nur praktizierte, wenn's dem Schwiegersohn zu viel wurde, und der Schwiegersohn selbst, der vor Jahresfrist Frau und Kind verloren hatte, ein tüchtiger, ernster Mensch. Während der Vorbereitungen zum operativen Eingriff gab der alte Herr allerlei zum besten. Er sprach gern und immer wieder von der Zeit, da er noch unten „im Schlesischen" war und eine Durchlaucht behandelte, die Französisch sogar im Delirium sprach, und von einer ganz jungen Prinzessin, die sich in einen Jungenanzug geworfen hatte und die Waschschüssel hielt während einer Operation.

„Natürlich Liebesgeschichten! . . Früher hatte es viele Liebesgeschichten dort unten, aber mit den Kornbrennereien hat's aufgehört. Nun ist auch die kleine Prinzessin längst gestorben. . . . Sie kannten sie vielleicht, Herr Kollege, die Prinzessin Arnulf? Ein Teufelsmädel war das!" (Fortsetzung folgt.)

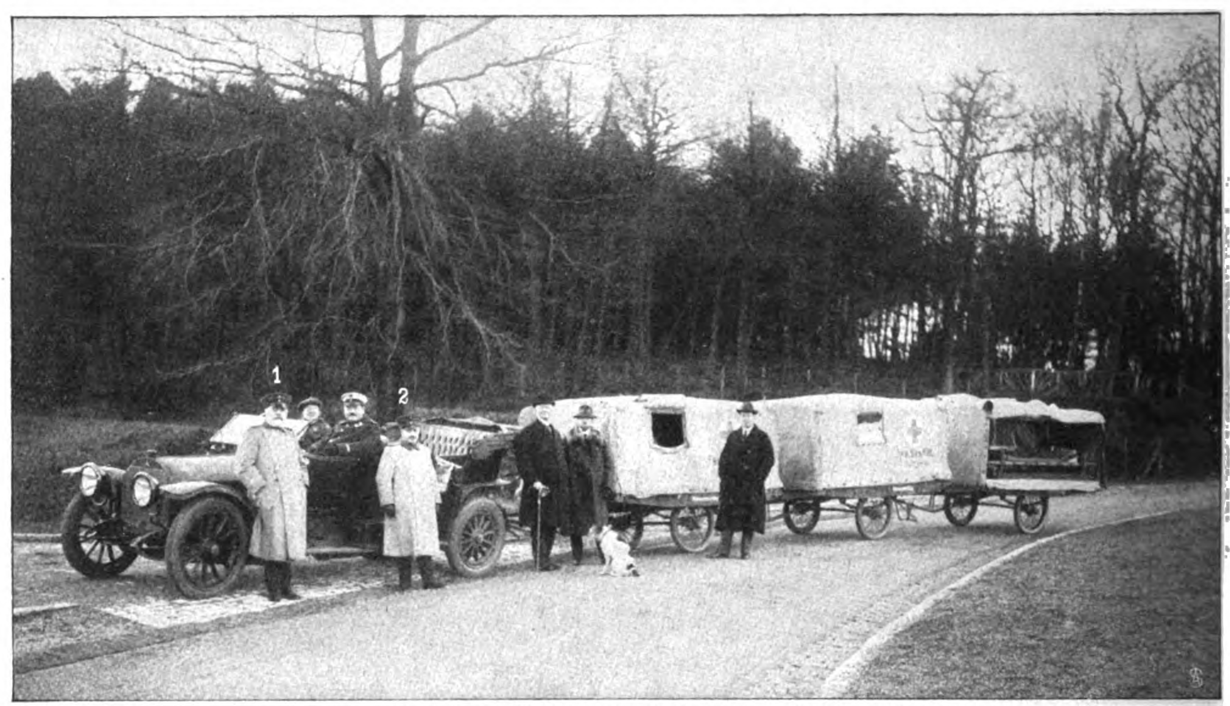
Aachen im Kriege.

Von Gottfried Stoffers. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Das liebliche und ehrwürdige Aachen, lieblich durch seine unvergleichliche Lage im Tal zwischen anmutigen Höhen und prachtvollen Wäldern, ehrwürdig durch seine Geschichte und seine Bauwerke, die bis auf Karl den Großen zurückreichen, wurde vom ersten Tag der Mobilmachung an in die unmittelbarste Kriegstätigkeit hineinbezogen. Es liegt hart an zwei Grenzen. Nach dem ersten holländischen Städtchen Vaals fahren die Aachener mit der Straßenbahn wie auf ein Bierdorf, und nach der belgischen Grenze ist auch nur ein Sprung. Unmittelbar hinter Herbesthal, nur durch eine Eisenbahnüberführung getrennt, beginnen die belgischen Gleise. Bei Aachen begann unser Einmarsch. Unsere Truppen rückten auf zwei Landstraßen vor: geradeaus auf die dem Erdboden fast gleichgemachten Franktireurdörfer Battice und Hervé, und rechts ab an der holländischen Grenze entlang zur Maas nach dem lieblichen Städtchen Visé. Die Landschaft ist hier überall von Ruisdaelscher Schönheit: tiefe Täler und hohe Hügel, prachtvoll bewaldet und von saftigen Wiesen mit weidendem Vieh durchsetzt. Schwarzdachige Dörfer, weiß getüncht, mit netten Kirchlein blicken überall heraus, und wenn die Sonne auf diese liebliche Pracht scheint, oder wenn abwechselnd Licht und Schatten darüber huschen, ergeben sich Bilder von entzückender Schönheit.

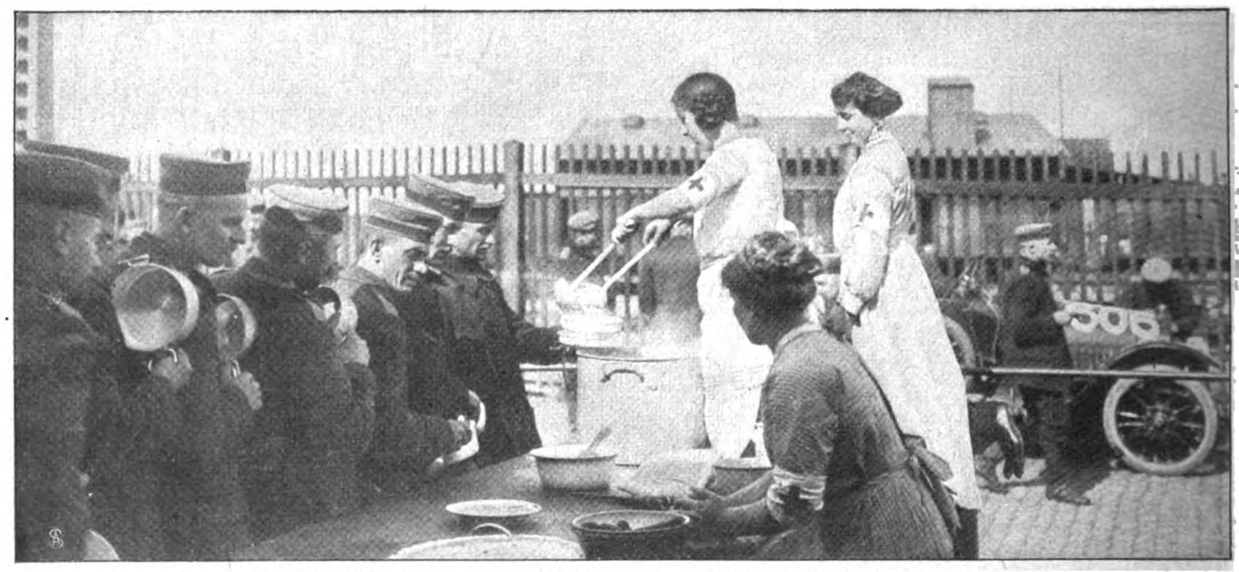
Hier in diesem strategisch schwierigen Gelände fielen sofort die ersten Schläge, von denen die zerschossenen und verbrannten Dörfer, die gefällten oder von Gra-

naten zersplitterten Chausseebäume, die als kleine Krater auf den Feldern und selbst in den Landstraßen sichtbaren Granatlöcher Zeugnis ablegen. Belgische Truppen und Heckenschützen versuchten hier die einmarschierenden preußischen Grenzregimenter vom Vormarsch auf Lüttich abzuhalten. Schon am Abend des ersten Gefechtstages Frieden zum Krieg war. Aber die weit von der Grenze saßen, hatten Zeit, sich vorzubereiten. Wie zuckte es durch alle Herzen, als das erste Flüstern umging: „Verwundete kommen!" „Was, schon Verwundete?" — Natürlich müssen Verwundete kommen! Es sind ja Gefechte gewesen, siegreiche Gefechte. Warum also dieser starre



1. Hauptmann a. D. Blumenthal, Vorsitzender der Sanitätskolonnen. 2. Stabsarzt Dr. Israel.

Verwundetenauto mit Anhängern.



Die Verpflegungstation des Roten Kreuzes auf dem Aachener Westbahnhof.

begann der Strom der Verwundeten und Gefangenen von diesen Straßen aus nach Aachen, und er hat seither ununterbrochen angehalten. Erst kam er von Lüttich, dann von Namur. von Charleroi, von Dinant, von Mons, von Maubeuge, von St.-Quentin und Laon, von Antwerpen, von der Yser, von Lille — alles, was transportfähig war, kam zuerst nach Aachen. Wir alle erinnern uns noch, wie schwer uns der Übergang vom Schrecken? Sie sind ja auch Siebzig gekommen! So faßten wir uns langsam, aber die Aachener hatten keine Zeit, sich innerlich vorzubereiten oder sich gefaßt zu machen. Die schwere Aufgabe war plötzlich und unvorbereitet da Sie kamen sofort, auf einmal, ohne Anmeldung. Kaum war die Grenze überschritten, da waren auch schon die Männer mit zerschossenen Gliedern, mit Kugeln im Kopf und in der Brust da, pochten an die Tür

Tätigkeit der Damen in der Zentrale für Wollsachen.

der waltenden Barmherzigkeit. Erst kamen zehn, dann Hunderte, dann Tausende. Und es wird immer der Ruhm Aachens bleiben, daß es von der ersten Stunde an bereit war.

Das Werk wurde organisiert von den Vereinen vom Roten Kreuz unter der zielbewußten Leitung des Königlichen Polizeipräsidenten von Hammacher. Auf allen Bahnhöfen der Stadt waren Verpflegungstationen eingerichtet, auf denen die Frauen Aachens warmen Herzens und mit milder und freigebiger Hand walteten. Die Sanitätskolonnen unter Leitung des Hauptmanns a. D. Blumenthal warteten hier auf die Ankunft jedes



1. Frau Oberbürgermeister Veltmann. 2. Frau Robert Suermondt, Vorsitzende des Vaterländ. Frauenvereins. 3. Polizeipräsident von Hammacher. 4. Frl. Hermsen. 5. Frau Holden. 6. Geh. Justizrat Springsfeld.

Hauptausschuß der Vereine vom Roten Kreuz Aachen-Stadt und die in der Zentralstelle tätigen Damen und Herren.

Zugs. Im Frieden einhundertdreißig Mitglieder stark, strömten sofort Freiwillige herbei, so daß bald sechshundert Personen in den Sanitätskolonnen tätig waren. Vierhundert Akademiker von der Technischen Hochschule sind für den Sanitätsdienst nach und nach ausgebildet worden, und von diesen tun sechzig ständig Dienst an den Bahnhöfen. Sie sorgten vor allen Dingen, daß die Schwerverwundeten, die nicht weitertransportiert werden konnten, schnell in geeignete Pflege kamen. Hierfür hat das Aachener Rote Kreuz sieben Lazarette mit über vierhundert Betten eingerichtet. Aber die Sanitätskolonne wartete nicht, bis sie mit der Bahn ankamen, sondern sie sandte eine Autokolonne nach der Front, die im Anfang des Kriegs aus nicht weniger als fünfundvierzig Wagen bestand, mit denen achthundert Schwerverwundete allein in den Monaten August und September aus den Feldlazaretten und aus der vordersten Front schaften bei den Verwundeten haben hier Stärkung und Pflege erfahren. Die Zahl all dieser, denen das Rote Kreuz in Aachen Gutes getan, ist von einer halben Million nicht weit entfernt. Von der Arbeitsleistung mag es einen Begriff geben, wenn ich sage, daß an einem Tag im September allein auf der Verpflegungstation des Hauptbahnhofs achttausend Verwundete vollständig verpflegt wurden. Selbstverständlich erfuhren auch die deutschen Krieger, die nach Hunderttausenden durch Aachen nach den Kriegschauplätzen zogen, hier die liebevollste Gastfreundschaft.

Die sieben Lazarette, die die Vereine vom Roten Kreuz in der Stadt Aachen eingerichtet haben, sind Muster von Sauberkeit, und die vielen Tausende von Verwundeten, die seit den Augusttagen hier verpflegt worden sind, denken sicher alle mit Dankbarkeit an diese Stätten der Barmherzigkeit zurück. Indessen begnügten



Küche der Verpflegungstation des Aachener Westbahnhofs vom Roten Kreuz.

nach Aachen gebracht wurden. Es waren alles Aachener Bürger, Herrenfahrer, die mit ihren Kraftwagen selbst zur Front und zurückfuhren, und die allein in den ersten fünf Kriegsmonaten Tausende von Verwundeten transportiert haben. Die Kolonne ist Tag und Nacht tätig und hat jetzt hauptsächlich noch die Aufgabe, die Schwerverwundeten von den Bahnhöfen zu den Lazaretten zu fahren. Hierbei verdient eine sehr beachtenswerte Neuerung Erwähnung, die auf der Abb. S. 318 zu sehen ist, nämlich zweirädrige A n h ä n g e w a g e n von sehr zuverlässiger, aber leichter Konstruktion, die auf die einfachste Art an den Kraftwagen angekuppelt werden, so daß dieser jetzt in der Lage ist, statt zwei oder vier Verwundete deren zwölf bis vierzehn zu transportieren.

Auf den Stationen an den Bahnhöfen wurden außerdem alle Verwundeten erfrischt und verpflegt. Auch von den Gefangenen, die alsbald von den Schlachtfeldern ebenfalls über Aachen nach Deutschland kamen, haben auf dieser Station Hunderttausende einen bescheidenen Imbiß erhalten, und viele Tausende von Begleitmann- sich die Aachener nicht damit, in der eigenen Stadt zu wirken, sondern sie strebten auch über die Grenze hinaus, den in Feindesland leidenden Kämpfern Erquickung zu bringen. Mitte September richteten sie auf dem Bahnhof Kinkempois, einem Nebenbahnhof von Lüttich, eine Verband- und Erfrischungstation ein, die, solange der Kampf in der Nähe tobte, von Mitgliedern der Technischen Hochschule, später auch von Aachener Damen verwaltet wurde. Auch hier haben viele Tausende von Verwundeten, ehe sie ins Vaterland zurückkehrten, Pflege und Beköstigung erhalten. Fügen wir hinzu, daß das Aachener Rote Kreuz sich auch eifrig an der Heranbringung von Liebesgaben an die Front beteiligt hat, daß es ein sehr gut eingerichtetes Auskunftsbureau über Verwundete und Gefangene verwaltet, und daß es auch noch die Fürsorge für deutsche Gefangene im Ausland direkt und durch die Zentralstation in Berlin ausübt, so haben wir in kurzem Umriß seine Tätigkeit geschildert. Die Lasten, die die Vereine damit auf sich genommen hatten, waren außerordentlich groß, denn wohl keine

Stadt im Reich ist so wie Aachen, die Eingang- und Ausgangstation für alles, was im Westen mit dem Krieg zu tun hatte, für Verwundete, Kranke, Gefangene und für unsere ins Feld ziehenden Krieger in Anspruch genommen worden. Auf die großen persönlichen Opfer, die besonders die Aachener Frauen bringen — sind doch allein am Hauptbahnhof mehr als dreihundert Personen abwechselnd tätig — soll hier nur kurz hingewiesen werden. Die Geldopfer aber, die aus Aachen für all diese edlen Zwecke aufgebracht worden sind, übersteigen nachgerade die Kräfte. Aachen hat für ganz Deutschland gewirkt, und wenn auch all die vielen hundert Mitarbeiter unter Anspannung aller Kraft „durchhalten“ werden, so erscheint es doch Pflicht von ganz Deutschland, das Aachener Rote Kreuz mit Geldmitteln kräftig zu unterstützen. Denn die Anforderungen an Aachen hören nicht auf, sie machen sich von Tag zu Tag weiter geltend und gehen über die Kräfte einer Stadt von etwa 160 000 Einwohnern hinaus. Hier ist Hilfe erforderlich und wohl angebracht.

Die Flagge auf den Meeren.

Skizze von Ursula v. Wedel.

Es war einmal . . . da war Frieden. Da strahlte an einem Frühsommertag die Sonne hoch über dem blauen, kaum atmenden Meer des Südens. Die kleine, alte Hafenstadt, die mit sonnengebleichten Häusern über den Berg hinüberklomm, schaute aus allen ihren Fensteraugen neugierig auf die Bucht. Sacht wiegte sich da auf der Flut ein großes, graues Schiff. Im Heck wehte die deutsche Kriegsflagge.

Sonst kamen nur die schwerfälligen Segelschiffe der Fischer hier herein. Manchmal schnellgleitende Motorboote, weiße Vergnügungsdampfer, mit allen Flaggen der Welt geschmückt. Große Schiffe sah dies Stückchen Küste nur weit draußen, ganz fern und klein, auf der verschwimmenden Linie des Horizonts. Und gar Kriegsschiffe! Sie, die die Volksseele auf den friedlichen Meeren mit einem geheimnisvollen Zauber umkleidet, die in dem schlichten Ausdruck ihrer kraftvollen Stärke unter der Heimatflagge wie ein losgelöstes Stück der fernen Heimat bedeuten. So daß Heimat ist, überall da, wo das Meer sie wiegt.

Um den deutschen Kreuzer schwärmten die Boote. Unaufhörlich klomm's die Stufen empor an der grauen Schiffswand. Männer, Frauen und Kinder. Mit großen, ehrfürchtig neugierigen Augen standen sie oben vor dem Offizier. Und dann trappten sie über das Schiff. Fast ganz stumm. Nur mit sprechenden Blicken. Leise auftretend. Die Kinder mit den Händchen am Rock der Mutter, an der Hand des Vaters festgeklammert. Was sie sahen? Äußerlich nur breite, lichtgescheuerte Decks, steile Treppchen, schmale Gänge, Küchen mit ungeheuren Kesseln, unverständliche Gerätschaften und Maschinen, furchterregende Kanonenrohre. Matrosen mit Gesichtern von nordischem Schnitt. Sie hörten die Laute einer fremden Sprache, die so fröhlich und selbstbewußt tönte wie drüben am Land ihre eigene. Sie sahen aus der Entfernung die Offiziere und zwischen ihnen Herren in Zivil, lichtgekleidete Frauengestalten. Auch da klang die fremde Sprache, hob sich helles Lachen.

Durch das alles wehte zu dem fremden Volk ein Ahnen jener fernen, großen Macht, jenes nordischen Deutschland, dessen Flagge sich hier hoch im lauen Wind hob. Darum klangen die Schritte und Stimmen so ehrfürchtig und gedämpft.

Bei denen, die hier die eigene Heimat empfanden, bei den Gastgebern und den deutschen Gästen von der Küste, löste das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit als Kinder eines mächtigen Landes, als Zugehörige zu diesem grauen, ehrfürchtige Neugier erweckenden Wasserkoloß eine Stimmung voll übermütigen Selbstbewußtseins, voll rascher Vertrautheit aus. Den einen war dies Begegnen wie ein Grüßen Deutschlands, das auch in der Ferne ihnen nahe war. Den andern wurden die deutschen Laute, die sie hier von der Küste willkommen hießen, eine Erfüllung des ewigen Seemannsehnens.

Sie kamen von einer Wanderung über das Schiff zurück. „Eigentlich“, sagt jemand, „haben Sie hier auf den Auslandschiffen ein beneidenswertes Leben! Das bißchen Dienst“ — es ist natürlich eine junge Frau, die so leichtfertig redet — „wird schon nicht schlimm sein. Und sonst kommt es einem so schön vor, daß man gleich mitfahren möchte. Aber wozu sind Sie eigentlich da? Warum fahren Sie so herum?“

Die Herren lachen. „Wir müssen die Flagge zeigen!“ sagt einer.

Drüben, an der Reeling, standen zwei junge Menschen, ein Mann und ein Mädchen. Auf den jungen Gesichtern lag jener gedankenvolle Ernst, der noch nichts von oberflächlicher Unterhaltung weiß, der jedes Wort zu einem Erlebnis werden läßt. Während sie sprachen, wuchsen aus ihren Worten, ihnen selbst unbewußt, ihre Lebensbilder empor. Unverlöschliche Gemälde ihrer Wesensart, ihres Fühlens, Denkens und Sehnens. Sie sahen sich an und kamen wie aus einem Traum in das Leben zurück, in dem sie vor wenigen Stunden noch Fremde waren.

Vor ihnen im Westen sank blutrot die Sonne ins märchenhaft lichtblaue Meer.

Da legte sich über das große Schiff auf einmal eine Stille. Zwei Matrosen standen am Flaggenstock, bereit, die Flagge zur Nacht niederzuholen. Durch den feierlich schönen Abend schwang sich der Ton des Horns empor. Salutierend standen die Offiziere und Mannschaften. Die Herren hatten die Hüte abgenommen. Die Frauen neigten die Köpfe. Langsam rauschte die große, weiße Flagge mit den schwarzweißroten Streifen, mit den kriegerischen Sinnbildern des Aars und des Eisernen Kreuzes nieder. Der letzte Ton verklang.

Als das große Ruderboot abstieß, um die Gäste an Land zurückzubringen, leuchteten droben am schwarzblauen Abendhimmel die Sterne. Der Mond zog durch das Wasser eine flimmernde Silberstraße. Wuchtig und dunkel hoben sich die Umrisse des Kreuzers ab. Weiße Tücher wehten, und durch die Nacht klang's von hüben und drüben: „Auf Wiedersehen!“

Ein paar Monate später kam der Krieg.

Und wieder ein paar Monate später trägt die wandernde Zeit ein Briefblatt weit über See in ein deutsches Haus. Zwei Frauenaugen leuchten, als die



Hände den Bogen entfalten. Ein erinnerungsschweres Lächeln blüht auf, von Tränen allgemach verdunkelt.

. . . „In einer halben Stunde gehen wir an Land, um unsere Briefe für die Heimat einzustecken. Zwei Stunden später müssen wir den Hafen wieder verlassen. Vielleicht sind dies die letzten Grüße, die von uns jemals nach Deutschland kommen. Die Engländer glaubten bis zum Krieg, uns Deutschen viel Ehre zu tun, wenn sie uns als gleichwertigen Gegner rechneten. Heute wissen sie, daß da, wo die deutsche Flagge weht, ein überlegener Feind zu fürchten ist. Und heute jagen sie diese Flagge, die sie noch vor weniger als hundert Jahren als Piratenflagge stempeln zu können glaubten, mit fünffacher Übermacht. Daß es da für uns hier draußen auf den Auslandschiffen auf die Länge der Zeit kein Entweichen gibt, das weiß jeder Mann an Bord. Sie schreiben heute alle Abschiedsbriefe. Wenn einer sie lesen könnte, in keinem einzigen fände er wohl einen Widerhall von Schmerz oder Enttäuschung. Die Gefühle kommen nicht auf vor dem Stolz auf die letzten Wochen, auf das, was wir haben leisten können bei dem Siegesbewußtsein und der Siegeszuversicht, die wir auch für die Zukunft haben. Es ist kein Verdienst von uns, wenn wir darüber alles Eigene vergessen. Man kann nicht anders. Man muß es so empfinden. Gott weiß, daß man in solchen Augenblicken letzten Abschiednehmens, während man in jedem Atemzug, in jeder Bewegung das starke Leben empfindet, keine Pose mehr kennt! Diese Augenblicke bringen mit dem Nachdenken über das, was eigentlich diese letzten Grüße heimtragen sollen, nur ein klareres Erkennen des schönen Schicksals, das uns alle hier draußen an einen Platz gestellt hat, wo wir beim besten Willen nicht anders können, als den Tod mit hellen Augen auf uns zukommen sehen. Wenn Sie sie sehen könnten hier an Bord, vom Kommandanten bis zum Jüngsten unserer Leute! Die Stimmung empfinden in ihrem feierlich fröhlichen Ernst!

Neben mir liegt der fertige Brief an meine Eltern. Er sollte, mit der Bitte, sich so ganz allmählich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihr Junge diesmal wohl nicht wieder hineinkommen wird, das Letzte sein. Aber bei dem Erinnern an Deutschland ist die Sehnsucht zu groß geworden nach dem Leben, das war, und das bis vor kurzem aus der Zukunft noch lockte. Dies alte Leben hat uns nur einmal zusammengeführt. Aber damals ließ es den Träumen die Zukunft offen. Auf dem Meer gedeihen die Träume. Es war ein ganzes Leben, das der eine Tag unseres Zusammenseins mir geschenkt hat. . . . Heute weiß ich kaum, ob Sie noch an diesen einen Tag, noch an mich denken. Denen, die mich liebhaben, schrieb ich, daß sie mich so allmählich vergessen sollen. Wenn ich nun heute noch von etwas anderem träume als von dem, was hier um uns ist — und man denkt ja doch manchmal an Deutschland und das Leben — dann ist es das, daß *Sie nicht* vergessen werden. Daß Sie sich erinnern werden jenes einen fernen langen Tages, dessen Erinnerung auch mir gehört, und vielleicht bald eines andern Tages, an dem wir wieder dem Feind die Flagge zeigen dürfen, die hier so weit draußen, so einsam stolz für Deutschland wehen kann." . . .

Schwer und hoch rollen die Wogen. Fahl, schiefergrau ist das Meer. Grau der Himmel. Über das Brüllen der ineinanderstürzenden Wasserberge erhebt sich das Donnern der Geschütze. Zu gewaltigen düsteren Wolken ballt sich der Rauch über den drei Schiffen. Glutrot flammt es auf durch den Qualm bei jeder krachenden Salve. Zwei englische Kreuzer sind's und einer, der die deutsche Flagge führt. Der ist schwer beschädigt. Ein willenlos gewordenes Spielzeug der Wassermassen, rollt der graue Koloß schwer hin und her.

Wieder die rote Glut. Aber diesmal kein Krachen von Geschützen. Flammen lodern von dem Kreuzer empor. Drüben beim Find ein Signal: „Ergebt euch!" — Krachend gibt eine neue Salve die Antwort. Ein Treffer. Aber keiner mehr, der vernichten kann. Höher schlagen die roten Flammen. Sie teilen die Wolke von schwarzem Rauch. Hoch aufgerichtet, erhobenen Hauptes stehen die Offiziere und Mannschaften auf dem verlorenen Schiff. „Ergebt euch!" Zum letztenmal sprechen die Geschütze ihr trotziges „Nein!"

Der Kreuzer hat keine Munition mehr. Näher kommt der Feind an das flammende Schiff. Eine Explosion taucht für einen Augenblick den fahlgrauen Tag in flammendste Glut. War das ein Ton von Musik, von Singen, der über dem furchtbaren Getöse zitterte? Die grauen Wogen rollen dumpf gegeneinander, da wo die weiße Fahne versank mit den schwarzweißroten Streifen.

Auf den Schiffen der Sieger ist's totenstill. Die Deutschen drüben haben ihre Flagge niedergeholt, grüßend, hochaufgerichtet, wie allabendlich. Zu einer langen Nacht. Aber im Morgenrot einer neuen Zeit werden sie sie wieder emporrauschen sehen, und stolz wird sie über allen Meeren wehen, wo einst eine andere allmächtig war. . . .

Nachtmarsch der Kolonne.

Der Regen prasselt, der Sturmwind fegt
Welkende Blätter von triefenden Bäumen;
Es eilen die Wolken, kein Sternlein trägt
Lichtes Gefunkel in trostloses Träumen.
Die Rosse stampfen auf steinigem Steg,
Ihr Hufschlag zündet zuckende Blitze.
So zieht die Kolonne den endlosen Weg,
Und dumpf dröhnt ferne das Lied der Geschütze.

Es rattern die Wagen, die Kette klirrt
Eintönig, einschläfernd in trübe Gedanken;
Es ächzen die Räder, die Peitsche schwirrt
Auf schnaubender Rosse schlagende Flanken.
Die Krieger fröstelt, ihr Haupt nickt träg,
Die Glieder schüttern auf eisernem Sitze:
So zieht die Kolonne den endlosen Weg,
Und dumpf dröhnt ferne das Lied der Geschütze.

Auf heult die Windsbraut, es neigt ein Baum
Bebend sein Haupt dem gewaltigen Wüten;
Weiß triefen der Pferde Nüstern von Schaum,
Es fährt der Krieger aus dämmerndem Brüten:
Ein Krachen und Tosen, als berste die Welt,
Rings Feuerschlünde und züngelnde Blitze —
Wir sind am Ziel: die Kolonne hält —
Und vor uns dröhnt schaurig das Lied der Geschütze.

Adolf Braun.



Bilder aus aller Welt.

Hofphot. Kosel.

Die Enkelin des Kaisers Franz Josef, Fürstin Elisabeth zu Windisch-Graetz, mit ihren Kindern,
den Prinzen Franz Josef, Ernst Weriand. Rudolf Johann und der Prinzessin Stephanie.



Fabrikbesitzer Karl Supf †
Vorsitzender des Kolonialwirtschaftlichen Komitees.



Dr. Ph. Peck, Wien †
Generalstabsarzt u. Chef d. milit.-ärztl. Offizierkorps.



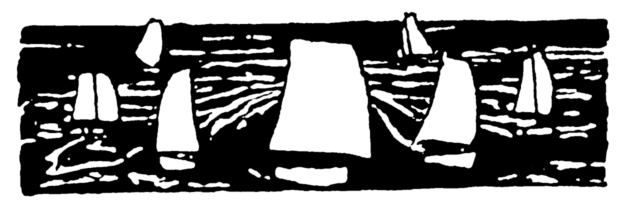
Geldsendung in die Heimat.
Unsere Soldaten als Sparer in Feindesland.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 10. Berlin, den 6. März 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.



Die sieben Tage der Woche.

23. Februar.

Die Festung Calais wurde in der Nacht vom 21. zum 22. dieses Monats ausgiebig mit Luftbomben belegt. — In der Champagne brachen sämtliche Vorstöße in unserm Feuer zusammen. — In den Vogesen wurde der Sattelkopf nördlich Mühlbach im Sturm genommen.

Ein von den Russen von Grodno in nordwestlicher Richtung versuchter Vorstoß scheiterte unter vernichtenden Verlusten. — Die Zahl der Beutegeschütze aus der Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren hat sich auf über dreihundert, darunter achtzehn schwere, erhöht. — Nordwestlich Ossowicz, nördlich Lomscha und bei Prasznysz dauern die Kämpfe an. An der Weichsel östlich Plock drangen wir weiter in Richtung auf Wyszogrod vor. — In Polen südlich der Weichsel wurde der Vorstoß einer russischen Division gegen unsere Stellungen an der Rawka abgewiesen.

In den Karpathen scheiterten zahlreiche russische Angriffe unter großen Verlusten für den Feind. — Südlich des Dnjestr entwickeln sich die Kämpfe in größerem Umfang.

Die Summe der Kriegsgefangenen in den Karpathenkämpfen ist auf 64 Offiziere, 40 806 Mann gestiegen.

24. Februar.

In der Gegend von Perthes (in der Champagne) griffen die Franzosen mit zwei Infanteriedivisionen an. Der Feind wurde unter schweren Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen. — In den Vogesen machten unsere Angriffe gegen Sulzern und Ampfersbach (westlich Stoßweier) Fortschritte.

Ein erneuter feindlicher Vorstoß aus Grodno wurde mühelos abgewiesen. Oestlich Skierniewice wurde ein russischer Nachtangriff abgeschlagen. — Die festungsartig ausgebaute Stadt Prasznysz wird von ostpreußischen Reservetruppen nach hartnäckigen Kämpfen im Sturm genommen. Ueber 10000 Gefangene, über 20 Geschütze, ein großes Lager von Maschinengewehren und sehr viel Gerät werden erbeutet.

Ueber Calais zeigte sich von neuem ein Zeppelin, diesmal in Begleitung zweier Flugzeuge.

Das französische Torpedoboot „Dague“, das einen Lebensmitteltransport nach Montenegro begleitete, ist im Hafen von Antivari auf eine österreichisch-ungarische Mine gestoßen und gesunken.

In Singapore (Straits-Settlements) meuterte ein indisches Infanterie-Regiment. Sechs englische Offiziere, sechzehn Unteroffiziere und Mannschaften wurden getötet, neun Unteroffiziere und Mannschaften verwundet. Vierzehn englische Bürger, darunter eine Frau, wurden getötet.

25. Februar.

Die Kämpfe, die in der Umgebung von Bortschoho, nördlich Artwin, seit einigen Tagen ausgefochten wurden, endigten mit einem vollen Erfolg der türkischen Truppen.

Zehn große Panzerschiffe haben ein neues Bombardement gegen die am Eingang der Dardanellen liegenden Forts eröffnet.

26. Februar.

In Singapore zerstörten 800 Hindus alle diejenigen Häuser, in denen die deutschen Zivilkriegsgefangenen festgehalten wurden.

27. Februar.

Die englisch-französische Flotte beschießt das am Dardanelleneingang liegende Fort Sed-el-Bahr.

28. Februar.

Amtlich wird erklärt, daß die deutschen Verluste in der Winterschlacht von Masuren ungewöhnlich gering seien.

Bei Verdun und am Westrande der Vogesen werden Fortschritte erzielt.

Bei Grodno und Ostrolenka werden russische Angriffe zurückgeschlagen. Vor überlegenen feindlichen Kräften, die von Süden und Osten auf Prasznysz vorgingen, sind unsere Truppen in die Gegend nördlich und westlich dieser Stadt ausgewichen.

Die durch die bisherige Tätigkeit unserer Unterseeboote an der Küste Englands und Frankreichs bewirkte Beunruhigung des englischen Seehandels kommt in starker Erhöhung der Versicherungsprämien zum Ausdruck.

✠✠✠

Ein Blick in den Krieg.

Von Eugen Zimmermann.

An grauem Wintertag sah ich die ersten Denkmäler der Schande, die deutsche Krieger dem feigen Franktireurkrieg herrichten mußten: ausgebrannte Häuser, deren leere Fensterlöcher wie trostlose Augen in die Ebene starren. Die ersten Gräber unserer Helden, die dem Meuchelmord zum Opfer fielen. Durch das Minettegebiet über Sedan, vorüber an zerstörten Tunneln, an Montmédy, wo unser Kronprinz den Degen des Kommandanten entgegennahm, ging es ins Große Hauptquartier. Abends bei festlichem Mahle hatte man die Heimat vergessen, hörte nur vom Heere, vom Kriege, vom Siege. Die Nacht konnte nicht schnell genug vergehen, um zu sehen, zu erfassen, was seit Monaten unser Herz treibt, unseren Sinn erfüllt. Der Morgen und der Nachmittag gaben mir ein gut Teil davon. Am Abend brachte mich der Kraftwagen in guter Fahrt ins Große Hauptquartier zurück und an die schlichtere Tafel des Generalstabes. Der geistvolle Generalquartiermeister von Freytag-Loringhoven machte die Honneurs des Gastgebers. Vor wenigen Tagen aus dem österreichischen Hauptquartier abgerufen, war sein beweglicher Geist zu treffendem Urteil über hier und dort gekommen. Die mögen recht haben, die ihn nicht nur als Historiker, sondern vornehmlich als Strategen sehen, wie es einer unserer besten Soldaten tat, der Generalfeldmarschall Graf Schlieffen. In freiem, unbefangenem Gespräch führte er die Unterhaltungen. Man lernte sympathische

kluge Offiziere kennen, traf bekannte. Zum Glase Bier erschienen einige Diplomaten, die über Rumänien und Italien sprachen. Wie die Soldaten in ihren Dingen waren sie wie immer zuversichtlich im Resultat ihrer Arbeit. Spät trennte man sich; es ist oft schwer zu sagen, wer beim Gedankenaustausch den Vorteil zog.

* * *

Den Generalstab des Feldheeres, dessen Einladung ich die folgenden Eindrücke verdanke, muß ich aber doch auf die Gefahren so weit reichender Gastfreundschaft höflich aufmerksam machen. Das Programm war so reichhaltig, daß es besonderer Emsigkeit bedurfte, am Nebenweg ein Sträußchen zu pflücken. Herr Major Nicolai, dessen liebenswürdiger Gastfreundschaft ich den ersten Abend im Hauptquartier verdanke, hat es, unterstützt vom Major von Rohrscheidt, zusammengestellt. Seiner tadellosen Durchführung, die Herrn Major Schweitzer vom Generalstab zu danken ist, folgte nachhaltige Erschöpfung. Außerdem: man wird künftig bei Reisen keine Fahrkarte mehr lösen, sondern Herrn Major Schweitzer und einen Salonwagen suchen, Hotelrechnungen und Mahlzeiten nicht mehr bezahlen wollen. Wenn man aus dem Haus tritt, erwartet man, angekurbelt natürlich, ein feldgraues Auto mit Pelzdecken und einer Kiste guter Zigarren. Die Züge müssen mit der Weiterfahrt warten, bis man anständig gegessen hat, möglichst zweimal täglich deutsches Beefsteak. Außerdem wird man verlangen, daß ein Teil des Gepäcks mit einem besonderen Vorzuge befördert wird. Wegen Vergessens des Trinkgeldes wird man unbeliebt werden, und wenn der Schaffner einen ohne Billett nicht durch die Sperre lassen will, wird man sich hilfesuchend nach einem Generalstabsoffizier umsehen. Auch diese schöne Fahrt hat also ihre Schattenseite.

* * *

Wie ich abends ins Hauptquartier zurückgekehrt war, hatte ich das Heiligtum der Westfront gesehen. Nach einstündigem Marsch durch tief eingehauene Annäherungswege traf ich vor Reims im vordersten Schützengraben unserer Stellung ein, etwa 70 Meter vom Feinde. Ein junger Offizier als Kompagnieführer zeigte sein Reich. Die Entschlossenheit, die in dem jungen Gesicht hinter heiterer Miene lag, ist die Signatur des deutschen Feldsoldaten. Man sieht sie immer wieder, beim General und beim fast knabenhaften Kriegsfreiwilligen, in den Lazaretten und an der Schießscharte, auf dem Lager und beim Posten. Wie dieser junge Offizier, dem das Wohl und Wehe einer Kompagnie anvertraut ist, die Verehrung seiner Leute genießt, sprach aus jedem Blick, der ihn traf, aus jedem Gruß, der ihm erwiesen wurde. Wie er seine Wohnung zeigte, sagte er bescheiden: „Meine Leute haben es mir hergerichtet, ich habe mich nicht darum gekümmert.“ Ein hübscher Raum, mit Bohlen belegt, mit Brettern ausgeschlagen, die mit Teppichen belegt waren. Eine Chaiselongue, ein Tisch, ein Sessel, eine Lampe, das Telephon und ein eiserner Ofen. Natürlich unter der Erde. Betrübt fügte er hinzu: „Leider müssen wir morgen umziehen, hier sehen wir zu wenig, dort seitwärts haben wir eine neue Stellung ausgehoben.“ Und die Mannschaft? Ein Mann, prächtiger als der andere, in Schafpelzen und Filzgaloschen. Glänzend genährt und guter Dinge. Behaglich, wie im Manöverquartier, aber jedes Winks gewärtig zu ernster Kriegsarbeit. Wie der junge Offizier mir liebevoll die Geheimnisse seiner Stellung zeigte, da rührte sich die feindliche Artillerie. Besseres konnte sie mir nicht antun. Sie beschoß den einen Flügel unserer Stellung, an dem frische Schanzarbeiten vorgenommen wurden. Ich sah zum erstenmal dicht bei uns in der Luft die weißen Wölkchen der platzenden Schrapnells und hörte den weichen singenden Ton, den die Sprengstücke durch die Luft ziehen, so lieblich, als wollten sie Rosen auf uns streuen: das hohe Lied des Krieges. Bald kamen einige Granaten dichter an uns heran, wie für die Besichtigung vorgesehen war. Sie sind unfreundlicher und ohne jede Grazie. Ich mußte zum Kraftwagen zurück. Nur ein Gefühl konnte aufkommen, als ich dem jungen, stahlharten Offizier zum Abschied die Hand reichte: bleiben und kämpfen, siegen oder fallen.

* * *

Am gleichen Tage sah ich eine Hauptetappenstation. Einige Viertel des Orts waren beim Kampf um ihn zusammengeschossen worden. Kriegstechnisch heißt das: einige Häuser mußten umgelegt werden. Traurig, aber notwendig. Generalleutnant Graf Westarp ist Inspekteur, sein Bruder, der bekannte konservative Führer, tut vorübergehend als Johanniter Dienst bei ihm. Am einfachen Frühstückstisch traf ich unseren trefflichen Dichter und Romanschriftsteller Rudolf Herzog. Was ich sah, ist mustergültig. Bei höflicher Leitung eiserne Disziplin, peinlichste Ordnung. Ein großes Etappenhospital, eine neu erbaute Barackenstadt mit 2000 Betten und ein Seuchenlazarett. Ueberall Luft, Licht und Wärme. „Wollen Sie einen Blick in den Operationssaal tun?“ Der Arzt nahm einen schweren Vorhang zurück. Vor mir lag der wachsgelbe Körper eines Schwerverwundeten auf dem Operationstisch. „Geben Sie die Röntgenaufnahme.“ Ein Granatsplitter hatte den Oberschenkel zertrümmert, zwei Knochenstücke lagen auf dem Nebentisch. „Er bleibt zeitlebens ein Krüppel, nicht wahr?“ Der Arzt sagte ruhig und fest: „In einem Jahr merkt er von der ganzen Geschichte nichts mehr und kann das Bein wie vorher gebrauchen.“ Neben dem Lazarett ein reißender kleiner Bach. An langen Stricken hängen Uniformen im fließenden Wasser. Wenn die Leute nach Wochen aus dem Schützengraben kommen, können die Sachen nicht anders gereinigt werden. Der Lehm ist in die Webung eingedrungen, er bildet einen Bestandteil des Stoffs. Nur tagelanges Spülen löst ihn auf. Daneben ist der Trockenplatz, dann werden die Kleider geklopft und gebürstet und wandern in die Flickstube. Dort sitzen französische und belgische Mädchen, etwa 200, und bringen die Sachen instand. Wenn der Verwundete das Bett verlassen darf, liegt der saubere Anzug, die frisch gewaschene Wäsche neben den geschmierten Stiefeln am Lager. Es sind nicht ein Dutzend Menschen, die so besorgt werden, es sind viele Tausend. Und wie bescheiden und schlicht sind die Männer, die das fertigbringen. Wir fuhren zu einer Fliegerstation. Ein Hauptmann, der sich längst das Eiserne Kreuz 1. Klasse geholt hat, wetterhart und einfach, erklärt die Flugapparate und ihre Leistungsfähigkeit im Fliegen und Bombenwerfen. Dann zeigt er auf einen nahen Gutshof. „Schade, daß Sie so wenig Zeit haben, dort sah es fürchterlich aus, nichts als Schmutz und Unordnung. Jetzt kann man von der Erde essen. Ich habe Dreschmaschinen aufgestellt. Wenn wir nicht fliegen, wird der Weizen, der reichlich in Mieten auf den Feldern steht, hereingeholt und gedroschen. Dann geht er in die Heimat, dort fehlt er.“ Also sie geben noch ab an uns, die wir zu Haus am Ofen sitzen. Das erscheint diesen Männern ganz selbstverständlich.

* * *

Ein anderer Tag gab mir Einblick in das Gebiet des Kriegseisenbahnwesens. Die Friedensorganisation, die unter dem Staatsminister von Breitenbach auf bemerkenswerter Höhe gehalten war, hatte beim Aufmarsch Vorzügliches geleistet, ebenso bei späteren Truppentransporten. Was auf dem westlichen Kriegschauplatz von der Eisenbahntruppe und ihren verzweigten Organisationen geleistet wurde, ist erstaunlich. Ich sah drei Eisenbahnbrücken bis zu 130 Meter Länge und 27 Meter Höhe, die aus Eisen oder Holz in je rund einem Monat hergestellt und in Betrieb genommen wurden. Im Frieden verwendet man auf derartige Bauten ein Jahr. Dabei gab es viele elementare Hindernisse zu beseitigen. Die Züge laufen zu einem großen Teil bis dicht hinter die Front und mit größerer Geschwindigkeit als beim Aufmarsch im eigenen Lande. So sind Verschiebungen auch großen Stils in kurzer Zeit ohne Abspannung der Truppe möglich. Ohne Eisenbahn und Telephon ist ein moderner Krieg nicht mit Vorteil zu führen. Badezüge, in denen 2000 Mann auf einmal abgeduscht werden, fahren bis zur äußersten Gefahrgrenze und werden freudig von unseren Feldgrauen begrüßt. Der Transport der Lebensmittel, der Munition, des Ersatzes wickelt sich mit größter Präzision ab. Der Personen- und Güterverkehr der Einwohner ist bei einfachen Tarifen geregelt und bewältigt schon seit Monaten jedes Bedürfnis. Die Leitung dieses gewaltigen Apparates geht vom Obersten Gröner im Großen Hauptquartier aus, der sich uneingeschränkten Vertrauens seiner Offiziere und seiner anderen menschlichen Hilfsmittel erfreut.

* * *

Der Besuch eines Pionier-Hauptparks gab mir Einblick in die geheimnisvolle Werkstatt moderner Vernichtungsmittel. Wenn man das gesehen hat, erfaßt man erst, wieviel Franzosen, Engländer, Belgier, Zuaven, Turkos, Inder und wie die sonderbaren Freunde unserer Feinde alle heißen mögen, es geben muß. Man möchte denken, daß sie durch die Fürsorge unserer Genietruppe, es war eine bayerische, längst alle in die ewigen Jagdgründe gewechselt wären. Mit größter Bereitwilligkeit wurden die neuesten Mordinstrumente vorgeführt. Man braucht nicht direkt ängstlich zu sein, um doch angenehm zu empfinden, auf unsrer Seite zu stehen. Ueber Minenwerfer verschiedenen Kalibers, über Handgranaten, deren aufgestapelte Vorräte ihre schnelle Entwicklung zu einem vollendeten Wurfgeschoß zeigen, über Gewehrgranaten und andre hübsche Dinge möchte ich nicht näher schreiben. Sie wirken am besten in der Überraschung. Die Bombenkammer ist gut eingedeckt, sie wurde nicht gezeigt. Es sei nichts Besonderes, nur die Wirkung sei gut. Bis mittags 12 Uhr werden die Bestellungen der Truppen telephonisch entgegengenommen, bis 4 Uhr wird verladen, um 6 Uhr verläßt das letzte Auto mit den Liebesgaben für den Feind den Park. Ein Berliner Warenhaus kann im Frieden nicht pünktlicher liefern. Der Offizier sagte zum Schluß in seiner ruhigen Manier: „Wir decken jeden Bedarf."

* * *

In der Front eines bayrischen Reservekorps kam ich erst zu einer schweren Batterie. Von rückwärts sieht man das Geschütz erst wenige Schritte vor ihm, von vorn überhaupt nicht. Fertig! Feuer! Ein Schuß kracht in die ruhige Luft. Der Geschützkoloß bäumt sich nach rückwärts, das Rohr gleitet zurück, und beide gehen automatisch in die alte Stellung. Das Geschoß sieht man die Luft durchschneiden und in weiter Ferne verschwinden. Die Bedienungsmannschaften stehen wie die Kerzen. Sofort wird frisch geladen. Bereit sein ist alles. Weiter zur leichten Artillerie. Die gleiche Sorgfalt der Aufstellung, ein Blindgänger zehn Schritt vor den eignen Rohren zeigt die Aufmerksamkeit des Gegners. Im kleinen Jägerhaus hatten die Offiziere sich ein Frühstückzimmer hergerichtet. Beim Kaffee schlug eine Granate durch die Mauer, ein Offizier wurde verwundet, der Erfrischungsraum mußte unter die Erde gelegt werden. Vom Kommandeurstand aus kann der Führer der Abteilung durch Sprachrohr jede Batterie erreichen. Einfache Wasserleitungsröhren sind dazu verwendet, wie einem im Felde nur ganz einfache Lösungen begegnen. Jeder komplizierte Apparat wäre unmöglich. „Wollen Sie bei uns Mittag essen?" — „Sehr, sehr gern natürlich, aber ich möchte nicht stören." — „Stören? Wir sind doch glücklich, wenn wir andere Menschen sehen, von der Heimat, von Politik hören. — Verbinden Sie mich mit dem Schloß. Herr Stabsarzt, können wir um ein Uhr essen? — Ja? — Na, das ist schön, bitte, kommen Sie, wir machen noch einen kleinen Rundgang, dann gehen wir rauf." Wie im Manöver, wenn plötzlich Einquartierung kommt. Die Offiziere haben neben den Zügen, der Batteriechef neben der Batterie ihre Unterstände. Wenn der Feind es erlaubt, essen sie zusammen. „Seit drei Monaten wohnen wir hier", sagt ein junger Offizier. Wir sitzen an weiß gedeckter Tafel. Der Besitzer war bis vor kurzem hier; erst als seine lieben Landsleute zu gut zielten, ging er davon. Das Telephon brummt. Der Major sagt dem Hauptmann, der neben mir sitzt, leise: „Ein feindlicher Flieger ist gemeldet, bitte sehr, Herr Hauptmann." Nach wenigen Minuten kommt der Batteriechef zurück: „Er kann erst in drei Viertel Stunden hier sein, ich habe alles veranlaßt. Prosit, meine Herren!" — Ich habe den Flieger nicht mehr erlebt, denn wir mußten weiter. Der Abschied war schwer, trotzdem wir uns nur zwei Stunden kannten. Wie die schlichten Männer im grauen Offiziersrock uns den Abschiedsgruß winkten, als der Kraftwagen anfuhr, war mir's wieder wehe, nicht bleiben und helfen zu können.

* * *

In Lille ein anderes Bild wie vorn. Die Sorglosigkeit der Menschen dort, die aus ihren Mienen und ihrem Treiben spricht, ist mir ein nicht lösbares Rätsel. Gewiß, man tut ihnen nichts, aber in ungewissem Schicksal so viel Sinn für Genuß ist wohl selten. In der Zitadelle sah ich einige gefangene Inder, die dort gehalten werden, um die Verständigung mit nachkommenden Kameraden zu ermöglichen. Wir haben den Typ oft in Berlin bei Schaustellungen gesehen. Der Gedanke ist nicht erhebend, daß unsere Braven sich mit dieser Gesellschaft schlagen müssen. Man spürt die Berechtigung unseres Truppengrußes: „Gott strafe England!" Abends zum Essen beim Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Ich hatte die Ehre, neben ihm zu sitzen. Ein schlanker, sehniger Herr mit klaren blauen Augen, fester Stirn und festem Blick. In ungezwungener Unterhaltung zeigte sich Bayerns Thronfolger als Persönlichkeit, die über den Dingen steht, von scharfem und treffendem Urteil. Ein Mann auf solchem Posten, der auch die Fehler sieht und ebenso vorurteilslos über sie spricht, wie er seinen Truppen höchstes Lob zollt, ist viel wert. Ich glaube, man wird noch manches von ihm hören, manches gute Wort und mancher gute, vielleicht schwerwiegende Gedanke wird von ihm ausgehen. Die Offiziere, die er sich zu seiner

dienstlichen Umgebung auswählte, sind geschlossene, feste Männer mit geradem Sinn. Hoffiguren finden in dieser reinen Atmosphäre keine Nahrung. Im Fürsten Loewenstein und im Baron Berkheim, die führten, lernte man liebenswürdige, kluge Herren kennen. In jener Gegend war ein sehr begabter und bekannter Künstler gewesen. Er wollte für seine Kunst die Wirklichkeit des Krieges sehen, auch ein unaufgeräumtes Schlachtfeld. Nach heißem Kampf waren die Engländer geschlagen, der Platz mit ihren Leichen bestreut. Der Offizier, der ihn führte und in dem grausigen Bilde nur die gewohnte und gewollte Wirkung unserer Kriegsmittel sah, bot zur Mittagstunde von seinem Frühstück an, der Künstler dankte und fuhr bald in die Heimat, um bei alten Idealen zu bleiben.

* * *

Ostende, Brügge, Gent waren die nächsten Reiseziele. In Ostende sah ich die Verteidigungseinrichtungen, die mir volle Beruhigung gaben. Unwillkürlich kommen an Englands Adresse die Worte auf die Lippen: „Bitte, meine Herrschaften, sie sind freundlichst eingeladen." Als der Wein für die Truppen knapp wurde, schritt man zur Untersuchung der Keller. Findigkeit ist keine junge Eigenschaft unserer Marine. „Ganz einfach," sagte man mir, „wenn Gasröhren oder elektrischer Draht unmotiviert in der Wand verschwinden, so ist unser Interesse geweckt. Neulich hatten wir einen schönen Erfolg, wir fanden eingemauert 40,000 Flaschen. Eine bessere Marke davon trinken wir gerade." Der Requisitionsschein spielt natürlich auch in diesem Krieg seine Rolle. Die Truppen haben strenge Anweisungen; an den Hörnern einer Kuh, deren Besitzer geflohen war, fand man einen Zettel: „Einen Liter Milch entnommen." In Brügge wurden wir vom Admiral Schulz bei der Marinestation liebenswürdig aufgenommen und sahen von alten hübschen Bauwerken, was in der kurzen Zeit möglich war. In Gent traf ich als Etappeninspekteur Generalleutnant von Seckendorff, den unsere Leser aus Friedenzeiten von manchem guten militärischen Aufsatz kennen, und konnte in seine musterhaft organisierten und geleiteten Anlagen einen Blick tun. Die Feldbäckerei und die Versorgungsdepots für eine ganze Armee, die beladenen Züge mit allem, was der Soldat braucht, die Einsicht in die Fahrtdispositionen, alles zeigte die klare Anordnung, die Erfüllung aller Bedürfnisse der Truppe. Das Rekonvaleszentenheim befindet sich in Gent im Palais de Danse des Weltausstellungsgebäudes. Wo andere Heben einst den Sekt kredenzten, laben jetzt eifrige Schwestern die sich Erholenden mit Limonade. Mecheln und Löwen zeigen, wie übertrieben die Schilderungen der angeblich verwüsteten Kathedralen waren. Die Kirchen sind erfreulicherweise recht gut erhalten, es geht ihnen besser, als es unseren Braven ging, auf die von ihren Türmen her das Feuer geleitet wurde. Die Stadt Löwen ist ungewöhnlich häßlich. Allein das Rathaus taugt etwas. Die Kathedrale hat einen Kuppelschuß, der auf dem dicht gelegenen Rathaus den Beobachtungstand vernichten sollte. Es wird repariert werden. Die Glasfenster sind nicht antik; wenn die Stadt es bezahlt, kann sie schönere haben. Das ist alles. Die Häuser, aus denen nicht geschossen wurde, stehen heute noch unversehrt, die anderen sind nicht mehr.

* * *

In einer Kriegsverpflegungsanstalt begrüßte uns der Kommandant, ein liebenswürdiger Rittmeister der Landwehr. Er selbst ein Bild kraftvoller Gesundheit und bester Kondition. Nach ein paar Worten weiß man, daß er jedes Detail seiner Anstalt kennt. Hier können 1500 Mann auf einmal speisen, 25 Minuten werden für die Mahlzeit gegeben. Von den Kriegsverpflegungsanstalten richtet jede immer das gleiche Gericht her. In unserer gab es seit Monaten täglich Reis mit Fleisch. Die nächste Anstalt bereitet täglich ein anderes Gericht, so daß die Truppen nie zweimal hintereinander dasselbe Essen bekommen. Natürlich ist die Versorgung der Anstalten mit Proviant dadurch sehr vereinfacht. Ein früherer Lokomotivschuppen ist für das Mittagschläfchen hergerichtet, Strohlager für einige hundert Mann. Es ist interessant, daß von den Mannschaften, die große Anstrengungen hinter sich hatten und in den Anstalten aufgefuttert werden sollten, die meisten nicht essen, sondern nur schlafen wollten. Sie warfen sich aufs Stroh und waren nicht zu erwecken. Als einmal Bayern dort waren, lag den Offizieren viel daran, daß die Leute ordentlich futterten. Es war nicht möglich, sie munter zu machen. Schließlich kam unser Rittmeister auf den Gedanken und rief mit Donnerstimme in den Raum: „Es gibt Münchener Bier!" Das wirkte wie ein Alarmsignal, alles sprang auf, jeder, der ordentlich gegessen hatte, bekam zur Belohnung vom kühlen heimischen Trank. Uns begegnen immer wieder die einfachsten Lösungen.

* * *

In Brüssel herrscht ein Leben voller Heiterkeit und Lust. Bei einem Volke, das nichts über seine Zukunft weiß. Nur eines nehmen die Brüsseler Herrn von Bissing übel: daß die Tanzlokale um 11 Uhr geschlossen werden. Die nachdenkenden Bewohner richten den Zornesblick gegen England und die eigene Regierung und nicht mehr gegen die deutsche Besatzung, die sich tadellos benimmt. Was hätte König Leopold II. für ein glänzendes Geschäft bei diesem Kriege gemacht, natürlich ohne die Kriegsfurie in das reiche Land zu lassen! Die Dämmerung beginnt dort, und da sie die Wahrheit bringt, kann sie getrost vom Generalgouvernement gefördert werden. Was Feldmarschall v. der Goltz klug begonnen, wird mit größtem Verständnis für alle Fragen der Wirtschaft, des Verkehrs, des Ackerbaus, der Verwaltung vom Generalgouverneur Freiherrn von Bissing fortgesetzt. Er ist eine interessante Erscheinung im grauen Feldrock des Regiments der Gardedukorps, voll starken Temperaments und großer Selbstbeherrschung. Die wenigen Worte, die er bei Tisch in kleiner Rede sprach, waren voll Nerv und Kraft. Und sie zeigten, daß er politisch und militärisch die Situation voll erfaßt hat. Er soll nicht immer ein bequemer Vorgesetzter sein, das glaube ich, aber mir scheint es wertvoller, daß jeder von ihm sagt: In den Vorträgen beim Generalgouverneur kommt immer eine Anordnung heraus, die Hand und Fuß hat, und sie wird bis in ihre letzte Konsequenz durchgeführt. An Entschlossenheit wird es ihm nicht fehlen, wenn sie noch einmal nötig sein sollte. An der Spitze der Zivilverwaltung steht bekanntlich Exzellenz von Sandt. Die Ressortverhältnisse sind nicht immer einfach, ihre Schwierigkeiten aber stets gelöst worden. Wie überall, wo ich war, gab's auch in Brüssel ein hübsches Wort: „Max und Moritz werden es schon machen." (Max von Sandt und Moritz von Bissing.) Nach dem Essen im Generalgouvernement war Bierabend bei dem liebenswürdigen Gouverneur General von Crewel, der im früheren belgischen Ministerium des Äußern wohnt. Er machte mich auf ein interessantes Gemälde aufmerksam von einem Belgierkönig, der das Eiserne Kreuz erster Klasse trägt, das er für seine Teilnahme an der Schlacht bei Waterloo

erhielt. Andre Zeiten, andre Orden. König Albert wird mit der Ehrenlegion und einer englischen Medaille vorliebnehmen müssen. Hier traf ich den Verfasser des Eisernen Jahrs, Walter Bloem, der nach hartem Dienst in der Front zum Generalgouvernement kommandiert ist. In Brüssel gab Major Ziemssen noch interessante Aufklärung über den inzwischen vorzüglich organisierten Eisenbahnverkehr in Belgien und Professor Pannwitz über die Sittlichkeit.

* * *

Auf den Autofahrten hinter der Front der Friede im Krieg. Bei den Bayern sah ich auf dem Feld Rekruten ausbilden. Wie zu Haus wurden die Chargiergriffe und die Ehrenbezeigung geübt. Einige Trupps lernten Schützengräben ausheben. Von fern rollte der Donner der Geschütze herüber. Unvergeßlich für jeden der jungen Leute. Auf der anderen Seite des Weges schritten Feldgraue hinter dem Pflug und bereiteten die Erde für die Saat. Wenige hundert Meter weiter sind die Dreschmaschinen im Gang, um die Getreidemieten vom Feld in Stroh und Korn zu trennen. Und vom schlammigen Nebenweg kommen französische Frauen mit ihren kranken Kindern auf dem Arm zur bayrischen Sanitätsstation, wo die Kleinen, die nichts von dem gewaltigen Vorgang ahnen, der sie umtobt, helfende, rettende Hilfe beim barbarischen Feind finden. Die Augen der Mütter leuchten, sie wissen, in wie sorgliche Hände sie ihr Liebstes legen. Pferde werden auf dem Zirkel bewegt oder zugeritten wie auf der ungedeckten Bahn der Garnison, Wagenparks stehen sauber und gerichtet wie auf dem Hof der Trainkaserne. Ein Bataillon, das aus dem Schützengraben abgelöst ist, kommt im flotten Marsch und bezieht Bürgerquartier wie im Manöver. Ueberall Ruhe, Ordnung, Disziplin. Niemals sah ich den jüngsten Freiwilligen oder den vollbärtigen Landsturmmann dem Offizier den vorgeschriebenen strammen Gruß vergessen, nicht auf dem Feld, nicht auf der Landstraße, nicht vor dem Quartier. Das ist deutsche Zucht, das ist unser viel beneideter, deshalb beschimpfter Militarismus. Er bleibe uns erhalten.

* * *

Ich habe viel gesehen in diesen Tagen an der Front und starke, bleibende Eindrücke bekommen. Nur einen sah ich nicht, den obersten Kriegsherrn, den Verkörperer der deutschen Tat. Sein Kriegsheim sah ich wohl im blätterlosen Park, einsam, seelenlos. Wie er lebt und arbeitet, ist mir verborgen geblieben. Ich kann es den Lesern nicht sagen. Die verzweigten Fäden der Leitung von einem Dutzend deutscher Heere war nach Berlin verlegt, wo der Kaiser noch andere Pflichten zu erfüllen hatte. Er wird vielleicht zurückgeeilt sein, wenn diese Zeilen vor dem Leser liegen, und dann wird zu rechter Stunde der glückliche Führergedanke geboren werden, der unseren Westheeren ihre Stärke, die Feldschlacht, wiedergeben und den großen Sieg bringen wird.

TE DEUM.

Von Joseph von Lauff.

Die Felder wie ein Leichentuch,
So weiß und doch so rot!
Der Abend, schwarz wie Rabenflug,
Und doch so hell durchloht!
Neun Tage heißen Ringens
Die Ostprovinz entlang!
Neun Tage des Vollbringens,
Bevor die Kette sprang!

Und als sie klirrend sprang entzwei,
Die Nacht dem Tage wich,
Da hob mit einem Jubelschrei
Der zehnte Morgen sich.
Die deutschen Bajonette —
Wie grüßten sie so blank!
Die deutsche Sonntagsmette —
Wie sprach dem Herrn sie Dank!

„Herr, großer Gott!“ ... Wie glorreich [klang's,
So recht aus frommem Sinn!
„Herr, großer Gott!“ ... Wie ehern [drang's
Gen Ostrolenka hin!
Auf schneeverwehten Bahnen,
Beim Marsch auf Schritt und Tritt,
In Deutschlands stolzen Fahnen
Zog das „Te Deum“ mit.

Der Kaiser hielt im breiten Feld
Und grüßte Schar um Schar
Und folgte hoch am Himmelzelt
Dem Hohenzollernaar.
Der trug auf blut'gen Schwingen
In königlicher Ruh
Das große Schlachtensingen
Dem weißen Zaren zu.

Wie legt um ihn und den Palast
So blutig sich das Licht!
Ein kaltes Grausen ihn erfaßt ...
Und das „Te Deum“ spricht:
„Das ist der Tag der Rache,
Den Gottes Glanz umwob,
Und den die heil'ge Sache
Aus Polens Feldern hob.

Neun Tage wetterte die Schlacht
Die Ostprovinz entlang;
Nun ist das große Werk vollbracht,
Denn sieh: die Kette sprang.
Dem Glanz des Himmelsbornes
Erwächst ein goldner Stern;
Uns ward der Tag des Zornes
Zu einem Tag des Herrn.“

Wie „strecke“ ich meine Fleischvorräte?

Von Else von Boetticher.

Die Vorräte strecken, durch weise Einteilung und sparsames Haushalten aus wenig viel machen — lautet heute die Parole für uns Hausfrauen. Wir sind auch insgesamt bereit, mit dem Kochlöffel für das Vaterland zu kämpfen. Aber nichts ist schwerer zu durchbrechen als die Macht der Gewohnheit, und wenn wir auch alle Kriegsbrot essen, so haben doch noch längst nicht alle von uns in genügendem Maß ihren Speisezettel umgearbeitet. Wir verzehren noch zu viel Fleischspeisen und beschäftigen uns zu wenig mit Ersatz. „Zusammengekochte“ Gerichte, bei denen das Fleisch durch Pflanzenbestandteile ergänzt wird, sollten unsere Hauptnahrung bilden! Sie sind kräftig und sättigend, lassen sich zum Teil in der Kochkiste herstellen und gestatten die Verwendung der billigeren Fleischteile. Am schmackhaftesten sind sie in Gestalt der dicken Suppen des Ostens. Vielerlei Gemüse wird darin gekocht, das Fleisch nach dem Kochen von den Knochen gelöst, in Stücke geschnitten und in der Suppe gereicht. Sie können als vollwertiges Fleischgericht gelten, das nur der Ergänzung durch eine leichte Frucht- oder Mehlspeise bedarf, um ein vorzügliches Mittagessen für einen gesunden Geschmack zu ergeben. Manches Gemüse, für das wir sonst nur eine nebensächliche Verwendung hatten, gewinnt in dieser Zusamenstellung an Wert und Bedeutung. Da ist z. B. die rote Rübe, deren höchster Wohlgeschmack erst in der roten Rübensuppe zutage tritt: Rindfleisch vom Rippenstück oder einem andern Stück wird mit Suppengemüse und Wasser aufs Feuer gesetzt und so lange gekocht, bis das Fleisch weich ist. Dann wird das Fleisch herausgenommen und warmgestellt und die Suppe durch ein Sieb gelassen. Ein Löffel Mehl wird mit etwas kaltem Wasser, einem Löffel saurer oder süßer Sahne ausgerührt, mit heißer Brühe verdünnt, zur kochenden Suppe gegeben und mit dieser durchgekocht. Hierauf tut man sechs bis acht große, vorher weichgekochte oder gebackene rote Rüben (fein gehackt oder in längliche Streifen geschnitten), einen Löffel Essig und ein halbes Glas saure Sahne in die Suppe und läßt sie noch einmal aufkochen. Um ihr eine rote Farbe zu geben, zerreibt man eine rohe Rübe und preßt ihren Saft in die Suppenschüssel. Statt des eingerührten Mehls kann auch eine Tasse Hafergrütze nach dem Abschäumen zur Suppe getan werden. Will man sie noch kräftiger gestalten, so kann man zu drei Teilen Rindfleisch und zu einem Teil abgewässerten Schinken dazu nehmen und außer dem Suppengemüse einen in acht bis zehn Teile zerteilten Kohlkopf darin gar kochen, wobei man ein wenig Rübentunke oder Essig eine Stunde vor dem Anrichten hinzufügt. Der Kohl wird mit den roten Rüben zusammen feingehackt und die Suppe in der gleichen Weise angerührt wie die erste.

Statt der Fleischstücke kann man auch Fleischklöße aus rohem, fein gehacktem Fleisch hineintun. Dies wird mit ein wenig Fett, einem Ei, in Milch geweichtem Reibbrot und einer Prise Gewürz vermischt und tüchtig durchgerührt. Hierauf formt man walnußgroße Kugeln, die man in der fertigen Suppe gar kocht. In ähnlicher Weise läßt sich eine sehr schmackhafte Sauerkrautsuppe bereiten, wobei man für etwa zehn Personen auf vier Pfund Fleisch etwa neun Liter Wasser und einen und einen Viertel Liter Sauerkraut verwendet. Auch diese wird mit Mehl und Sahne angerührt oder mit etwas Hafergrütze dickgekocht. Man kann zur Sauerkrautsuppe auch frisches Schweine- und Rindfleisch zu gleichen Teilen, frisches Schweinefleisch oder gepökeltes Fleisch verwenden. Geräuchertes Schaffleisch — am besten das Rippenstück — muß eine Nacht in kaltem Wasser weichen, wenn man es zur Suppe brauchen will. Dann säubert man es, schneidet es in Stücke und setzt drei Pfund mit etwa sechs Liter Wasser auf. Nach dem Schäumen fügt man Suppengemüse und Gewürz, einen halben Kopf gelbe Rübe und ein Drittel Liter Hafergrütze hinzu und läßt die Suppe drei bis vier Stunden kochen. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten läßt man einen Teil der Suppe durch ein Sieb, tut einige, in vier Teile geschnittene Kartoffeln hinein, kocht sie gar und gibt das Fleisch, die in Würfel geschnittenen gelben Rüben und die Suppe dazu. Erhöht wird der Wohlgeschmack dieser Suppe durch Zusatz von einem halben Liter Milch.

Zum Schluß sei noch die sogenannte „grüne Suppe“ empfohlen. Man kann Spinat, Sauerampfer, feingeschnittene Blätter von roten Rüben und Pflanzenkohl sowie alle Frühlingskräuter aus Feld und Garten dazu verwenden. Wer auf dem Land oder in kleinen Städten lebt, sollte sich diese gesunde Pflanzenkost, die die Natur uns nun bald spenden wird, auf keinen Fall entgehen lassen! Man kocht eine Fleischsuppe wie gewöhnlich, legt zuletzt den abgebrühten feingehackten Spinat oder die in gleicher Weise zubereiteten Frühlingskräuter hinzu und gibt, wie oben beschrieben, einen Löffel mit Sahne angerührtes Mehl oder eine Tasse Graupen dazu, damit sie gebunden wird. Will man die Graupen nicht in der Suppe haben, so kocht man sie in einem Nebenkessel und reibt die Suppe durch ein Sieb zu der übrigen. Man kann die „grüne Suppe“ auch aus Knochen, ja, sogar aus gehackten Bratenknochen herstellen und braucht dann nur ein Pfund frisches Hackfleisch, um die Fleischklöße zu bereiten. Je dicker die Suppe ist, um so besser mundet sie. Als zweite Speise fügt man Kartoffelpuffer, Bratäpfel, Flammeri, rote Grütze, Schmarren, arme Ritter oder einen Fruchtpudding hinzu. Ich empfehle Reispudding mit Backpflaumen oder ausgekernten Rosinen, die mit dem gar gekochten Reis vermischt und dann in der Form gebacken werden. Oder Nudelpudding, wo über die abgekochten Nudeln ein bis zwei in Milch geklopfte Eier — mit etwas Butter und Gewürz vermischt — gegossen werden und die Mischung dann in die Form kommt. Schwarzbrotreste, fein gerieben, mit etwas Butter und einem Ei vermischt und schichtweise — abwechselnd mit Apfelscheiben — in die Form getan, geben einen sehr wohlschmeckenden Pudding. Weißbrotreste, in Milch geweicht und mit Ei, Kardamom und Rosinen vermischt, lassen sich zum gekochten Pudding verwenden.

Können wir einerseits unsere Fleischvorräte strecken, indem wir als ersten Gang eine zusammengekochte Suppe und als zweiten eine Mehl- oder Fruchtspeise reichen, so ist natürlich auch das Umgekehrte möglich: Zuerst eine Milch- oder Fruchtsuppe und dann eine zusammengekochte Speise zu geben. Auch hier gibt es viele Varianten. Reste von Wild oder Schinken schmecken vorzüglich in einem Sauerkrautpudding, Fisch- und Kalbfleischreste können wir, schichtweise zwischen Kartoffelscheiben gelegt und mit Milch und Ei übergossen, gleich-



falls in der Form backen. Gehackte Fleischreste können, zur Farce bereitet und in Kohlblätter gerollt, auf der Pfanne gebraten oder in taschenförmig zusammengeklappte dünne Eierkuchen gewickelt werden, zu denen man Preiselbeermus reicht. Wir können unsere Kost viel gesunder gestalten als bisher, wenn wir unter dem Druck des Krieges den übertriebenen Fleischgenuß aufgeben und das Fleisch als Zukost zur Pflanzennahrung behandeln lernen.

* *

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Seitdem Deutschland den Eisenring seiner „U"-Boote um Großbritannien legte, haben ein Viertelhundert Dampferlinien ihren Verkehr vollständig eingestellt. Unzählige große und kleine Fahrzeuge wagen sich wegen der Gefahr nicht aus den Häfen hinaus, und täglich kommen Meldungen, daß Dampfer torpediert worden sind oder auf Minen liefen. — Die Kummerfalte im Antlitz der Londoner Machthaber zieht immer tiefere Furchen, und die Erregung der Bevölkerung über das fortwährende Steigen der Lebensmittelpreise und die Lahmlegung von Handel und Verkehr nimmt zu und droht zu einer nationalen Gefahr zu werden.

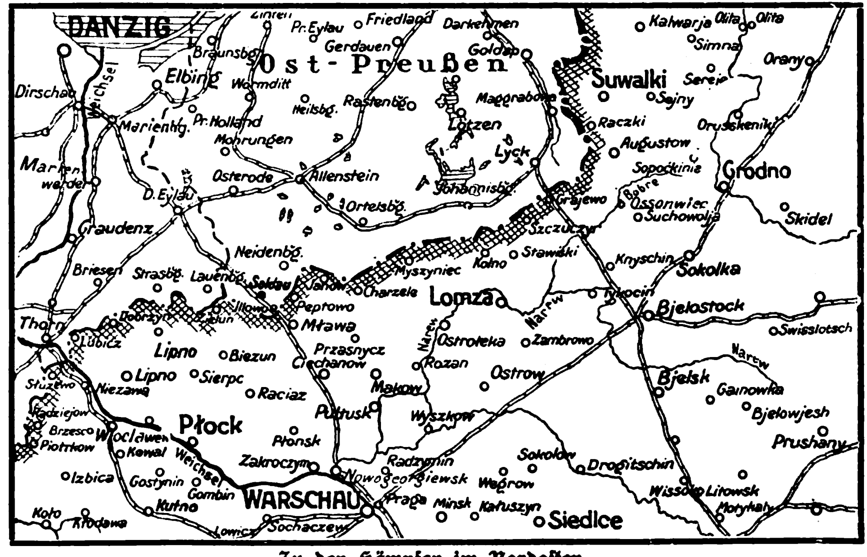
Die insulare Lage Englands bedingt eine vollständig ungestörte Zufuhr aller Bedarfsartikel durch die Schiffahrt, so daß schon jede Unregelmäßigkeit sich unangenehm bemerkbar macht. Holländische Reeder gehen sogar so weit, zu behaupten, daß die Briten höchstens vier Wochen in der Lage seien, die Abschnürung der Lebensmittelzufuhr zu ertragen. Warten wir also ab, wie sich der Londoner Markt auf die Dauer zu der Tätigkeit unserer „U"-Boote stellt.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz haben sich Ereignisse einschneidender Art nicht zugetragen. Es sei denn, daß man Herrn Joffres erneute Angriffsversuche dazu rechnet, aber wir sind es schon so gewohnt, das Zusammenbrechen französischer Vorstöße als eine Selbstverständlichkeit anzusehen, daß dieser Umstand zum gewöhnlichen Kriegsbild des Westens gehört.

Im Osten hat der Vorstoß gegen den Narew erhebliche Fortschritte gemacht. Ganz besonders war es die Erstürmung von Praszynsz, die als ein starker Erfolg bezeichnet werden muß. Die Russen hatten den Ort als Flankenschutz stark ausgebaut, und dem Schneid unserer prachtvollen ostpreußischen Reservetruppe ist es zu danken, daß wir so schnell mit diesem Hindernis fertig wurden. 10,000 Gefangene, 20 Geschütze und viele Maschinengewehre nebst Kriegsmaterial waren die Beute. Die Einnahme einer solchen festen Stellung bedeutet fast den Verlust einer Schlacht für den vertriebenen Gegner. — Auf der ganzen weiteren Schlachtfront blieb die Lage gleich, mit Ausnahme am linken Flügel, wo die Besetzung Stanislaus und die Säuberung der Bukowina aufs deutlichste zeigt, daß die Hauptkraft des russischen Vorstoßes gegen Oesterreich gebrochen ist, und unsere Bundesgenossen im schnellen, siegreichen Vorgehen sind.

Mit der allmählichen Besserung des Wetters wird sich die Lage für die angreifenden österreichisch-ungarischen Truppen dauernd günstiger gestalten, so daß auch Przemysl und Lemberg bald die erhoffte Befreiung erwarten können. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß Rußland auf seine allerletzten Jahrgänge zurückgreift und schon die 55jährigen einstellt. — Nicht minder schlecht als Mütterchen Rußland geht es ihrem Pflegebefohlenen Serbien, das in letzter Zeit von seinen Donaustellungen zurückgedrängt wurde und mehr denn je unter Mangel an Munition und allem Kriegsmaterial leidet. — Die ganzen Balkanverhältnisse beginnen sich insofern zu klären, als der Dreiverband die Hoffnung, Rumänien noch auf seine Seite zu ziehen, so ziemlich aufgegeben hat. — General Pau, der auf seiner Reise nach Petersburg auch Bukarest und Sofia berührte und dort hausieren ging, fand durch die offiziellen Kreise einen so zurückhaltenden frostigen Empfang, daß er dem Zaren nicht viel Erfreuliches darüber wird berichten können. Die wenigen Schreier, die in Rumänien dem Franzosen Huldigungen darbrachten, verlieren um so mehr an Einfluß, je schwankender der russische Koloß auf seinen tönernen Füßen steht. — Was für Zustände müssen an der Newa herrschen, wenn selbst hochgestellte russische Generale blind durchs Dasein taumeln und nicht einmal wissen, daß Antwerpen vor langen Monaten fiel und die siegreichen deutschen Heere auf französischem Boden stehen. Der Geist der Lüge und Vertuschung beherrscht das Leben in Frankreich, England und Rußland in gleichem Maß, und man kann sich ungefähr ausmalen, welche verheerende Wirkung es auf die Völkerpsyche ausüben muß, wenn einst die Wahrheit durchdringt und die Binde von den Augen der Unglücklichen gerissen wird, die von einer Gruppe Kriegslüsterner in den alles verschlingenden Strudel gejagt wurden. —

Am 1. März ist der siebente Kriegsmonat beendet, und wahrlich, die Zeit erscheint angebracht, einen kurzen Rückblick auf das bisher Erreichte zu tun. — Nach den Prophezeiungen unserer Feinde sollte Deutschland bereits nach dem ersten Vierteljahr am Boden liegen, und englische Stimmen haben ohne weiteres zugegeben, daß man sich „auf länger nicht eingerichtet hatte". — Und



Zu den Kämpfen im Nordosten.

als im Monat August des großen Jahres eine Kriegserklärung der andern folgte und jeden Augenblick, hingerissen durch die Wucht des Augenblicks, neue Gegner auf dem Plan erscheinen konnten, da schien es wahrlich, als ob eine Hölle gegen uns losgelassen worden sei. — Inzwischen ist mehr als die doppelte Zeit verstrichen, unsere glänzenden Siege wirkten auf die Schwankenden wie Strahlen eisigen Wassers, und Furcht und Achtung vor unsern Waffen nahmen in gleicher Weise in der Welt zu. Heute sind wir auf beiden Fronten weit in Feindesland eingedrungen. Belgien ruht so fest in unsern Händen, daß es uns nicht wieder entrissen werden kann, und ebenso steht es um die von uns besetzten Teile Frankreichs, die zu den reichsten und fruchtbarsten des ganzen Landes gehören. Feldmarschall von Hindenburg räumte den letzten Fußbreit ostpreußischen Bodens von den russischen Horden, und unsere Linien kämpfen nicht weit von Weichsel und Narew. — Dazu kommt, daß wir finanziell glänzend dastehen und weder an Menschen noch an Geld den geringsten Mangel leiden. Unsere Jungmannschaften bewährten sich in den letzten Kämpfen in einer Weise, daß selbst der Militärkritiker des „Standard" an seine Brust schlägt und mit einem nassen Auge zugibt, daß man sich bezüglich des Gefechtswertes der deutschen frischen Reserven „übel verrechnet" habe. Während wir geduldig Kriegsbrot essen und die kleine Plackerei mit den Brotkarten als Selbstverständliches lächelnd hinnehmen, fordert das Reich eine neue Anleihe, deren Höhe nicht angegeben ist. Unter andern Verhältnissen würde man scherzend sagen: „Der Wohltätigkeit sind keine Schranken gesetzt", und wir sind überzeugt, daß das deutsche Volk seine Kapitalien mit der gleichen Opferwilligkeit zur Verfügung stellt wie beim letztenmal.

Sieben Monate Kriegführung, angefüllt mit beispiellosen Erfolgen und auch schweren Opfern, wie sie die Geschichte noch nicht kannte, liegen hinter uns, und an manchen Orten mag wohl die Frage auftauchen, wann man von einem bevorstehenden Schluß des Völkerringens wird sprechen können. Solche Erwägungen sind berechtigt und erklärlich, aber ebenso selbstverständlich und natürlich erscheint es ausnahmslos jedem Deutschen, daß er dabei nur an einen Frieden denkt, der uns Ersatz für die ungeheuren Einbußen an Gut und Blut bringt und den Frieden auf Menschenaltern hinaus sicherstellt.

Sieben Monate schwerster Zeit, sieben Monate nationalen Aufschwunges haben das deutsche Volk stahlhart gehämmert und nicht etwa geschwächt, wie man es bei unsern Feinden wünschte, sondern zu unbesiegbarer Größe hinaufgehoben. Und sollte es das Schicksal wollen, daß wir noch einmal die heilige Sieben an uns vorübergehen sehen, so werden wir auch das zu überwinden wissen in dem festen Vertrauen auf unsere gute, starke Sache! X.

Singendes Schwert.

Kriegsgedichte von Joseph von Lauff.

Wer war berufener, von der Größe dieser Zeit und den Ruhmestaten unserer Helden draußen im Feld zu singen und zu sagen als der allbekannte vaterländische Dichter Joseph von Lauff? Und er hat die hohen Erwartungen seines Volkes erfüllt. Die Lieder und Gesänge, die er unter dem Titel „Singendes Schwert" vereinigt hat, gehören zu den schönsten, die in diesen Tagen allgemeiner Begeisterung geschaffen wurden. Getragen von tiefem, echt deutschem Empfinden, durchglüht von dem Feuer reinster Vaterlandsliebe, künden sie von dem Kriegen und Siegen unserer Tapfern in Feindesland. Eine köstliche Gabe, die uns der rheinische Dichter beschert hat.

Nummer 10.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 333.

Phot. Neue Photographische Gesellschaft.

Der Kaiser beim Generalkommando ostpreußischer Truppen vor Lyck.

Die Winterschlacht in Masuren.



Der Kaiser mit dem Armee-Oberkommando seitlich von Lyck.



Der Kaiser beobachtet den Rückzug der Russen aus Lyck.



Der Kaiser kostet aus einer deutschen Feldküche während der Schlacht bei Lyck.



Phot. Neue Photographische Gesellschaft.

Der Kaiser im Gespräch mit dem Kommandeur einer Landwehrdivision.

Der Kaiser bei der Winterschlacht in Masuren.



Phot. Neue Photographische Gesellschaft.

Der Kaiser inmitten seiner ostpreußischen Truppen auf dem Marktplatz in Lyck kurz nach Einnahme der Stadt.

Die Winterschlacht in Masuren.



Gefangene russische Offiziere bei Wilkowischki. Hofphot. Kühlewindt.



Hofphot. Kühlewindt.
Gefangene Menoniten, freiwillige russische Krankenträger, vor einem erbeuteten russischen Lazarettzug in Wirballen.

Die Winterschlacht in Masuren.





Die von den Russen vor ihrem Rückzug zerstörte Bank in Pillkallen; im Hintergrund der gesprengte Kassenschrank.



Hofphot. Kühlewindt.

Nach der Einnahme von Wirballen.

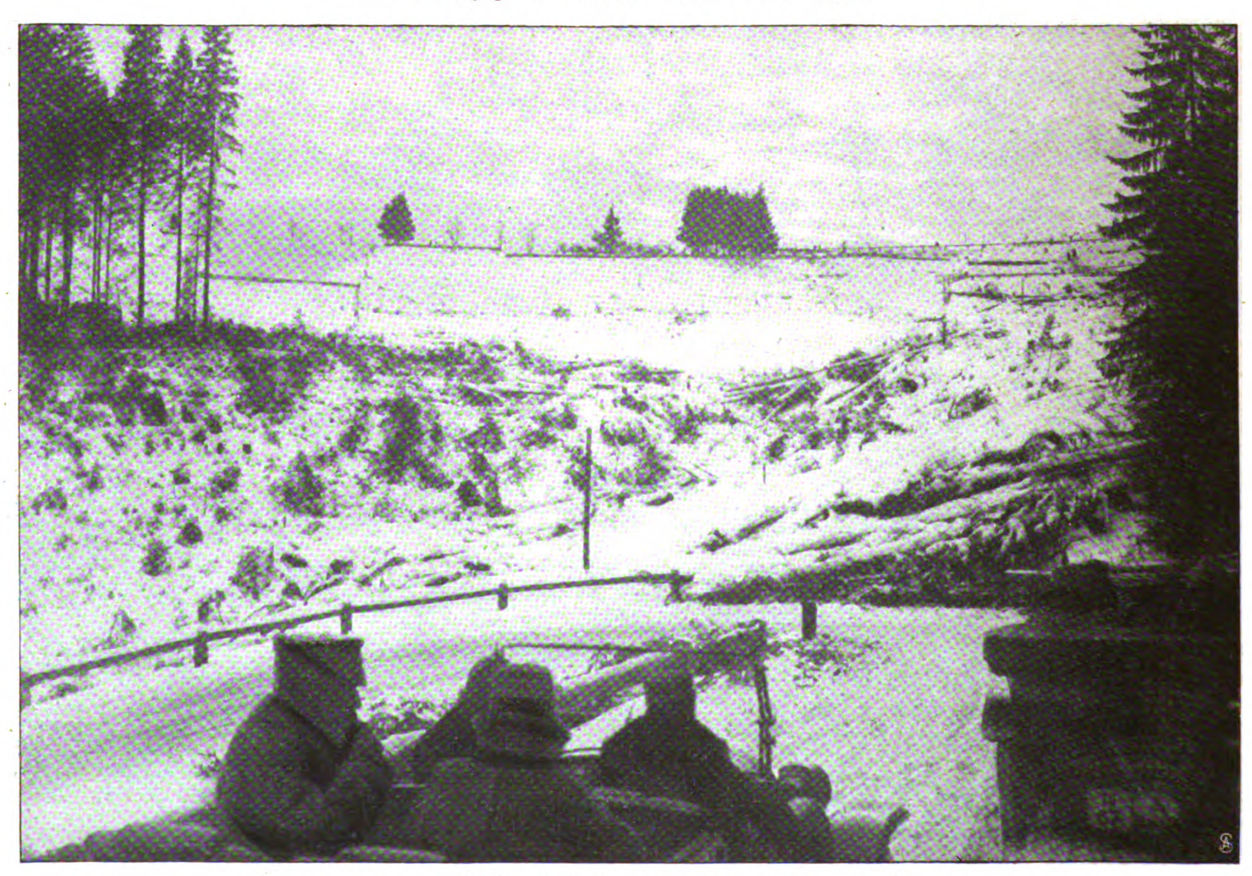
(Links): Einer der erbeuteten russischen Lazarettzüge der französischen Mission. (Rechts): Ein „Raubzug".
(Mitte): Die durch eilige Flucht nicht mehr zur Verladung gekommenen gestohlenen Sachen.

Die Flucht der russischen Armee aus Ostpreußen.





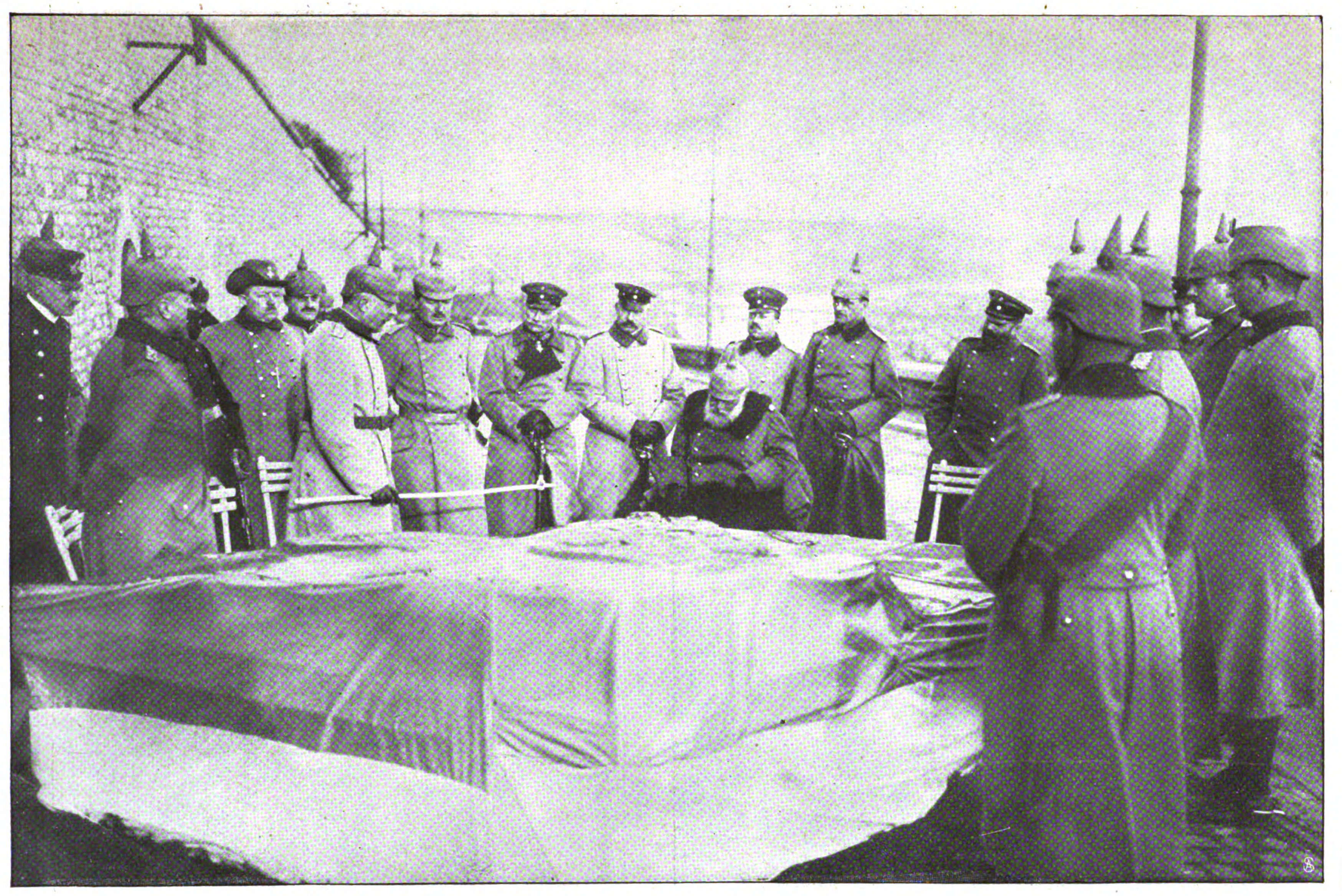
Schlittenzug mit Verwundeten in der Bukowina.



Auf der Höhe des Karpathenpasses.

Von den Karpathenkämpfen.





König Ludwig von Bayern auf der Zitadelle in Namur.



„Jenny bei der Arbeit.“

Dieser indische Elefant wurde dem bisherigen Kommandanten von Valenciennes zur Waldarbeit von Karl Hagenbeck zur Verfügung gestellt.



Vereenigde Foto-Bureaux.

Belgische Truppen am Strand der Nordsee.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

Schweden und Rußland.

Von Dr. Cajus Möller.

„Die Geographie ist das Schicksal"; diese Variante des napoleonischen Satzes von derselben Eigenschaft der Politik drängt sich eben jetzt dem Beobachter fast unwillkürlich auf. Der große Krieg ist ein solcher der europäischen Peripherie gegen das Zentrum des Erdteils, von dem die Mächte des Dreiverbands in ihrem Lebensatem bedrängt zu werden behaupten. Wir alle wissen, daß dies im wesentlichen eine Beschönigung für den Handelsneid jener Inselmacht ist, welche die lateinische Republik und das slawische Großreich vor ihren Wagen gespannt hat. Aber das freilich scheint richtig, daß in unserm so fein gegliederten Erdteil eine Art von dynamischem Gesetz abwechselnd die Mitte und die westlichen und östlichen Staaten das Schwergewicht ausüben läßt. Unter unsern Ottonen kamen die „Leute des Kaisers" nach London und lehrten die Engländer den Welthandel; welch ein Gegensatz gegen das Deutschland des 17. Jahrhunderts, das politisch wie militärisch das Strapazierpferd des übrigen Europa geworden war. Die „grundverkehrte deutsche Nation" sagte der von einer deutschen Mutter geborene große Schwedenkönig überlegen mitleidig. Seit genau einem Jahrhundert hat diese Nation keinen bewaffneten Feind mehr auf ihrem Boden gesehen und ist in gewaltigen Krisen innerlich und äußerlich erstarkt. Aber jetzt meinen das die Nachbarn nicht ertragen zu können, und das Ergebnis ist ein Kampf, dessen Umfang außer allenfalls unter dem korsischen Imperator seit der Römerzeit niemals auch nur annähernd erreicht worden ist.

In geringerem Umfang scheint sich dieses Bild im europäischen Nordosten zu wiederholen. Schweden und Rußland können sich wenigstens auf längere Dauer nebeneinander nicht recht wohlfühlen, ihre Interessen schneiden sich gegenseitig. Des größten Schwedenkönigs militärpolitische Anfänge zeigen siegreiche Bekämpfung des russischen Nachbarn und 1617 jenen Frieden von Stollbowa, durch den Ingermanland und Karelien schwedisch wurden; der Boden des heutigen St. Petersburg in auswärtigen Händen. Es war die Zeit jener innerrussischen Zerrüttung, die 1613 zur Berufung des Hauses Romanow an die Spitze des Reichs geführt hatte. Um die innere Reform ungestört vornehmen zu können, verzichtete man auf das wichtige Grenzgebiet. Aber eben darin lag für die damit von der Ostsee abgeschnittene osteuropäische Großmacht der Stachel zum Vordringen nach Nordwesten, und Zar Peter Alexiewitsch hat auf dem wiedergewonnenen Gebiet seine prächtige Residenz erbaut. Dort, wo noch heute das ihm damals zur Wohnung dienende selbstgezimmerte hölzerne Haus gezeigt wird. Der schwedische Einfluß auf Rußland ist aber sehr viel älter. Man kennt die Sage, wie über die Newa hinüber russische Sendlinge nach Schweden kamen und das Nachbarvolk um einen Herrscher baten; sie seien ein wohlhabendes Volk, könnten sich aber nicht selbst regieren. Die Sage klingt völlig glaubhaft. Außer von den tatarischen Eroberern des 13. Jahrhunderts stammt der Adel des Riesenreichs ganz überwiegend aus Schweden. In Rußland herrschte infolge davon eine blühende nordgermanische Kultur, die aber zum großen Teil jener asiatischen Überflutung zum Opfer gefallen ist.

Vor allem aber hat der nächst Gustav Adolf berühmteste Schwedenkönig erziehend auf den benachbarten Großstaat eingewirkt. Allerdings als ein sehr unsanfter Pädagoge. Er war der von Rußland in Verbindung mit Sachsen-Polen und Dänemark-Norwegen angegriffene Teil; aber nach glänzender Abwehr folgte er der ererbten Kriegslust und zwang dadurch den ruhebedürftigen Feind zu äußerstem Zusammenraffen der nationalen Kraft. Man hat den Sieger von Narwa und Besiegten von Pultawa wohl den letzten „Waräger" genannt; ein verspätetes Exemplar jener nordischen Kriegshelden, die abenteuernd auf der russischen Heerstraße nach der Kaiserstadt am Bosporus zogen und dort das Glück fanden, das reicher Sold, heiße Weine und schöne Frauen gewähren konnten. Ihre Treue bildete eine glänzende Ausnahme von der allgemeinen Überlieferung der dortigen Söldner. Einmal erschien dort als Jerusalemfahrer ein nordischer König und pflog Verkehr mit den Stammesgenossen; mißtrauisch sandte der Kaiser einen sprachkundigen Hofbeamten zum Aushorchen, aber dieser hörte nur, wie der Herrscher die Landsleute zu unverbrüchlicher Treue ermahnte. So berichtet, glaube ich, die Kaisertochter Anna Komnena in ihrem Geschichtswerk. Auch nach Karl XII. sind wiederholt starke schwedische Einflüsse auf Rußland wirksam gewesen. Die große Katharina erwehrte sich nur mühsam der kriegerischen Angriffe Gustavs III., wußte dann aber den geistvollen Schwestersohn des preußischen Friedrich zu einer politischen Annäherung zu bestimmen, wesentlich im Sinn des gemeinsamen Widerstands gegen den aus Frankreich eindringenden revolutionären Geist. Eine bewaffnete Intervention war geplant, als Jakob Anckarströms Pistolenschuß auf dem Stockholmer Maskenball des 16.-17. März 1792 Schweden unter eine kraftlose Regentschaft brachte. „Die Schweden sollen die Franzosen des Nordens" sein, ein merkwürdiges Gegenüber in dem von den französischen Republikanern für Ludwig XVI. errichteten Schafott und jener aristokratischen Verschwörung gegen einen voltairisch gebildeten Selbstherrscher. Später plante dann Katharina die Vermählung einer ihrer Enkelinnen mit König Gustavs gleichnamigem Sohn, aber eine Stockholmer Hofintrige schuf Schwierigkeiten in der orthodoxen Religionsübung der künftigen Königin. Das Scheitern des Vermählungsplans soll den Tod der großen Zarin, 17. November 1796, beschleunigt haben, Großfürstin Alexandra starb an gebrochenem Herzen als Gemahlin des ungarischen Palatins Erzherzog Joseph. Ein tragischer Roman in den höchsten Sphären der europäischen Gesellschaft.

Naturgemäß aber schlug dann die mißglückte Annäherung in das Gegenteil um. König Gustavs IV. Franzosenhaß wandte sich auch gegen Rußland, als nach Tilsit 1807 Zar Alexander I. Pawlowitsch demonstrativ die Freundschaft mit dem korsischen Emporkömmling pflegte. Aber Katharinas Enkel verstand seine Rache zu nehmen. Durch seinen in Stockholm beglaubigten Gesandten, den in Finnland geborenen Professor Alopäus, hatte er über Schweden und dann über den ganzen Norden ein großes Spionagenetz gebreitet. Um Neujahr 1808 ließ der Zar feierlich erklären, daß er von Schweden kein Dorf begehre. Wenige Wochen darauf rückten seine Truppen ohne Kriegserklärung in Finnland ein. Man weiß, wie dieser Krieg die Thronentsetzung des Schwedenkönigs und



damit den Untergang dieser holstein-gottorpischen Linie beschleunigt hat. Aber die Wasas blieben im Land populär, und daß die jetzige schwedische Königin durch Baden von dieser Familie und zugleich von Kaiser Wilhelm I. abstammt, hat sie in ihrem Adoptivvaterland besonders beliebt gemacht.

Merkwürdigerweise hat bald nach König Gustavs Katastrophe wieder schwedischer Einfluß eine furchtbare russische Daseinskrise zu Heil und Sieg gewendet. An dem Scheitelpunkt des napoleonischen Feldzugs von 1812 traf in dem eben eroberten Finnland Zar Alexander I. mit dem damaligen schwedischen Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) zusammen (Aabo 18.-30. August), und dieser wußte den unentschlossenen Selbstherrscher zu festem Standhalten gegen den napoleonischen Angriff zu bewegen durch die authentische Darstellung der schon damals bei der „großen Armee" sich ankündigenden inneren Zerrüttung. Ein merkwürdiges Geschichtsbild: der Sohn des Rechtsanwalts aus dem südfranzösischen Pau den vierten russischen Holstein-Gottorper zu fortgesetztem Kampf gegen den Sohn des Rechtsanwalts aus dem korsischen Ajaccio ermutigend.

Der Ausgang des vor gerade einem Jahrhundert kulminierten gewaltigen europäischen Ringens verschaffte dem Zarenstaat den vorwiegenden Einfluß in Nordeuropa und am meisten in dem ihm nächstbenachbarten Schweden. Als man am Mälar die Verlegung des großen Flottenlagers von Karlskrona nach Stockholm plante, bewirkte ein Augenwink Nikolaus' I. den sofortigen Verzicht auf diese Absicht. Entsprechend waren während des Krimkrieges die Westmächte in Schweden sehr populär, und die französische Erstürmung der auf den Aalandsinseln, Stockholm gegenüber gele-

Des Totenheeres Ehrenregiment.

Noch einmal sahen sie die Degenspitze
Wie einen Blitz, der blendend vorwärts zuckt,
Dann hatte Lärm und prasselnd Bleigespritze
Den letzten Ruf des Kommandeurs verschluckt.
Den Nächsten nach ihm blieb der Mund verschlossen,
Sie lagen, wie der Tod sie hingetürmt,
Und über sie, durch Wolken von Geschossen,
War, was da folgte, in den Feind gestürmt.

War vorgestürmt, ohn' links und rechts zu schauen,
Mit schweren Stiefeln und mit dumpfem Blut,
Den stieren Blick gradaus ins kalte Grauen.
Wer fragt beim Würgen, was der Nachbar tut!
Der Gegner ..? Ich —? Stirb, Mensch, denn ich muß leben!
Und blutig tropft's vom breiten Bajonett.
Hinauf den Hang! Nicht an der Scholle kleben!
Die Toten schlafen fest, auch ohne Bett.

Und als das Regiment nach Tag und Nächten
Sich wiederfand: Wer sah den Oberst, wer?
Der sah ihn führen, und der sah ihn fechten
Und der ihn fallen. Wo, wußt keiner mehr.
Schon hatten ems'ge Totengräberhände
Vor Tau und Tag ins Feld ihn eingereiht.
Helm ab, wir beten für sein selig Ende.
Helm auf, das Regiment steht marschbereit.

Ein Morgen war's, im Regen rings die Kuppen,
Ein Wind und Wetter, daß das Herz sich wand.
Sechs Monde zogen unsre tapfren Truppen
Mit Fahnenfetzen schon durch Feindesland,
Das alte Schlachtfeld meilenfern im Rücken ..
Heut schritten wir es ab. Es wollt der Freund
Den Oberst suchen. Mocht es diesmal glücken.
Da lag das Feld, von Gräbern eingezäunt.

Von Riesengräbern ... Dürre Ziffern melden
Der Namenlosen Zahl am Kreuzspalier.
Hier ruhen zehn, hier fünfzig deutsche Helden
Und hier — ein tapfrer deutscher Offizier.
So namenlos auch er ... Ein Wink — es lüften
Die Spaten das Geviert von Erd und Stein.
Ein Einzelgrab bei all den Massengrüften,
Es könnt ein Großer und ein Führer sein.

Und sorgsam hebt die nasse Eisenschippe
Die letzte Decke ... Fauchend pfeift der Wind!
Seht ihr den Oberst? — Nur ein schmal Gerippe
In Reiterstiefeln seine Träume spinnt.
Ein Offizier, doch ohn' Erkennungzeichen.
Ein Goldreif nur klirrt an der Knochenhand.
Ein junges Weib in Deutschland trägt den gleichen.
Die Inschrift: Kriegsgetraut ... O Heimatland.

Wölbt neu den Hügel. Stört die Ruh' nicht weiter ...
Geweihte sind's, die Gott allein nur kennt.
Die Namenlosen ... Ritter, Reiter, Streiter ...
Des Totenheeres Ehrenregiment.
Ein Schauer lehrt uns eure Größe ahnen:
Wie wortlos man auf heiliges Geheiß
Den Degen zückt, hinstürmt auf Siegerbahnen
Und wortlos seinen Tod zu sterben weiß.

Die Schollen dröhnen, und die Winde stöhnen,
Und Schnee und Regen peitscht die Gräberflur.
Es schlummern von des Vaterlandes Söhnen
Hier zehn, hier fünfzig und hier — einer nur.
Nicht Heimat, Rang noch Name zu ergründen.
Das Kreuz im Ackerland die karge Zier.
Es wächst! Es loht! Und Flammenworte künden:
Hier ruht ein tapfrer — deutscher — Offizier.

Im Felde.

Rudolf Herzog.



genen Festung Bomarsund wurde als Befreiung empfunden. Im übrigen hatte sich unter den ersten drei Herrschern das Haus Bernadotte ständig seiner französischen Abkunft erinnert. Aber der große Krieg von 1870-71 brachte auch darin eine durchgreifende Änderung. Vielleicht hätte ihr der sehr franzosenfreundliche König Karl XV. noch widerstrebt, aber der Tod des erst 46jährigen Herrschers berief am 18. September 1872 seinen Bruder Oskar II. auf den Thron, und dieser vollzog sofort eine Annäherung an das mächtige südliche Nachbarreich. Das Berliner Zeughaus enthält die Tapferkeitsmedaille, die der neue Herrscher dem siegreichen Preußenkönig verliehen hat, und die als eine sehr seltene Auszeichnung betrachtet wird. Die Annäherung war um so bemerkenswerter, als die Gemahlin des Königs eine Schwester des 1866 entthronten nassauischen Herzogs Adolf war; freilich hatte dieser selbst schon 1870 seine durchaus deutsche Gesinnung betätigt.

Seitdem ist am Mälar das deutsche Ansehen ständig gewachsen, und der jetzige Krieg hat diese Tendenz nur noch gesteigert. Der norwegische Unionsbruch von 1905 war von England inszeniert worden, um den nordeuropäischen Deutschenfreund zwischen dem abgefallenen westlichen Nachbarn und dem Zarenreich in eine isolierte Stellung zu bringen. In Rußland mutmaßt man ständig schwedische Rückeroberungsabsichten auf Finnland, und sofort nach Beginn des jetzigen Weltkriegs war russischerseits im Norden wieder ein großes Spionagesystem eingerichtet worden, diesmal mit dem Sitz in Kopenhagen. Aber in Stockholm denkt niemand an den Wiedergewinn des 1809 halb freiwillig an Rußland gefallenen Gebiets, in dem höchstens eine halbe Million Schweden der fünffachen Anzahl von Angehörigen des finnisch-tatarischen Stammes gegenübersteht. Wenn übrigens jetzt Rußland wieder eine Bahnverbindung von der finnländischen Grenzstadt Torneaa durch Schweden und Norwegen an das Nordmeer plant, dann wird darüber wohl der am 15. Januar zusammengetretene schwedische Reichstag Auskunft erhalten, wenn nicht im Plenum, dann in den Ausschüssen.

Auch Norwegen und Dänemark sind durch die englischen Seefahrtsschikanen zur Annäherung an Schweden gedrängt worden. Die unter großen Opfern vollzogene schwedische Armee- und Marinereform zeigt den festen Entschluß dieses Staates zur Behauptung seiner hervorragenden nordeuropäischen Stellung.

Aus dem Lazarett des Prinzen Johann Georg zu Schönaich-Carolath im Schlosse Saabor: Lesestunde.



Erbeutete russische Dreschmaschinen werden von unseren Soldaten in Betrieb gesetzt. Phot. Groß.



Bauernhäuser als Desinfektionsanstalt in einer kleinen russischen Ortschaft. Phot. Groß.

Hinter der Front im Osten.



Phot. Eugen Fontana.

Liebestätigkeit deutscher Frauen in Rom: Die Damen der deutschen Kolonie stricken Wollsachen bei der Fürstin Bülow (×) in der Villa Malta.









Unser Landsturm in Flandern.

1. Landsturmwache an einer Kolonnen=brücke.
2. Der Landsturm als „Barbar“ in Feindesland.
3. Paßkontrolle am Bahnübergang.
4. Verteilung von Liebesgaben.

Direktor Rudolf Ferling (1). Ottilie Gräfin von Faber-Castell (2).
Aus dem Gräflich von Faber-Castellschen Privatlazarett „Ottilienstift“ in Stein bei Nürnberg.



Verwundete in dem zu einem Lazarett umgewandelten Theater des Zaren in Skierniewice.



Armeekommandant Erzherzog Josef Ferdinand dekoriert Offiziere des 2. Tiroler Kaiserregiments.



Kontrollversammlung der zurückgebliebenen Einwohner in Belgien.

Die ersten deutschen Fohlenmärkte in Belgien.
Unten: **Vorführung der Zuchtfohlen.**
Nebenstehend: **Auszahlung des vereinbarten Preises.**

Deutsche Ordnung und Arbeit in Belgien.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

6. Fortsetzung.

Graebner kam plötzlich der Glöwener Abend in Erinnerung. Diese kleine Prinzessin . . . die saß dann später mal bei ihm, wie ein schwarzes Äffchen mit ihrer Autokappe auf dem krausen Haar, und Frank Nehls . . .

Er mußte lächeln. Nun, so ganz aufgehört hatten die Liebesgeschichten nicht mit den Kornbrennereien! Aber er schüttelte dem alten Herrn die Hand. Wie klein die Welt doch war! Immer fand man ein Fädchen, das zur Vergangenheit hinüberspann!

Dann kam die Baronin herein.

„Wollen Sie das Operationzimmer in Augenschein nehmen, Herr Doktor?"

Sie hatte ein ganz schlichtes, schwarzseidnes Kleid an, und ihr feines schwarzes Haar legte sich in natürlichen Wellen eng an die schmalen Schläfen ihres blassen Gesichtes.

Und so sah er sie immer vor sich: blaß, biegsam im schwarzen glatten Kleid, das sich in weichen Falten an ihre schlanken Glieder schmiegte.

Drei Tage und drei Nächte blieb er auf Schloß Glidien. Sie sagte: „Es beruhigt ihn, wenn er Sie hier weiß, Herr Doktor!"

Und obwohl er sonst geizig war mit seiner Zeit, blieb er. Sie saß am Kopfende des Bettes, der katholischen Schwester gegenüber, und las.

Wenn er kam, legte sie das Buch aus der Hand und wendete die Blicke nicht von ihm. Der Kranke sprach leise, abgerissen. Seine erste Frage galt einem Pferd, das irgendwo im Rennen gelaufen war. Graebner wußte nicht recht, ob er noch klar bei Besinnung war. Da trat Frau Glidien ans Bett, so leise, daß er es kaum gewahrte. Nur daß ihre Schulter die seine streifte, fühlte er und rührte sich nicht vom Platz, wie wenn er angenagelt gewesen wäre.

„Erster", sagte sie.

Er schlug die Augen auf, längliche, dunkle Augen, und lächelte. Es war merkwürdig, wie das Lächeln dieses hagere, blasse, von Leidenschaften durchfurchte Gesicht verschönte.

„Gut", murmelte er. „Du siehst."

Und seine Augen fielen von ihr ab, wie von einem glatten Gegenstand. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der gebückten Stellung, dann richtete sie sich auf.

„Kommen Sie."

Sie gingen Seite an Seite in dem großen Park einher.

„Ich darf doch rauchen, Frau Baronin?"

„Ich bitte darum, Herr Doktor."

Sie sprach sehr leise, als wenn sie auch in der freien Natur ihre Stimme dämpfen müßte.

„Und er wird ganz gesund werden, Herr Doktor?"

Sie fragte es, als sei es der Abschluß einer langen Kette von Fragen und Erwägungen.

Er wußte nicht, sollte er barmherzig sein, indem er log, oder indem er die Wahrheit sprach. Er wußte nicht, liebte sie ihren Mann — fürchtete oder erhoffte sie seinen Tod. Er hatte es auch nicht wissen wollen vor der Operation, die auf Leben und Tod ging, und der eine zweite folgen mußte in wenigen Wochen. Gegen seinen Willen hatte ihm der alte Landarzt einiges erzählt. Äußerliches nur — und er konnte sich's zusammenreimen, wie er wollte.

Ein leidenschaftlicher Sportsmann war dieser Glidien. Sein Rennstall kostete ihn ein Vermögen: noch zwei, drei Jahre, und er war ruiniert. Dann blieb nur, was die Frau besaß — und das war wenig genug. Was die Frau an ihm „gefressen" hatte — das konnte keiner begreifen. Er hatte sie „gekauft", wie er seine Gäule kaufte. Als Fräulein Geldern hatte er sie ein ganzes Jahr im Schloß gehalten.

„Gnädiges Fräulein" mußten alle zu ihr sagen — nicht einmal den Schein wahrte er. Vier Zimmer hatte er ihr einrichten lassen, und wenn er bei ihr speiste, war er in Frack und weißer Krawatte.

Sechsspännig fuhr er mit ihr spazieren, und vierspännig machte er Besuche mit ihr in der Umgegend. Die Damen ließen sich verleugnen. Zwei Gutsbesitzern, die ohne ihre Frauen Gegenbesuch machten, schoß er mit einer Pistole den Hut aus der Hand. Und weil der Boden ihm heiß wurde unter den Füßen, ließ er packen und reiste mit ihr ins Ausland. Wo er sich hatte trauen lassen, wußte niemand. Aber verheiratet kamen sie zurück — das war sicher. Er blieb dann nicht lange bei ihr. Kam nur alle paar Monate auf einen Tag oder zwei heraus, schimpfte über die Ausgaben, entließ jedesmal irgendeinen Dienstboten, schloß Zimmer ab, lud die Herren aus der Umgegend ein, zechte die paar Nächte durch und spielte. Dann war er wieder fort. Wie er eigentlich zu seiner Frau stand — das wußte kein Mensch weit und breit.

Die wenigsten kannten sie.

Graebner wollte es auch nicht wissen. Als er am letzten Tag in das Krankenzimmer trat, fand er sie wie immer am Bette ihres Mannes. Seine Hand hatte die ihre umschlossen, und sie rührte sich nicht.

„Erlauben Sie, Frau Baronin . . ."

Es war wie ein Befehl, aufzustehen und ihm Platz zu machen. Sie lächelte leise.

„Noch einen Augenblick, Herr Doktor, er ist so ruhig jetzt."

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Auf der Bettdecke lag eine Depesche: sie meldete den Verkauf eines Pferdes.

„Lassen Sie ihn schlafen", bat sie nach einer Weile flüsternd, und vorsichtig befreite sie ihre Hand aus der Umklammerung.

Er sah auf die Uhr.

„In einer Stunde geht mein Zug", sagte er kurz.

Sie stand am Fenster und blickte auf die spärlichen Blumenbeete hinaus, die den warmen Sommerregen einsogen, der auf sie herabrieselte.

„Sehen Sie den Regen — den kann er nicht vertragen. Ich wünschte, es hörte auf zu regnen, wenn er aufwacht."

Jetzt wußte er, sie liebte ihn. Aber er begriff es nicht, und es war ein dumpfer Groll in ihm, der ihn die Stimme erheben ließ entgegen ihrer Bitte: „Und doch muß ich ihn noch ein letztes Mal untersuchen, bevor ich fortfahre — oder Sie rufen einen anderen Arzt!"

Sie sah sich kurz um, erschreckt heftete sie ihre großen Augen auf ihn.

„Sie werden ihn nicht verlassen, Doktor, versprechen Sie es mir."...

Sie hielt ihre beiden Hände hin, legte sie ihm, da er sie nicht ergriff, auf den Arm, so daß er das Beben ihrer Finger fühlen mußte.

„Oder ist es ganz aussichtslos . . . ganz, ganz aussichtslos?"

Er merkte es kaum, daß sie ihn mit sich fortzog in das Nebenzimmer, damit der Kranke ihre Worte nicht höre.

Er wurde nun ganz Arzt, auf der Hut vor jedem unbedachten Wort, leicht ungeduldig, weil er den Zwang fühlte, den sie ausübte, und erschreckt darüber, daß ihre Nähe ihm so wohl tat.

„Das sind unsinnige, ja ganz unsinnige Fragen. . . . Fragen."...

Sie schüttelte den Kopf, gab ihn nicht frei: „Nein . . . ich habe das Recht, zu wissen . . . die Pflicht"...

Ihr schlanker, biegsamer Körper fiel plötzlich zusammen, ihre weißen, schmalen Hände kreuzten sich auf ihrer Brust, als wollten sie die Worte zurückdrängen, die sich fast wider Willen ihr auf die Lippen drängten.

„Ich bin nicht seine Frau, Doktor . . . und ich erwarte ein Kind. Um des Kindes willen sagen Sie es mir"...

Ganz fremd war sie ihm plötzlich geworden — ein gebrechliches, hilfebedürftiges Objekt — wie sie es alle waren, die in Scham und Nöten zu ihm kamen.

Behutsam faßte er sie um die Schulter.

„Setzen Sie sich, Frau Baronin."...

Es wäre ihm nie eingefallen, sie anders zu nennen, obwohl er wußte, wie es um sie stand. Und er setzte sich ihr gegenüber, ließ die Stunde verstreichen, die er für seine Abreise bestimmt hatte, gab ihr ein klares und offenes Bild der tückischen Krankheit, die Glidien erfaßt hatte. Leben... o ja... leben konnte er noch Jahre, wenn die zweite Operation gelang. Gelang sie nicht... dann war es eine Frage von Wochen.

Was für ein Leben es sein würde?...

Er zuckte die Achseln. Sie sollte eher fragen, was ihr Leben sein würde....

Sie blickte starr vor sich hin.

„Was wäre es geworden — ohne ihn?"

Das war das letzte, was er erwartete. Ganz befangen wurde er, und so wendete er sich kurz ab und ging zurück ins Krankenzimmer.

Was wußten auch die Leute, wie es aussah zwischen zwei Menschen....

Als er sechs Wochen später wiederkam, um zwei Stunden früher, als man ihn erwartete — da brannten trotz der Tageshelle draußen die Kerzen in dem großen Kristallkronleuchter, und Carola stand in einem weißseidenen Kleid mitten im Zimmer, funkelnde Brillanten im dunklen Haar und um den Hals — wie er es hatte haben wollen, der Freiherr von Glidien.

Er selbst saß im Bett in weißseidenem Hemd und weißem Binder unter dem weichen Kragen. Seine Hände, hager, weiß, mit blutrot polierten Nägeln, hielten ein Taschentuch vor den Zügel eines Pferdes. Ein breiter Trauring fiel herab bis zum Fingerknöchel, als er die Hand hob, um den Arzt zu begrüßen.

„So, Doktor — nun versuchen Sie's noch mal — retten Sie mir meine Flitterwochen. Können Sie Sekt vertragen vorher?"

Ein Diener erschien mit einem großen silbernen Brett und gefüllten Sektkelchen. Ein paar Herren standen da herum in Gehrock und weißer Binde, schwarze Mappen unter dem Arm; sie nahmen jeder ein Glas, schlugen die Hacken zusammen: „Ergebenste Glückwünsche!"

Carola nickte und nippte von ihrem Glas. Sie war so weiß wie ihr Kleid.

Dann kamen noch der alte Landdoktor herein und sein Schwiegersohn Doktor Erzky. Der hatte die breiten Backenknochen des Slawen und auch etwas polnisches Blut in den Adern. Graebner gefiel er; es tat ihm auch wohl, verstanden zu werden von ihm.

„Ich glaube, wir könnten gut zusammenarbeiten", sagte er ihm.

Er wollte etwas mitnehmen von hier — mehr als eine Erinnerung — einen Menschen, der das alles hier kannte, das Schloß, den Freiherrn von Glidien und — die Frau.

Erzky blickte überrascht auf. Er hatte fast abgeschlossen mit seinem Leben. Und nun streckte sich ihm eine Hand entgegen! . . .

„Mich hält hier nichts", sagte er ruhig.

Als er noch unverheiratet war, hatte er am Bakteriologischen Institut gearbeitet. Zweitausend Mark — das war alle Welt. Aber auf einem medizinischen Kongreß lernte er seine zukünftige Frau kennen. Verlieben und heiraten war eins. Da reichten nun die zweitausend Mark nicht. Der Schwiegervater kaufte ihm eine Landpraxis für viertausend Mark im Pommerschen. Es ging ganz gut. Aber dann lockte die Nähe Berlins. Nur zwei Stunden Entfernung von der Hauptstadt, und Herr von Glidien zahlte allein dreitausend Mark jährlich. Man lebte ja doch von den Gutsherrschaften.

Graebner wußte das alles, war ja selbst Landdoktor gewesen.

Erzky lächelte bitter: wie ein Hund quälte man sich und kam nicht weiter!

Graebner nickte.

„Aber freier arbeitet sich's auf dem Lande."

Frau von Glidien hatte sich umgekleidet. Sie bat die Herren zu einem Imbiß.

Im sehr langen und etwas düsteren Speisesaal stellte sie ihren Vater vor.

Es war ein kleiner, breitschulteriger Mann, mit glattrasiertem Gesicht und X-Beinen.

„Mein Stiefvater", verbesserte sie sich, als Graebner sie überrascht ansah.

Der kleine Mann lachte verschmitzt.

„So ‚stief' war ich doch nicht, Darling. Mister Juck ist mein Name."

Er lahmte etwas und sprach ein gekünsteltes Deutsch-Englisch, wie es die Jockeis und Zirkusclowns zu sprechen pflegen.

Frau von Glidien lächelte matt. Sie war schweigsam bei Tisch und berührte kaum die Speisen. Noch vor dem Obst erhob sie sich mit der Begründung, ihr Mann warte auf sie.

„Oh, ich lasse dich nicht allein gehen, Darling."

Der kleine Mann lahmte ihr nach und bückte sich, um die Schleppe ihres Kleides, die sich umgelegt hatte, in Ordnung zu bringen.

Die drei Aerzte saßen nun allein an dem schmalen, schwer mit Silber beladenen Tisch. Ertzky zerteilte eine Birne vorsichtig, als mache er ein anatomisches Präparat.

„Seit den acht Tagen, da der Clown da ist, weiß man mehr über die Glidiens, als ich in den vier Jahren erfahren habe."

Graebner war nicht gewohnt, lange zu fragen. Mit einem kurzen „Sie" gestatten?" rauchte er eine starke Zigarre an. Doktor Möller, Ertzkys immer vergnügter, wohlbeleibter Schwiegervater, suchte sich die Datteln aus der Obstschale heraus. Ein bißchen Klatsch war seine Passion. Den mußte man haben auf dem Lande, sonst verkam man. Und die Zunge juckte ihn, zu erzählen, was er wußte. Die jungen Leute — damit meinte er Graebner und seinen Schwiegersohn — sollten doch um Gottes willen nicht immer fachsimpeln! Das Leben war ja viel interessanter als angegriffenes Rückenmark. Und so erfuhr Graebner, „was eigentlich los war" mit der „neugebackenen Baronin".

Ihr wirklicher Vater — ein vor zwanzig Jahren verstorbener Fürst von und zu, ehemals regierend, der noch immer seinen „Sitz" hatte auf einem Schloß mit ausgedehnten Ländereien, die ihm die Illusion einer längst entschwundenen Souveränität gaben. Das war zur Zeit, wo es nur so „hagelte" von morganatischen Ehen. Ein wilder Herr war dieser Fürst gewesen, knüpfte seine Stalljungen mit dem Riemen an die Stalltür und versohlte ihnen das Leder mit der Pferdepeitsche. Wenn sie heulten, lachte er. Mit den Weibern ging er auch nicht gerade delikat um. Bis die Mutter kam von der Frau von Glidien. Die einen sagen, Tänzerin wäre sie gewesen, die andern Vorleserin, und noch andere — eine große Dame, Gräfin oder so was! Mit der wollte er's auch machen wie mit den andern, aber dann — verliebte er sich in sie, tja — so ganz richtig verliebt war er. Geheiratet hätte er sie, wenn die Fürstin nicht gewesen wäre. Aber die Fürstin war langlebig, und wenn sie das „Frauenzimmer" traf, spuckte sie auf die Seite. Gut hatte es ja die Geldern — ein kleines Schlößchen hatte ihr der Fürst gebaut, und Schmuck schenkte er ihr — auch ein Rennpferd, damit sie ihren Spaß hatte. Aber sie wollte mehr als Spaß. Als die Fürstin endlich starb, machte sie sich Hoffnungen. Doch verliebt war er nun nicht mehr wie im Anfang, der gute Fürst. Was er haben konnte — hatte er gehabt; er setzte ihr eine kleine Rente aus und suchte sich jüngere Jahrgänge. Da machte sie die Dummheit — ohne an das kleine Mädchen zu denken, heiratete sie. Heiratete den Jockei, der auf ihrem Pferde gesessen, als es in Hoppegarten lief. Und gerade wollte sich's der Mister Juck im Waldschlößchen bequem machen, als Leute kamen, die ihn unsanft hinauskomplimentierten. Die Rente fiel auch fort. Das war denn keine gute Partie mehr, die er gemacht hatte. Mit dem Reiten war es auch bald nichts mehr. Man lebte vom Schmuck, und als der weg war — suchte er eine Stellung. Er überwachte die Rennpferde beim Transport — es war so ein Posten zwischen Stallmeister und Stallbursche. So kam er zu Herrn von Glidien.

Vor seiner Frau stand er immer, die Mütze in der Hand. Wer es wissen wollte, konnte es wissen, wessen Kind seine Tochter war. Nichts zu beißen und nichts zu brechen hatten die beiden Frauen. Abends, wenn niemand mehr recht sehen konnte, machten sie ihre Besorgungen, weil es gar so schäbig war, was sie auf dem Leib hatten.

Und dann kam einmal Herr von Glidien in die elende Zweistubenwohnung, in der sie hausten. Er wollte

Mister Juck sprechen. Der war aber nicht da. Absichtlich nicht. Er mochte nicht mit ansehen, was sich da begab am Bett seiner sterbenden Frau. War der größte Lebemann im ganzen Umkreis, der Herr von Glidien, schon ein bißchen müde damals, abgewirtschaftet. Er hatte so etwas, was nur noch wenige haben — das Unwiderstehliche. Wie er so die beiden Frauen sah in all ihrem Elend, die eine mit dem Tode, die andere mit dem Leben ringend — da tat er mal ein gutes Werk. Schickte sie beide weg, ganz weit weg von sich, in ein kleines Bad, und jagte den Mister Juck zum Teufel. Bis er einen Brief bekam: „Mistreß Juck ist selig entschlafen." Vier Wochen später zog Glidien mit Fräulein Geldern — sie führte den Namen ihrer Mutter — auf Glidien ein.

Seit drei Wochen war nun Mister Juck in Glidien. „Gutsdirektor" nannte er sich, weil er einen Titel haben mußte. Aber von der Landwirtschaft verstand er nichts. Nur ob die paar Pferde im Stall gut gehalten waren, wußte er. Er striegelte sie am liebsten selbst und ritt mit der Tochter aus. Abends saß er unten im Jagdzimmer, las Sportblätter und trank Whisky. Wenn seine Tochter ins Zimmer trat, sprang er auf und verbeugte sich. Ein verrücktes Haus war das doch! . . .

Dr. Ertzky murmelte: „Das beste, was ihr geschehen könnte, wäre, er ginge drauf."

„Soo", sagte Graebner kurz.

„Wenn Herr von Glidien es so weiter macht — ist er in zwei Jahren ein Bettler. Im vorigen Jahr hat sein Stall ihn dreimalhunderttausend Mark gekostet. In diesen letzten zwei Wochen hat er drei neue Rennpferde gekauft, und ich weiß, daß er eine Hypothek aufgenommen hat, um Futter, Personal und — den Transport nach Paris bezahlen zu können. Wenn er gesund wird, will er nach Monte Carlo. Vor zehn Jahren hat er dort ja fünfhunderttausend Frank gewonnen — er meint, das kann er diesmal auch! Seine Frau müßte ihn unter Kuratel stellen lassen."

Dr. Möller lachte gutmütig.

„Wird sie auch . . . wird sie. Jetzt, wo sie für einen Erben zu sorgen hat! So ein Kind — das gibt Mut!"

Graebner machte es wie Mister Juck in dieser Nacht. Nur daß es nicht Whisky war, was er trank, sondern schwerer Burgunder. Drei Flaschen ließ er sich in sein Zimmer bringen, und als der Morgen graute, öffnete er weit die beiden Fenster, die auf den vernachlässigten großen Garten hinausgingen, und sein Kopf war klar, seine Hand ruhig — wie er es brauchte, wenn es auf Tod und Leben ging.

Er hatte sich erstmal alle die dummen Gedanken fortspülen müssen. Was ging ihn schließlich die Frau an mit dem blassen Gesicht und den großen Augen? Um das bissel Vertrauen, das sie ihm so offenkundig gezeigt hatte damals — waren ihm Scherereien genug erwachsen. Vor der Ärztekammer hatte er sich verantworten, sein „unkollegiales Benehmen" rechtfertigen müssen. Wie konnte er, der junge Arzt, den viel älteren und erfahrenen Kollegen gegenüber so hartnäckig auf seiner Meinung bestehen? Dem Publikum durfte kein solches Schauspiel geboten werden. Schlimm genug, wenn es in den medizinischen Gesellschaften öfters zu Plänkeleien kam, die das Ansehen des einzelnen herabsetzten. Und dann hatte er sich zu zwei verbindlichen Briefen an die Herren Geheimräte verstehen müssen, Briefe, die verflucht nach Entschuldigung schmeckten.

Damit aber war es genug. Was ging ihn die Frau an?

Frau von Glidien empfing die Herren am Frühstückstisch. Es verlief alles so still, daß man nur das Ticken der schweren Standuhr hörte und das leise Aufklirren der Löffel. Dann schlug die Uhr neun.

„Ich glaube, es wird Zeit, meine Herren."

Graebner erhob sich und mit ihm die andern. Es fügte sich, daß er als letzter hinausging. Plötzlich fühlte er, wie Frau von Glidien seine Hand umklammerte. Sie hielt ihn zurück, ihr Blick grub sich angstvoll in seine Züge. Sie flüsterte: „Sie haben ein anderes Gesicht heute als damals. . . ."

„Ich . . . wieso?"

Er war beinah verwirrt.

Sie fuhr fort, so leise, daß er es kaum hörte, und mit fliegendem Atem: „Damals wollten Sie, daß es gelingt . . . darum gelang es. Heute haben sie das Wollen nicht . . . warum nicht? Warum haben Sie es nicht?"

Es war beinah eine Anklage. Er richtete sich steif und fremd auf.

„Frau Baronin, ich muß sehr bitten. . . ."

Sie ließ seine Hand los, wendete sich halb ab.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor . . . ich weiß nicht, was ich sage."

Nun war er es, der ihre Hand in die seine nahm: „Wissen Sie aber auch, was Ihnen bevorsteht — wenn es gelingt? ‚Gelingen', ein schönes Wort für das mühselige Zusammenstoppeln des Leichnams!"

„Er hat Angst . . . Angst wie so ein kleines armes Kind! Eine Stunde lang hat er mir unverwandt in die Augen geblickt und immer wieder gefragt: ‚Willst du, daß ich lebe, oder willst du, daß ich sterbe?' Und jetzt eben noch — bevor ich herunterkam, da sagte er: ‚Ein anderer Mann würde seinem Leben freiwillig ein Ende machen. Es ist roh von mir, daß ich deine Zukunft beschwere. Aber ich will nicht sterben — ich kann nicht. . . . Noch so jammervoll leben! . . . aber leben! . . .'"

Tränen rollten ihr über die Wangen, sie fiel auf einen Stuhl.

Sehr hart, ohne sie anzusehen, sagte er: „Wenn er weiterlebt, so — sollten Sie ihn unter Kuratel stellen lassen. Das sind Sie sich und Ihrem Kind schuldig!"

„Mein Kind und ich werden leben von dem, was er für mich sichergestellt hat. Und das reicht auch noch für ihn zur Not! Ich bin jung und stark. Über sein Vermögen soll er Herr bleiben!"

Es klang so abweisend, daß er nichts mehr entgegnen konnte. Sie wollte den Leichnam weiterschleppen an ihrer Seite? . . . Gut — mochte sie!

Der große Saal, in dem gestern der Kronleuchter brannte, war zum Operationzimmer eingerichtet. Zwei Schwestern standen an den mit weißen Servietten gedeckten Tischen, die Sonne spiegelte sich in den blanken Instrumenten, sprühte auf in den facettierten Kristallen der Krone, im Seitenschliff der ovalen, bronzegerahmten Spiegel. Vor den Fenstern stand ein länglicher Tisch



mit einem weißen Wachstuch darauf, es roch nach Lysol und Weingeist. Graebners Nasenflügel erzitterten leicht. Er atmete tief auf. Diese Operationsaalluft regte ihn an, machte ihn heiter. Er nahm die Maske und das Chloroformfläschchen; in dem Augenblick ging auch die Tür vom Nebenzimmer auf, und Ertzky erschien auf der Schwelle.

„Wenn es Ihnen beliebt, Herr Kollege . . . der Patient ist bereit." — —

„Das war ein Meisterstück, diese Operation", äußerte Ertzky später einmal in Berlin zu einem jungen Kollegen. „Der Mann (er meinte Graebner) arbeitete mit der Präzision und Schnelligkeit einer Maschine! Plötzlich — im entscheidenden Moment — stockte er. Er war so — wie einer, der mitten in einem Satz steckenbleibt. Wir mußten gerade in diesem Augenblick mit einer Viertelsekunde rechnen — es war scheußlich! Der Mann war grün, und der Schweiß lief ihm in großen Tropfen von der Schläfe in den Hals. Ich gab keinen Sechser mehr für das Leben des Patienten — und da, gerade da — mit drei, vier kaum wahrnehmbaren Bewegungen war alles gemacht. Der Mann hat seine Augen in den Fingerspitzen — der kann was, Donnerwetter!"

Er konnte noch mehr, als Doktor Ertzky ahnte. Er hatte keine Operation gemacht — er hatte einem das Leben wiedergegeben — dem er es hatte nehmen wollen! Davon wußte niemand etwas in Glidien. Auch die blasse, dunkle Frau nicht, die ihm beide Hände hinhielt und einen kaum wahrnehmbaren Dank stammelte.

„Wofür danken Sie mir? Warten Sie's doch ab."

Und sie wußte nicht — sollte sie Tage, Wochen oder Jahre warten. Diesmal wollte er gleich abreisen, nichts konnte ihn bewegen, zu bleiben. Ganz scheu schob sie ihm eine kleine Juchtentasche zu, in deren Innenseite sie sein Monogramm gestickt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Menschenleben.

Als ich ein Kind war, sah ich manchmal Greise,
Weißhaarig, schon gebeugt von Alterslast,
Mit Blicken wie aus fremden Welten fast —
Die Leute blieben stehn und raunten leise:
Die haben noch den Alten Fritz gekannt,
Der siegreich gegen halb Europa stand,
Den großen König! Und ich staunte weidlich,
Doch scheu, dem Kindersinn erschien's urzeitlich.

Weit mehr vertraut dem wilden Knaben waren
Die Männer, mit dem Eisenkreuz geziert,
Die Blücher in drei blutigen Ruhmesjahren
Von Kampf zu Kampf bis nach Paris geführt.
Wenn die am Jahrstag einer großen Schlacht
Gefallner Kameraden still gedacht
Und dann Erinnerungen strahlend tauschten —
O wie wir Knaben da begeistert lauschten!

Danach als Jüngling sah ich trübre Zeiten:
Wohl blühten stattlich Kunst und Wissenschaft,
Wohl wuchs erfinderisch des Menschen Kraft,
Gar reichen Segen weithin zu verbreiten;
Doch dumpfer Druck lag rings auf deutschen Gaun,
Erloschen schien das hoffende Vertraun,
Daß unsrer Zwietracht Fluch ein Ende nähme
Und Deutschlands Macht zu froher Geltung käme.

Bis Bismarck kam — und in gewaltigem Ringen
Das Wunderwerk der Einigung gelang:
Gestillt war deutscher Herzen tiefster Drang,
Wir waren eins in Wollen und Vollbringen.
Und als, von eitlem Ruhmeswahn betört,
Die fränkische Fackel flog auf deutschen Herd,
Da war's Alldeutschland, das auf Siegesbahnen
Durch Frankreich trug die ruhmzerfetzten Fahnen.

In der Begeistrung Sonnenglanz erstanden,
Von Millionen sehnsuchtsvoll begehrt,
Vom Zauber der Vergangenheit verklärt,
Kaiser und Reich aufs neu in deutschen Landen.
Was mir seit früh als Höchstes vorgeschwebt,
Weit über Hoffen hat's der Mann erlebt —
Ein Glück, wie selten es das Schicksal gönnte,
So daß ich froh einst, meint ich, sterben könnte.

Doch während sorglich wir im goldnen Frieden
Nun ausgebaut das Reich, mit starker Wehr
Gesichert es zu Land und auf dem Meer,
War Furchtbares dem Greise noch beschieden.
Verlogne Mißgunst ihre Fäden spann
Jahrzehntelang geheim, und als sie dann
Stark g'nug sich wähnte, überfiel die Meute
Das arglos deutsche Volk, gierig nach Beute.

Denn ihre Beute hieß: Deutschland erniedern.
Das ist kein Krieg wie 70, sonnenhell,
Und nicht Begeistrung diesmal ist der Quell,
Aus dem wir schöpfen, Untat zu erwidern;
Der Zorn ist's, der das ganze Volk durchflammt,
Das ganze große deutsche Volk, er stammt
Und brach hervor aus jenen dunklen Tiefen,
Drin Ekel, Grimm und innrer Abscheu schliefen.

Ein heiliger Zorn! Wie der in stolzen Siegen,
Am Anfang gleich und dann im Weitergang,
Mit einer Welt von Feinden glorreich rang,
So läßt er nimmer auch sich unterkriegen.
O noch den letzten Sieg, Herr, laß mich schaun,
Der Unsren Hochgefühl, der Feinde Graun,
Den Klang der Friedensglocken noch mich grüßen —
Dann kann ich frohgemut die Augen schließen.

Eduard von Tempeltey.

Schneeschuhtruppen.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Hoffmann.

Nicht erst in der Neuzeit hat sich der Schneeschuh ingang in die europäischen Heere verschafft; die Ge- hichte meldet vielmehr, daß er schon im sechzehnten und ebzehnten Jahrhundert den Schweden in den Kämpfen egen Polen und Rußland gute Dienste geleistet hat.)ann allerdings blieb er lange nur ein Beförderungs- iittel der Männer des Volkes, bis das Jahr 1879 das erühmte Schneeschuhrennen bei Christiania brachte, urch welches dieser Sport zum Nationalsport des lordens wurde. Seit dieser Zeit wurde die „Kavallerie es Schnees" bei mehreren Heeren des Festlandes eine ändige Einrichtung. Nicht allein die nordischen staaten, auch Rußland und Frankreich, Österreich- Jahr 1904 in den Lilienfelder Bergen die ersten Kurse. Der Oberleutnant Bilgeri bildete einen großen Teil der Offiziere und Mannschaften des 14. Korps aus. Besonderen Wert wird in Österreich auf die Ausbildung im Patrouillendienst gelegt und auf das Schießen in allen Körperlagen. Das deutsche Heer übt den Schneeschuhlauf seit über 23 Jahren. Insbesondere werden bei den Jägerbataillonen und bei verschiedenen Infanterie-Regimentern ständig Übungen mit Schneeschuhen abgehalten. Im Harz, in Thüringen, im Schwarzwald sowie an anderen geeigneten Punkten Süddeutschlands nehmen die militärischen Schneeschuhläufer an den Patrouillenläufen größerer Vereine mit Genehmigung



Patrouillen werden zur Aufklärung des Geländes ausgesandt.

ngarn und Deutschland führten den Schneeschuh in ren Heeren ein. So sind die Jagdkommandos der ıssischen Regimenter im Schneeschuhlauf und -gefecht eübt. Besonders ist es der Militärbezirk Wilna, der hon seit einem Vierteljahrhundert regelmäßig Militär- ettläufe veranstaltet. Auch die finnischen Schützen- ıtaillone sind in dieser Weise wohl eingeübt. Frank- eich besitzt den Mittelpunkt seiner militärischen Schnee- huhübungen in dem Städtchen Briançon in den West- pen. Es sind hauptsächlich die Alpenjäger und die ıfanterieregimenter 157, 158 und 159 sowie das Gebirgs-Artillerie-Regiment in Grenoble im Schnee- huhlauf geübt. In Österreich ist Mathias Zdarsky, ein seiner Heimat bekannter Sportsmann, der Begründer es militärischen Schneeschuhlaufens. Er leitete seit dem der Heeresverwaltung teil und verschaffen sich so die notwendige Übung und Kriegstüchtigkeit. Der Mangel an Schnee zur Zeit der Herbstmanöver schließt naturgemäß eine Verwendung dieser Truppen in größeren Verbänden in der Friedenzeit aus.

So sieht sich der Schneeschuhdienst in diesem Krieg vor neue und ungewohnte Aufgaben gestellt, denen er sich aber vollauf gewachsen gezeigt hat. Zur Ausrüstung gehören außer den Schuhen der Stock mit Teller, ein geeigneter Anzug, Kopfbedeckung, Schneebrille, Schneehaube, Wollweste, besondere Handschuhe, Gamaschen und Schneestiefel. Um dem Heer geübte Läufer zur Verfügung zu stellen, hat sich mit Genehmigung der Behörde ein deutsches Freiwilligen-Schneeschuhkorps gebildet, dessen Bureau sich in München



Schneeballen werden gerollt, um die Wände des Schneehauses herzustellen.



Bagagewagen vor dem Abmarsch.

befindet. Auch hier ist Burgfrieden verkündet worden. Es gibt heute auch in diesem Sportzweig keine Sonderverbände mehr, sondern alle haben sich die Hand gereicht zur Arbeit am gemeinsamen Ziel.

Ein militärisches Uebungsfeld der deutschen Schneeschuhtruppe befindet sich hart am Feind auf den Höhen des Wasgenwaldes. Der Donner der deutschen und der französischen Kanonen vermischt sich dort zu einem erhabenen Konzert, bei dem die Mitglieder unserer Sportvereine gemeinsam mit den Mannschaften der aktiven Truppe ihre militärischen Uebungen vornehmen. Wie unsere Bilder zeigen, erfolgt die Ausbildung in allen in Betracht kommenden Zweigen des Dienstes. Eine Gruppe von Bagagewagen vor dem Abmarsch läßt erkennen, daß auch diese bewegliche Truppe ohne Fuhrpark nicht auskommt. Die kleine, mit einem Pferd bespannte Goulaschkanone sorgt für die Verpflegung des Bataillons. Ein Schlitten aus Schneeschuhstöcken dient zur Beförderung des Sanitätsmaterials, das in Taschen mit dem roten Kreuz wohl verwahrt ist. Wir sehen die Mannschaften weiter auf dem Marsch neben einem Wagen. Große Schneeballen, wie wir sie in der Jugend zur Aufrichtung riesiger Schneemänner zusammenrollten, dienen zur Herstellung von Schneehütten, die mit Stoff überdeckt werden. In einer Stunde ist ein



Küche
des Schneeschuhbataillons.

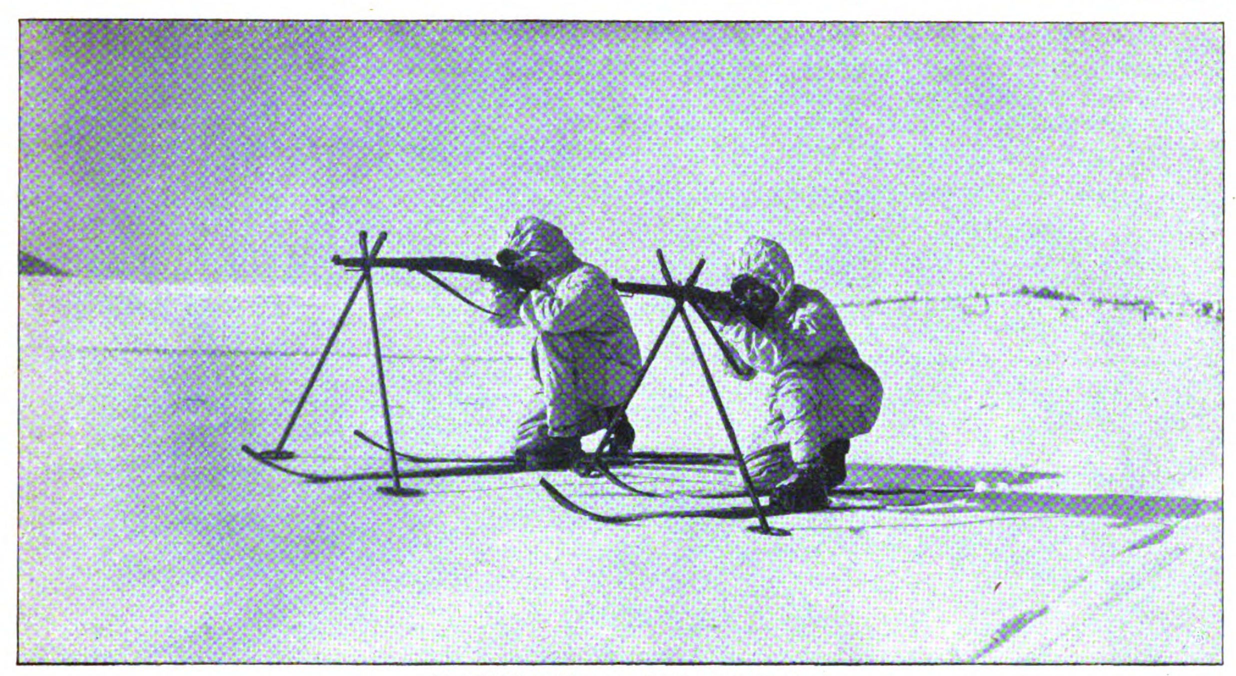


Auf dem Marsch.



Schlitten aus Skistöcken zur Beförderung von Sanitätsmaterial.





Die Skistöcke dienen als Gewehrstützen.

solcher Unterstand fertig. Sie bieten gleich Eskimohütten vorzüglichen Schutz gegen die Unbill der Witterung und sehen ganz behaglich aus. Die Uebungen im Patrouillenfahren dienen zur rein militärischen Ausübung und verlangen genaue Beobachtung bestimmter Vorsichtsmaßregeln, um den Zweck der Uebung zu erreichen. Interessant ist das Ueberschreiten einer schmalen, mit Geländer versehenen Balkenbrücke, wobei die Schneeschuhe auf der Schulter getragen werden.

Die Gefechtsübungen zeigen die Mannschaften schuß-



Patrouille beim Ueberschreiten einer Balkenbrücke.

bereit im Schnee liegend und kniend im Anschlag; die Stöcke als Gewehrstütze gekreuzt. Hier sei erwähnt, daß als Schneeschuhbindung ausschließlich die österreichisch-ungarische Bilgeribindung verwendet wird, die allein ein bequemes Schießen im Knien und Liegen gestattet und den Uebergang aus der Fahr- in die Schießstellung rascher und besser als irgendeine andere Bindung erlaubt.

Die Hauptaufgabe der Schneeschuhtruppe liegt im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst. Sie wird gerade so wie die leichte Kavallerie und die Flieger im allgemeinen den Kampf vermeiden, um die festgestellte Erkundung rückwärts zu melden. Daß es trotzdem ausnahmsweise zu blutigen Kämpfen kommen kann, beweist die Meldung von einem Bajonettkampf auf Schneeschuhen, der kürzlich im Wasgenwald in der Nähe der Höhe Heuhamme ausgefochten wurde. Es wurden dort zwei französische Offiziere und vierzig Alpenjäger auf Schneeschuhen abgeschnitten. Bei der rasenden Abfahrt, zu der sie sich entschlossen, um der Gefangennahme zu entgehen, gerieten sie in die deutschen Stellungen und wurden im Nahkampf getötet.





In einer Stunde gebautes Schneebiwak. Oben: **Eine Gefechtsübung.**



Das güldene Ringelein.

Nacherzählt von Minna von Heide.

„Lieber Soldat!" schrieb ein zwölfjähriges Kieler Schulmädchen. „Heute hatten wir eine feine Schneeballschlacht. Es war sehr lustig, und die Sonne lachte aus vollem Hals mit. Wir hatten uns in zwei Lager geteilt. Zu zehn Mädels machten wir Deutsche, und die übrigen fünfzehn waren Franzosen, Russen und Engländer. Und ein paar Wilde kamen im Lauf der Schlacht noch obendrein ins feindliche Lager. Aber was denken Sie, daß die Überzahl uns untergekriegt hätte? Nicht zu machen! Wir zehn hatten schon vor der Schlacht unsere liebe Not gehabt, die Gegenpartei zu Feinden zu stempeln — alle wollten natürlich lieber Deutsche sein — und so waren wir schon im voraus in der richtigen Kampfstimmung. Es war großartig, wie wir Deutschen darauf losgegangen sind! Wir schäumten nur so und hatten immer die Oberhand. Aber auf einmal traf mich ein harter Ball mitten auf die Nase, und es floß deutsches Blut. Nun können Sie sich wohl an sich selbst meine Wut vorstellen, lieber Soldat! Aber ich blieb scheinbar ganz gemütlich. Putzte das Blut ab, sah mir den Gegner an und mußte obendrein entdecken, daß es ausgerechnet ein Engländer war. Und schon hatte ich ihn gepackt! Genau hinten im Nacken und mit deutschem Griff, sage ich Ihnen. Also da war nichts zu wollen und fußfällig vor mir in den Schnee!

Nur hat die Siegesfreude nicht lange angehalten, lieber Soldat. Denn als ich wieder in meinem Stübchen saß und mir die Kleider trocknete, fiel es mir bei dem flackernden Feuer neben dem warmen Ofen doch gleich ein, daß wir dummen Deerns nur Krieg gespielt hatten, während Ihr alle da draußen in Wirklichkeit und Wahrheit für unser liebes deutsches Vaterland kämpft. Ach, daß ich nur ein Mädel bin und ein zwölfjähriges erst obendrein! Sonst hätte ich wenigstens als Krankenpflegerin mitkönnen. Und Vater und Mutter hätten ja sagen müssen, denn ich hab schon andern Kindern die Puppen mitverbunden, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war. Sogar unser störrischer Bubi wollte sich von keinem Menschen sonst anrühren lassen, als er sich einmal mit einem scharfen Küchenmesser tief in den Finger geschnitten hatte und beinahe Mord schrie. Nicht einmal Mutti durfte ran. Aber ich durfte. Und das hätten Sie mal sehen müssen, lieber Soldat! Ich hätschelte den schlimmen Finger förmlich während des Verbindens, und mausestill wurde Bubi. Wollte sich sogar mit dem Kopf gegen mich legen hinterher. Und was das besagen will, kann nur einer erfassen, der unsern Bubi kennt. Also direkt elektrischer Betrieb in jeder Haarspitze. Mutti sagt immer, so einen Kamm gibt's nicht, mit dem man Bubis Haar niederzwingt. Ja, nicht einmal mit Rindertalg würde man es festlegen können, weil sich eben der ganze Junge sträubt am oberen Ende.

Ach, wenn der schon zwanzig oder auch nur achtzehn wäre jetzt! Die Kerle hätten nichts zu lachen, die ihm unter die zehn Klammern liefen. Aber Bubi ist gerade zehn geworden vorgestern. Und darf es nicht wissen, daß ich hier sitze und schreibe an Sie, lieber Soldat, denn dann ist es mit aller Ruhe vorbei. Das können Sie mir glauben, zehn Erwachsene schimpfen es in einer ganzen Woche nicht zusammen, was Bubi in fünf Minuten an Wutschnauberei gegen die Engländer leistet. Und links und rechts fliegt es, da wäre selbst ein Tintenfaß nicht sicher.

Ja, sehen Sie, wir sind eben Soldatenkinder — unser Vater ist doch mit an der Spitze unserer Flotte. Und Seemannskinder weinen nicht, auch die Mädels nicht, und darum mache ich schnell Schluß, lieber Soldat.

Den ‚Seelenwärmer' habe ich selbst gestrickt, und nun Glück auf!

Mit festem deutschem Gruß

Ihre Lieselotte B . . . . .
Kiel, Düsternbrook."

Dieser Brief und der dazugehörige „Seelenwärmer" gerieten nach einer wunderlichen Reise — adressiert war die Sendung „An einen unserer Tapfersten" — an einen jungen Kriegsfreiwilligen, der sich schon mehrfach durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte. Der Kompagniechef selbst überreichte das Päckchen mit der kräftig geschwungenen Aufschrift dem erst neunzehnjährigen lichtblonden Recken und spendete noch einige anerkennende Worte dazu. Das Blut stieg ordentlich hoch in das frische Jungmännergesicht, und der zugleich Beglückte und Beschämte wußte nicht, wie er sich jetzt am besten und sichersten vor den Kameraden drückte. Und fand dann doch eine ganze Ecke im Schützengraben allein für sich.

Ach ja, Seemannskinder weinen nicht, auch die Mädels nicht — aber ein junger Hüne, ein blonder Recke, der jede Sekunde dem Tod blitzend ins Auge sah, der durfte wohl ausnahmsweise eine winzige Zeitspanne sein echt deutsches Gemüt aufwallen lassen. Wenn es auch ganz gewiß nicht wehleidig klang, was die feste Soldatenhand da auf das erste beste Notizblatt schrieb, während ihm die hellen blanken Tropfen über die Backen liefen.

„Mädel, Du bist zwölf und ich erst neunzehn Jahre — wir sind ja Kinder, aber gerade recht wärst Du mir, wenn Du Dich so weiter auswächst! Frischen, frommen, fröhlichen Mut und an richtiger Stelle kleine, feine, weiche Hände! Das Herz klopft mir, und in den Augen springt die Quelle.

Noch heißt es, alle Tage zur Stelle sein, aber nach dem Schwenken der Siegesfahne stürme ich dem nächsten Goldschmied den Laden und suche mir unter allen seinen Schätzen das schönste güldene Ringelein für Dich heraus, Du kleine Lieselotte, und stecke —"

Weiter sollte der Kriegersmann nicht kommen. Von draußen her übertönte etwas den heiligen Schlag eines einzelnen Menschenherzens, und wenige Stunden später saß in diesem selben Herzen mitten drin ein kleines, rundes, rieselndes Loch.

Aber die Geschichte von dem güldenen Ringelein ist noch nicht zu Ende.

Mit dem Eisernen Kreuz zusammen wanderte eine kleine, braune Ledertasche nach München an einen einsamen Vater, den eben nur dieser Sohn noch freudig und stolz mit dem Leben verbunden hatte. Und er nahm das halbfertige Schreiben aus dem Notizbuch seines Sohnes, klebte es auf einen großen, weißen Bogen und schrieb darunter:

„Du kleines, braves, deutsches Mädchen, Du!

Bist noch so jung und sollst schon solch tiefes Leid erfahren. Kennst meinen Sohn ja gar nicht und warst doch in den letzten Augenblicken seines Lebens seine Hoffnung, sein Glaube und seine Lust! Mein Junge war ein



Ganzer, und ich weiß, was in ihm war, nachdem er Deinen echten deutschen Gruß gelesen und seinen wieder sandte. Darum soll Dir das güldene Ringlein nicht verloren gehen. Und wenn es nun auch der Vater schickt statt des Sohnes, so wirst Du, Seemannstochter, es heilig halten, dafür bürgen mir Deine großen, klaren Buchstaben, und was Du in sie hineinstecktest.

Kleines deutsches Mädchen Du, Perlen bedeuten Tränen, sagt ein altes Wort, und so setze Dich ruhig abermals in Dein Stübchen und wehre dem wilden Bubibruder den Eintritt. Weine, weine nur! Laß viele blanke Tränlein auf das goldene Ringelein rinnen, das eines deutschen Kriegers Vater einem deutschen Mägdelein schickte; denn wenn der hehre Tod die dunklen Schwingen ehrfurchtgebietend rührt, darf auch die Tochter eines Seemanns weinen. Tränen, Du kleines Mädchen, Tränen auf dem Altar des Vaterlandes bedeuten eine Beize, die alle Flecken fortwäscht und in unserm großen deutschen Vaterland einmal wieder von Grund auf Hausputz hält. Alle Fenster müssen wieder blank werden in unserm lieben deutschen Vaterhaus, damit es wieder wohnlich werde und lautere Eintracht einziehen kann.

Zwölf Jahre sind keine Zeit, um alles zu verstehen, was ein alter Mann hier meint. Aber ich weiß, daß ein kleines deutsches Mädchen diesen Brief fein säuberlich in einen kleinen Schrein legen wird, und daß Jahre kommen werden, in denen eine echte deutsche Jungfrau sich meines einzigen lieben, ach so geliebten Jungen erinnern wird, der sein Blut fließen ließ, bevor er recht ins Blühen kam.

Weine nur, kleine Seemannstochter! Und wie Dein Vater draußen auf dem Meer des eigenen Lebens nicht achten kann, so achte Du des eigenen Leides nicht! Stecke den Ring des Toten an Deinen Finger und lasse Dich gemahnen, allen Mädchen Deines Alters, mit denen Du je in Berührung kommst, ein Vorbild zu sein in allem Guten.

Freude macht froh, Du kleines Mädchen, und bringt Lust und Lachen, aber Leid und Tränen waschen die gute Stube in der Brust blank. Halten Einkehr mit uns durch das Geheimtürchen, das viele, viele ihr Leben lang nicht einmal kennen lernen. Mehr echte, wahre, reine Tränen hätten vielleicht all die Flammen rings um uns herum schon vor ihrem Zerstörungswerk löschen können! So wollen wir sie jetzt denn fließen lassen, ob Seemanstöchter oder Seemannsöhne — es gibt nur Deutsche, sagt unser Kaiser!

Justizrat Bernhard W . . .
München."

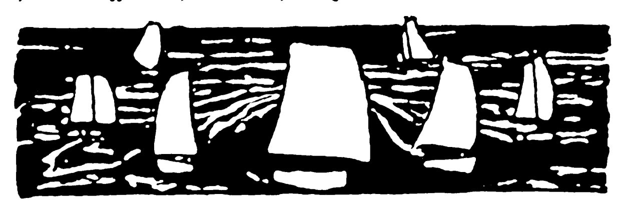
Gewiß, zwölf Jahre sind keine Zeit, um alles zu verstehen, was ein welterfahrener Mann sich glatt vom Herzen schreibt. Aber die Saat fiel sicher auf einen guten Acker. Tiefer ist kaum je eines Menschen Leid gewesen. Und mit mehr Andacht wird nicht alltäglich ein kleines güldenes Ringlein geküßt als von zwei zuckenden Mädchenlippen, die doch noch Kinderlippen sind.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 11. Berlin, den 13. März 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 11.



Die sieben Tage der Woche.

1. März.

Englische Kriegsschiffe beschießen die Dardanellenforts.

2. März.

Erneute, mit starken Kräften angesetzte Angriffe in der Champagne brechen unter gewaltigen Verlusten für den Feind zusammen. — Die in den Vogesen in den letzten Tagen errungenen Vorteile werden trotz heftiger Gegenangriffe festgehalten. — Angriffe der Franzosen nordöstlich Celles sind für den Feind besonders verlustreich.

Die feindliche Flotte beschießt die Dardanellenforts.

3. März.

In Athen wird ein Kronrat abgehalten.

Ein Teil der feindlichen Flotte beschießt die Dardanellenforts.

4. März.

Auf der Loretto-Höhe nordwestlich Arras setzen sich unsere Truppen in den Besitz der feindlichen Stellung in einer Breite von sechzehnhundert Meter.

Der Bundesrat ordnet zum 15. März die Anzeigepflicht für die Kartoffelvorräte an.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt ein Gesetz an, das den Präsidenten ermächtigt, Schiffe mit Kriegsmunition zurückzuhalten.

Ein englisch-französischer Landungsversuch bei den Dardanellen wird zurückgeschlagen.

5. März.

Ein mit erheblichen Kräften in tiefer Staffelung unternommener Ansturm auf die Höhe nordöstlich von Celles bricht unter großen Verlusten für die Franzosen zusammen.

Die Lage um Grodno ist unverändert; russische Angriffe werden blutig abgewiesen. — Die russischen Angriffe nordöstlich und nördlich von Lomza scheitern unter schweren Verlusten für den Feind, viele Gefangene der 1. und 2. russischen Gardedivision bleiben in unserer Hand.

Den das Döberitzer Lager besuchenden Mitgliedern des Abgeordnetenhauses wird die Mitteilung gemacht, daß bisher in den deutschen Kriegsgefangenenlagern insgesamt 780,000 Mann interniert sind.

Generalfeldmarschall von Bock und Polach stirbt in Hannover.

Nach amtlicher Bekanntmachung der britischen Admiralität ist das deutsche Unterseebot „U 8" in der Nähe von Dover durch ein englisches Torpedoboot zum Sinken gebracht worden. Die Besatzung wurde gerettet.

6. März.

Die englisch-französische Flotte beschießt das Fort Dardanos in den Dardanellen.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos nimmt nach einem zweiten Kronrat seine Entlassung.

7. März.

Ein französischer Massenangriff gegen unsere Stellung nordöstlich von Le Mesnil bricht unter schwersten Verlusten für die Franzosen zusammen.

Im Osten verlaufen unsere Bewegungen planmäßig. — Ein Angriff südöstlich Rawa bringt 3400 Gefangene.

Sechs feindliche Schiffe beschießen die türkischen Batterien in der Dardanellenstraße. — Englische Kreuzer und Torpedoboote bombardieren die Forts von Smyrna.

8. März.

Aus Südpolen und den Karpathen meldet der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht erfolgreiche Kämpfe.

✠✠✠

Die Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Das Deutsche Reich hat den Beweis seiner Kreditwürdigkeit erbracht. Durch seine wirtschaftlichen Leistungen war das Zeugnis längst gegeben worden; aber jedes Ding sieht anders aus, wenn man es der Feuerprobe unterwirft, und so kam es darauf an, auch diese an die deutsche Volks- und Kapitalkraft zu legen. Wie zu erwarten war, ist der Erfolg ein durchschlagender gewesen. Selbst der kleinste Zweifel an der Festigkeit der Wirtschaftsrüstung ist geschwunden. Das deutsche Vermögen hat sich nicht nur als eine in Zahlen auszudrückende Größe, sondern auch als ein verwertbarer Gegenstand erwiesen. Vor dem Kriege, als noch die Theorie alle Erörterungen beherrschte, glaubte man, ein Mißverhältnis zwischen dem statistischen Ergebnis der Berechnung des Kapitals und der Größe der Ansprüche entdeckt zu haben. Es hieß, die deutsche Wirtschaft habe den Kredit an vielen Stellen überspannt, und sie werde die Erfahrung machen, daß sie eines Tages ihre Voraussetzungen nicht verwirklichen könne. Der Krieg war die stärkste Probe auf das Exempel. Er hat bewiesen, daß die Theoretiker unrecht hatten. Ist während der ganzen sieben Monate auch nur einmal davon gesprochen worden, daß in Deutschland Geldmangel herrsche? Oder hätte die Entwicklung des Geldpreises eine solche Annahme gestützt? Der Wechselzinsfuß der Reichsbank ist seit Beginn des Krieges an keinem Tag höher als sechs Prozent gewesen. Seit dem 23. Dezember beträgt er fünf Prozent. Kein allgemeines Moratorium, wie es in allen andern Ländern als erster und greifbarster Ausdruck der Angst eingeführt wurde, hat die Bewegungsfreiheit des deutschen Geschäftslebens gehemmt. Schutz wurde nur geboten gegen schädliche Zerstörung lebensfähiger Vermögen und Unternehmen. Man wollte verhindern, daß der Schuldner den veränderten Bedingungen des Kredits erliege. Denn der Krieg machte das bare Geld zum wichtigsten Antrieb der Wirtschaftsmaschine. Widerlegt wurde die Unter-

schätzung der Beweglichkeit des Kapitals auch durch die geringe Beanspruchung der verschiedenen Hilfskassen. Die Kriegskreditbanken machen schlechte Geschäfte. Man bedarf ihrer nur in geringem Maß. Die Darlehnskassen waren auf eine Flut von Wünschen eingerichtet und brauchen in der Wirklichkeit ein nur laues Feuer zu unterhalten. Sie könnten Darlehen bis zum Gesamtbetrag von 3000 Millionen ausgeben, waren aber in letzter Zeit nur mit 750 Millionen in Anspruch genommen. Ihre Spannkraft ist im höchsten Fall nur bis zu einem Drittel ausgenutzt worden. Die Reichsbank hatte Ende Februar einen Goldschatz von 2270 Millionen (gegen 1253 Millionen am 31. Juli 1914). Würde sie nur Gold als Decke ihrer Noten verwenden, so hätte sie, nach dem Bankgesetz, den dreifachen Betrag in Papiergeld abgeben können. Das wären, am genannten Tag, 6810 Millionen gewesen. Aber der Notenumlauf erreichte Ende Februar nur 4862 Millionen. Die Mittel des Instituts waren im ersten Abschnitt des Krieges mehr in Anspruch genommen als während der späteren Entwicklung; und auch dann nur zum Teil durch die Privatwirtschaft. Mehr noch als diese ist das Reich in Verbindung mit der Bank gewesen, um durch Begebung von Wechseln bis zur Erledigung der Anleihen den regelmäßigen Geldbedarf zu decken. Die höchste Summe, die in Wechseln angelegt wurde, sind 4755 Millionen (am 30. September 1914) gewesen. Diese Staffel ist nicht wieder erreicht worden. Ein Beweis, wie rasch sich der Geldumlauf den neuen Verhältnissen angepaßt hat, so daß heute die Elastizität des Geldkapitals unbedingt gesichert ist. Wenn behauptet wird, das deutsche Volksvermögen sei so beweglich wie je, so ist damit die Lage für den Erfolg der Kriegsanleihen richtig gekennzeichnet.

Ist es überhaupt nötig, Hemmungen zu überwinden, um den Nutzen einer Geldanlage in einem fünfprozentigen deutschen Staatspapier einzusehen? Die heutige Generation hat keine deutsche Staatsanleihe mit einem so außergewöhnlich reich dotierten Zinsschein erlebt. Wer in Friedenstagen fünf Prozent haben wollte, kaufte Aktien, fremdländische Renten oder zweite Hypotheken. Besseres gab es nicht; und der Besitzer solcher Wertobjekte mußte sich stets sagen, daß er mit dem hohen Ertrag, der ihm geliefert wurde (manchesmal auch ausblieb), eine gewisse Gefahr in Kauf zu nehmen habe. Das war der Ausgleich. Wurden ausländische Papiere in Deutschland angeboten, so durfte selbst bei Anerkennung guter Eigenschaften nicht verschwiegen werden, daß ein Risiko in ihnen enthalten sei. Das hielt die Käufer nicht ab, weil das Verlangen nach hohem Ertrag des Vermögens alle Bedenken übertönte. Und dabei handelte es sich nicht um die Befriedigung eines Spieltriebes. Man brauchte reichliche Zinsen, um den Ansprüchen des Lebens genügen zu können. Das schnelle Wachstum der Industrie; die üppigen Gewinne, die der gewerblichen Arbeit entsprangen; die Früchte einer rastlosen und systematischen Verwertung kaufmännischen und technischen Könnens — alle diese Umstände wirkten zusammen, um den Luxus als erreichbares Ziel erscheinen zu lassen. Die Steigerung des Kapitalzinses war keine Treibhausblüte, sondern das Ergebnis der wirtschaftlichen Arbeit. Und wenn nun das Volk die ihm angenehmsten Folgerungen aus der Fruchtbarkeit der Vermögen zog, so hatte es sich selbst das Recht dazu erworben. Daß die Ausnutzung dieses Rechts nicht selten Opfer forderte, ist mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen leicht erklärt. Das Deutsche Reich hatte nicht nötig, die Verschreibungen, die es ausgab, mit besonders hohen Zinsen auszustatten. Als es von 3½ auf 4 Prozent ging, paßte es sich der allgemeinen Steigerung des Kapitalzinses an. Es war eben gezwungen, der Konkurrenz Rechnung zu tragen, um seine Anleihen nicht durch höher verzinsliche Papiere unterdrückt zu sehen. Mit dem Kredit und der politischen Macht des Reiches hatte dieser Wechsel nichts zu tun. Hätte nur der materielle Wert deutscher Reichsanleihen den Ausschlag gegeben, so würde der Zinsschein unverändert geblieben sein. Diese Erwägung gilt, wie aus dem Verhalten der deutschen Wirtschaft und aus den kriegerischen Erfolgen ohne weiteres hervorgeht, noch heute. Die Voraussetzungen sind unangetastet geblieben; sie sind sogar noch stärker unterstrichen worden. Die Sicherheit deutscher Staatspapiere, im besonderen der Schuldverschreibungen des Reiches, ist als eine unwandelbare Eigenschaft anzusehen. Das Publikum hat also nur nötig, die Vorteile, die ihm ein für zehn Jahre garantierter Betrag von fünf Prozent Zinsen bietet, richtig zu erkennen. Und es wird um so leichter zu dieser nützlichen Einsicht gelangen, je mehr es die Unmöglichkeit erfaßt, auf andere Weise zu einer gleich ausgiebigen Zinsenquelle zu kommen.

Die erste Kriegsanleihe hatte ein Ergebnis von 4500 Millionen. Dieses Geld stammte zum größten Teil aus verfügbaren Mitteln; denn die Darlehnskassen, bei denen Wertpapiere verpfändet werden können, um sie der neuen Anlage dienstbar zu machen, haben zu diesem Zweck nur 710 Millionen ausgezahlt. Diese Summe ist, schon nach wenigen Monaten, fast zur Hälfte getilgt worden, so daß es sich in der Tat nur darum handelte, die Bereitschaft eines Bruchteils von Kapital den vorgeschriebenen Einzahlungsterminen anzupassen. Die zweite Anleihe, über deren Größe wiederum die Nachfrage bestimmt, ist in den Bedingungen der Einzahlungen mit einem viel weiteren Spielraum versehen worden, als ihn die erste Emission bot. 30 Prozent des zugeteilten Betrages sind spätestens am 14. April, 20 Prozent am 20. Mai, weitere 20 Prozent am 22. Juni, 15 Prozent am 20. Juli und der Rest von 15 Prozent ist am 20. August fällig. Das gilt für Summen, die höher sind als 1000 Mark. Wer also 10,000 Mark zeichnet, hat das Anrecht auf Teilzahlungen von 3000, 2000, 2000, 1500 und 1500 Mark, kann demnach seine Einkünfte leicht mit den Bedingungen der Finanzierung in Einklang bringen. Wer eine so günstige Rente erwirbt, hat natürlich nicht die Absicht, sich schon nach kurzer Zeit wieder von ihr zu trennen. Es ist nicht gesagt, daß die allgemeine Haltung des Kapitalzinses sich später etwa auf die fünf Prozent der Reichsanleihe einstellen wird. Wahrscheinlicher ist, daß diese über alle andern festverzinslichen Anlagen hinausragt, zumal da in Friedenstagen niemals ein fünfprozentiges Staatspapier mit 98.50 zu haben sein wird. Wer trotzdem später verkaufen möchte, hat dazu volle Freiheit, sobald der normale Börsenverkehr wiederhergestellt ist. Niemand braucht sich auf zehn Jahre an die Reichsanleihe zu binden. Ihre Umsatzfähigkeit ist unbeschränkt. Und daß ihr Kurs nicht auf dem niedrigen Ausgabepreis festgenagelt bleibt, das ist ja durch die Bewegung der ersten Kriegsanleihe bewiesen. Die ist um 2½ Prozent in die Höhe geklettert, obwohl kein Börsengeschäft stattfand. Nach alledem hat man es wohl nicht nötig, das Publikum an eine nationale Pflicht zu erinnern. Ein so gutes Geschäft, wie der Erwerb der fünfprozentigen Reichsanleihe, spricht laut für sich selbst.

Zeichnet die zweite Kriegsanleihe!

Die Stunde ist gekommen, da von neuem an das gesamte deutsche Volk der Ruf ergehen muß:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur Kriegsführung notwendig bedarf!

Von der ersten deutschen Kriegsanleihe hat man gesagt, sie bedeute eine gewonnene Schlacht. Wohlan denn, sorget dafür, daß das Ergebnis der jetzt zur Zeichnnng aufgelegten zweiten Kriegsanleihe sich zu einem noch größeren Siege gestalte. Das ist möglich, weil Deutschlands finanzielle Kraft ungebrochen, ja unerschöpflich ist. Das ist nötig, denn Deutschland muß gegen eine Welt von Feinden sein Dasein verteidigen und alles einsetzen, wo alles auf dem Spiele steht. Und schließlich: Es ist nicht nur Pflicht, sondern Ehrensache eines jeden einzelnen, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Unsere Brüder und Söhne draußen im Felde sind täglich und stündlich bereit, ihr Leben für uns alle hinzugeben. Von den Daheimgebliebenen wird kleineres, aber nicht unwichtigeres verlangt: ein jeder von ihnen trage nach seinem besten Können und Vermögen zur Beschaffung der Mittel bei, die unsre Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausstatten sollen.

Darum zeichnet auf die Kriegsanleihe! Helfet die Lauen aufrütteln. Und wenn es einen Deutschen geben sollte, der aus Furcht vor finanzieller Einbuße zögert, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, so belehret ihn, daß er seine eignen Interessen wahrt, wenn er ein so günstiges Anlagepapier, wie es die Kriegsanleihe ist, erwirbt. Jeder muß zum Gelingen des großen Werkes beitragen!

Der Krieg und die deutsche Modeindustrie.

Von Hermann Muthesius.

Zu den tiefsten Einschnitten, die der Krieg gebracht hat, gehört der Einschnitt in die deutsche Modeindustrie. Es war die Gewohnheit der Konfektionäre, alljährlich mindestens zweimal nach Paris zu reisen, um dort das Diktum für die neue Mode entgegenzunehmen. Sie hatten ihren Betrieb darauf eingerichtet, sich nicht nur dort Anregungen zu holen, sondern auch Modelle einzukaufen, die dann zuhause kopiert wurden. Die Kopien kamen so wie sie waren oder leicht umgebildet in den Handel. In diesem Handel spielte gerade Deutschland, im besonderen Berlin, eine ganz bedeutende Rolle. Einige Zahlen mögen das veranschaulichen. Die Ausfuhr an Konfektion von Frankreich nach Deutschland betrug im Jahre 1913 noch nicht ganz vier Millionen Mark, die Gesamteinfuhr aus allen Ländern etwa neun Millionen Mark. Die Gesamtausfuhr aus Deutschland betrug jedoch neunzig Millionen Mark, also das Zehnfache der Einfuhr. Es ist hieraus sofort ersichtlich, um ein wie großes volkswirtschaftliches Gebiet es sich in der Modeindustrie für Deutschland handelt. Die aus Deutschland ausgeführten Modeartikel, ganz besonders Mäntel, in zweiter Linie Kleider, Hüte und andere Bestandteile des weiblichen Anzuges, liefen aber alle unter dem Begriff der französischen Mode, die ja überhaupt die Weltmode war. Außerhalb des direkten Kopierens nach Pariser Modellen war selbstverständlich auch sehr viel Deutsches beigetragen, der Handelsgebrauch ließ aber nur französische Mode zu.

Mit Ausbruch des Krieges war Paris plötzlich abgeschnitten, die französischen Anregungen fielen aus. Sollte nun der große deutsche Industriezweig in sich zusammensinken lediglich deshalb, weil Paris unzugänglich war? Das konnte nicht zugelassen werden schon in Anbetracht der zahlreichen, in der Modeindustrie beschäftigten deutschen Arbeitskräfte und des dort angelegten Volksvermögens. Was war also zu tun? Nun, man mußte versuchen, ohne Paris auszukommen.

Das Stichwort der „deutscheh Mode", das nach Ausbruch des Krieges für die sofort eingeleitete Arbeit geprägt wurde, hat vielfache Mißverständnisse hervorgerufen, die auch in zahlreichen Presseartikeln deutlich zutage getreten sind. Das deutsche Reformkostüm, so hieß es, sei unausstehlich gewesen; es jetzt wieder aufleben zu lassen, sei ein unmöglicher Gedanke. Wir Deutsche seien nun einmal unfähig, in Modedingen etwas zu leisten, der Geschmack in der weiblichen Kleidung sei ein Vorrecht von Paris. Weiter glaubte man angesichts des Umstandes, daß der Deutsche Werkbund sich der Bewegung angenommen hatte, davor warnen zu müssen, von Architekten und Raumkünstlern Kleider entwerfen zu lassen, da das Künstler- oder Eigenkleid, das vor zehn Jahren versucht worden sei, abgewirtschaftet habe. Daß darüber hinaus nicht verfehlt wurde, mit moralischer Entrüstung darauf hinzuweisen, daß jetzt ernstere Dinge zu tun seien, als sich um Modetorheiten zu kümmern, ist selbstverständlich.



Solche falschen Auffassungen lagen an der Oberfläche; sie trafen angesichts der großen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Modeindustrie nicht die Sache. Von einer deutschen Mode (das Wort war nicht sehr treffend gewählt) konnte bei den Versuchen der Selbsthilfe nur insofern die Rede sein, als die Modelle für den Weltmarkt nicht mehr, wie bisher, in Paris, sondern in Berlin, Wien, Frankfurt oder München gemacht wurden. Die Mode hat schon längst die Grenzpfähle der Einzelländer überschritten, wie denn die Pariser Mode tatsächlich über den ganzen Erdball ging. Es kann sich deshalb jetzt für Deutschland, das seinen Markt sichern will, nur darum handeln, auf dem Entwicklungswege der internationalen Mode weiterzuschreiten. Damit entfallen die Rückblicke auf das Reform- und das Eigenkleid. Was aber den Deutschen Werkbund anbetrifft (satzungsgemäß eine Vereinigung von Künstlern und Industriellen zum Zwecke der Veredelung der deutschen Arbeit), so nahm sich dieser der Bewegung zunächst organisatorisch an, indem er für gegenseitige Aussprache der verschiedenen, an der Modeindustrie beteiligten Industriellen und Kaufleute sorgte und zur Bildung von Ausschüssen und Arbeitskomitees anregte. Weiterhin nannte er der Modeindustrie Künstler, die ihrem Interessengebiet nach zu geschmacklicher Beratung der Industrie befähigt erschienen. Er sorgte außerdem für Aufstellung einer Liste solch jüngerer und jüngster Kräfte, die sich in der Folge der Modeindustrie widmen und darin ihren Lebensberuf begründen wollten. Die letztgenannte Maßregel hat eine besondere Bedeutung. Es stellte sich nämlich sofort die Notwendigkeit heraus, die sogenannten Hilfsindustrien, die bisher, eben weil Paris tonangebend war, in Deutschland sich fast lediglich auf die Nachbildung französischer Muster beschränkt hatten, auf einen höheren künstlerischen Stand zu heben. Selbstverständlich mußten, wie das auch in Frankreich der Fall ist, hierfür wirklich künstlerische Kräfte herangezogen werden, jedoch konnten entsprechende Leistungen, die sich auch den Arbeitsmethoden der Industrie innig anpaßten, nur erwartet werden, wenn diese Kräfte ihre Lebensarbeit auf dem neuen Gebiete suchten. Gelegentliche Entwürfe von Architekten oder Malern konnten hier kaum in Betracht kommen.

Es geht schon aus dem Gesagten hervor, daß die dauernden Erfolge solcher Maßnahmen erst allmählich heranreifen können. Aber es mußte jetzt sofort Hilfe geschaffen werden, denn die Vorbereitungen zur nächsten Frühjahrs- und Sommermode ließen sich nicht weiter aufschieben. Für diese Moden wurden bisher in Paris im Februar die Modelle gezeigt. Zu Hilfe kam der Umstand, daß während der Kriegzeit verhältnismäßig einfache Kostüme verlangt wurden und die großen Abendtoiletten, die stets den Glanzpunkt der Konfektion bilden, in den Hintergrund traten. Dadurch war eine willkommene Beschränkung diktiert, so daß man vorerst wohl auf die sonst für jede Modesaison neu herzustellende Auswahl an neuen Stoffen, Besätzen, Bändern, Knöpfen, Spitzen, Blumen, Borden usw. bis zu einem gewissen Grade verzichten konnte. Diese Hilfsindustrien müssen inzwischen entwickelt werden, da geschmacklich musterhafte Zutaten für die nächsten Modellausstellungen nicht mehr zu entbehren sind.

In den sechs Monaten nach Ausbruch des Krieges hat nun die deutsche Konfektion mit allen Kräften und mit großen Opfern gearbeitet, um im Februar die deutschen Modelle den deutschen und ausländischen Händlern vorführen zu können. Sie sind zunächst nur im kleinen Kreise bekannt geworden. Das Resultat ist über alle Erwartungen günstig. Die Modellausstellungen werden von Händlern fleißig besucht, und es wird gut gekauft. Auch Ausländer, Händler aus den Niederlanden, den nordischen Ländern, der Schweiz, Italien, Amerika, sind gekommen und haben die deutschen Leistungen willig aufgenommen. Das Experiment scheint demnach in vollem Umfange geglückt zu sein. Nachdem der Handel seine Abschlüsse gemacht hat, will der Deutsche Werkbund eine Auswahl der neuen Modelle dem größeren Publikum vorführen, außerdem beabsichtigt er, eine Sonderveröffentlichung der besten zutage getretenen Leistungen zu veranstalten.

Gleichlaufend zu den Bestrebungen in der Damenmode sind Reformversuche in der Herrenmode im Gange. Hier fand in Deutschland dieselbe Abhängigkeit von England statt, die in der Damenmode von Frankreich vorlag. Englische Moden waren zwingend, englische Stoffe gang und gäbe, englische Saisonneuheiten dienten der deutschen Herrenstoffabrikation als begehrte Vorlagen. Vielleicht wird es hier leichter sein als in der Damenmode, Deutschland selbständig zu machen. Der gute Wille ist vorhanden, und es wird auch hier fleißig gearbeitet, wenn auch infolge der größeren Gleichmäßigkeit der Herrenmode die Erfolge zunächst nicht so offenbar zutage treten.

Nun wird in der Regel eingewendet, daß nach beendetem Kriege die Damenkonfektionäre doch wieder nach Paris reisen und die Herrenschneider und Stoffabrikanten sich doch wieder in den Besitz englischer Neuheiten setzen würden, um sie nachzubilden. Trotz alledem ist es von denkbarster Wichtigkeit, daß auch diese Industriezweige einmal gezwungen worden sind, sich gründlich auf eigene Füße zu stellen. Vielleicht finden sie Gefallen daran, vielleicht dämmert es ihnen auf, daß die Rolle, die sie bisher dem Ausland gegenüber spielten, keine sehr schöne war. Es entspricht sicherlich der Würde Deutschlands wenig, mit ängstlichen Blicken, gleichsam im Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit, nach rechts und links zu schielen. Unter all den Dingen, die abzustellen uns der Krieg gelehrt hat, ist unsere Auslandsucht das erste. Nichts hat so sehr dazu beigetragen, den Hochmut unserer Feinde zu stärken, als die Sucht des Deutschen, dem Ausland durch Aufnahme seiner Eigentümlichkeiten (auch der törichten) zu schmeicheln. In keinem großen Land der Welt wäre es denkbar, daß die Straßen förmlich übersät sind mit Aufschriften in fremden Sprachen, mit Bezeichnungen von französischen oder englischen Einrichtungen. Es ist ganz selbstverständlich, daß solche Dinge nur dazu beitragen, dem Ausländer eine geringe Meinung von uns beizubringen. Unsere Feinde hielten uns denn auch für so klein, daß sie uns ohne Mühe überwältigen zu können glaubten.

In der Abstellung solcher Schäden muß die Industrie mit dem Publikum Hand in Hand gehen. Die Geschäfte würden kein Glück haben, wenn das Publikum diese Dinge nicht schätzte, sich nicht überhaupt in der Bewunderung des Fremden gefiele. Und ähnlich liegt es auch in der Mode. Solange deutsche elegante Frauen noch darauf bestehen, nichts vorgelegt zu erhalten, was nicht aus Paris stammt, so lange wird die Modeindustrie ihre bisherige unwürdige Rolle weiterspielen müssen. Erfreulicherweise hat sich aber doch wenigstens ein Teil dieser Frauen von der bisherigen Meinung befreit und zeigt das Bestreben, sich von Paris abzuwenden. Hoffentlich folgen bald die übrigen nach. Eine wirkliche tonangebende Modeindustrie ist ohne Beihilfe der eleganten



Frau nicht denkbar. Denn der Fortschritt wird, wie auf allen Gebieten, so auch hier durch die Spitzen der Entwicklung, durch die großen Leistungen bestimmt, nicht durch die Massenproduktion, die stets etwas Abgeleitetes ist und zu den höchsten Entfaltungen keine Gelegenheit gibt.

Aber ist denn überhaupt die französische Mode so unantastbar und Deutschland in der Tat so unfähig, ein Wort mitzureden? Nun, jeder Kunstsinnige hat den Eindruck, daß gerade in den letzten Jahren die französische Mode mit ihren Neuschöpfungen häufig ins Groteske verfallen ist; wir haben Kleider gesehen, auf denen Motive auf Motive gehäuft waren, verzweifelte Versuche, Neues um jeden Preis zu bieten. Und auf der andern Seite muß doch endlich einmal gesagt werden, daß auch die deutsche Ansicht, Deutschland sei unfähig, in Dingen des Geschmacks ein Wort mitzureden, auf Unkenntnis der Verhältnisse beruht. In Frankreich ist in den letzten Jahren Poiret mit einer neuen Art führend hervorgetreten und hat seine Kleider sogar in Deutschland mit großem Erfolg vorgeführt. Nun, der Kundige weiß (und Poiret gibt das selbst zu), daß die Anregungen hierzu aus Deutschland und Österreich stammen. Er hat seit zehn Jahren alle Regungen der deutschen kunstgewerblichen Bewegung, besonders aber die Versuche im Kleid der Frau aufs eifrigste verfolgt. Namentlich die Wiener Werkstätten mit ihren geschmacklich ausgezeichneten Leistungen haben ihm das denkbar beste Material geliefert. Allerdings gehörte vielleicht die französische Tradition und die französische Organisation in Modedingen dazu, um aus diesen Anregungen das zu machen, was Poiret daraus gemacht hat. Es ist bedeutsam, daß Poiret nicht nur Kostümanregungen, sondern auch solche rein kunstgewerblicher Art aus der deutschen Bewegung aufgefangen und auf seine Weise zu verwerten gesucht hat. Auch in der Innenkunst hat er in Paris eine neue Note geschaffen, die sich auf den letzten Ausstellungen des Salon d'Automne bemerkbar machte. Und mit der Erkenntnis des Wertes der deutschen kunstgewerblichen Bewegung hängt es ferner zusammen, daß Frankreich seit zehn Jahren eifrig den Gedanken erörtert hat, eine große kunstgewerbliche Ausstellung in Paris zu veranstalten. Es hat sich indessen nicht zur Ausführung entschließen können, denn es fürchtete den Sieg Deutschlands über das französische Kunstgewerbe.

Das Zentrum der Entwicklung von Kunstgewerbe und Architektur liegt heute in Deutschland. Hier ist die Stelle, wo ernstlich gearbeitet wird, wo in den letzten zehn Jahren dauernde Erfolge erzielt sind, wo die neue Weltform sich schon deutlich ankündigt. Denn, das muß hier nochmals betont werden, es handelt sich heute in allen diesen Bewegungen um Welt-Einheitsformen. Dasselbe Hotel, denselben Bahnhof, denselben Eisenbahnwagen finden wir auf der ganzen Erde, dasselbe Kaufhaus, dieselbe Wohnungseinrichtung; geradeso wie auch derselbe Jackettanzug, dieselbe Bluse heute vom Nordpol bis zum Südpol getragen wird. Es ist daher nur die Frage, wer die Weltform entwickelt, wer in ihr tonangebend ist, wer die Führung hat. Die Stellung Deutschlands wird durch diesen Krieg so emporgehoben werden, daß die ihm schon jetzt zukommende, wenn auch noch nicht entwickelte Führung in Architektur und Kunstgewerbe ihm in Zukunft leichter zugestanden werden wird. Die Hoffnung, daß wir auch in der Modebewegung, wenn nicht führend, so doch zunächst selbständige Mitarbeiter werden, ist daher durchaus nicht unberechtigt. Alle Geschmacksfragen fließen schließlich aus derselben Quelle, und wer das große Hauptgebiet verwaltet, wird auch Nebengebiete mit erfassen.

Der erste Versuch, sich in der Damenmode von Paris unabhängig zu machen, ist gelungen. Es muß jetzt zur nationalen Forderung erhoben werden, daß es weder unsere Frauen noch unsere Geschäftsleute bei diesem ersten Versuch bewenden lassen.

Ueber den Nährwert von Heu und Stroh und seine Erschließung für die Ernährung des Menschen und der Haustiere.

Von Hans Friedenthal (Nikolassee).

Wer Nordamerika besucht hat in der Herbstzeit und dort die riesigen Rinderherden auf den Prärien weiden sieht, der fragt sich erstaunt: Wovon leben die Tiere eigentlich? Der Boden ist mit völlig trockenem, niedrigem, gelb und von der Hochsommerhitze verbrannt aussehendem Pflanzenwuchs bedeckt, und dieses Stroh und das Wasser des Flusses bilden die einzige Nahrungsquelle für die Tiere. Der Bison in Kanada lebt im Winter von der geringen Menge ausgelaugter Pflanzen, die er sich aus fußtiefem Schnee mit seinen Hufen mühsam herausscharrt, und von dem Fettbuckel, den er sich im Hochsommer und Herbst durch Fressen des vertrockneten Präriegrases angemästet hat. Im Böhmerwald werden die Kühe in vielen Gebirgsdörfern so gut wie ausschließlich im Winter mit Haferstroh gefüttert und geben bei dieser Nahrung eine fette und süße Milch. Wenn wir dagegen einen Menschen statt bei Wasser und Brot bei Wasser und Stroh einsperren würden, so würde er ebenso rasch verhungern wie bei Darreichung von Wasser allein. Hieraus zieht der Laie den Schluß, daß Stroh keine oder wenig Nährsubstanzen enthält, oder daß die Nahrung des Rindes ganz anders zusammengesetzt sein müsse wie die des Menschen. Die vergleichende Physiologie der Ernährung lehrt uns, daß, ebenso wie alle Lebewesen in ihrer lebendigen Substanz aus gleichartigen chemischen Verbindungen bestehen, die Nahrung aller Tiere aus den gleichen Grundstoffen sich zusammensetzt. Eiweißstoffe, Kernstoffe, Fette, Kohlehydrate, Extraktivstoffe, Salze und Wasser setzen den Tierleib zusammen und müssen ständig durch die Nahrung ersetzt werden, da sie im Lebensprozeß verbraucht werden. Jede Pflanze enthält alle Stoffe, die Mensch und Tier als Nahrung benötigen, und nur die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit der Ausnutzung der vorhandenen Stoffe bedingt die Untauglichkeit vieler Pflanzenstoffe für die Tierernährung, wenn wir von Giften oder Bitterstoffen absehen. Unter Stroh versteht man die getrocknete Pflanzensubstanz der Getreidearten ohne Wurzelstock und ohne Samen, unter Heu die getrocknete Pflanzensubstanz der Wiesenpflanzen, ebenfalls ohne Wurzelstock, mit oder ohne Samen, der bei diesen Pflanzen dem Gewicht nach durchaus nicht die gleiche Rolle spielt wie bei unsern hochgezüchteten Getreidearten. Jede Pflanze enthält in jeder lebenden Zelle, wie oben er-



wähnt, alle Stoffe, die jedes Tier zum Leben braucht. Bei unseren Kulturpflanzen findet bei der Reife vor dem Absterben der einjährigen Pflanzen eine Wanderung von Stärke, Eiweiß und Salzen und Stoffen aller Art in Wurzel und namentlich in die Samen statt, die den Tod der Pflanze überdauern und die Erhaltung der Art sichern. Je schwerer und zahlreicher die Körner, desto ärmer an Nährstoffen ist der Pflanzenrest und das Stroh. Werden durch irgendwelche Umstände die Körner verhindert, ihre normale Größe zu erreichen, zum Beispiel bei andauernder Trockenheit nach der Blüte oder beim Lagern des Getreides, so gewinnt das Stroh bedeutend an Nährwert. Allein an Eiweißstoffen zeigt stark gelagertes Haferstroh bis 4,3 Prozent, während für gewöhnlich nur 2,7 Prozent Rohprotein darin enthalten ist; auch notreif gewordenes Getreide zeigt größeren Reichtum an Stickstoffsubstanzen als solches von normaler Ausreifung. Winterroggen und Wintergerste gehören zu unseren höchstkultivierten Getreidearten und liefern deshalb das nährstoffärmste Stroh, während Sommerweizenstroh, Gerste- und Haferstroh viel reicher an Nährstoffen sich erweisen. Viel nährstoffreicher als das Stroh der Getreidearten ist das Stroh der Leguminosen, das den Futterwert von Kleeheu sogar erreichen kann. Die Auswanderung der Stoffe aus dem Stengel der Getreidearten bedingt durchaus nicht, wie einige Physiologen anzunehmen scheinen, eine Wertlosigkeit dieser Pflanzenteile. Die Analysen der Stroharten zeigen etwa folgende Mengen an Nährstoffen:

	Eiweiß (Rohprotein)	Fett	Extraktivstoffe	Zellulose
Maisstroh	5 Proz.	1,7 Proz.	34,8 Proz.	39 Proz.
Haferstroh	3,8 „	1,5 „	36 „	29 „
Erbsenstroh	9 „	1,5 „	34 „	36 „
Linsenstroh	14 „	2 „	27 „	34 „
Sommerhalmstroh	4—6 „	1,5—2 „	37 „	38 „

Die Extraktivstoffe enthalten Zuckerarten und Pflanzensäuren. Wie man sieht, enthalten die obengenannten Stroharten bei weitem mehr Nährstoffe in der Gewichtseinheit als Kartoffeln, Mohrrüben, Gemüse, selbst als Milch oder gar Magermilch, die alle zum größten Teil aus Wasser bestehen. Die Zellulose oder Rohfaser kann bei dieser Betrachtung des Nährwertes des Strohs völlig außer acht gelassen werden, obwohl für den Menschen wie für die Haustiere durch Gärung im Verdauungzustand ein Teil des Brennwertes der Zellulose für den tierischen Haushalt mitverwendet wird. Die Zusammensetzung der Kartoffel ist folgende: Rohprotein 2,1 Prozent, Rohfett 0,1 Prozent, stickstoffreie Extraktstoffe 21 Prozent, Zellulose oder Rohfaser 0,7 Prozent. Diese Zahlen zeigen die Armut der Kartoffel an Nährstoffen auch den ärmsten der obigen Stroharten gegenüber. Da die Kartoffeln wie das Stroh nach Gewicht gekauft werden, so müssen wir das Wasser in den Kartoffeln viel zu teuer bezahlen den Nährwerteinheiten des Strohs gegenüber, vorausgesetzt, daß wir die Nährstoffe im Stroh der Aufsaugung im Darm ebenso zugänglich machen können wie die in den Kartoffeln. Der einzige Grund für die Schwierigkeit der Verwertung der Nährstoffe des Strohs ist seine Einlagerung in feste, für die Verdauungsäfte unangreifbare, teilweise sogar verkieselte Zellwände. Werden diese zerrissen, so fehlt jeder Grund, warum die Nährstoffe im Stroh schlechter ausgenutzt werden sollten als die unserer besten Nahrungsmittel. Die ältere Ansicht von der schlechteren Ausnutzung des pflanzlichen Eiweißes gegenüber dem tierischen Eiweiß hat sich bereits als irrig herausgestellt, ja Ernährungsversuche am Hund zeigten, daß die biologische Wertigkeit des pflanzlichen Eiweißes steigt, wenn man der Nahrung Strohpulver hinzufügt. Dies ist gewiß ein unerwartetes Ergebnis der Strohpulverdarreichung bei Hunden, erklärt sich aber aus dem Gehalt der Pflanzenzellen an wichtigen Eiweißbaustoffen. Nur beiläufig sei hier erwähnt, daß im Volk Strohtee als Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus empfohlen wird, und daß der Basenreichtum des Strohs diese Verwendung als durchaus nicht irrationell im wissenschaftlichen Sinn erscheinen läßt. Die Erschließung der Nährwerte des Strohs und Heus durch Zerreißen der Zellwände ist ein technisch schwieriges, aber durchaus nicht unlösbares Problem. Alle die Erfahrungen, die bei dem Mahlen von Trockengemüsen von dem Verfasser gewonnen worden waren, konnten bei der Vermahlung von Stroh und Heu verwendet werden. Verfasser hatte vor Jahren gezeigt, daß Gemüse aller Art in trockenem Zustand sich so fein vermahlen lassen, daß selbst der Darm von Säuglingen und Kranken den Nährstoffgehalt in bisher ungeahnter Weise ausnutzen kann. Da große Mühlenbaufirmen die technische Lösung dieses Problems für unmöglich erklärt hatten, so ist die hier und da zutage tretende Skepsis und der Zweifel an die Möglichkeit der Feinvermahlung von Heu und Stroh wohl zu verstehen. Heu vermahlt sich in ganz ähnlicher Weise wie Spinat, Stroh hat mehr Kieselsäure und verlangt besondere Vorbereitungen. Heu und Stroh sind oft so reich an Sand und Erde, daß die Mühlsteine, wenn solche benutzt werden sollen, in kurzer Zeit sich abnutzen, oder daß Funken entstehen, die zu Bränden Veranlassung geben können.

Mahlt man Heu und Stroh in der richtigen Weise und untersucht das mehlfeine Pulver, das nur wenig Stärke enthält, unter dem Mikroskop, so sieht man, daß nur wenige Zellen dem Schicksal der Eröffnung der Zellwandung entgangen sind. Unter Strohmehl verstand man bisher ein Produkt, das sich nur wenig vom Häcksel unterschied, und bei dem die übergroße Mehrzahl aller Pflanzenzellen uneröffnet war. In der Verdaulichkeit war zwischen Häcksel und diesem Strohmehl sicher kein merklicher Unterschied. Erst die staubfeine Pulverisierung der gehaltreichen Teile des Strohs nach Entfernung der stark verkieselten Teile ermöglicht es uns, an die Ernährung auch des Menschen mit den Nährstoffen von Heu und Stroh denken zu können.

Selbst die staubfeinste Vermahlung von Pflanzenteilen mit Erschließung aller in den Pflanzen vorhandenen Nährstoffe ermöglicht noch nicht ohne weiteres die Verwendung solcher Pulver als Menschen- oder Tierfutter. Durch Backen oder Kochen müssen die auf Heu und Stroh schmarotzenden Brand- und Strahlenpilze unschädlich gemacht werden. Durch Zusatz von backfähigem Mehl oder für Tiere von Melasse muß eine harte, kaufähige Nahrung, die die Speichelsekretion und Blutfülle der Verdauungsorgane anregt, erst geschaffen werden. Für Hühner wäre ein Pulver zunächst als Nahrung unverwendbar. Es müssen harte Körner hergestellt werden, die zweckmäßig durch Kalk eine weiße Farbe erhalten, da hierdurch die Tiere zum Aufpicken angereizt werden. Für den Menschen ist ein Brot, das zur Hälfte aus Heu- oder Strohpulver, zur Hälfte aus Backmehl besteht, sehr wohl genießbar. Suppen von solcher Mischung haben einen sehr angenehmen Geschmack neben ihrem hohen Nährwert.

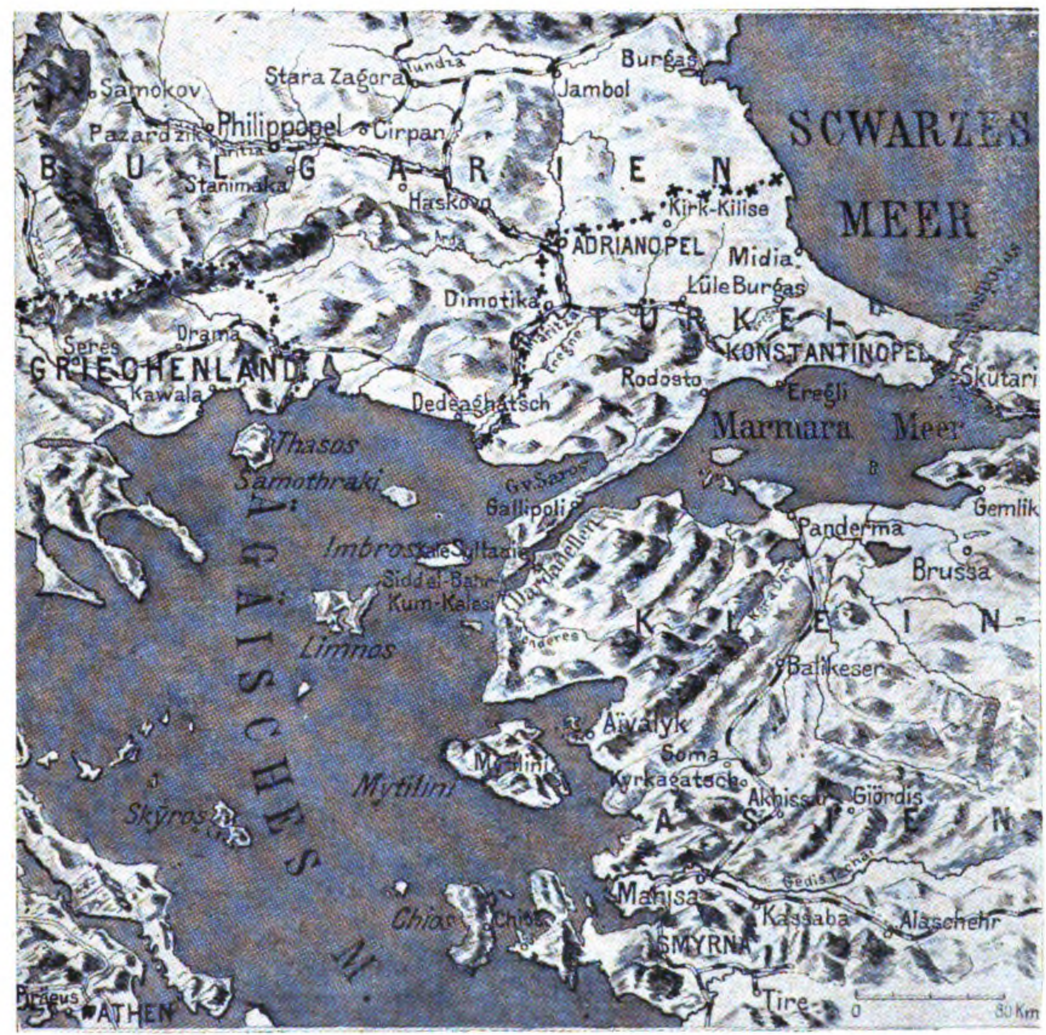
Für manche unserer Haustiere ist, wie leicht einzusehen, eine derartig sorgfältige Vorbereitung der Nahrung wie für den Menschen nicht nötig, die Herstellung daher eine billigere. Wie sehr sich die einzelnen Teile des Strohs an Nährwert unterscheiden, dafür möge die Anführung der Tatsache genügen, daß bei Haferstroh nach älteren Analysen die unteren, am meisten verkieselten Stengelglieder 5 Prozent Rohprotein und 0,3 Prozent Fett, die Blätter dagegen 9 Prozent Rohprotein und 10 Prozent Fett, die Ähren 19,3 Prozent Rohprotein und 3 Prozent Fett enthalten sollen. (Kellner. Die Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere. Berlin 1912. Neueste Auflage.) Wir werden die nährstoffreichen Teile des Strohs bei der menschlichen, die ärmeren Teile bei der tierischen Ernährung zweckmäßig verwenden. In den Zeiten der Knappheit der Futtermittel wird es sich empfehlen, durch Zerreißung aller Pflanzenzellenwände der Menschheit neue Nahrungsquellen zu erschließen und Verdauungsarbeit durch Maschinenarbeit abzulösen und überflüssig zu machen. Die Pflanzen der Vorwelt werden als Kohle dazu helfen in den Maschinen, die Pflanzen der Gegenwart in bekömmliche Nahrung umzuwandeln.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

Je mehr der Krieg sich ausdehnt und stets neue Gebiete in Mitleidenschaft zieht, um so schwieriger wird die Stellungnahme der neutralen Staaten. Sie alle, die in erster Linie zu nennen sind, Italien, Amerika, Griechenland, Rumänien, Bulgarien, ahnen, daß beim einstigen Friedenschluß nicht nur über das Schicksal Belgiens oder Russisch-Polens entschieden wird, sondern daß Weltmachtfragen auf dem Spiel stehen, die vielleicht dem ganzen Jahrhundert oder noch länger hinaus den Stempel aufdrücken. —

Als eins der wichtigsten Ereignisse des letzten Kriegsabschnitts ist die Beschießung der Dardanellen seitens eines starken englisch-französischen Geschwaders anzusehen. — Wenn auch das bisher erzielte Ergebnis im umgekehrten Verhältnis zu der verschwendeten Munitionsmenge stand, so hat doch schon allein der Versuch, die Meerenge zu „forcieren", bei den neutralen Staaten eine gewaltige Aufregung hervorgerufen. Handelt es sich doch hier um eine Frage, die bereits seit Jahrhunderten im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und die bei ihrer Lösung — auf friedlichem oder gewaltsamem Weg — unübersehbare Folgen nach sich ziehen muß! —

Bisher war das Schwarze Meer für Rußland ein geschlossenes Gewässer, das kein Schiff verlassen konnte, wenn es nicht die Türkei erlaubte. — Wird die Dardanellensperre gesprengt und Konstantinopel den Russen ausgeliefert, dann tritt nicht nur im Mittelmeer eine neue Großmacht auf den Plan, auch das Schicksal der Balkanstaaten als Vasallen Großrußlands ist entschieden.



Karte zu der Beschießung der Dardanellenforts durch die englisch-französische Flotte.

Unter diesen Umständen verfolgt man in Rom, Athen, Sofia und besonders auch in Bukarest den Verlauf der Dinge mit gespanntestem Interesse, während die englischen und französischen Diplomaten im Einvernehmen mit den russischen tüchtig am Werke sind, die Regierungen der neutralen Länder über die Absichten des „Dreiverbandes“ zu beruhigen. Ganz so leicht wird das nun wohl nicht sein, aber anderseits wird man es an Lügen und Verdrehungen nicht fehlen lassen, um die Notwendigkeit der Dardanellenbezwingung glaubhaft nachzuweisen. In Athen sieht man die Lage sogar so ernst an, daß der König einen außerordentlichen Kronrat berief, der die Einleitung zu weiteren, wichtigen Handlungen sein soll. — Auch Bulgarien und Rumänien wissen sehr wohl, daß mit dem Fall Konstantinopels die Sterbestunde ihrer Unabhängigkeit schlägt. In Italien sind die Ansichten noch geteilt. Die wirklich klugen, besonnenen Politiker zweifeln keinen Augenblick daran, daß das Erscheinen Rußlands im Mittelmeer eine schwere Schädigung der italienischen Machtstellung nach sich ziehen würde. — Aber es gibt auch Heißsporne, die von einem Anschluß an England alles Heil der Zukunft erwarten. Bei der Ungeklärtheit der Lage aber schweigt sich der größte Teil der Presse noch aus.

Selbst führende englische Blätter müssen zugestehen, daß die Bezwingung der Dardanellen noch „in weitem Felde liegt“ und vorläufig mit entscheidenden Erfolgen nicht gerechnet werden darf. — Die Zerstörung einiger alter Forts an der äußersten Spitze der Einfahrt kann höchstens demonstrativen Wert haben, der praktische Nutzen ist gleich Null! Charakteristisch ist auch, daß die englische Admiralität wohl große Töne über das eigentliche Bombardement redet, über Erfolge innerhalb der Meerenge aber vollständig schweigt. — Die türkische Regierung selbst sieht dem Verlauf der Ereignisse mit größter Kaltblütigkeit entgegen. Die modernen starken Forts sind so gut wie unbezwingbar, und selbst Truppenlandungen der Verbündeten würden ohne den geringsten Erfolg sein, da ein vortreffliches, aus den besten Truppen bestehendes osmanisches Heer bereit steht, auch von der Landseite her jede Gefahr fernzuhalten.

Während hier noch alles in der Schwebe ist, haben die Russen, Franzosen und Engländer die verzweifeltsten Versuche gemacht, eine Besserung der allgemeinen Lage herbeizuführen. Im Westen folgte Angriff auf Angriff, aber überall brachen die Versuche, die deutschen Linien zu durchbrechen, unter schweren Verlusten zusammen. Eine Zusammenstellung aus letzter Zeit hat gezeigt, daß die Franzosen große Mengen an Toten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten, während sich die Engländer nach bekanntem Muster mehr im Hintergrund hielten und ihre Truppen schonten. — Trotz der von dem Mut der Verzweiflung eingegebenen Anstürme gelang es uns, die Franzosen an verschiedenen Stellen erheblich zurückzuwerfen, so daß wir von namhaften Fortschritten im Westen sprechen können. Herrn Joffres zweite Offensive größeren Stils ist im Begriff, ebenso kläglich zu scheitern wie die erste! —

Im Osten liegt der Schwerpunkt erneut in Nordpolen. — Nach der furchtbaren Niederlage auf den Gefilden Masurens bemühte sich die russische Oberste Heeresleitung, so rasch wie möglich Verstärkungen aus den zunächst gelegenen Festungen heranzuführen. Vom Narew her wälzten sich neue Massen gegen unsere Truppen, die in heldenmütigem Kampf alle Angriffe, selbst stark überlegener Kräfte, abwehrten. — Diese Schlachten bei ungünstiger Witterung auf weit gedehntem Raum gehören, was Zähigkeit des Durchhaltens, Ertragen von Strapazen anbetrifft, zu den verdienstvollsten Taten des ganzen Krieges.

Die Russen scheinen die Gefahr zu ahnen, die ihnen von Norden her droht, und bemühen sich, ihr zu begegnen. Aber alle diese Angriffe, so tapfer sie hier und da ausgeführt sein mögen, entbehren der Einheitlichkeit. — Wenn man bei uns die zielbewußte Oberleitung rühmt, die alle Bewegungen an weitverzweigten Fäden lenkt, so mangelt es in dieser Beziehung in Rußland so ziemlich an allem! — Und an diesem Unvermögen des russischen Generalstabs, im Zusammenhang mit unserer genialen Leitung im Osten, werden alle weiteren Versuche der Heere des Zaren, den Druck im Norden und Westen abzuwehren, scheitern.—

In den Karpathen und in der Bukowina nehmen die Dinge einen für die Österreicher weiterhin günstigen Verlauf. — Schritt für Schritt drängen die Heere unserer Verbündeten die Russen zurück, und wo es dem Feind unter Einsetzung riesiger Opfer gelang, einen kleinen vorübergehenden Vorteil zu erringen, ging er ihm alsbald wieder verloren. Ganz besonders scharf wurde in letzter Zeit in der Linie Uzsok—Supkow gekämpft, wo die österreichisch-ungarischen Truppen wahre Heldentaten vollbrachten. —

Was unsern Kampf gegen England anbetrifft, so ist es nach wochenlangen fruchtlosen Abwehrversuchen dem stolzen britischen Geschwader endlich gelungen, ein deutsches Unterseeboot zu vernichten. Und der Jubel, der sich ob dieser Heldentat erhebt, hat etwas unsagbar Klägliches an sich. Es gibt denn auch angesehene Blätter, die erhebliche Wassermengen in den Wein der Freude mischen und offen eingestehen, daß dies Ergebnis — ob es einem Zufall oder Methode zu verdanken sei, sei noch nicht erwiesen — nicht gerade imponieren könne! — Wenn John Bull in dieser offenherzigen Weise an seine Brust schlägt, dann steht es fest, daß die Lage für ihn mehr als unbefriedigend ist.

Das geht auch schon aus der ganzen Art hervor, wie Großbritannien hinter der Front der französischen Heere fortgesetzt zum Angriff hetzt. — Man fühlt und ahnt, daß ein Erfolg erzwungen werden muß, wenn der jetzige Zustand nicht unerträglich werden soll, und da man sich selbst zu Lande und zu Wasser nicht übermäßig strapaziert, so muß der unglückliche Franzmann heran, nachdem der Freund im Osten versagte. —

Es ist daher besonders interessant, festgestellt zu sehen, wie groß die Zahl der Gefangenen ist, die wir bisher machten. Nach den Zählungen in den Gefangenenlagern erreicht sie fast 800,000 Mann, von denen 200,000 auf die Monate Januar und Februar entfallen. Das ist eine gewaltige Siegesbeute, die mehr besagt als alle weitschweifigen Berichte. -- Wie denkt sich denn England die Aushungerungstheorie gegenüber einem Volk, das noch in der Lage ist, drei Viertelmillionen fremder Soldaten zu füttern! Und sollten einmal wider Erwarten bei uns Brot und Kartoffeln knapp werden — denn nur um diese Dinge kann es sich handeln — dann werden nicht unsere Frauen und Kinder die ersten sein, die von der Not betroffen werden, sondern die Hunderttausende gefangener Engländer, Franzosen und Russen! Wie urteilen Sie über diesen Fall, Sir Edward Grey?

X.



Nummer 11.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Großherzogin Luise von Baden bei den aus französischer Gefangenschaft befreiten verwundeten deutsch Kriegern in der Festhalle in Karlsruhe.





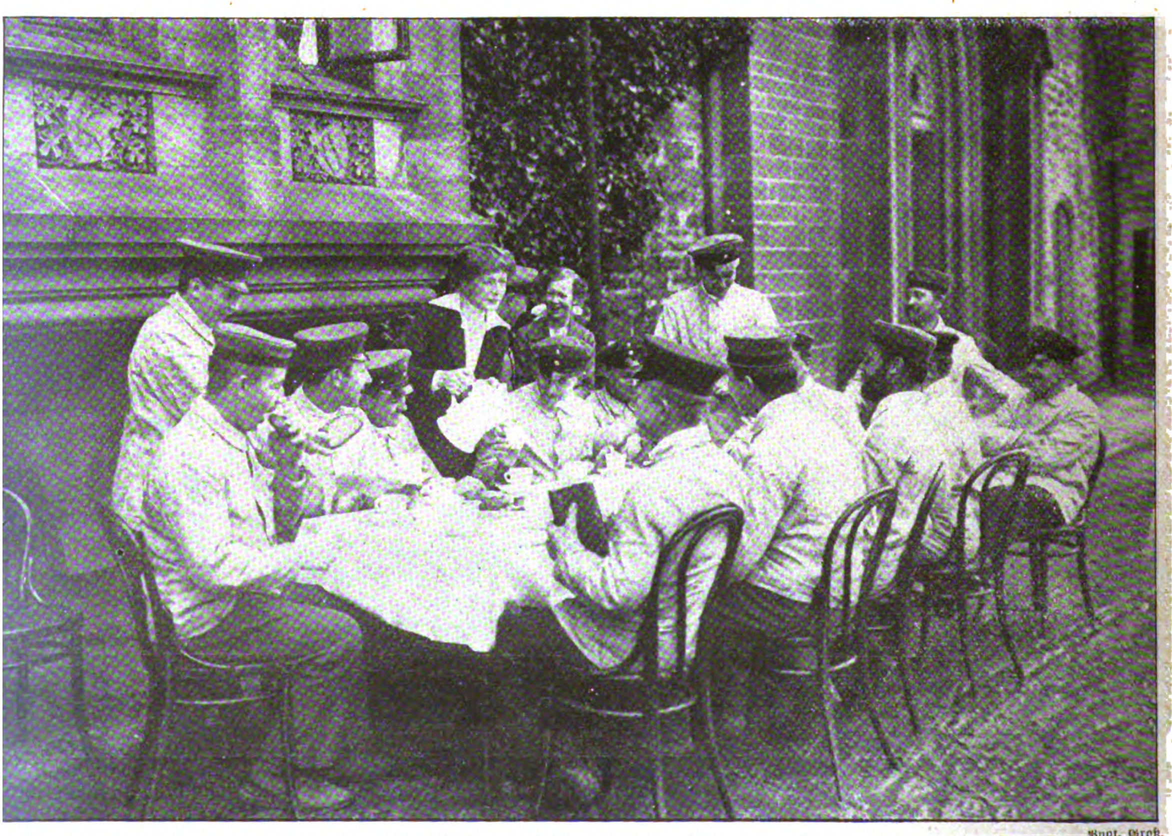
Phot. Jules H. Wolf.

neral v. Crewel, der Militärgouverneur von Brüssel (×), General Dürr, rechts Major Bayer, bisheriger Kommandant von Brüssel.



Oberst Freiherr von Strachwitz, der neue Kommandant von Brüssel, in seinem Arbeitszimmer.

Die Spitzen der deutschen militärischen Behörden in Brüssel.



Phot. Groß.

Der Nachmittagstee im Freien: Die Fürstin und ihre Tochter, Prinzessin Juliane, schenken den Tee ein.

Unsere verwundeten Helden als Gäste bei der Fürstin Marie zu Stolberg-Wernigerode.





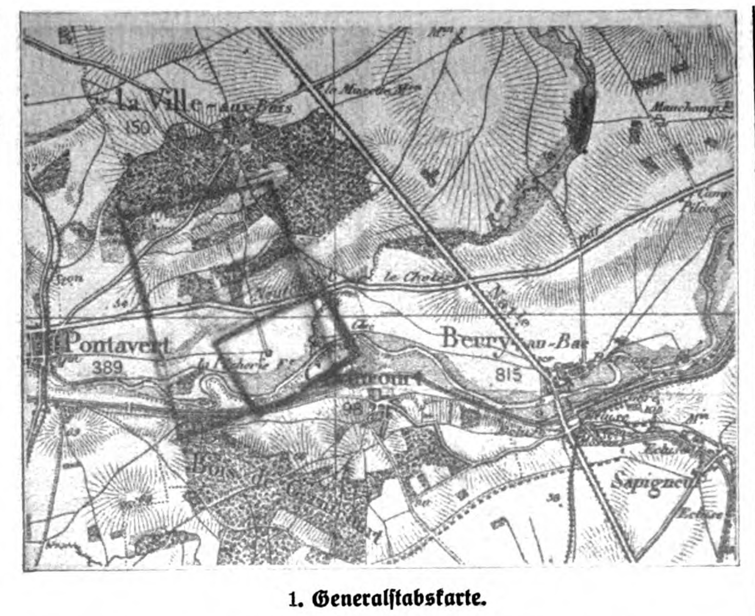
Hofphot. Krajewski.

Der Kaiser mit Exzellenz von Einem bei der Parade des 1. Garderegiments z. F.

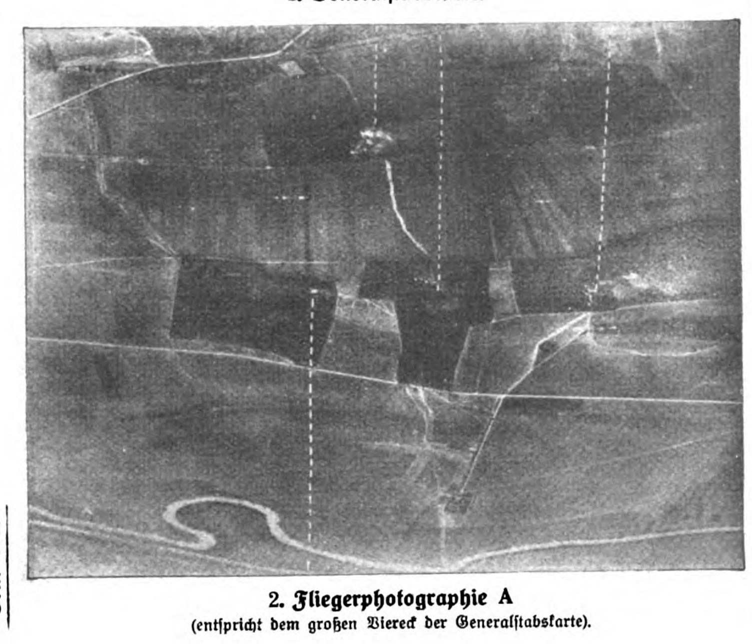


1. Major Max Egon Fürst zu Fürstenberg. 2. Korpskommandant General Köveß v. Kövesshása. 3. Prinz Joachim von Preußen.

Prinz Joachim von Preußen auf Besuch beim Stab des 12. Korps.



1. Generalstabskarte.



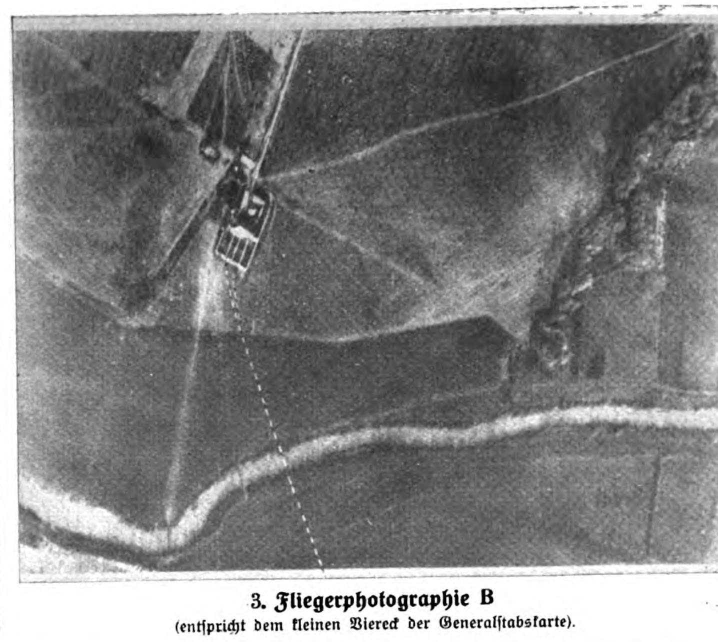
2. Fliegerphotographie A
(entspricht dem großen Viereck der Generalstabskarte).

In den Dezemberkämpfen in Gegend Reims mußte von unserer Artillerie Pecherie-ferme beschossen werden, obwohl auf ihr die Flagge mit dem Genfer Kreuz wehte. Von französischer Seite werden deshalb Vorwürfe gegen uns erhoben. In diesem Falle sind wir in der Lage, einwandfrei, und zwar durch Fliegerphotographien, festzustellen, daß die Franzosen hinter der Ferme eine schwere Batterie aufgestellt hatten.

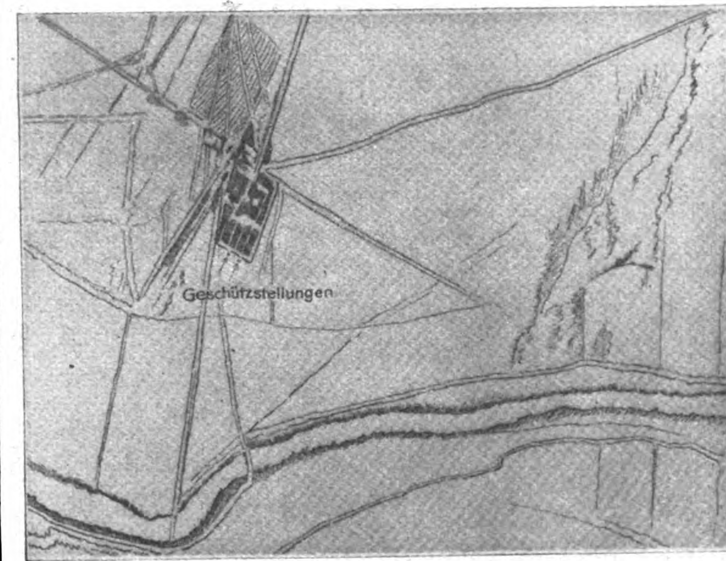
Die beigegebene Fliegerphotographie B zeigt deutlich die Geschützstellungen hinter den Gebäuden der Ferme. Es wird dadurch unwiderleglich bewiesen, daß die Franzosen das Rote Kreuz völkerrechtswidrig mißbraucht und ihre eigenen bedauernswerten Verwundeten dem sicheren Tod preisgegeben haben. Es ist dies die alte, immer wieder geübte Praxis des Feindes, hinter Kirchen und Lazaretten seine Kanonen aufzustellen und dann empört zu zetern, wenn wir uns nicht untätig niederschießen lassen.

(Mitteilung des Generalstabs)

Die Fliegerphotographie als Beweismittel.



3. Fliegerphotographie B
(entspricht dem kleinen Viereck der Generalstabskarte).



4. Skizze nach Fliegerphotographie B.



Hofphot. Raad.

Der Marsch des türkischen Heeres auf Aegypten: Durchzug der Etappentransporte auf der Jaffastraße in Jerusalem.





Hofphot. Ernst Sandau. Hofphot. Urbahns.

Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg u. seine Braut Prinzessin Marie Melita zu Hohenlohe-Langenburg.



Die Verwundeten in der Baracke am Bahnhof.

Eintreffen der ersten deutschen kriegsuntauglichen Gefangenen in Konstanz.





Deutsche Fuhrparkkolonne in der Ebene Suwalkis. Phot. Benninghoven.



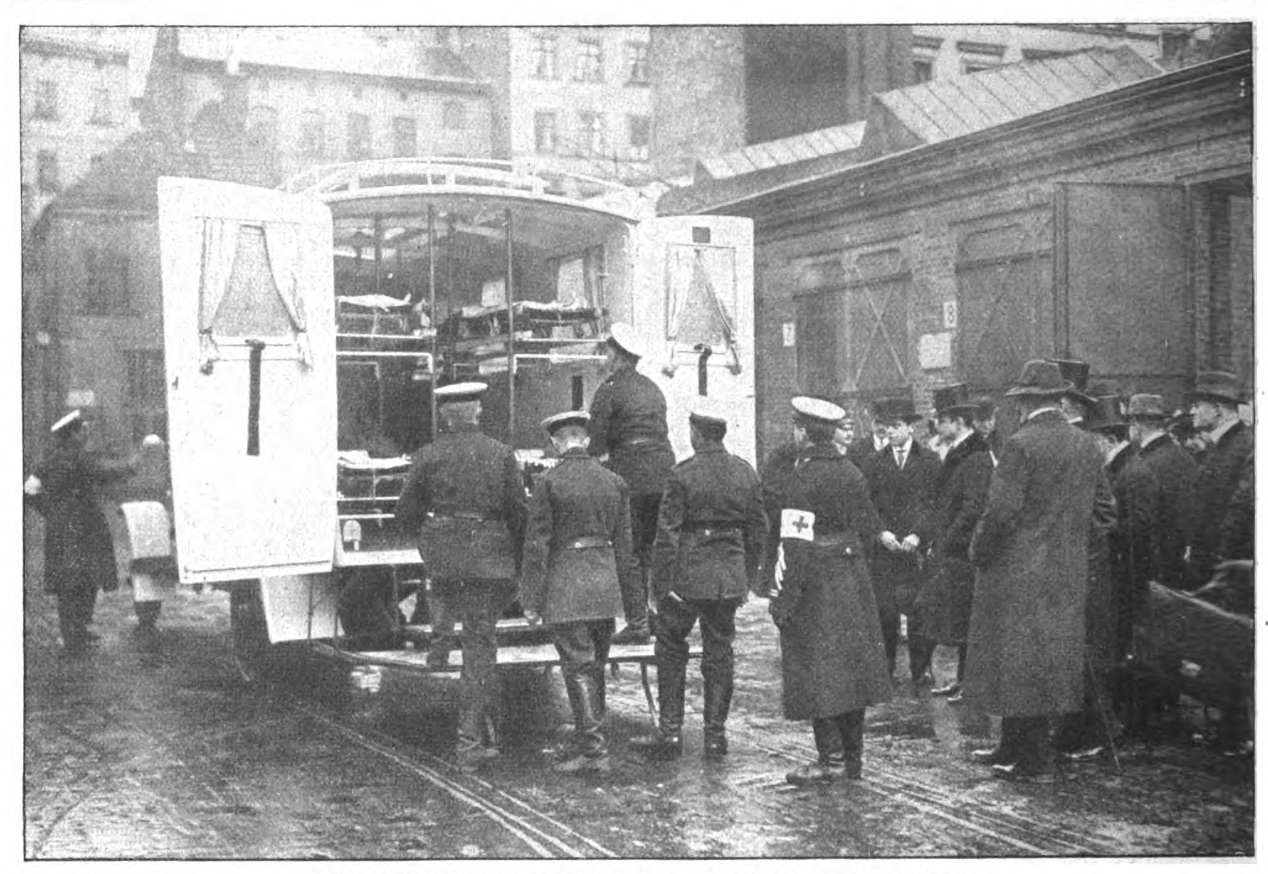
Stimmungsbild aus Augustow.



Russische Kriegsbeute auf dem Markt der Ortschaft Sopoczkin vor Grodno. Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Neues Sanitäts-Automobil des Zentralkomitees vom Roten Kreuz.
Das von Frau Konsul Flora Fränkel dem Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz gestiftete Krankenautomobil bietet Raum für acht Tragekranke oder für sechzehn Sitzplätze und ist mit Heizung und elektrischer Beleuchtung versehen.



Phot Groß.

Die Kriegsmesse in Leipzig: Ausländische Journalisten aus den neutralen Ländern
auf dem Markt in Leipzig vor den von uns erbeuteten englischen Geschützen.

Ein Besuch in Ostende.

Von Marie Luise Becker.

Je mehr man sich dem Meer nähert, desto merkwürdiger stehen die Bäume der Alleen. Herübergekämmt vom Sturm, das kahle, feine Geäst widerwillig gesträubt. Im weiten Gefüge der Wege scheint es fast, als stehe die ganze Landschaft ein wenig schräg und verschroben.

Hell lacht die Sonne.

Frühlingsfroh schwellen die strotzenden Knospen der mächtigen Rhododendrongebüsche in den Parken.

Im blauen Nebelschleier liegt fern und endlos ein weites, flaches Land zur Linken, große Wasserflächen, Wiesen, die sich mühsam hervorzudrängen suchen durch den Schlamm und die grauweiße, bucklige Eiskruste — ein paar verlorene, blau verdämmernde Kirchtürme im fernen Nebel, ertrunkene Wälder und eine bange, unheimliche, lastende Stille von erstickten Seufzern und verhallten Flüchen — das Überschwemmungsgebiet! Undurchdringlich, gespenstig liegt es da wie ein erstarrter Fluch, ein endloses Grab. Ostende — die Stadt des Luxus, des eleganten Snobs! Türme und Kuppeln von Kirchen und Festlokalen rücken eilig in die Nähe. Die heitere Stadt ist seltsam stumm geworden. Wie atemlos harrend und schaudernd ruht sie, in bangen Träumen das Heute in der zitternden Angst um das Morgen vergessend.

In den Bauernhöfen gackern die Hennen, die Kinder spielen lärmend auf den Landwegen. Weiße Wäsche breitet sich auf den Rasen. Noch geht das Leben hier weiter vor den Toren der Stadt. Anderes Leben freilich als sonst. Mit jedem Schritt weiter in die Stadt wächst die Stille. Das andere Leben gab ihr ein neues Gesicht. In leerer, hohler Pracht grinsen die Spielsäle. Statt der Luxuskarossen rattern schwere deutsche Munitionswagen durch die Straßen.

Scheu drücken sich die Bürger zur Seite, um den Feldgrauen Platz zu machen. Schnell und hastig eilen sie ihre Besorgungen ab. Keiner hat Lust, spazierenzugehen!

Andere Gäste beherbergt Ostende als sonst. Heut geht das Roulett nicht um ein paar goldene Louis, und die Stimme des Croupiers ist verstummt. „Faites votre jeu, Messieurs" — „Le jeu est fait" — allerdings — ein anderes Spiel! Meine Herren! Anders rollen die deutschen Brummer als die kleine, spielende, tückische Kugel!

Plötzlich, am Straßenende, liegt das Meer vor mir. Starr, stumm und groß. Grau und totenstill dehnt sich die Strandpromenade, dieser elegante, steinerne Luxuskai, der Plein-air-Salon der blasierten Globetrotter.

Nur die deutsche Wache ist dort, wehrt allem Zugang. Totenstill ist's. Nicht einmal ein spielendes Hündchen wagt sich dorthin; die Hunde haben einen sicheren Instinkt für Kriegsgefahren bekommen.

Nur die Schreie der Möwen klirren durch die Luft. Sie umkreisen die Plätze, wo einst manch Speiserest aus den vornehmen Restaurants, manch Zuckerbrot von den Jachten ihnen zukam. Die feinen Hände, die ihnen sonst solche Leckerbissen zuwarfen, sind ganz fortgewischt, wie verblichene Schatten. Die müden Kellner, die ihnen sonst die Abfälle der Tafeln zukehrten, haben andere, ganz andere Arbeit.

Fern gleißen im hellen Sonnenlicht die weißen Dünen. Sie haben etwas Geheimnisvolles bekommen. Etwas Wartendes liegt auf der Landschaft. Noch ist ja fast alles beim alten. Nur ein paar Häuser zerstört. Wie hohle Zähne in der Reihe der Straße. Sie geben der lachenden Grisette Ostende das müde Gesicht eines alten Weibes, das vergaß, sich zu schminken, das plötzlich erwacht nach festlichen Nächten und verwirrt auf die Straße starrt. Unfrisiert und ungeschminkt. Ja, alle Schminke ist weg von Ostende. Die bunten flatternden Wimpel der Jachten, die leuchtenden Kleider der Schönen, die klingende Musik der Kurkapellen, die glänzenden Auslagen. Mit leeren Augen sehen die Schaufenster auf die Straße. Ihr Luxus ist ausgelöscht und verpackt. Die Feldgrauen brauchen keine Juwelen, keine Spitzen und Seidenröcke. Hier und da weht die Rote-Kreuz-Flagge, wo man sonst wohl tanzte.

Mit scheuem Blinzeln lugen die Bewohner aus den verhangenen Fenstern nach dem Himmel — ob wohl zwischen den Möwen einer der verbündeten Flieger auftaucht, der ihnen so böse Freundschaftsgrüße bringen kann? Und kehren dann schleunig wieder hinein ins Heim und schließen die Läden.

Tot und still ist das Luxusbad Ostende. Nur der klirrende, feste Schritt unserer Soldaten.

Und merkwürdig — wohin sie kommen, geben sie der Stadt sofort dasselbe Gepräge, sind sie sogleich der Mittelpunkt, die Seele des Ganzen. Menschen, die alles Unnütze abstreifen, nur an das Notwendige denken, nur das Gebotene tun. Die ein Ziel haben und diesem Ziel alles unterordnen. Sich und die übrigen.

Die den Pulsschlag der Stadt, und sei er noch so stark, nervös und unruhig, nach ihrem Pulsschlag regeln. Und alle Hast, allen Haß und allen Rachedurst mit kalter Hand ersticken.

Diese gleichmäßige, gutmütige, korrekte Höflichkeit überall. Diese Ordnung und Sauberkeit, die stille, selbstverständliche Festigkeit. Ostende ist eine deutsche Garnison wie irgendeine andere geworden.

Weit, grau und still liegt das Meer zu meinen Füßen. Flammend rot glüht der Abendhimmel da, wo Englands Küste hinter den Fluten grollt.

Vaterland.

Ich fühle es in meinem Herzen klopfen,
Ich fühle es aus meinen Augen tropfen:
Vaterland!

Ich wußte nicht, wie sehr es mich besaß,
Ich wußte nicht, daß ich es nie vergaß:
Vaterland!

In fremdem Lande sehnt es sich nach dir,
In fremdem Lande schluchzt es auf in mir:
Vaterland!

Ich fühle es in meinem Herzen klopfen,
Ich fühle es aus meinen Augen tropfen:
Vaterland!

Leo Heller.





Urbarmachung der Moorländereien im Kreise Randow durch russische Kriegsgefangene. Phot. Groß.



Deutsche Feldpoststation in Lodz. Kilophot.

Selbstgebaute Wohnung unserer Soldaten in den Felsen.



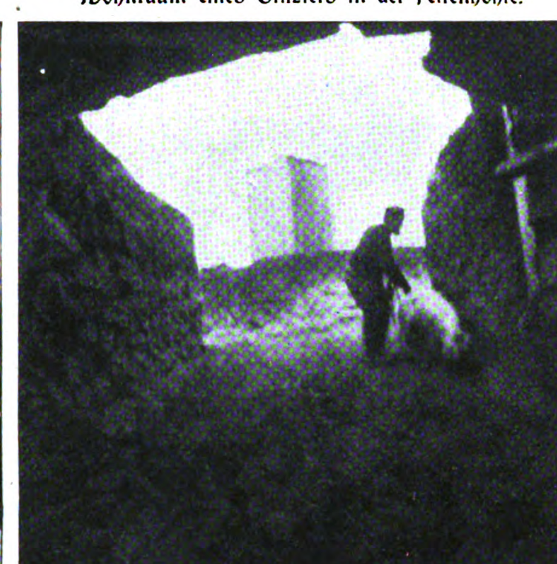
Wohnraum eines Offiziers in der Felsenhöhle.



Zugemauerter Steinbruch als Wohnung.



Der Batterie-Esel „Poincaré“ im unterirdischen Pferdestall.





Sonntagsbraten auf dem Weg in die unterirdische Küche.





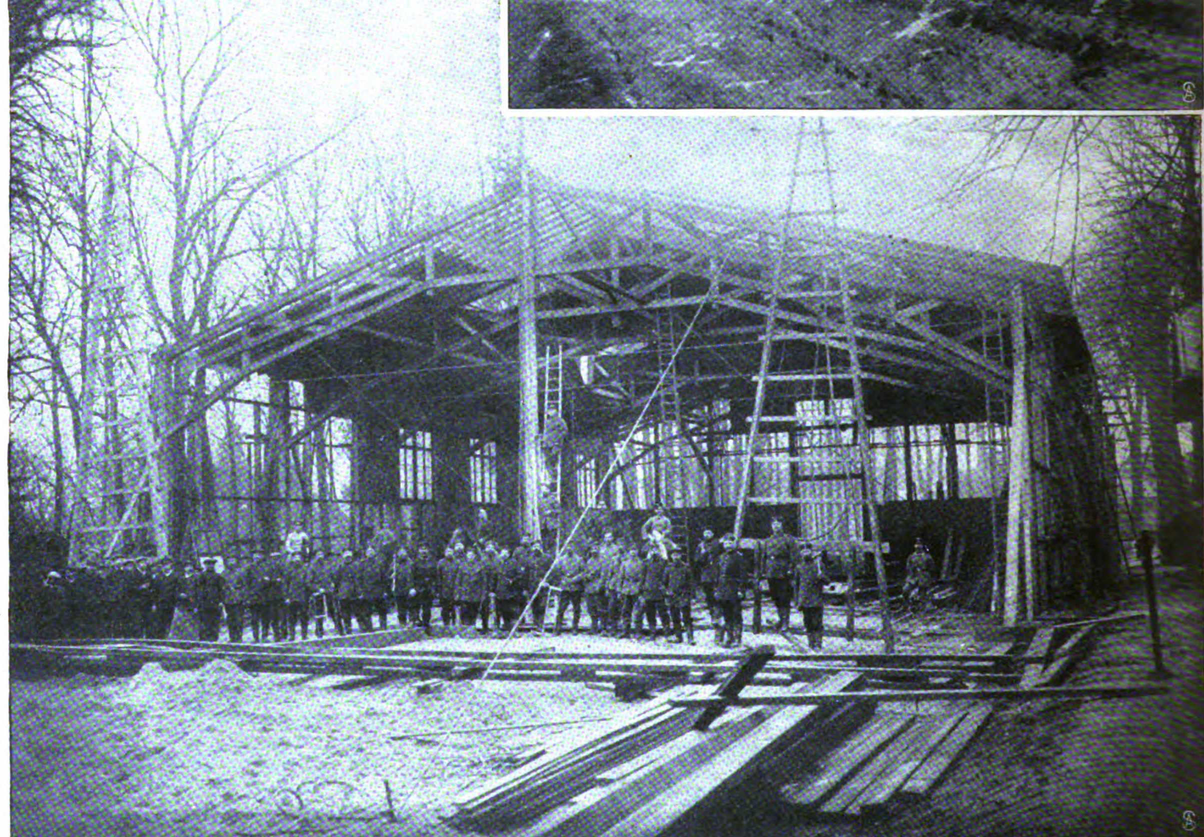
Eingang zum unterirdischen Pferdestall.

Unsere Feldgrauen als Höhlenbewohner.

Eine deutsche Reithalle in St. Quentin.

Das Landsturmbataillon Frankfurt a. M. hat eine große Reithalle in seinem Standort St. Quentin für die Besatzungstruppen errichtet. Der eigenartige Auftrag wurde durch den Bataillonskommandeur Oberstleutnant Brommundt in allerkürzester Zeit erfüllt. Der Gesamtbau bedeckt eine Grundfläche von etwa tausend Quadratmeter. Die Halle ist transportabel und kann an anderer Stelle wieder aufgebaut werden. Als geschulte Arbeitskräfte standen nur zwei Zimmermeister zur Verfügung, die übrigen Landsturmleute waren Schreiner, Maurer, Schlosser u. a. Der Entwurf stammt von dem Unteroffizier Epstein, einem Frankfurter Architekten.





Die Reithalle im Bau. (Phot. Bache.) — Oben: **Die Reithalle von außen.** (Phot. Wisselinck.)









Russische Kriegsmarken.

Posten in einem zur Verteidigung eingerichteten Haus.

Vom westlichen Kriegschauplatz





Photothek.

Eine durch eine Offizierstafette überbrachte wichtige Meldung wird durch das Feldtelephon von einem polnischen Dorf ins Hauptquartier weitergegeben.



Telegraphenlegen im Schnee.

Telephon und Telegraph im Kriege.





Durchschlagen eines Waldes für Förderbahnbau in Flandern.



Die freigelegte Strecke nach erfolgtem Durchschlag.



Bau einer Brücke über einen Waldbach.



Das Legen der Förderbahn.



Die Förderbahn mit Abzweigung.



Der Weg der Förderbahn durch eine Birkenlichtung.

Anlage einer Waldbahn durch deutsche Soldaten in Flandern.



Prinzessin Friedrich von Hohenzollern (×).

Phot. Einsiedel, München.

Vereinslazarett der Prinzessin Friedrich von Hohenzollern in München.



Die Vorstandsdamen: 1. Frau Polizeipräsident von Hammacher. 2. Frau Kommerzienrat Senff. 3. Frau Kommerzienrat Talbot.

Phot. Zitner.

Das Rote Kreuz auf dem Hauptbahnhof Aachen.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

7. Fortsetzung.

„Hätten Sie die mir auch gegeben, wenn's — schief gegangen wäre?", sagte Doktor Graebner zu Frau von Glidien.

Sie nickte sehr ernsthaft. „Auch dann."

Es lag ehrfürchtige, schrankenlose Bewunderung in ihrem Blick.

Er nahm die Scheine aus der Tasche und schob sie ihr zu. „Die Tasche behalte ich. Das Honorar geben Sie meinem Kollegen Doktor Ertzky — er wird sich freuen darüber, und er verdient es."

Er mochte von der Frau kein Geld nehmen für das, was er getan. Das ließ sich nicht bezahlen — so wenig wie es sich in Worte fassen ließ.

Hatte sie ihn dennoch erraten? Sie versuchte mit keiner Silbe, ihn zur Annahme des Geldes zu bewegen, nur das Blut stieg ihr tiefrot in die Schläfen, und ihre weißen, schmalen Hände glitten von dem Tisch ab, auf den sie sich stützte, als wollte sie losgelöst sein von aller Hemmung, jedem Widerstand; und ihr Kopf mit dem dunkeln, welligen Haar senkte sich schwer auf ihre Brust herab, als fühlte sie jetzt schon die Schwere der Last, die sie zu tragen bestimmt war.

Und so nahm er ihr Bild mit sich fort — und dieses Bild richtete eine hohe Schranke auf zwischen ihm und seiner Frau, der er nichts mehr zu bieten hatte als den Klang seines Namens und die Ehrenhaftigkeit seines äußern Wandels.

Aber weil es so wenig war — machte er ihr auch den Jungen nicht streitig. Es war ja das Größte im Weibe — die Mütterlichkeit. Die half ihr über alles hinweg und war ihr Edelstes. Er hätte auch bei einer Scheidung der Mutter das Kind nie streitig gemacht. Das Kind gehörte der Mutter.

Und das Kind sollte auch Carola von Glidien helfen, das Leben ertragen. So wollte es die Natur.

Und er beugte sich ihr als Wissenschaftler und aus einem leisen, schmerzhaften Schuldgefühl heraus. . . .

Die Poststunden waren für Frau Elise stets von einem geheimen, prickelnden Reiz. An ihrer langen und feinen goldenen Uhrkette trug sie das Schlüsselchen zu dem großen Briefkasten, der im Vorzimmer eingebaut war. Wie ein geübter Briefträger fing sie den gesamten Inhalt in einer schwarzen Tasche auf; an ihrem Rollschreibtisch sichtete sie dann mit einer erstaunlichen Schnelle und Sicherheit Briefe und Zeitungen. Auf ihr Klingelzeichen erschien ein Junge in dunkelgrüner Livree mit einem in schmale Fächer geteilten Holzkasten, um die Post „abzuliefern".

Auf diese Art sicherte sich Frau Elise eine gewisse Kontrolle, die ihr nicht ganz wertlos schien. Postkarten pflegte sie flüchtig durchzulesen, nicht aus müßiger Neugierde, sondern weil sie aus dem Inhalt oft einiges von den Absichten des Patienten erfuhr. Aber als sie den Jungen einmal im Gang dabei ertappte, wie er eine hübsche Ansichtskarte aus Haiti betrachtete, die er abzuliefern hatte, versetzte sie ihm eine schallende Ohrfeige, und es war ihr nicht unerwünscht, daß zwei Patienten dabei gerade die Treppe herunterkamen.

„Ich dulde keine Neugierde und Indiskretion", sagte sie aufklärend.

Man war wirklich nach jeder Richtung hin gut aufgehoben im Graebner-Sanatorium.

Die in letzter Zeit merklich anschwellende Korrespondenz des Doktors Baumann beunruhigte sie etwas, und obwohl sie zu klug war, sich ihre Unruhe anmerken zu lassen, versuchte sie, durch doppelte Freundlichkeit sein Vertrauen zu gewinnen. Seine farblose, wohlriechende, glatte Bedeutungslosigkeit war ihr fast unentbehrlich geworden. Sie war es seit Jahren gewöhnt, in ihm das blinde Werkzeug ihres Willens zu sehen, und schrieb seiner Ergebenheit zu, was eigentlich nur bequemer Opportunismus war.

Wie manches Mal hatte sie dem ärztlichen Befund Doktor Baumanns das längere und einträgliche Verweilen eines Patienten zu danken gehabt, wie oft hatte er es bewirkt, daß Kranke ihren Platz zahlungsfähigeren Patienten einräumten, indem er ihnen klarmachte, daß alles, „was erreicht werden konnte", auch wirklich erreicht war. Sie fanden es sogar außerordentlich „reell", daß man ihnen im Graebner-Sanatorium nicht unnütz das Geld aus der Tasche zog, erfuhren es nur in den seltensten Fällen, daß ihr Zimmer noch am gleichen Tag und zu weit höheren Bedingungen von einem andern Patienten bezogen wurde.

Das waren alles kleine Dienste gewesen, die sich schwer in Worte fassen ließen, aber mit einem Dankeslächeln von Frau Elise quittiert wurden und einer stillschweigenden Zulage, die Doktor Baumann mit einem Handkuß entgegennahm.

Eines Abends, als sie, wie sie es öfters tat, einen Rundgang durch das Haus machte, sah sie, wie Schwester Friederike aus dem Zimmer des Doktors Baumann kam. Es war nichts Ungewöhnliches, denn oft kam es vor, daß eine Schwester noch in später Stunde den Arzt zu einem Patienten holte.

„Wer verlangt den Doktor?" fragte sie arglos.

Schwester Friederike sah sie groß an und antwortete nicht — als hätte sie die Frage nicht gehört oder nicht verstanden.

Und Frau Elise, mit dem scharfen Instinkt für das,

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



was am Zweckmäßigsten und ihr am vorteilhaftesten war — ging ruhig und gleichmütig weiter. Aber sie wußte genug. Und was sie wußte, war ihr nicht unangenehm, denn Schwester Friederike war ihr in anderer Weise ebenso wertvoll wie Doktor Baumann. Wenn sie tat, als wüßte sie nicht, wie die beiden zueinander standen, so fesselte sie sie beide an ihr Haus. Die Zulagen konnte sie sich jedenfalls für absehbare Zeit sparen.

Abends sagte sie zu ihrem Mann: „Kannst du dir vorstellen, daß Doktor Baumann und Schwester Friederike? . . ."

Sie lachte ganz leise in sich hinein, wie Frauen zu lachen pflegen, wenn eine erotische Vorstellung sie belustigt.

Graebner aber sah seine Frau ruhig und, wie absichtlich, verständnislos an: „Ich kann mir nichts vorstellen und wundere mich über dich: Vor drei Monaten hast du eine Schwester in höchster Empörung entlassen, weil sie mit einem meiner Assistenten kokettierte, wie du sagtest."

Frau Elise biß sich auf die Lippe. Diese abscheuliche Geschichte! . . . Assistent hatte sie gesagt und — ihn gemeint. Ja . . . sie wußte es ganz sicher . . . diese kleine braune Schwester hatte mit ihrem Mann kokettiert. . . . Nein — das war nicht das richtige Wort, aber sie hatte so etwas gehabt . . . so etwas Anhimmelndes . . . so etwas hündisch Unterwürfiges . . . blaß und rot wurde sie, wenn er sie nur ansprach! Das hatte Frau Elise nicht mitansehen können, und als sie sie einmal mit dem Assistenten ihres Mannes im Garten traf. . . . Was hatte sie im Garten zu tun an einem Dezembermorgen, während alle Patienten in ihren Zimmern waren — da hatte sie den Vorwand gefunden! Die mußte raus. Sogar Geldopfer hatte sie gebracht, nur raus sollte sie!

„In meiner Anstalt dulde ich kein Kokettieren der Schwestern mit den Herren Ärzten, hören Sie . . . das paßt nicht zu Ihrem ernsten Beruf, zu Ihrem Stand, das paßt — mir nicht! . . ."

Viel zu viel gesprochen hatte sie damals, als wenn sie sich hätte rechtfertigen wollen, und nur eine Angst hatte sie gehabt, daß ihr Mann sie in der Klinik behielte.

Noch jetzt stieg ihr das Blut zu Kopf, wenn sie daran dachte, wie sie hinter dem Vorhang ihres Arbeitszimmers gestanden und hinübergespäht hatte, als müßte sie die milchigen Scheiben mit ihren Blicken durchbohren, um zu wissen, was dort vorging, was die kleine Schwester dort in schluchzenden Klagen vorbrachte. . . .

Und jetzt lachte sie leise vor sich hin, weil sie von einer Möglichkeit sprach, daß Schwester Friederike und Doktor Baumann im geheimen Einverständnis sein könnten.

„Das ist etwas anderes", sagte sie kurz.

Um abzulenken, fragte sie, wann denn der kleine Kurt endlich nach Hause geschafft werden könnte. Und nicht bloß, um abzuleken; ihr war bei der Erinnerung an die braune Schwester auch Susanne eingefallen. Die steckte auch den ganzen Tag im Sanatorium.

„Du hast doch noch ein bißchen mehr zu tun, als dich bloß um den Jungen zu kümmern! Jetzt brauche ich bald das Zimmer, oder glaubst du, daß Ottos uns auch nur einigermaßen für den Ausfall entschädigen werden?"

„Wenn du das Zimmer brauchst, nehme — ich den Jungen noch auf acht Tage zu mir in die Klinik", sagte er und zog mit einer ungeduldigen Bewegung an dem Knoten seines weißen Selbstbinders, den er stets zu tragen pflegte, wenn er in einer Medizinischen Gesellschaft einen Vortrag hielt.

Frau Elise raffte in ihrem stets wachen Ordnungssinn einige Fachzeitschriften und Broschüren zusammen, die zerstreut auf Bett und Stühlen herumlagen. Die Antwort verdroß sie. Das hatte noch gefehlt! Susanne war imstande und saß ihm auch in der Klinik auf dem Nacken. Das Gerede mußte aufhören. Sie vertrug es nicht, wenn Frauen sich ständig um ihn herumdrückten. So schamlos waren sie alle, diese Weiber, als ob ein Arzt kein Mann wäre. Sie hielten seine Hände fest, küßten sie ihm wohl gar in dankbarer Aufwallung, „liebster Doktor" hier, „teurer Doktor" da. . . .

Im Sanatorium gab es welche, die ganz neue, noch ungewaschene Spitzenwäsche anlegten, wenn sie seinen Besuch erwarteten. Sie hatte schließlich ein Hausgesetz erlassen: „Aus hygienischen Gründen dürfen die Patienten nur schlichte Wäsche, ohne Bänder, mitbringen." Aber die Tiefe des Ausschnittes, die Stärke des Stoffes und den Wert der Stickereien konnte sie nicht auch noch vorschreiben, und äußere Koketterie war schließlich die letzte Waffe all dieser Frauen, ihre letzte kindliche Hoffnung auf individuelle, sorgliche und schonende Behandlung.

Susanne machte es anders — die hing sich nicht an seine Rockschöße, „himmelte" ihn nicht an, wie die kleine braune Schwester es getan hatte. Es war lächerlich. Lächerlich, daß sie eine Stunde im Gang auf- und abgehen oder im Hof auf ihn warten konnte, um ihn etwas gewiß ganz Überflüssiges zu fragen.

Sie hätte jeden groß angesehen, der von „Eifersucht" gesprochen hätte. Nein — so empfand sie es nicht. Aber es war so etwas in ihr von Jugend an, ein bäuerisches Eigentumsgefühl, wie es auch ihr Bruder hatte. Wer des andern Besitz zu lange besah oder in Händen hielt — der wurde scheel angesehen und hart beredet. Und wenn sie weiter zurückdachte in ihre Kindheit, dann sah sie ihren Bruder vor sich, wie er ihre Geburtstagstorte aus Schokolade mit lüsternem Blick von rechts nach links und von links nach rechts beguckte. Sie mochte Schokolade eigentlich nicht, aber das lange Angaffen ihrer Torte — paßte ihr nicht. „Bist mir wohl neidisch?" fragte sie und schloß die Torte ein. Nach Monaten nahm sie sie aus dem Schrank, verkrümelte die eine Hälfte unter Hunde und Vögel, gab die andere einem Bettler, der sie um ein Stück Brot anging. „Die ist meine — ich kann damit machen, was ich will!"

Da war sie zehn Jahre alt gewesen, und heute fühlte sie auch noch so, nur daß sie ihren Mann nicht wegschließen konnte vor all den Blicken.

„In die Klinik braucht er nicht, wenn's nur acht Tage sind", sagte sie achselzuckend.

„Na also. . . ."

Er setzte gelassen seinen Hut auf, nahm die dunkeln



Rehlederhandschuhe, tastete den Rock ab. Sie fuhr fort: „Es ist nämlich ein Brief gekommen — ein Herr von Glidien und seine Frau wollen auf acht Tage herkommen, fragen an, ob zwei Zimmer frei sind. Du warst, glaube ich, bei ihnen vor ein paar Jahren. . . .“

Sie brach ab, fügte spöttisch hinzu: „Es war gerade keine lohnende Reise.“

Wieder tastete er seinen Rock ab, aber langsam und als suchte er etwas unter dem feinen Tuch. Er überhörte den spöttischen Ton.

„Wann wollen sie denn kommen?“ fragte er.

„In zehn bis vierzehn Tagen. Der Brief ist aus Mentone.“

„Aus Mentone . . . so? . . .“

Er hatte kaum etwas gehört von Glidiens seit jenem Tage. Sowie der Zustand des Herrn von Glidien es erlaubte, reisten sie nach Paris. Das schrieb ihm noch Dr. Ertzky. Aber dann siedelte Ertzky selbst nach Berlin über, während Doktor Möller sich in einem kleinen Badeort niederließ, wo er sich im Winter von den drei Sommermonaten erholen konnte — und die Glidiens waren wie verschollen.

„Zeig mir mal den Brief, ja? . . .“

Frau Elise sah ihren Mann ein bißchen erstaunt von der Seite an. Seit wann hatte er Interesse für Sanatoriumsgäste? Aber ohne ein Wort zu verlieren, ging sie voraus bis in ihr kleines Arbeitzimmer. Die Korrespondenz des Tages war ordnungsgemäß aufgespießt. Ganz oben auf spreizte sich der Brief der Frau von Gliedien. Er war an Graebner selbst gerichtet und lautete:

„Verehrter Herr Doktor!

Wir sind nach einem fast einjährigen Aufenthalt in Frankreich und Italien wieder im Begriff heimzukehren. Vorher möchten wir auf etwa acht Tage in Ihrem Sanatorium absteigen, da mein Mann Sie zu konsultieren wünscht. Ich hoffe, es wird uns möglich sein, zwei Zimmer bei Ihnen zu erhalten. Für eine recht baldige Auskunft wäre ich Ihnen außerordentlich dankbar.

Mit besten Empfehlungen von meinem Mann und mir

Ihre ganz ergebene

Carola von Glidien.“

Er faltete den Brief langsam zusammen, und seine Augen blitzten auf wie geschliffener Stahl. Er dachte kaum an die Frau in diesem Augenblick, an die Frau mit dem dunkeln Haar und den schmalen Schläfen, an den Mann dachte er, der sich „so lange gehalten hatte“, an dieses elende Stückwerk von einem Mann, der immer noch lebte . . . lebte . . . dank ihm. Das löste Hochgefühl . . . fast Allmächtigkeitsbewußtsein aus. Schade, daß sich so einer nicht zu Demonstrationen hergab. . . . Das wäre was!

Er lächelte vor sich hin, wie verloren in eine ihm fremde Träumerei, und ohne daß er es wollte, glitten ihm die Worte über die Lippen: „Es macht eigentlich Spaß, wenn man so einen wiedersieht, den man dem Leben zurückgegeben hat . . . das gibt Mut . . . Mut, weiterzugehen, was zu riskieren . . . In der Klinik, da liegt gerade wieder so einer . . .“

Frau Elise saß vor ihrem Rollschreibtisch und machte ein Gesicht wie ein Vorgesetzter, dem Rapport abgestattet wird. Aber jetzt rieb sie ihre breiten, weißen Fingerknöchel aneinander, und ihre dünnen Lippen preßten sich aneinander zu einem blutroten Strich.

„Sei nur vorsichtig“, sagte sie kurz und, ohne ihn anzusehen, mit scharfer Betonung.

Wie ein kaltes Sturzbad war es für ihn. Er blickte sich in dem engen Zimmer um, in dem er sich wie eingekeilt vorkam, zwischen dem großen Geldschrank und dem bauschigen Rollschreibtisch.

„Wie meinst du das?“ fragte er schroff.

Sie antwortete nie, wenn die Antwort ihr unbeqmem war, aber sie dachte an die Andeutungen, die Dr. Baumann machte, wenn er von den „steilen und einsamen Wegen“, die ihr Mann ging, sprach oder seine „imponierende, aber beunruhigende Unerschrockenheit“ betonte.

Graebner schlug sich mit den Handschuhen auf den Handrücken und wußte nun wirklich nicht mehr, was er dieser frischen, blonden und ihm gegenüber so verständnislosen Frau noch sagen sollte. Weh tun wollte, zur Rechenschaft ziehen konnte er sie nicht; für sie war der Arzt der praktische Helfer. Dem Wissenschaftler stand sie fern, fast feindlich gegenüber.

„Na guten Abend, Elise! . . . Den Brief beantwortest du wohl?“ . . .

Er war ihr eigentlich dankbar, daß er alles, was an Hotelbetrieb erinnerte, auf sie abwälzen durfte. Ganz

leicht strich er über ihre Schultern und war dann froh, als die Tür hinter ihm zufiel.

Vor dem schmiedeeisernen Tor hielt sein Autocoupé. Als er einsteigen wollte, riß ein Junge die Tür auf, und er griff mechanisch in die Hosentasche nach einem Groschen. Aber dann erkannte er die hohen Stelzbeine in den schwarzgerippten Strümpfen und das kurze Knabengesicht unter der grauen Mütze.

„Nanu, Hans . . . Was machst du denn da?"

Ein bißchen unwirsch antwortete er: „Ich war noch mit Tante Susel bei Kurt."

„So . . . na, Tante Susel ist jetzt wohl nach Hause gegangen?"

Er nickte, zeigte mit dem Kopf die Straße herunter: „Na, ich denke doch, da gehen sie" . . .

Graebner kniff die etwas kurzsichtigen Augen zusammen, vermochte im Dunkel der Straße nichts zu unterscheiden. Aber er nickte zufrieden.

„Onkel Otto war auch da . . . so!"

Na — endlich nahm Otto Vernunft an. Dieses endlose „Bösesein" auf Susanne war ja unsinnig. Das arme Ding war ja schon ganz verschüchtert und mutlos. „Wie eine Verbrecherin behandelt er mich", klagte sie noch gestern.

Hans schlug die Tür zu, drückte sein rundes, kluges Gesicht an die Scheiben. Im Auto war es hell, und er mochte den Vater gern sehen, wie er so stattlich und „gelehrt" dasaß mit all den Büchern und Zeitschriften in der Hängemappe vor sich, dem mit Zigarren und Zigaretten gefüllten Becher in der Ecke, der runden Uhr zwischen den Fenstern, dem kurzen, beweglichen kleinen Schreibpult an der Seite. Wie so eine gemütliche Stube war dieses Coupé, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht die eine oder andere Patientin einen frischen Blumenstrauß hinunterschickte „für die Autovase des Herrn Doktor". Diesmal waren es Maiglöckchen.

„Die Blumen sind von Tante Susel", rief er durch die Scheibe.

Graebner nickte ihm zu, ein bißchen zerstreut, und ließ das Fenster herunter.

„Los!" rief er dem Chauffeur zu.

Vielleicht holte er die beiden noch ein.

Hans stand da wie ein begossener Pudel und kratzte sich am Hinterkopf.

Eigentlich hatte er den Vater anbetteln wollen. Der warf ihm oft mal ein Fünfmarkstück zu — das Geld saß ihm locker zwischen den Fingern. Aber fünf Mark — das hätte nicht gelangt heute. . . . Und wozu er's brauchte, konnte er nicht sagen, und anschwindeln mochte er ihn nicht. Gerade den Vater nicht. Da nützte nichts, da mußte er eben morgen zur Mutter. Was sie nicht freiwillig gab, das nahm er sich einfach. Auf ein paar Ohrfeigen machte er sich dabei immer gefaßt, aber die waren das wenigste. . . .

Er sah dem Auto nach — richtig, er konnte es noch erkennen, wenn es durch den Lichtkreis der Straßenlaternen glitt. . . . Aber da — jetzt stand es still. . . .

War Tante Susel denn nicht in die Untergrundbahn gestiegen mit dem Menschen? . . . Breitspurig stand er mitten auf dem Bürgersteig, die Hände in den Hosen — die Mütze im Nacken und blinzelte angestrengt vor sich hin, aber der Laternenschein blendete ihn, daß er nichts sehen konnte. Er spitzte die Lippen zum Pfiff, warf den Kopf zurück in den Nacken und stelzte breitbeinig über den regenfeuchten Hof zum hinteren Hauseingang.

Aus dem offenen Fenster seines Coupés sah Graebner Susanne gehen, langsam und in lebhaftem Geplauder mit Felix Frank.

Er ließ den Chauffeur halten.

„Susel", rief er laut und herrisch.

Susanne zuckte zusammen. Sie blieb erst stehen, wurde sehr rot, winkte aber dann erfreut mit der Hand, als sie den Kopf ihres Schwagers im Fensterrahmen erblickte, und lief auf das Auto zu.

Felix Frank trat langsam näher, er lüftete den Hut.

„Steig ein, Susel", befahl Graebner.

Sie sah sich nach Felix Frank um.

„Das geht doch nicht, Julius . . ."

Er unterbrach sie.

„Doch, es geht. Schnell, ich habe keine Zeit."

Felix Frank hielt noch immer den Hut in der Hand.

„Ihr Herr Schwager entführt Sie mir ganz einfach?"

Er versuchte, es scherzhaft zu nehmen.

Graebner nickte ihm flüchtig und sehr uninteressiert zu.

„Nichts für ungut, Herr Frank, ich möchte meiner kleinen Schwägerin nur den Weg bis zur nächsten Untergrundbahnhaltestelle ersparen. Aber für Sie ist Gehen sehr gesund. Am besten — quer durch Berlin und wieder zurück. . . . Wiedersehn!"

Er beugte sich über Susanne und hob das Fenster, dann rief er dem Chauffeur durch den Sprachschlauch zu: „Wittenbergplatz" — das Auto glitt weiter.

„Willst du was lesen?"

Er warf ihr die Abendausgabe in den Schoß und nahm ein Merkbuch aus dem kleinen Schreibpult, um einige Notizen einzutragen.

Er kümmerte sich gar nicht um sie, sie aber saß mit eingefrorenem Lächeln in ihrer Ecke und drehte, ohne zu lesen, die Zeitung hin und her.

„Herr Frank nimmt doch Unterricht bei Otto, und wir hatten einen Weg."

„Ja, ja", sagte er gleichmütig und ohne von seinem Buch aufzublicken.

Am Wittenbergplatz hielt der Wagen. Graebner öffnete den Schlag.

„So, Susel, jetzt findest du auch deinen Weg allein, denke ich."

Er nickte ihr zu und fuhr weiter, während sie bestürzt dem unhörbar gleitenden Wagen nachstarrte.

Nun rauchte er eine Zigarre an, blies nachdenklich die blauen Ringel vor sich hin und schüttelte den Kopf. Ein dummes Gör, so 'n richtiges dummes Gör war sie doch, noch immer nicht hineingewachsen in ihre Rolle als Frau und Mutter! Nur am Klavier, da verließ sie das Spielerische, da konnte sie sein, wie er selbst war, wenn ein besonderer Fall ihn interessierte und all sein Können, Wissen, seine ganze Persönlichkeit verlangte. Vielleicht wäre sie eine Künstlerin geworden, wenn das



Leben nicht alles totgeschlagen hätte in ihr an Ehrgeiz und Kraft. Aber so war nichts übriggeblieben für sie, nichts als ein bißchen verstohlene Näscherei. Paddelte da das arme, verängstigte Frauenzimmerchen durch die dunkle, regenfeuchte Straße und schwatzte sich ihre Herzensnot vom Herzen! Weshalb war er da eigentlich dazwischengefahren? Aus Moral etwa? Oder weil ihm der Bruder leid tat, dem von allem Streben und Hoffen nicht mehr geblieben war, als was jeder arbeitende Bürger für sich und seine Frau beanspruchen durfte — das tägliche Brot —?

Nein — daran dachte er nicht. Nur der Mann paßte ihm nicht, an dessen Seite er die Frau seines Bruders erblickt hatte. Dieser wohlgepflegte, gefällige Felix Frank, der zu ihm gekommen war, weil er einen Vorwand haben mußte für seine Freiheit.

Er hatte sie zu Dutzenden zwischen den Händen gehabt, diese Schwermütigen, zur Fettleibigkeit neigenden Herren, die einhergingen wie ein verstimmtes Instrument und die Frauen suchten, die ihren mehr oder minder sanften Egoismus mit Geduld oder auch gar mit Bewunderung großzüchteten.

„Was hat denn dieser Frank bei Ottos zu suchen?" fragte er gelegentlich mal seine Frau.

„Bei Ottos? Aber ich bitte dich, das ist doch sein bester Schüler! Das habe ich eingefädelt, man muß doch was für die Seinigen tun!"

Sie tat gern etwas, was sie nichts kostete; aber es war ja schließlich anerkennenswert, daß sie überhaupt was tat. Noch dazu für seinen Bruder. Die Frauen waren eben praktischer, wußten gleich, wo sie den Hebel anzulegen hatten — er hätte sich vergeblich den Kopf zerbrochen damit, wie er helfen könnte.

Und daran mußte er jetzt ebenfalls denken, während er die blauen Ringel seiner Zigarre vor sich hinblies, und auch daran, daß Susanne vielleicht nur einen reichen Schüler haben wollte, wie Elise die Patienten hielt. Elise gab Gesellschaften — Susanne ließ sich nach Hause begleiten — ein bißchen ging ja doch wohl alles durch die Weiber; der Freiherr von Gliedin mochte sich auch bei seiner Frau bedanken. . . .

Er staubte in seiner kurzen Bewegung die Asche ab, die auf seinen Mantel gefallen war. Und es war, als wollte er damit auch eine Erinnerung fortfegen oder eine Erwartung, etwas ganz Stilles, Geheimes — etwas, was nicht verwirrend eingreifen durfte in diese Stunde, da er nüchtern und sachlich Bericht ablegen wollte über seine hartnäckigen Bemühungen und Erfolge auf einem bisher noch neuen Gebiete der inneren Chirurgie.

* * *

Wenn Hans Graebner von seiner Mutter etwas erreichen wollte, dann stellte er sich ihr am Sonntag vormittag so oft in den Weg, bis sie ihm mit der Hand leicht über die Backen strich und fragte:

„Hast du denn gar nichts zu tun? Dann komm wenigstens mit in die Kirche!"

Der sonntägliche Kirchenbesuch gehörte mit zu den Repräsentationspflichten, die sie sehr ernst nahm. Da sie für zwei Stühle bezahlte und keine vergeblichen Ausgaben liebte, so forderte sie bald Dr. Baumann, bald eine Schwester, ja oft auch eine Patientin auf, sich ihr anzuschließen. Es war ihr gegeben, diese Aufforderung in eine Form zu kleiden, die einer Auszeichnung gleich kam. Manchmal wurde Hans zur Begleitung kommandiert — aus keinem anderen Grunde eigentlich, als weil zufällig niemand anderer sich dazu gefunden hatte, und weil sie es langweilte, allein zu gehen. Aber jedesmal muckte er. Als er noch klein war, ließ er sich zur Belohnung etwas versprechen. Einmal hatte ihm ein Kirchenbesuch mit der Mutter neue Schlittschuhe eingebracht, ein anderes Mal Tennisbälle und Schläger. Später bettelte er ihr auch mal Geld ab — aber das war höllisch schwer.

Der Bauernrespekt vor dem Gelde lag ihr noch in den Knochen. Sie gab es nur aus der Hand, wenn sie damit etwas Gleichwertiges eintauschen oder bezahlen konnte. Es einfach verschenken — selbst ihrem Jungen — das brachte sie nur schwer fertig.

Vielleicht hatte Hans von allen seinen Schulfreunden das größte Zimmer, die meisten Bücher, das bestgebaute Fahrrad und reichlichste Frühstück — jedenfalls hatte er das kleinste Taschengeld. Wenn er darum bat, sagte Frau Elise: „Was du haben mußt, bekommst du ohnehin! Geld ist nichts für Kinder!"

Er riß seine Bücher aus den Prachteinbänden, verkaufte sie um wenige Pfennige und stopfte Zeitungspapier in die Einbände, damit die Mutter nichts merke. Als sein Vorrat an Verkaufsobjekten erschöpft war, ließ er sich von der Mamsell, die ihn gut leiden mochte, Aepfel und Schokolade in seine Schultasche stopfen und veranstaltete große Versteigerung in der Freiviertelstunde. Das ging eine Weile ganz gut, bis die Mamsell von Frau Elise aus irgendeinem Grunde — es hieß damals: Mangel an Wirtschaftlichkeit — gekündigt wurde. Einmal brachte er auch einen alten Anzug, aus dem er ausgewachsen war, und Wäschestücke zum Althändler — aber bei der üblichen Monatsrevision seiner Garderobe hatte es seiner ganzen Geistesgegenwart und der Mithilfe des Dienstmädchens bedurft, um das Fehlen der Sachen glaubhaft zu erklären. Damit war es also nichts.

Er pumpte ein paar Jungens an — und das war noch schlimmer, denn zartfühlende Mahner waren sie nicht. Und schließlich machte er einen Vertrag mit ihnen: wenn er seine Schulden bis zu dem und dem Tage nicht zahlte, sollten sie alle das Recht haben, ihn über den Barren zu legen und zu verhauen. Etwas wollten sie doch für ihr Geld haben — wenigstens einen Spaß.

Der Tag der Exekution rückte bedenklich näher, und er überlegte schon, ob er sich nicht doch lieber auf Gnade und Ungnade seiner Mutter anvertrauen sollte, als der Vater ihn fragte, ob er mit nach Strausberg hinaus wollte, um seinen Freund Percy Well reiten zu sehen.

Wie ein fünfzehnjähriger Junge sah der Jockei auf der langgestreckten fuchsroten Stute in dem weißblau gestreiften Atlasdreß aus, und seine junge blonde Frau nahm den Vater gleich unter den Arm und sprach lebhaft auf ihn ein, während der Stallbursche das Pferd am Halfter faßte, um es herumzuführen. Hans hörte noch,



wie der Vater lächelnd sagte: „Schade, ich hätte heute gern auf Ihren Mann gesetzt“, und wie die junge Frau antwortete: „Jetzt nicht, aber im dritten Rennen — Platz — todsicher ist es!“

„Todsicher . . . . .“

Das Wort hatte für ihn so einen eigenen Klang gehabt . . . .

Jungen sprachen ihn an aus seiner Schule: ob er eine Mark geben wollte zum Wetten? Er sollte doch mal seinen Alten fragen! Der Vater warf ihm eine Mark zu wie einen Sechser, und er gab den Jungen den „todsicheren Tipp“, den er aufgeschnappt hatte.

Seitdem wußte er, wie er sich Taschengeld beschaffen konnte.

Im Anfang war er zaghaft, und wenn's mal schief ging und er blank war, dann stellte er sich der Mutter am Sonntag in den Weg, ging mit in die Kirche und nützte die gute Stimmung aus.

Das hatte er schon lange nicht mehr nötig gehabt — immer klimperte er mit dem Geld in der Hosentasche, aber in den letzten Tagen — wie verhext war alles. Was er hatte, war draufgegangen, und das war noch das wenigste. Aber die Tante Susel — die sah ihn immer mit so entsetzten Augen an, wenn er in das Zimmer trat, in dem der kleine Kurt lag, und den Kopf schüttelte; und gestern hatte sie ihm aufgepaßt, wie er aus der Schule kam, und hätte beinah mitten auf der Straße zu heulen angefangen: „Was mache ich, Hans, was mache ich? Ich habe ja nichts mehr!“ Und sie hatte immer wiederholt: „Lieber, guter Hans, kannst du denn nicht helfen? Kannst du denn gar nichts machen?“ bis er grob geworden war und in seiner Grobheit zu helfen versprochen hatte.

Was er versprochen, das wollte er halten. „Die Mutter muß wieder mal 'ran, aber tüchtig!“ Bei der lag das Geld doch immer in Haufen auf dem Tisch! Wenn's nicht Sonntag gewesen wäre, hätte er sein Fahrrad versetzt — aber man kriegte ja auch nichts mehr für ein Rad! Zehn Mark höchstens! Was nutzten da zehn Mark? Ganz sicher war es, daß Percy Well einen Coup wußte, irgendeine ganz feine Sache!

„Darauf kannst du deine ganze Sparbüchse leeren“, hatte ihm die hübsche Frau Percy gesagt.

Sparbüchse — jawoll! Die hatte eine Ahnung! Keinen Groschen hatte er mehr! Das Regenwetter hatte zudem den Boden aufgeweicht, alle Favoriten stürzten. Ein Zigarrenhändler hatte allein in der letzten Woche an Wettgeldern fünftausend Mark eingesteckt!

„Nu kann's ooch wieder mal anders werden, sonst bleiben die Kunden weg!“ hatte er ihm gestern gesagt.

Er hatte Frau Percy anpumpen können, aber er mochte sie nicht mehr recht leiden, seitdem sie ihm einmal vor andern gesagt hatte: „Hans, jeden Tip, den ich dir gebe — kostet einen Kuß — frage meinen Mann.“

Eklig war das, wenn die Frauen immer gleich vom Küssen sprachen. Er wußte genau, daß sie ihn nur in Verlegenheit bringen wollte, weil es ihr Spaß machte, wenn er rot wurde. Da er gerade im Stimmwechsel war, mußte er es sich auch gefallen lassen, daß sie lachte, wenn ihm die Stimme überkippte. „Mister Krähhahn“ nannte sie ihn dann.

Nee . . . einen Pump konnte er dort nicht anlegen!

Da ging er heute lieber mit der Mutter in die Kirche und trug „meinetwegen“ ihr Gesangbuch.

„Schlenkere nicht so!“ ermahnte Frau Elise.

Sie hatte ihr schönes, blaues Tuchkostüm an, das auf schwerer Seide gearbeitet war und ihre hellen, braunen Augen etwas dunkler und weicher erscheinen ließ.

Sie sah ihn manchmal von der Seite an. Wie groß er doch geworden war und so kerzengerade gewachsen! Er hatte die schlanke, elegante Gestalt des Vaters und dazu das runde, kurze Gesicht, wie es „ihre Leute“ hatten. Sie mußte mit dem Jungen mal nach Hause fahren, mußte ihn zeigen und auch selbst was von ihm haben. Bei all der Arbeit, die sie hatte, sah sie ihn wenig, fast nur zu den Mahlzeiten — zweimal wöchentlich pflegte sie sogar im Sanatorium zu essen.

An diesen Tagen speiste ihr Mann in der Stadt und Hans auf seinem Zimmer. So ein richtiges Familienleben führte man kaum mehr. Sie entbehrte es auch nicht. Ihre Tage waren ausgefüllt, und wenn sie sich Hans' Zensurenbuch ansah, schliefen die Sorgen gleich wieder ein. Immer einer der ersten war er, manchmal sogar Primus — das Lernen fiel ihm offenbar leicht, und sie hatte keinen Grund zu fragen, was er mit seiner freien Zeit machte.

Nur wenn er mal freche Antworten gab, kriegte er was ab — ohne Zorn von ihrer Seite, aber weil es sich so gehörte, und wenn es zu toll war, drohte sie: „Ich sag's dem Vater, dann kriegst du mit dem Stock!“

So hatte sie es zu Hause bei den Eltern gehört. So wiederholte sie es. Aber in Wirklichkeit dachte sie nicht daran, ihr Straf- und Erziehungsrecht von ihrem Mann ausüben zu lassen. An den Jungen durfte keiner ran — und im übrigen genügte auch schon die Drohung. Das war der einzige Punkt, in dem sie mit ihrer Schwägerin einig war: man drohte mit dem Vater — aber man sagte ihm nichts. Sie selbst war es, die Susanne einmal geraten hatte: „Komme deinem Mann nie mit Klagen über die Kinder. Kinder sind der erste und größte Streitapfel in einer Ehe. Erziehung ist Frauensache!“

Und wie sie an diesem strahlenden Sonntagmorgen an der Seite ihres großen, schlanken Jungen zu ihren Kirchenstühlen schritt und ihn später so ruhig und gleichsam nachdenklich zur Kanzel emporblicken sah — da flog ein wohlgefälliges Lächeln um ihre Lippen, und der Stolz glimmte auf in ihren Augen. Er war kein Kind mehr — sie las ihm die Gedankenarbeit von der Stirn ab, und es rührte sie fast, daß er nachzugrübeln schien über den Sinn des Kapitels, das der Geistliche langsam und bedeutsam als Einführung zu seiner Predigt aus der Heiligen Schrift vorlas.

„Wie wundervoll Dr. Egert spricht!“ sagte sie auf dem Heimweg.

„Ja . . . sehr schön.“

Er sagte es, ihr zu gefallen — kein Wort hatte er gehört. Heimlich blickte er auf die Uhr — er mußte jetzt bald wissen, woran er war. Aber sie hier auf der



Straße ankeilen? Sie hatte das Portemonnaie in der Tasche, aber bis sie sich entschloß, es zu öffnen! Oder sie sagte auch gleich, „ich habe nichts bei mir!" Das kriegte sie fertig, die gute Mama — jawoll! Nee . . . lieber wollte er warten und nachdenken, wieviel er verlangen konnte und zu welchem Zweck. Für ihn selbst hätte ein Taler genügt, aber für Tante Susel mußte er mehr herausschinden. Die machte Knatsch — sicher machte sie Knatsch, wenn er ihr nicht aus der Patsche half . . .

Die Wahrheit konnte er der Mutter nicht sagen. Schwindeln mußte er — das war klar! — Freilich jeden Bären ließ sie sich auch nicht aufbinden. Da half nur Frechheit . . . schamlose Frechheit! „Kommst du zu mir herein?" fragte sie ihn beim Nachhausekommen.

In dem kleinen Kontorzimmer der Mutter roch es immer nach Geld, und er schnüffelte herum mit weitgeblähten Nasenflügeln, als müsse er es auch jetzt irgendwo liegen sehen. Frau Elise gab dem Mädchen Hut und Jacke ab, fuhr sich mit den weißen Händen über den ondulierten Scheitel, rückte an ihrer schwarzen Emailbrosche mit den funkelnden Brillanten, die sie von der Mutter zur Hochzeit bekommen, und setzte sich an ihren Schreibtisch.

„Bekommst du nicht heute dein Taschengeld, Hans?" fragte sie lachend.

Er sah sie vertattert an.

„Heute — nee."

Sie wollte ihm entschieden eine Freude machen, nur traute er ihr nicht recht. Es war ihr nie aufgefallen, daß er in den letzten Wochen sein Geld ziemlich gleichmütig einstrich, aber daß er auch jetzt nicht größere Freude zeigte, da er es doch vor der Zeit erhielt, machte sie stutzig.

„Also was ist denn?"

Er schlug mit der Mütze gegen seine Kniehose und sah mit gezwungenem Lächeln an ihr vorbei.

„Na ja doch, Mama, ist mir natürlich recht — aber wenn du schon am Geld bist — da leg man gleich vierzig Mark zu." — Das klang ihr wie ein Witz, und sie lächelte leise vor sich hin.

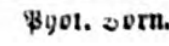
(Fortsetzung folgt.)

Die Vogesen.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen und eine Karte.

Im Weltkrieg 1914, der seine Schlachtfront im Westen von der Kanalküste bis Belfort ausdehnte, haben die Vogesen bisher als Kampfplatz eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Besonders das unwegsame Gebiet des Donon stellt hohe Anforderungen an die Beweglichkeit und Ausdauer unserer Truppen. — Seit dem Friedenschluß 1871 erhielten die Vogesenkämme, -päße und -täler als mutmaßliche Schauplätze kommender Grenzkämpfe in den Erwägungen der französischen und deutschen Militärbehörden eine hohe Bedeutung, und die Ereignisse der sieben Monde, die nun verflossen sind, haben die Richtigkeit der Annahme bestätigt, daß die Vogesen ein ebenso schwieriges wie wichtiges Kampfgelände darstellen. Als nach dem Erwerb der Reichslande ein Teil der Vogesen — und wahrlich nicht der schlechteste — in unseren Besitz überging, wurden diese

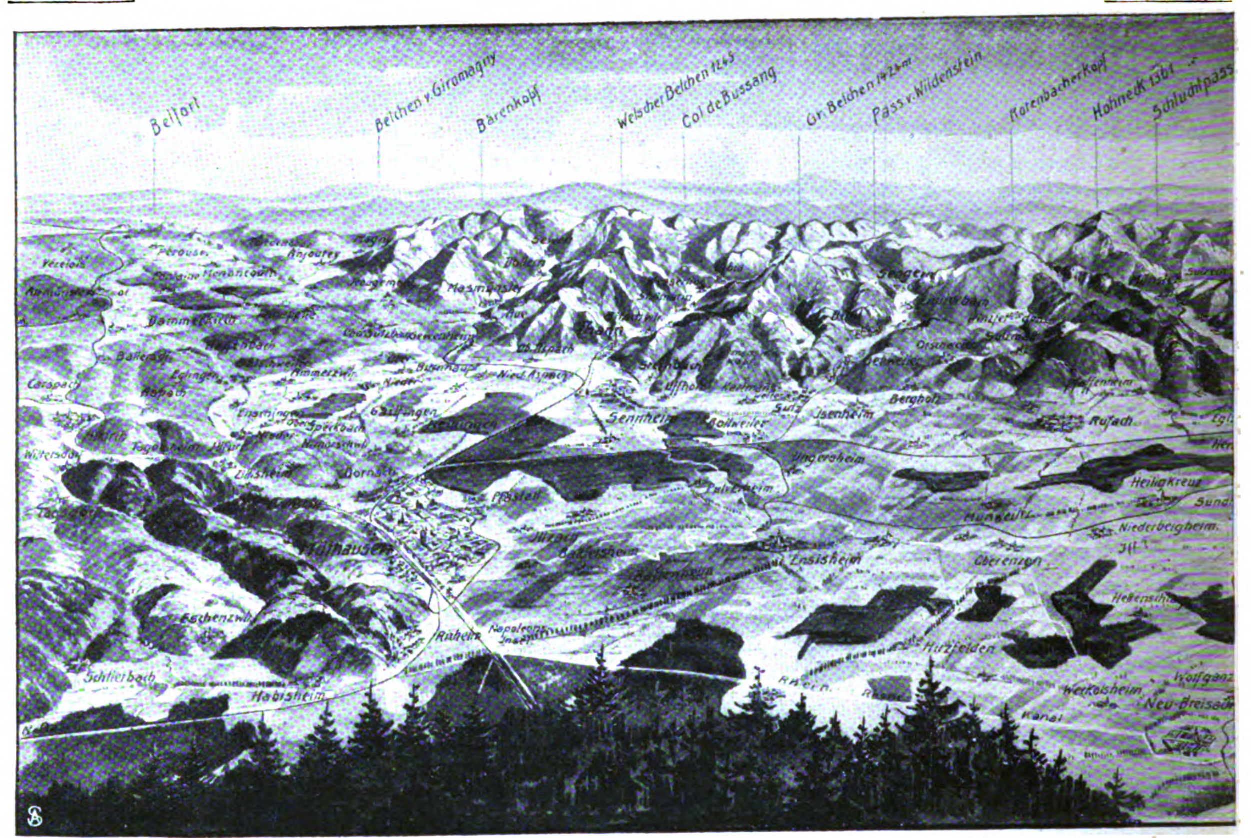




Blick auf Thann im Oberelsaß.

Phot. Dorn.





Gesamtansicht der Vogesen

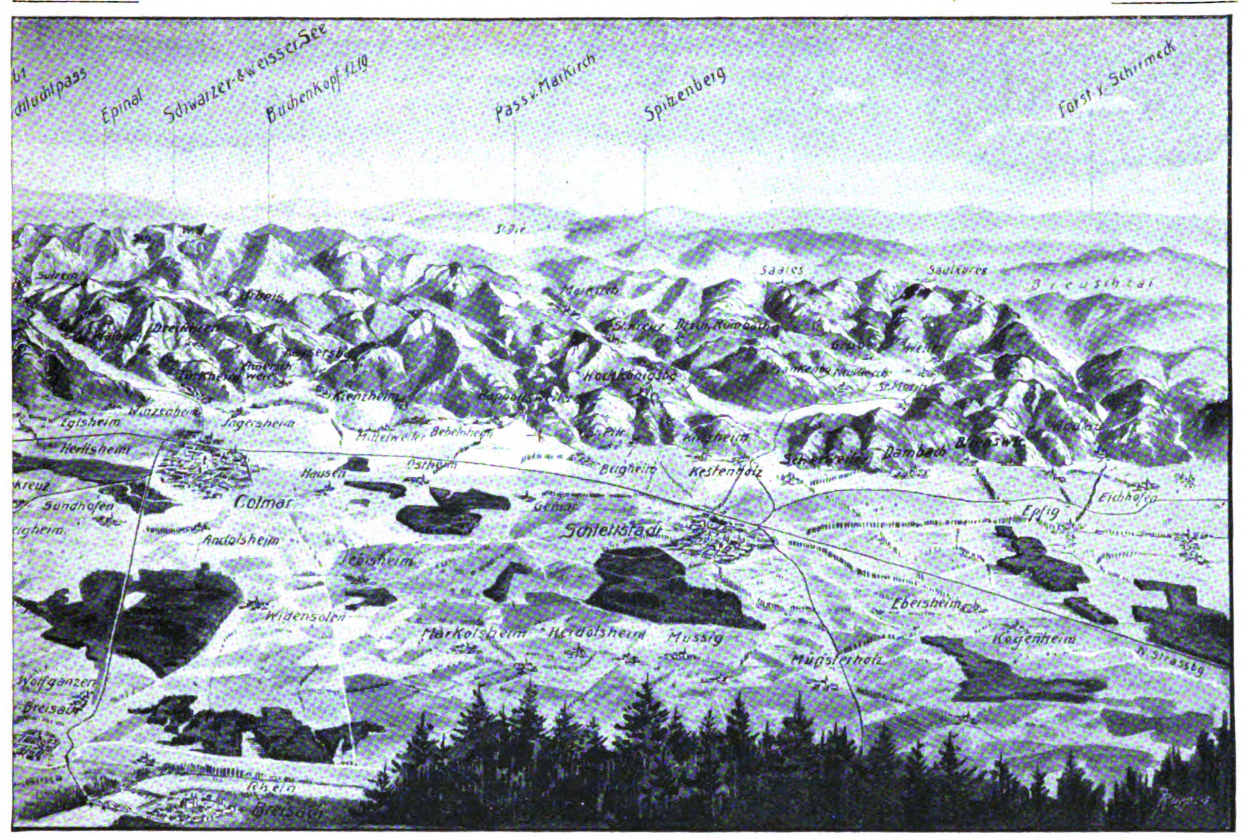
landschaftlich herrlichen Gegenden unserm Volk nähergebracht. Viele Reisende, die früher den Schwarzwald besuchten, wandten sich den noch wenig begangenen Vogesentälern zu und entdeckten hier Schönheiten über Schönheiten. Dazu kam, daß geradezu lächerlich billige Preise selbst dem Schwachbemittelten Reisemöglichkeiten erschlossen, die anderswo undenkbar waren. Ganz besonders von Zabern und Straßburg aus begann die Einwanderung der deutschen Pioniere, die als friedliche, von Wanderlust und Naturliebe erfüllte Eroberer die Vogesen deutschem Empfinden erschlossen.

Und in der Tat: Ohne unserm lieblichen Schwarzwald irgendwie zu nahe treten zu wollen, müssen wir gestehen, daß die so romantischen, vielfach Hochgebirgscharakter tragenden Vogesen dem Schwarzwald an Schönheit gleichkommen. Wer den Donon bestieg und die Umgebung bei



Das vielumstrittene Gebirgsdorf Steinbach bei Sennheim im Oberelsaß. Phot. Born.





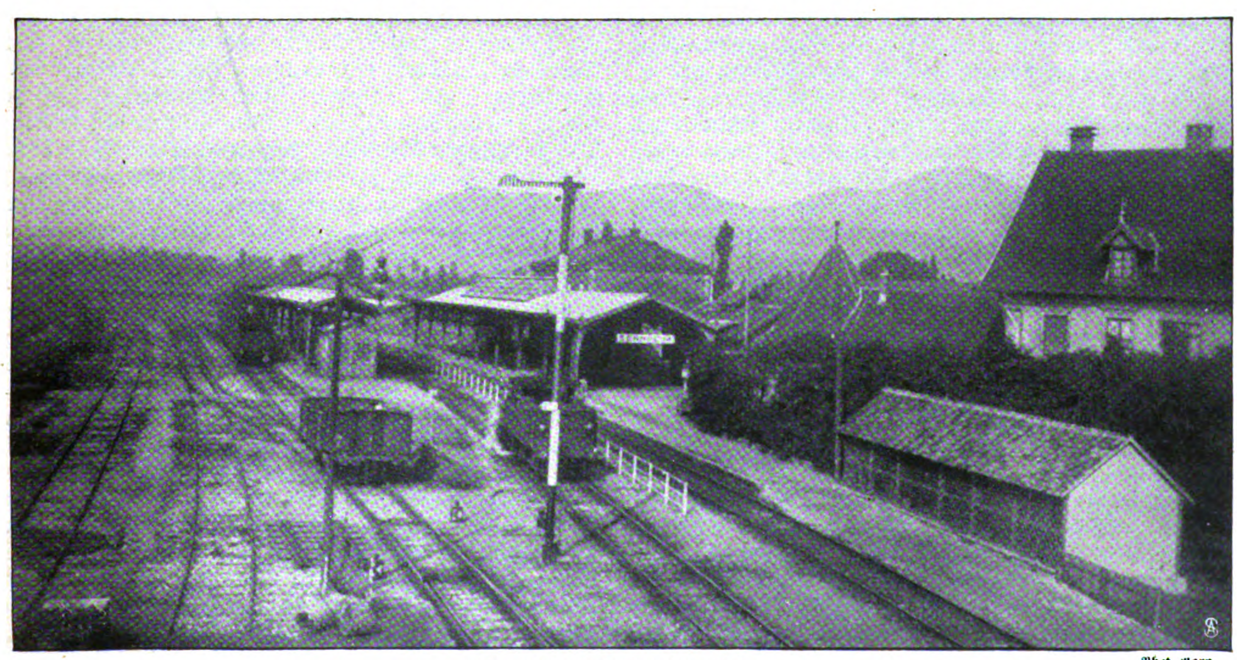
aus der Vogelschau.

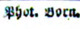
Schirmeck und Rothan kennen lernte, wer Breuschtal und Münstertal durchpilgerte (letzteres von Colmar aus), der ist unrettbar gefangen von den landschaftlichen Reizen der Vogesen

Wer allerdings auf luxuriöse Sommerfrischen und prunkvolle Hotels nicht verzichten kann, den werden die Vogesen, besonders im Norden und in der Mitte, enttäuschen, denn hier hat sich frische Ursprünglichkeit erhalten.

Ob wir 1871 einen Fehler begingen, als wir Belfort den Franzosen ließen, soll hier nicht untersucht werden. Auf jeden Fall hat sich die Lücke bei Belfort als eine böse Einfallspforte erwiesen, durch die viel Leid und Unheil seitens der Franzosen ins südliche Elsaß bis über Mülhausen hinaus getragen wurde.

Blutigste Kämpfe haben das Oberelsaß durchtobt, und die Namen Mülhausen, Thann, Sennheim und Stein=




Phot. Born.

Der Bahnhof von Sennheim.



bach künden von heroischen Taten unserer Truppen, aber auch von schweren Verlusten bei Freund und Feind.

Manche Ortschaften in den Vogesen haben furchtbar gelitten. Die Versuche der Franzosen, als „Befreier" ins Elsaß einzurücken, haben der Einwohnerschaft nichts als Unheil gebracht, und wenn je diese mörderischen Kämpfe etwas Gutes in ihrer Gefolgschaft hatten, dann war es der Umstand, daß die elsässische Bevölkerung die Sinnesart ihrer alten „Compatriots" von der übelsten Seite her kennen lernten. Es muß wehmütige Gefühle in dem Beschauer unserer Bilder hervorrufen, wenn man den Blick über das liebliche Thann gleiten läßt, das so friedlich in die Berge gebettet liegt, scheinbar fern dem Getriebe der Welt, und das doch alle Schrecken des Krieges miterleben mußte.

Thann betreibt Weinbau und Industrie und ist ein wohlhabender Ort. Am Osthang der Vogesen gelegen, war er den von Belfort gegen die Front Mülhausen—Sennheim—Thann vorbrechenden Feinden besonders ausgesetzt.

Auch Sennheim bildete dauernd ein Angriffsobjekt. Hier kreuzen sich die Bahnlinien Mülhausen—Sennheim—Thann—St.-Amarin und Sennheim—Nieder-Aspach—Gewenheim—Oberbrück am Fuß des „Welscher Belchen".

Am schwersten gelitten aber hat wohl das unglückliche Dorf Steinbach bei Sennheim, um das erbittert gerungen worden ist. Jedes Haus bildete einen Kampfplatz für sich.

Unser Bild zeigt Steinbach mit seiner hübschen Kirche als Idyll vor dem Krieg. — Wie mag das liebliche Dorf jetzt wohl aussehen? Man muß sich damit trösten, daß später alle Wunden des Krieges heilen und auch die Vogesentäler wieder ihr altes Aussehen erhalten werden. Die Leiden aber, die das Oberelsaß durch die Franzosen zu erdulden hatte, werden das Band nur enger schlingen, das die Reichslande an das deutsche Volk knüpft. x.

Das deutsche Gebet.

Die Luft, die uns friedlich umwehte,
Erfüllt nun des Krieges Land.
Du G o t t, zu dem ich bete,
Beschütz' das Vaterland!

Im Glanz seiner ehrlichen Waffen
Hab' jetzt ich es recht erkannt.
Gott, laß mich leben und schaffen
Fürs deutsche Vaterland!

Doch bricht die Wahrheit in Scherben,
Hält nichts mehr der Lüge Stand —
Dann, Herrgott — dann laß mich sterben
V o r meinem Vaterland.

Richard Otto Frankfurter.

Heldin!

Skizze von H a n s v o n K a h l e n b e r g.

Ich möchte von ihr sprechen, weil sie unser aller Mutter war — nicht nur durch ihre Vorgesetztenstellung und durch ihr Alter — ein anderes Heiligeres weihte sie für unsere Tochterzärtlichkeit, wir sprachen von ihr mit ehrfürchtiger Scheu und leise, denn es war, als ob man an ihr Geheimnis, an die Aureole über ihrer Stirn, nicht rühren dürfte. Wir alle, die jungen Marinefrauen, hatten unsere Sorgen und Ängste, unsere Männer, unsere Väter und Brüder standen gefährdet, einige trugen schon um ihre Liebsten Trauer — auch schon Witwen gab es unter uns: eine blutjunge, neunzehnjährige Frau von Waechter, und ihrem kurzen, seligen Bund weniger Monate sollte ein spätes, ein winterliches Knöspchen erblühen; die andere tapfere Kameradin unter dem schwarzen Eisenkreuz hatte drei Kinder zu versorgen; eine dritte, kinderlose, diente dem Lazarett als Krankenpflegerin. Zu ihr — nur zur Mutter fanden die drei noch den Weg, die sonst alle Gemeinsamkeit und Zerstreuung mieden. Wir saßen bei ihr und strickten, wir falteten, stückten und flickten. Und aufrecht stand sie zwischen uns, sogar heiter! Es kamen gute Nachrichten, alles ging gut, jede Botschaft meldete Erfolge! Wir sollten, die Nachhut und die Rüstkammer, uns freuen, sollten auf das Vaterland stolz sein! Sie wußte kleine intime Züge von einfachem Heldenmut, die unsere Augen, selbst wenn sie heimlich nächtlich trübgeweint waren, aufleuchten ließen. Da zeigte ein kleiner Kreuzer, eine zwerghafte Nußschale, den kecken Wagemut der sagenhaften Korsaren aus der Menschheit Jünglingstagen, mannhaft und lautlos erfüllten die andern die schwere Sterbenspflicht, oder ein schlichter Maschinist, dessen Namen wir nicht wissen, opferte sich, um im lichtlosen Unterraum die Klappe zu öffnen, damit ihr Boot, das der achtzehn oder zwanzig, das Boot, das auch wieder nur eine Nummer bezeichnet, nicht in Feindeshand fiel! In ihren Adern floß altes Preußenblut, der gute, etwas grobe und große Mund war der eines Tapfern, ihres mütterlichen Ahnen, des Feldmarschalls. Früher — in gottlosen, weichen Zeiten — war sie uns manchmal zu „feldmarschallmäßig", zu spartanisch, kurz angebunden erschienen. Wir wußten, sie und der Admiral besaßen kein Vermögen und schränkten sich ein; „Kommiß" nannten den Stil des Hauses einige reiche Hamburger und Bremer Kaufmannstöchter. Jetzt rührte uns der Kommiß, wir hätten nichts missen mögen, den zu dünnen Tee nicht, den butterlosen Napfkuchen oder gar den mehr als zweifelhaften Rum! Übrigens gab es den Rum seit Kriegsanfang nicht mehr; er war an die polnische Grenze gewandert. Zum Verwundern war, was von ihr auswanderte, Hemden, Höschen, Westen, Kinderschuh. — — Man brauchte sich mit nichts zu schämen, verschmäht wurde nichts.

Trotz all der Prosa erfüllte uns bei ihr eine atemlos zitternde Erregung, bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Rührung und Feierlichkeit. Manchmal stürzte ein besonders heißblütiges junges Mädchen vor, küßte ihr glühend, flehend die Hände. Sie wehrt dann ab: „Sich nicht nachgeben! Nerven im Zaum halten, Kleine!"

Sicher, wir alle weinten und sorgten heimlich. Vor ihr erschienen uns unsere Tränen Schwäche, unsere Sorge kleinlich. Selbst Frau von Waechter, unsere junge, rosige Schmerzensreiche, die keine Eltern besaß, hatte nur ihren Mann zu verlieren gehabt, und Frau Heimdahl blieben die Kinder; die Gräfin Stetten war mystisch religiös — am Glück dieser kinderlosen Ehe hatten viele gezweifelt. Sie — die Mutter, unsere



Exzellenz, hatte ihren Mann und zwei Söhne draußen! Zwei Söhne und ihren Mann! Beim abgetrennten Geschwader. In der Todesgefahr.

Und wir alle, wenn wir an gefährdete Liebste, an Verluste dachten, standen still und neigten uns vor ihrem größeren, vor dem tragischeren Schmerz: Zwei Söhne und ihr Mann — —

Vier Monate lang dauerte dies Martyrium. Und es erfuhr eine süße, eine äußerste Zuspitzung und heimlichste Verschärfung: ein Sieg fiel dazwischen, Ehren — Lob — Weltberühmtheit einer Woche! Von Nichtsahnenden und Wohlmeinenden wurden ihr Briefe und Blumen ins Haus geschickt, die patriotische Menge drängte sich unter ihren Fenstern, die Musik brachte der Frau des Höchstkommandierenden ein Ständchen.

Und wir, die wir wußten, gruben uns die Zähne in die zuckenden, zerspringenden Lippen, drängten unter dem lauten Beifall die heißen, wehen Tränen zurück. Wir freuten uns alle, viel zu erregt, viel zu geschäftig. Bringt, was ihr habt, an Rosen und Lorbeeren! Tut ihr jedes Gute! Denn, ach wir — wir, die Eingeweihten wußten.

Bei unserem Nesthäkchen nahm das mütterliche Werk des Lebens, der großen Mutter, seinen Fortgang. Sie durfte nie allein sein, das liebe, geliebte junge Frauchen! So viel Schwestern hat wohl nicht eine von uns in den Stunden der Angst und Erwartung besessen! Jede war die Helferin, weise Frau und Mutter zugleich.

„Ihr erdrückt sie mir!" mahnte wohl die Kommandeuse. „Nicht zu viel, es regt sie auf und macht wehleidig!" Ach, unsere eigenen Köpfe standen wenig fest! Am liebsten hätten wir uns immer gegenseitig umarmen, zerdrücken und Brust an Brust gegeneinander ausweinen mögen.

Es mußte ja, wie es kam, kommen. Und wir wußten es alle.

Und wir alle wußten, daß sie es wußte. Trotzdem bebte ihre starke, große Hand nicht. So unweigerlich gerade schnitt sie Flüchtlingshemdchen und Lazaretthosen — ach, meine Näherei war oft traurig, nicht einmal sauber oder trocken! Ganz zu hinterst, hinter die anderen verkroch ich mich. Nein, keine Frage, eine Antwort, ein Bescheid war in ihrem Blick: Tragt und schweigt! Nennt es nicht!

Wer hätte es zu nennen gewagt?

„Ihr Mann und zwei Söhne", sagte die kleine, rundliche Wöchnerin mit gerungenen Händen. Ihr Kindergesichtchen wurde starr, friedlich. „Ihr Mann und zwei Söhne. — Was bin ich dagegen mit meinem miserablen Elend, mit meinen Übelkeiten und bösen Ahnungen?"

Wir dachten, daß auch unsere Kleine in ihrer Art eine Heldin war. Die ließ sich küssen, ließ sich verhätscheln, beraten. — Fest stand, daß uns allen dies Kind geboren wurde, das Kindchen gehörte uns, wir ließen diese kindjunge Mutter nicht wieder aus unsern — oder höchstens, so hofften die Klügeren von uns, wieder in sichere, treue Hände, in Seemannshände, wie dessen gewesen waren, der im Baltischen Meer, im deutschen Meer, lag.

Er wäre mit uns zufrieden gewesen — ihr Schatz! So hüteten wir ihm seinen Schatz.

Sehr kurze Zeit vorher erteilte mir die Exzellenz einmal eine Warnung. „Die Augen werden mir zu groß, die Backen zu schmal! Sie — Sie — Sanfte, sind eine heimliche Schwelgerin! Sie schlürfen am See des Elends und des Mitleids! Sparsamkeit üben — hart werden, heißt's heut! Hüten Sie sich vor Ekstasen!"

Wußte sie, daß ich manchmal mit blutigen Füßen über Messer schritt — in all dem Leid, in dem großen, wehen, wonnigen und rosenduftenden Leid und Erleben meines Volks? Schlug die feste Erde unter uns nicht selbst Wellen? Ein Werden ging vor sich — kein Sterben. Die anderen, Männer, sahen und erkannten wohl jetzt nur das Sterben. Wir Frauen ahnten das Neue, das Wunder.

Hob sich's nicht quellenwarm in jedem Schoß? Und riß Dämme ein, Schranken? Söhne hatte auf einmal jede von uns, auch die Kinderlose, die nie Vermählte! Hunderttausende, Millionen von Söhnen! Draußen auf der Grenzwacht standen sie für uns und für Deutschland, unsre prächtigen, tapferen, starken und todgetreuen Söhne!

„Sie schwärmen!" tadelte sie leise. „Klarheit! Anpacken! Zählen!"

Bei ihr mußte die Abrechnung auf den Pfennig stimmen, und ich sehe sie noch, wie sie einen Nickel hilflos mißbilligend hin und her bewegte. Er war über den Etat, unvorschriftsmäßig. Wild gewachsen.

Ich schlief nicht mehr. Und des Nachts sah ich das wilde, stahlgraue Meer, sah alle seine Wogen hoch andrängen. Sie schlugen an und zerschellten. Aber hinter der ersten nahten die zweite und dritte Wogenreihe. Unerschöpflich, unaufhörlich drängte, brandete, schäumte und schob das Meer.

Der Geruch des Meeres war der der salzigen Tiefe, darüber schlugen die Winde hin wie schwere, sich ertränkende Vögel mit aufklatschenden Flügeln. Und manchmal hoben sich die Sturmvögel sehr hoch und schrien, schrien durch die Nacht und über das donnernde Rollen der Meereswogen hinweg.

Schrie eine Menschenstimme um Hilfe? Schlug die Flut, schlammfarben, über ein lockiges, über ein graues Haupt?

Ihr Mann und zwei Söhne — — Über der Karte irrten unsere schweifenden Blicke, südwärts und nordwärts.

So weit die Welt! So tief das Meer! Irgendwo eine graue Eisenrippe, eine schmale Brückenplanke, die Deutschland ist.

Das Meer ist von meinem Haus weit entfernt, und ich wußte, daß es unmöglich war, daß ich es hörte. Im Schiffsraum lag ich die ganze Nacht, im untersten Bauch eines leichten Holzschiffes. Das Meer war in meinem Ohr, in meinem Atem, in jedem Nerv und Puls. Immer die große, furchtbare Bewegung. Aufwärts und abwärts rauschend, herkommend und zurück.

Wann — wann kam es?

Zuletzt schrien einige von uns, daß es Erlösung wäre, es käme bald. Besser bald, als dies Warten, als der namenlose, ahnende Schrecken! Wie ertrug sie es nur? Wie trug sie's?

Wenn wir bei ihr waren, folgten wir blindlings jeder Bewegung wie gepeitschte, schwanke Reiser. Wir sprangen und zählten ab und packten ein und sandten aus. Wir plauderten, gaben Auskunft — ja, dann erzählte ich — gerade ich! — einen Scherz. Und wir lachten. Aber mir schien es, als lachten wir zu laut und etwas Glasfeines mußte klirrend zerspringen.

Gott! Gott! Gott! Es ist nicht recht, sich von einem Sturm willenlos peitschen zu lassen. Doch ist es Größtes. Wer mir den Schmerzenswinter Deutschlands wieder aus dem Herzen und aus den Adern reißen wollte, den würde ich für meinen Mörder halten, einen Räuber!



Um Romantik hatten wir gebebt und gebetet als junge Dinger. Und dann hatten wir geheiratet und hatten Kinder geboren, hatten geschafft und gesorgt.

Nun aber war das Große, das unerhört Große gekommen! Und der Sturm! Erlebten ihn die draußen wie wir? Sie konnten's ja nicht! Auszuspähen hatten sie, Entfernungen zu messen, Richtung zu halten — zielen, feuern und siegen mußten sie!

Wir — wir durften fühlen.

Manchmal krochen wir ängstlich zusammen. Das hätten wir unter ihr, unter ihren Augen nicht gewagt. Der eine ihrer Jungen war verlobt, zum mindesten war er stark verliebt. Eigentlich gehörte der zweite einem anderen Beruf an — als es zum Kriege kam, war er über Meilen und Länder in siebzehntägiger Fahrt herbeigeeilt, blieb nun bei dem Vater.

Ihrer silbernen Hochzeit entsannen wir uns gut. Ein echtes Preußen- und Soldatenpaar, hatten sie zusammengespart und ihr Nest gebaut, hatten die Jungen großgezogen und einander liebbehalten. Ja, die hatten sich lieb! So, denke ich mir, waren sie vom ersten Tage, so freundschaftlich sicher — „vernünftig", schmollte ein ganz junges Frauchen. Am ersten Tag und jeden Tag — das gibt eine rechte Ehe.

Es geht nicht, daß ich beschreibe, wie es dann doch kam. Es kam, was kommen mußte. Was jeder wußte. Was sie seit vier Monaten gewußt hatte.

Da fuhr der heulende Sturm zwischen uns. Und wir lagen auf den Knien hier und dort. Wir schrien auf, und einige brachen in ihren Schlafkammern zusammen. Unsere schreienden Kinder hingen sich uns an den Hals.

— — Frau von Waechter! Unsere junge Mutter! erinnerte sich die erste. Das Kind! — — Das uns anvertraute Kind!

Und keiner nannte den Namen der Exzellenz. Keiner hatte eine Frage zu stellen, eine blasse Hoffnung schimmern zu lassen.

Zwei Söhne und ihr Mann — —

Ich sah die Flut, satt und träge wie ein Raubtier, das gefressen hat. Schmeidiger Seidenglanz, worin Milliarden Lichter spielten, breitete sich. Lebendiges Leichentuch! — Ach du Starke, Herrische, Teuflische!

Nimm! Nimm! Göttin und Menschenwürgerin! Geopfert haben wir dir! Nun auch wir!

Wir werden opfern und weiter opfern. Und du wirst die Opfer schlucken und bleibst frei und lachst.

Deutsch oder englisch? Amerikanisch oder japanisch? — Du ewiges Meer!

Das Meer hatte gesiegt. Durch unsere Straßen fuhr der Wind und stieß uns die Hüte von den Köpfen. Wir fröstelten in den nachlässig umgeworfenen Mänteln. Wie? Was ist's? Kein Arzt? — Die Wärterin. Und unsere junge Frau.

Neben der jungen Frau am Bett stand eine breitschultrige, wohlbekannte Gestalt. Nicht mal in Schwarz — in Grau. In ihrem alten, wetterfesten „Made in Germany", wie unsere Eleganten einst gespottet hatten. Unsere Exzellenz hielt ein Bündel im Arm.

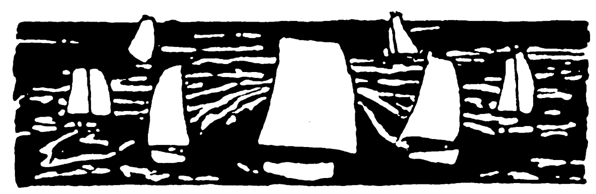
„Deutschland hat einen Rekruten. — Ich bin Großmutter geworden."

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 12. Berlin, den 20. März 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 12.



Die sieben Tage der Woche.

8. März.

Die Beschießung von Smyrna durch englische Kreuzer und Torpedoboote bleibt resultatlos.

9. März.

Die russische Schwarzmeerflotte beschießt die an der Südküste des Schwarzen Meeres gelegenen türkischen Hafenstädte.

10. März.

Die britische Admiralität erklärt, daß die Gefangenen von den deutschen U-Booten nicht wie die andern Kriegsgefangenen zu behandeln seien.

Das deutsche Unterseeboot U 12 wird durch den englischen Zerstörer „Ariel" zum Sinken gebracht.

Der deutsche Generalstab veröffentlicht einen Bericht über die Winterschlacht in der Champagne, in dem es u. a. heißt: „Die Schlacht entstand, wie schon am 17. Februar mitgeteilt wurde, aus der Absicht der französischen Heeresleitung, den in Masuren arg bedrängten Russen in einem ohne jede Rücksicht auf Opfer angesetzten Durchbruchsversuch, als dessen nächstes Ziel die Stadt Vouziers bezeichnet war, Entlastung zu bringen. Der bekannte Ausgang der Masurenschlacht zeigt, daß die Absicht in keiner Weise erreicht worden ist. Aber auch der Durchbruchsversuch selbst darf heute als völlig und täglich gescheitert bezeichnet werden." Und ferner: „Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das Dreifache der unsrigen, das heißt auf mehr als 45,000 Mann, zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester als je."

11. März.

Die Engländer greifen unsere Stellungen bei Neuve Chapelle an; sie dringen an einzelnen Stellen in das Dorf ein, der Kampf ist noch im Gange.

In der Champagne richten die Franzosen zwei Angriffe gegen den Waldzipfel östlich von Souain, aus dem sie vorgestern geworfen waren. Beide Angriffe wurden blutig abgewiesen.

12. März.

Die Engländer, die sich in Neuve Chapelle festsetzten, stoßen nachts mehrmals in östlicher Richtung vor; sie wurden zurückgeschlagen. Auch nördlich von Neuve Chapelle wurden gestern schwächere englische Angriffe abgewiesen. Der Kampf in jener Gegend ist noch im Gange.

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel-Friedrich" trifft in Newport News (Virginia) ein und landet 350 Mann, die Besatzung von zehn versenkten Schiffen. Die amerikanische Regierung gestattet das Verweilen des Schiffes bis zur Vollendung der nötigen Reparaturen.

13. März.

Der deutsche, zur Wiedereinnahme des Dorfes Neuve Chapelle angesetzte Angriff stößt nach anfänglichen Erfolgen auf eine starke englische Ueberlegenheit und wird deshalb nicht durchgeführt.

In der Champagne werden alle französischen Teilangriffe mit starken Verlusten für den Feind abgeschlagen.

Die Russen weichen aus der Gegend von Augustowo und nordöstlich bis hinter den Bobr und unter die Geschütze von Grodno zurück. — Am Orzyc nordöstlich von Praßnysz wird ein russischer Angriff abgewiesen.

Graf Witte, früherer russischer Ministerpräsident, stirbt in Petersburg.

Der englische Hilfskreuzer „Bayano" wird von einem U-Boot versenkt.

14. März.

In der Champagne scheitern Teilangriffe der Franzosen bei Souain und Le Mesnil.

In den Karpathen werden zahlreiche heftige Angriffe der Russen zurückgewiesen. — Südlich des Dnjestr entwickeln sich größere Kämpfe.

U. 29 torpediert 5 englische Schiffe.

15. März.

Der Gesamtverlust der englischen Handelsflotte während der Kriegszeit beziffert sich auf 171; davon sind 47 Fischdampfer und 124 Handelschiffe.

Ueber Belgien.

Nach geschichtlichen und persönlichen Erfahrungen.

Von K. Lamprecht.

(Stenogr. Niederschrift eines am 4. März 1915 zu Dresden gehaltenen Vortrags.)

Vor dem Vortrage trug, nach einem Orgelvorspiel, ein Quartett die folgenden beiden Lieder vor:

An den Stamm der Vlamen.

Hoffmann v. Fallersleben 1840.

Suche nicht das Heil im Westen!
In der Fremde wohnt kein Glück:
Suchst du deines Glückes Besten,
Kehre in dich selbst zurück!
Aus der Tugend deiner Ahnen
Mußt du deine Burgen baun,
Und der Löw auf deinen Fahnen
Lehre dich dir selbst vertraun.

Treu bewahr in deiner Mitte
Vor dem welschen Übermut
Deine Sprach und deine Sitte,
Deiner Väter Gut und Blut.
Dann erst kannst du rühmend sagen,
Daß du lebst in unsrer Zeit,
Daß erblüht in unsren Tagen
Deine alte Herrlichkeit.

Oproep aan de Dietschers. (Aufruf an die Deutschen.)

Em. Hiel 1870.

Lang zijn der Dietschers schoone gewesten
Gescheurd en gespleten en weerlos gemaakt.
Lang worden Dietschers, zij èèns de besten
Mannen geheeten, miskend en verzaakt.

Voegt u te zamen, Zuiden en Noorden,
Vereenigt uw streven voor 't nieuwe gebied!
Staten en namen kan men vermoorden:
't Volk, dat wil leven, vernietigt men niet!

Vrij van gedachten, machtig door werken,
Vol koenheid en blijheid beheerscht weer de zee!
Door uwe krachten wordt weer de sterken,
Voert tot de vrijheid de volkeren meè.

Lang war der Deutschen herrliches Land
Zerteilt und zerspalten und wehrlos gemacht.
Lange die Deutschen, sie, einst die besten
Mannen geheißen, verachtet, mißkannt.

Schließt euch zusammen, Süden und Norden,
Eint euer Streben fürs neue Reich!
Staaten und Namen kann man vernichten:
Ein Volk, das zu leben gewillet ist, nicht!

Frei in dem Denken, mächtig im Werk,
Beherrscht voll Kühnheit wieder die See.
Werdet nun wieder die mächtigen Führer,
Reißet zur Freiheit die Völker mit fort!

Meine Damen und Herren! Die Lieder, die wir soeben gehört haben, sollen für die Fragen, die uns auf dem Gebiete der belgischen Geschichte und der belgischen Schicksale in Zukunft von Bedeutung sein können, hier zunächst einmal freie Bahn schaffen. Die Eindrücke, die von dem Charakter des belgischen Volkes und insbesondere von dem Charakter der Flamen heute in Deutschland bestehen, sind bestimmt durch die Eindrücke des Krieges. Wir müssen davon absehen, wir müssen uns von vornherein klarmachen, daß, wie auch sich das Schicksal Belgiens wende, es sich der Hauptsache nach für uns um einen früh verlorenen und früh in die Irre gegangenen deutschen Bruderstamm handelt, den wiederzugewinnen wir zwar Strenge, zu gleicher Zeit aber Erfahrenheit, genaue Kenntnis und aus ihr erwachend die Geduld, die die Praxis verleiht, lehren und anwenden müssen.

Um diesen Eindrücken aus dem Beginne des Krieges ein Gegengewicht zu bieten, habe ich geglaubt, alles, was hier etwa zu sagen wäre, durch ein Stimmungselement einleiten zu sollen, wie es so leicht gegeben ist in der Musik. Wir werden freilich auf die Lieder auch noch in anderem Zusammenhange zurückkommen. Sie wollen in dem Augenblick aus diesen Liedern nur genauer sehen, daß auch im 19. Jahrhundert wenigstens die Flamen, d. h., wenn wir acht Teile für Belgien machen, fünf große Teile im Gegensatze zu den nur drei Teilen der Wallonen, daß die Flamen uns nicht ganz vergessen haben, daß sie einer deutschen oder wenigstens germanischen Bewegung fähig waren, und daß diejenigen in Deutschland, die scharfen Ohres auf alles, was germanisch in der Welt war, lauschen konnten, z. B. Hoffmann von Fallersleben, auch auf diese Töne gelauscht haben. Und ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, daß das schöne Gedicht Hoffmanns, das die Flamen auffordert, an ihre alten herrlichen Tage zu denken und dem Löwen von Brabant als dem sie führenden Wappentier wieder Ehre zu machen, daß dieses Lied nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles" geht? Dem antwortet nun aus dem Jahre 1870 das sehr eigentümliche zweite Lied, das Ihnen hier flämisch vorgesungen worden ist, von Emanuel Hiel, ein Lied, das wieder einmal wie so viele Lieder in der deutschen Poesie des 19. Jahrhunderts zeigt, daß Dichter wahrhaftig Propheten sind. Sie werden erstaunt sein, in dem Schlußvers von den Erfolgen des Jahres 1870 aus als Ziel der künftigen deutschen Bewegung zweierlei entschieden betont zu finden: einerseits: Beherrscht die See! Die Deutschen sind berufen, zur See zu herrschen — und an zweiter Stelle: Macht die Völker frei! Macht sie frei von den Banden, die langsam, aber mit Sicherheit schon in dieser Zeit England um die kontinentalen Europäer schlug.

Wenn wir uns heute abend mit der belgischen Frage beschäftigen wollen, die von allen Fragen, die uns entgegentreten können, wohl die schwierigste ist, und deren Lösung die Hand eines großen Staatsmannes verlangt, weil in ihr zu gleicher Zeit England seine volle staatsmännische Kraft einsetzen wird, so will ich das zunächst an der Hand einiger Erfahrungen aus der Gegenwart versuchen.

Ich knüpfe da an die wohlbekannte Tatsache an, daß das belgische Land sozusagen zwei Nationalitäten besitzt, zwei sehr verschiedene Stämme, den wallonischen Stamm und den flämischen Stamm. Die Flamen stehen an Seelenzahl zu den Wallonen im Verhältnis wie 5:3 wie ich schon anführte. Wenn man in Brüssel in gewöhnlichen Tagen vor dem Kriege aus der oberen Franzosenstadt herunterstieg auf den Markt mit seinen wunderbaren alten Prunkhäusern und dem herrlichen alten Rathause, so konnte man in der Hauptsache nur Flämisch hören. Die Zeitungen, die dort verkauft wurden, waren nur flämisch, vorweg der „Vorruit", also der belgische „Vorwärts", der übrigens auch derselben Parteischattierung wie der „Vorwärts" angehört. Das war vollkommen nur flämisch. Wenn man danach die Bevölkerungsziffer von Brüssel annimmt, so kam man hier ungefähr mindestens auch auf 5:3. Wenn man dagegen an den Gesamteindruck Brüssels und ganz Belgiens denkt, der bei flüchtigem Durcheilen auftritt, so ist er eigentlich französisch. Ich komme auf die Frage sogleich noch stärker zurück. Das kann nun leicht zu der Auffassung veranlassen, als wenn die Wallonen an sich als die Träger, die legitimen Träger des französischen Einflusses in Belgien zu betrachten wären. Dem ist aber nicht so. Die Wallonen sind nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes Franzosen. Sie sind viel reinere Kelten als die Franzosen. Ihre verschiedenen Dialekte gehen so wenig mit den französischen unmittelbar zusammen, daß der gewöhnliche Hochfranzose, wenn ich mich so ausdrücken soll, sie kaum versteht.

Die wallonische Bevölkerung ist auch physiologisch von der französischen ziemlich verschieden. Man kann sie gelegentlich sogar in Lüttich in Reinkultur treffen, natürlich besser in den Ardennen, wo sie in der Hauptsache zu Hause ist. Ich erinnere mich aber von Lüttich zum Beispiel einer Frühmesse im St.-Martin, in der man auch so ziemlich rein die Wallonen sah. Sie sind verhältnismäßig klein, die Frauen vor allen Dingen sehr ausgesprochen, diese mit rotblondem Haar und Habichtsnase und sehr entschiedenen, ich möchte sagen fast der Herrschaft zugeneigten Gesichtern; ich denke, alles Eigenschaften, die den Eigenschaften der Deutschen und besonders der deutschen Frauen nicht vollkommen entsprechen. Dabei ist im ganzen großen der Wuchs so klein, daß ich mir damals in der Kirche St.-Martin vorkam wie ein stehengebliebener Baum in einer Schonung. Ich sah über die ganze Gesellschaft hinweg, obwohl ich doch nur eine Person mittleren Wuchses bin.

Nun, für eine deutsche Auffassung von Belgien und — ich denke weiter, auch für die belgischen Geschicke, wenn man sie unabhängig von den deutschen Fragen betrachtet, kommen die Wallonen weniger in Betracht. Sie haben keine große selbständige Kultur erzeugt. Sie sind in sehr früher Zeit, wie wir sehen werden, aus den tieferen Ebenen Belgiens, die damals freilich noch zum größeren Teil

Sümpfe waren, in unfruchtbare Berglandschaften zurückgedrängt worden. Sie sind auch vielfach staatlich auseinandergerissen worden. Auch heute gehören sie teilweise ins Luxemburgische. Die preußischen Kreise Malmedy und Montjoie enthalten ebenfalls viele wallonische Elemente. Dazu kommen dann die belgischen Wallonen.

Im ganzen kann man sagen, daß Belgien ein etwas verschobenes Viereck bildet, und darin sind die Stämme so verteilt, daß südlich einer Linie, die als Diagonale von der Nordostecke Belgiens nach der Südwestecke läuft, die Wallonen sitzen, dagegen in der nördlichen Hälfte, also nach der See und nach Holland zu, Flamen. Das Eigentümliche und für uns Interessante ist dabei, daß die ganze deutsch-belgische Grenze wallonisch ist, während die ganze Seegrenze rein flämisch oder wenigstens rein germanisch ist.

Wenn wir nun das flämische Land etwas genauer kennen lernen und diese wenigen Eindrücke, die ich Ihnen eben geographisch vorgetragen habe, durch die Anschauung befestigen wollen, so werden wir das am allerbesten auf der gewöhnlichsten Reise tun, die Deutsche in Belgien überhaupt machen. Wir fahren also von Dresden ab; wir kommen für einen nächsten größeren Anhalt in Köln an. Wir werden, wenn wir das Rheinland noch nicht kennen, in Köln selbst bei sehr geringem Aufenthalt schon den Eindruck von etwas Französischem haben. Die Leute sprechen da schon sehr merkwürdig deutsch. Sie sagen z. B. Jean statt Hans und Robbèr statt Robert, und es gibt eine ganze Reihe von anderen Eigennamen, wo die Betonung eine verwandte ist. Der kölnische Dialekt, der mit eigentümlichen Nasallauten arbeitet, auch der anapästische und teilweise daktylische Rhythmus des kölnischen Dialekts, das alles wirkt fremd und nimmt auf der Fahrt nach Aachen — Aix-la-Chapelle — noch zu. Wenn wir uns dann jenseits Aachen der Grenze nähern, so fahren wir mit der Eisenbahn, die schon nach Köln leise Steigungen zu nehmen hatte, zunächst noch etwas höher und wenden uns dann nach der westlichen Seite hinunter nach dem Tal der Vesdre, einem kleinen Flusse, der schon nach der Maas zu fließt. Hier werden die Eindrücke auf einmal fremder. Die Landschaft nimmt an Frische der Farben außerordentlich zu, das Grün ist heller, die Vegetation ist stärker, wir sehen eine Fülle von graswüchsigem Boden, das Vieh weidet draußen, vom Meer kommend kündigt sich in allen Einzelerscheinungen eine Aspiration an, welche die Gegend dem Golfstrom, also jenem großen Wärmekanal des westlichen Europa, verdankt. In dieser Gegend sitzen nun originaliter schon Wallonen. Sie ist aber heute vielfach auch von anderen Leuten überschwemmt. Wir werden eine Reihe von Villen und Schlössern gewahr, bis der Zug, immer weiter in die Tiefe strebend, in Lüttich eindonnert. Da sind wir nun durchaus in wallonischem Gebiet. Lüttich ist niemals anders als wallonisch gewesen. Der wallonische Name ist bekanntlich Liège. Freilich angeschrieben finden wir in dem Bahnhofe von Lüttich drei Formen: Liège, Luik — Luik ist die flämische Form — und Lüttich; denn hier ist der deutsche Verkehr so stark, daß auch der deutsche Name da sein muß. Mittlerweile, wenn wir weiterfahren, windet sich aber der Zug schon wieder mit großer Mühe auf der anderen Seite des Maastales steil hinauf nach der Brabanter Hochebene. Die Brabanter Hochebene ist ziemlich langweilig, dafür aber um so fruchtbarer, bestellt mit großen Strecken von Weizenfeldern. Wir sehen, wie durchweg der Boden auf einen Fuß und noch tiefer die schwarze Kulturtiefe des Humus besitzt. Dann senkt sich mählich der Boden nochmals, und wir kommen nun je nach Wunsch entweder nach Brüssel oder nach Antwerpen, jedenfalls in eine noch größere Niederung, eine Niederung, die nicht sehr viel über der See und teilweise sogar unter der See liegt. Das waren natürlich anfangs Sümpfe, aber jetzt, meine Damen und Herren, wenn Sie etwa von Antwerpen nach Gent hinüberfahren oder von Gent nach Brügge, da kommen Sie durch einen Garten Gottes. Das ist ein Land von der größten Fruchtbarkeit. Ich erinnere mich noch genau der ersten Eindrücke, die ich dort erhielt. Ich kam aus einem Entzücken in das andere. Weit noch über die Lombardei hinaus gehen hier die Segnungen des Bodens. Das Land ist eingeteilt in verhältnismäßig kleine Stücke. Sie sind umrahmt mit natürlich gewachsenen Bäumchen und Bäumen; darüber hinaus streben hohe Bäume, die auf dem kostbaren Wege der sogenannten Holzgärtnerei gepflegt werden. Jeder Baum wird einzeln behandelt, die Äste abgeschnitten, er wird gerade gezogen durch Latten, die man an ihn legt usw., also höchste Form der Forstwirtschaft.

Gehen wir nun so weiter, so kommen wir allmählich ans Meer. Dies würde der flämische Eindruck sein. Anders ist der Eindruck des Landes, wenn wir von Lüttich aus über Namur oder über Jeumont nach Frankreich hinübergehen. Da haben wir der Hauptsache nach die Ardennen zu passieren, freilich eine Landschaft, die heute auch nicht mehr in ihren originalen Formen vorhanden ist — wo wäre das in bevölkerten Gegenden in Westeuropa der Fall? Es sind vielmehr Zerstörungen da, die in dem Maastale so außerordentlich sind durch Bergbau und dergleichen mehr, daß es der vollen künstlerischen Kraft eines Meunier bedurft hat, diese Landschaft im Bilde überhaupt darzustellen. Darüber hinaus verläuft dann der Weg hinunter nach der Pariser Gegend zu; die Landschaft reich belebt durch die französischen Kanäle, durch die großen Schattenbäume, die dort stehen oder vielmehr dort standen — sie sind jetzt zum großen Teil abgehauen — bis man in Paris landet.

So viel zunächst zur äußeren Erscheinung. Uns wird nun besonders interessieren, wie weit denn eigentlich die Flamen, also jener Bestandteil des belgischen Volkes, auf den wir zunächst Rücksicht nehmen müssen, nach Süden sitzen. Das ist verhältnismäßig sehr weit. In Frankreich unterscheidet man im Familienverkehr und auch sonst gelegentlich, wenn die Zunge etwas locker ist, noch immer die Cinq départements du Nord, nicht zu verwechseln mit dem Département du Nord, von dem übrigen Frankreich. Diese fünf Departements nun, das ist in der Tat etwas Besonderes, das ist ein Teil des alten Flandern, und wohin Sie in diesen Cinq départements kommen, haben Sie in der Architektur, haben Sie überhaupt in den Resten der früheren Kultur noch ein klein wenig flämische Eindrücke. Das geht ungefähr von Valenciennes an, dann herüber bis nach Arras. In Amiens ist es verschwunden, das ist reines Gallien. Von Arras geht es auf dem Höhenrücken weiter, mit denen die Ardennen schließlich in dem Cap Gris Nez steil herunterfallen in das Meer zwischen Boulogne und Calais. Aber wenn Sie von Calais aus nach Nordosten fahren nach Dünkirchen oder gar darüber hinaus bis auf die nächsten Stationen, also bis in die Gegend etwa der Panne, das die Deutschen leider meist La Panne nennen, weil sie es für französisch halten — das ist es absolut nicht, es ist das letzte südliche Seebad Belgiens, heißt flämisch De Panne, gleich hochdeutsch: die Pfanne (das Tälchen) — wenn Sie dort hinauskommen und sehen die Bauern an, dann können Sie



denken, Sie wären zwischen Wittenberg und Jüterbog oder in der Altmark. Genau dieselben Figuren sehen Sie dort, merkwürdigerweise sogar genau in demselben Kostüm. Große, schwere Männer mit wohlentwickelten Hüften, so daß man am Ende auch einmal einen Hut an den Hüften aufhängen könnte, mit schönen, schwarzen Mützen und einem ordentlichen Sturmband daran, rasierte Gesichter, so daß in die einzelnen Köpfe etwas Pastorales kommt, darunter einen langen, schwarzen Rock, Schaftstiefel — kurz, es ist der Bauer der Altmark und ist der Bauer des Fläming. Warum soll denn das auch nicht so sein? Der Bauer der Altmark ist ein Fläme, und der Bauer des Fläming ist erst recht ein Flame; es ist dieselbe Bevölkerung.

Das wären etwa die Grenzen des Flamentums nach Süden und Westen. Man kann sich nun fragen, wie die beiden so verschiedenen Volksstämme — wir werden die Differenz noch genauer kennen lernen — im belgischen Staat miteinander auskommen. Dafür gibt es eine Theorie, die gewiß eine Rolle spielen wird, weil sie durch hervorragende belgische Historiker vertreten wird, die darauf hinausläuft, zu behaupten, es gäbe eine belgische Nationalität, die Wallonen und Flamen, unbeschadet ihrer besonderen Unterschiede, in gleicher Weise umfasse. Nun ist das nicht so falsch, als es auf den ersten Blick erscheinen kann. Ich habe mich persönlich wiederholt mit meinem Freunde Pirenne, dem hervorragendsten belgischen Historiker, der jetzt freilich ein Weilchen eingesteckt war als Geisel, über die Frage eingehend unterhalten. Hier sei nur eine einzige, überraschende Beobachtung mitgeteilt. Wenn man von Deutschland aus nach Belgien kommt, so ist gar kein Zweifel, man spürt deutlich den Unterschied getrennter Nationalitäten. Sobald man etwa über Aachen oder Herbesthal hinausfährt, wird der Kulturanblick des Landes anders, die Leute werden anders, kurz, man hat den Eindruck: Hier beginnt Belgien. Wenn man aber nach Paris weiterfährt, so gewinnt man bei Überschreitung der französisch-flämischen Grenze nicht den Eindruck, als ob das südliche Belgien von Frankreich getrennt wäre; es sieht so aus, als hänge alles einfach und fortlaufend zusammen. Aber merkwürdigerweise, wenn man die Sache umgekehrt macht und z. B. von Paris nach Brüssel fährt, da hat man wieder den Eindruck, wenn man über die belgische Grenze kommt: Es ist etwas anderes, es ist nicht so, daß sich die Erscheinungen einfach fortsetzen, und nicht bloß die Gegend ändert sich, die wieder die starke Aspiration vom Meer erhält, auch die Menschen sind anders. Die Leute, die im Hennegau wohnen, um Mons herum usw., dem deutschen Bergen, auch die sind anderer Art als die Franzosen. Was soll man da sagen? Hier bleibt ein Fragezeichen.

Nun kann man noch ein letztes Experiment machen und sich fragen: Wie stellen sich denn die einzelnen umliegenden großen Nachbarnationen zu dieser merkwürdigen belgischen Konstellation?

Da kämen also zunächst in Betracht — wir wollen einmal so anfangen — die Engländer. Die stellen sich gar nicht. Sie sehen in Belgien ganz einfach den Brückenkopf ihres Einflusses auf dem Kontinent Europa, und alles andere ist ihnen gleichgültig.

Kommen wir nun auf die Franzosen, so ist die erste Frage: Wie stellen sie sich zu den Flamen? Da werden Sie nun in der Literatur kaum ein positives Urteil finden. Negative sehr viel. Man will die Flamen beseitigen, man will sie loswerden. Belgien soll französisches Land werden. Das ist klar. Aber darüber hinaus ein Eindringen in den flämischen Charakter würden Sie vergeblich suchen. Wenn man nun, da die Literatur im Stiche läßt, die Menschen fragt, so ging für mich die ganze Sache in einer einzigen kleinen Geschichte auf, so daß ich klar sah. Derartige blitzartige Aufklärungen sind für den Kulturhistoriker zwar nicht häufig, kommen aber doch vor. Ich bin einmal von Tourcoing nach Lille gefahren, und mit mir zusammen im Eisenbahnwagen saß ein sehr gesprächiger und wohlunterrichteter Franzose, von dem ich im stillen annahm, daß er ein Berufsgenosse von mir an der Universität Lille wäre. Wir kamen auch auf die Flamen, und ich sagte: „Nun, von den Flamen haben sie ja in Lille noch eine ganze Masse, die möchte ich doch eigentlich auch ein bißchen beobachten." Worauf er mir sagte: „Flamen in Lille? Nein, das gibt es nicht." Wir waren mittlerweile in Lille angekommen, und mein französischer Wirt sozusagen, der nun die Honneurs seines Landes machte, hatte die Freundlichkeit, mich nach einem Restaurant, nach einer Gastwirtschaft begleiten zu wollen. Wir traten aus dem Bahnhof, und auf mich zu kam ein ziemlich verlumpter Junge, der ganz flämisch aussah und bettelte, worauf ich sagte: „Verscham di wat!" (schäme dich!). Darauf drehte er sich herum und rief einem Kompagnon, der im Herzueilen begriffen war: „Die gift niets" (der gibt nichts), worauf ich nun meinem Begleiter sagte: „Voyez-vous?" Da bekam ich eine sehr nette Antwort. „Ah", sagte er, „vous parlez du flamand? Mais ça n'est pas une langue grammaticale." Das Flämische ist überhaupt nur ein Getuschel, das ist noch nicht menschlich-grammatisch organisiert. Das ist so ungefähr der Höhepunkt der Beschäftigung des Durchschnittsfranzosen mit dem Flämischen. Wo sollen da also Liebe und tieferes Verständnis herkommen?

Was aber das Verhältnis des Deutschen zum Flämischen anlangt, so dürfen wir uns auch keinen Täuschungen hingeben. Wir sind, meine Damen und Herren, den Flamen sehr fern geworden und die Flamen auch uns. Sie haben vorhin in Liedern einiges Flämisch gehört, und wie die musikalische Kunst so gern versöhnt, so hat sie auch in diesem Falle einen Teil der Gegensätze beseitigt. Wenn Sie aber zu Hause noch einmal das Flämische vornehmen wollen, auch wenn Sie es richtig lesen, und auch wenn Sie es mit dem beinahe unvermeidlichen hochdeutschen Akzent lesen, den die Flamen uns so häufig vorwerfen, wenn wir Flämisch sprechen, so werden Sie finden: Eine Kluft trennt immerhin das Hochdeutsche und dieses Flämische, das zu den niederdeutschen, den plattdeutschen Dialekten gehört.

Wenn wir uns nun weiter umsehen, so sind Zusammenhänge noch da in den politischen Anschauungen, aber nur da, wo der Dichter redet, wie in dem Liede von Emanuel Hiel, darüber hinaus kaum. Daß ein Flame für die belgische innere Politik etwa deutsche Motive zugrunde gelegt hätte, das ist im 19. Jahrhundert nicht mehr vorgekommen. Die Kenntnis Deutschlands in flämischen Kreisen ist ungemein gering, sie ist fast nur eine Geschäftskenntnis, keine Herzenskenntnis mehr. Über das, was ich Ihnen hier vorgeführt habe, hinaus reicht vielleicht nur die Musik. Die Flamen sind musikalisch hochbegabt, und wenn man ihr besonderes Wesen mit einem Worte schildern soll, so ist es in dem Namen Beethoven beschlossen. Die Familie Beethoven ist flämischen Ursprungs, und das, was Ihnen bei flüchtiger Beobachtung schon als identisch erscheinen wird in der

malerischen Erscheinung von Rubens und in der musikalischen Erscheinung Beethovens, das ist flämischer Stammcharakter, also Impulsivität, Brutalität in gewissem Sinne, Draufgehen, klare, feste, aber bisweilen etwas scharfe Unterschiede, plötzliches Umschlagen der Gemütsstimmung usw., ungeheure Fruchtbarkeit, Sicherheit und Lust zum Experiment, Vorwärtsdrängen auf allen irgendwie erschließbaren Wegen: das ist flämisch.

Diese Eigenschaften sind bis heute nicht weggefallen. Auf dem Gebiete der Musik denken wir beispielsweise an ein so wundervolles Gebilde wie das „Oratorium des Heiligen Franz" von Tinel, insbesondere die Komposition des Sonnengesangs. Das ist ersten Ranges, und die Deutschen, wo sie auch sitzen, werden dadurch immer vorwärtsgezogen werden. Aber wenn der Kulturhistoriker reden soll, so wird er doch sagen, das sind allerletzte Zusammenhänge, sie beziehen sich auf die sinnliche Seite der Kultur, auf das Gehör, das Auge. Die tieferen, durch gemeinsame höhere Kultur vorwärtsgeschobenen Ziele und Errungenschaften fehlen.

So stehen wir denn, meine Damen und Herren, wenn wir die Gegenwart und das, was unmittelbar der Gegenwart anklebt, tiefer betrachten, in Belgien tatsächlich vor manchem Rätsel, und vielfach steht auf demselben Standpunkt auch die belgische Geschichtswissenschaft. Dennoch bliebe, wie die Dinge liegen, zur Aufklärung nichts übrig, als die Geschichte zu fragen. Und da es sich um ganz urwüchsige Zusammenhänge handelt, so müssen wir, wenn wir diese verwickelten Dinge aufdröseln wollen, weit zurückgehen.

Dann bekommen wir allerdings ein sehr merkwürdiges Bild. Es gehört mit zu den wenig bekannten Tatsachen der Geschichte der deutschen Urzeit, obwohl die Nachricht in den Quellen deutlich vorliegt, daß etwa am Schlusse des 2. Jahrhunderts vor Christus vom inneren Deutschland eine Auswanderung nach dem Niederrhein stattgefunden hat, und zwar aus dem Gebiete der Chatten. Die Chatten, nachher althochdeutsch Hazzi, sind die heutigen Hessen. Die Hessen sind der einzige deutsche Stamm, der in seinem Stammlande stetig sitzen geblieben ist, die „blinden Hessen". Sie sind zwar weithinein in alle Lande abgeflossen von ihren Bergen, aber die Berge haben sie festgehalten. Nun, einer der frühesten Abflüsse dieser Art ging herunter von den Hessen — wir können ihn heute noch an Ortsnamen verfolgen — in die Gegend des Siebengebirges und von da den Rhein hinab bis in das letzte noch bewohnbare Land; im Rheindelta kamen die Auswanderer ins Wasser, das war damals zum großen Teil noch überschwemmt. Es kamen da so schöne Namen vor, wie z. B. Meriwido, das heißt etwa Seewald oder Meerholz, das ist eine Gegend, die in der Zeit der Flut überschwemmt war, in der Zeit der Ebbe nicht. Die Chatten setzten sich in der heutigen Betuwe fest und lebten als Bataven in der Geschichte weiter. Nun haben sich die Bataven schon früh ausgezeichnet. Cäsar lernte sie als außerordentlich kriegerisch kennen. Er hat aus ihnen eine Spezialwaffe formiert, die in der Schlacht von Pharsalus entscheidend mitwirkte. Aus diesen Bataven ist dann in der Zeit, in der sich der fränkische Stamm entwickelte, der nordwestlichste Flügel des Stammes hervorgegangen, nämlich das Volk der Salier. Wie enge die Beziehungen zu der alten Heimat noch waren, können Sie daraus sehen, daß das etwa auf das Ende des 5. Jahrhunderts zu datierende Salische Gesetzbuch, das älteste aller unserer Volksrechte, das wohl in Belgien entstanden ist, gleichzeitig auch für anderweit ausgewanderte Hessen galt und auf dem Gebiet benutzt wurde. Von Hessen aus waren damals schon zahlreiche Bestandteile des Stammes heruntergedrungen an die Moselmündung und von da aufwärts bis nach Trier, und in Trier hat sich eine althochdeutsche Übersetzung des Salischen Gesetzbuches erhalten, die auch aus dieser Gegend stammt.

Nun hat sich mittlerweile im 2., 3. und 4. Jahrhundert nach Christus der fränkische Stamm gebildet. Dieser Stamm umfaßt einmal die Chatten mit allem, was drum und dran hängt, also mit ihrem Ausbreitungsgebiet nach dem Main hinunter bis nach Würzburg, dann weiterhin mit allen Abzweigungen, die in unsere großen Weingegenden herübergingen nach dem Rheingau, nach Rheinhessen; und auch an die Mosel; besonders die schönen Orte auf heim, die Sie so häufig auf den Etiketten guter Flaschen finden, sie sind beinahe alle fränkisch.

Dann gehören zu den Franken die Ripuarier, in der Gegend von Köln und jenseit schließlich die Salier in dem heutigen nördlichen Belgien und südlichen Holland. Dies war die große Stellung, in der die germanischen Stämme des Nordwestens vorrückten gegen das römische Weltreich. Bei diesem Vorrücken fiel nun die Hauptleistung und der Hauptgewinn an die Salier, also an die belgischen Franken. Das hing damit zusammen, daß diese belgischen Franken am besten den Rücken gedeckt hatten durch das Meer und die Sümpfe des Rheindeltas. Sie hatten die einfachste Entwicklung, und sie wurden anderseits durch die Engigkeit Belgiens zusammengehalten. Sie mußten auch in ihrem Vormarsch durch Belgien über die Ardennen hinweg sich winden nach dem nördlichen Frankreich, nach Soissons und darüber hinaus nach Paris und sich fest zusammenhalten gegen die entgegenstehenden Kelten. In dieser Zeit haben sie nun die vielen kleinen Herrschaften mit Volkskönigen, die sie hatten und die uns noch wundervoll in den Quellen geschildert sind, sie sprechen noch von den alten Reges criniti, die es hier gab, von den Königen mit dem langen Haupthaar, so wie die Chatten es trugen — diese kleinen Herrschaften haben sie damals beseitigt. Der Hauptmörder dieser einzelnen kleinen Königsgeschlechter war Clodovech. Er hat Unsägliches von diesen Geschlechtern gemordet, und er besaß die germanische Offenheit, sich, als er einmal später auf den Mauern von Köln spazieren ging, darüber zu beklagen, er stehe nun so ganz allein, die andern Geschlechter seien alle vergangen.

Indem nun hier eine einzige große Monarchie entstand, war zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, germanisches Wesen mit einer verhältnismäßig starken Gewaltentwicklung zu verbinden. Es war die Möglichkeit gegeben, aus dem einfachen germanischen Königshaushalt heraus Verwaltungen einzurichten und dadurch hineinzuwachsen in die Kulturverhältnisse des römischen Kaiserreiches. Aus dieser Kombination geht das große fränkische Reich des 6. bis 8. und 9. Jahrhunderts, also das Merowingerreich und das Karolingerreich hervor. Sie sehen, in der Gegend Belgiens und Nordfrankreichs tritt sofort in dem Augenblick, in dem überhaupt der Zusammenhang mit der Weltgeschichte sozusagen gewonnen ist, die erste große, frische und starke Kombination ein. Nun lebte die Kombination ja lediglich von der Kulturgemeinschaft des Imperiums und der Germanen. Darum hatte die auf sie aufgebaute und in ihr sich entwickelnde Kultur, die bis zum 8. und 9. Jahrhundert stark gelebt hat und genau zu verfolgen ist, zwei entsprechende

Grenzen. Wir kennen sie gut aus dem Horizont der Karolingischen Sagen, besonders der französischen. Die Grenzen sind auf der einen Seite die Seine, auf der andern der Rhein. Gekannt wird von den Sagen allenfalls noch Dortmund, aber doch nur in verschleierter Weise. Also zwischen Rhein und Seine entsteht ein großes, einheitliches Kulturgebiet. Auch kirchlich natürlich, da die neue dortige Kirche ganz eine Kulturerscheinung des Imperiums ist. Wenn man die Entwicklung der christlichen Kirche in diesen Gegenden verfolgt, so kann man sehen, wie alle Vorgänge gemeinsam behandelt werden, wie man in den Bistümern Utrecht und Cambrai z. B. verwandt vorgeht, ebenso ist das Klosterwesen in diesen Gegenden gemeinsam geregelt, das Vorschieben der Missionare und dergleichen. Sogar in den Reliquien dieser Zeit in unseren Bibliotheken, in den kostbaren Handschriften aus diesen Gegenden, deren größte Sammlung in der Bibliothèque Nationale in Paris ist, können Sie, wenn Sie die einzelnen Handschriften nebeneinander legen, förmlich die Ströme verfolgen, in denen innerhalb dieses großes Gebietes eine gemeinsame Kultur erzeugt wird und sich fortpflanzt. Wir haben davon auch sonst Zeugnisse: so in der Literatur vor allem in der Durchbildung unseres Tierepos in der Form, in der wir es heute kennen, und in der Architektur in dem Verlauf weitreichender gegensätzlicher Durchdringungen noch auf lange Zeit: der Dom von Doornik (Tournay) gehört dem rheinischen Stil an; der Kölner Dom ist im Grundriß der Kathedrale von Amiens nahe verwandt.

Nun aber, meine Damen und Herren, kam für diese Kultur verhängnisvoll das 9. Jahrhundert. Es ist die Zeit, in der sich die großen westeuropäischen Nationen bilden, also in gewissem Sinn England, obwohl das schon früher fertig war, aber namentlich Frankreich und Deutschland. Die greifen von dieser Zeit ab, da ihre Grenzen durch das heutige Belgien führen, und erst recht durch diesen ganzen Kulturkreis, in diesen Kulturkreis ein und fangen an, ihn zu zerreißen. Es bildet sich eine wallonisch-französische Seite, es bildet sich eine deutsch-germanische, eine deutsch-flämische unmittelbar aus. Was sollte nun mit dem armen Stück geschehen, das in der Mitte lag?

In diesem Augenblick, der für das Land Belgien kritisch war, stellte sich nun eine unerwartete Kombination ein, die alle Fragen löste. Ich kann hier auf deren größere Zusammenhänge nicht eingehen, ich kann hier nur folgendes mitteilen: Um diese Zeit bildete sich eine ganz andere Art des Welthandels aus Die Pforten des Orients, die im 7. und 8. Jahrhundert ziemlich verschüttet worden waren, öffneten sich wieder. Es kam damit zu einem wirklich internationalen Austausch von europäischen und tropischen Produkten. Dieser Handel ging zum größeren Teile durch die Säulen des Herkules, also durch die Meerenge von Gibraltar, dann durch den Biskayischen Meerbusen und strandete — ja, wo strandete er? Nicht, wie man heute denken würde, in London, das noch nicht kräftig genug war, sondern an der Küste Belgiens. Wer Belgien kennt, der findet das aber auch heute noch sehr begreiflich. Wenn Sie auf den großen Dünen im Norden Belgiens spazierengehen, so können Sie auf der einen Seite weit auf das Meer hinaussehen, auf der anderen Seite erblicken Sie eine lachende Landschaft, und in ihr ragen, gar nicht weit von der See entfernt, die Türme von Brügge auf. Wenn wir dann von diesen Gestaden aus, was man heute an einem Tage kann, über Sluis nach Vlissingen herüberfahren auf einem der kleinen Schiffe, die direkt über die Scheldemündung führen, dann verstehen wir augenscheinlich, wie leicht es für die Schiffe war, nachdem sie ein ziemlich unwirtliches Gestade von Calais aus passiert hatten, hier einzumünden und am Scheldeufer irgendwo anzulegen. Dies wurde nun leicht gemacht und weiter ausgebaut, indem man von dem Orte Kadzand aus einen Kanal nach Brügge ausgrub. Dieser Kanal, von der Breite höchstens eines Versammlungssaales, besteht heute noch. Wenn man ihn von Brügge aus befährt hin durch das friedliche Entengries, das ihn bedeckt, auf einem alten verrosteten kleinen Dampfer — die zwei Male, die ich den Weg gefahren bin, jedesmal zusammen mit einigen Beginen, die an die stillen Orte nach Norden zu beten gingen — rechts und links die großen alten Rüsterbäume und die Schattenbäume der Ulmen, da ist man so recht in seinem historischen Element. Die Fahrt geht bis nach Damme. Damme war die alte Hafenstadt von Brügge und ist nun heute eine echte Handelsruine. Wenn Sie in Damme eintreten und über das spitzige Pflaster gehen, so kommen Sie auf einen groß angelegten Markt, auf dem heute aus neuester Zeit ein Denkmal des großen Dichters Maerlant steht, und aus alter Zeit liegt am Markte ein Rathaus von gewaltigen Dimensionen. Treten Sie ein, so kommen Sie in einen prachtvollen Saal, von dem ein kleines Stück abgetrennt ist als Café. Und sehen Sie dort neugierig über die Brüstung hinweg, so sehen Sie sich vor einem sonderbaren Bild. Der Saal wird jetzt als Scheune benutzt. In der Zeit, als ich ihn sah, waren friedliche Hühner beschäftigt, die letzten Körner des Jahreserdrusches aufzupicken, und von oben sahen all die Köpfe der lieben Propheten und Evangelisten aus den verzierten Enden der gotischen Balkendecke usw. der friedlichen Szene zu. Ähnlich steht es mit der Kirche des Ortes, oder wenigstens der Eindruck ist ein verwandter. Die Kirche ist in Ausmessungen projektiert, die fast an den Kölner Dom erinnern können. Aber fertiggeworden ist bloß der Chor, und auch der Chor allein ist für die Gemeinde von heute noch viel zu groß. Er ist nach dem Schiff zu mit einer Bretterwand abgeschlossen, und wenn man in ihm steht, so sieht man, wie von oben herunter, wie es einst im Kölner Dom auch der Fall war um 1820 oder 1830, Wasser triefen und wie sich grüne Moose angesetzt haben, die das Bild allerdings malerisch sehr lustig machen, aber architektonisch schädigen. Wenn man nun von Kadzand nach Brügge kam — es handelt sich hier um große Dinge des 13. Jahrhunderts; Dante spricht von ähnlichen Arbeiten wie den soeben geschilderten Kanal fast als eins der Weltwunder seiner Zeit — so näherte man sich dem Zentrum des westeuropäischen Handels. Aber Brügge brauche ich wohl nicht zu schildern. Wer von uns nach Belgien gekommen ist, kennt es mit seinem wundervollen alten Belfried, mit den herrlichen Kirchen und vor allen Dingen mit seinem Johannishospital, in dem im 15. Jahrhundert auch ein deutscher Maler, Hans Memling, freundlich verpflegt wurde. Von Memling besitzt das Hospital noch eine Reihe von Bildern, unter anderen auch solche, in denen die Nonnen der Zeit des Meisters dargestellt sind. Und wir können noch heute die Nonnen in derselben Tracht herumgehen sehen und die Kranken pflegen, in denen es die Vorfahrinnen im 15. Jahrhundert getan haben. Ja, meine Damen und Herren, das ist eines jener Abbilder der Ewigkeit in der Geschichte, wie sie nur große religiöse Beziehungen gewähren.

In Brügge also war das Sammelzentrum des west-



europäischen Handels, und von hier aus gingen die Waren oder konnten gehen weiter nach Osten. Dazu trat dann in Flandern sehr bald die Industrie, die vor allem in Ypern vorhanden war — nicht Eipern, Eipern gibt es in der Welt nicht: Jepern heißt der Ort flämisch, und Ypern ist die alte deutsche Form. Wenn Sie dahin kämen, da würden Sie sehen können — sie wird heute nicht mehr unverletzt da sein — eine wundervolle alte Halle, ein Gebäude allerersten Ranges von großer Ausdehnung für den Tuchmarkt. Ich kann hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Kurz, seit dem 11. Jahrhundert erhob sich hier in den Städten von Flandern wie auch in denen von Brabant ein gewaltiges bürgerliches Dasein.

An der Spitze nun dieser bürgerlichen Entwicklung, die in einzelnen Städten sehr bald einen Akzent der Selbständigkeit annahm, stand im Westen an entscheidendster Stelle der Graf von Flandern. Der Graf von Flandern wurde in folgendem Zusammenhange allmählich selbständig. Die staatsrechtlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche waren niemals ganz klar. Nur ein Teil von Flandern hat unbedingt sicher zum Reiche gehört, das sogenannte Reichsflandern, la Flandre de l'Empire. Ebenso gehörte wohl ein kleiner Teil des südlichen Flanderns zu Frankreich. Im übrigen aber suchte das Land eine ganz selbständige Stellung zwischen den großen nationalen Staatskörpern Frankreichs und Deutschlands und endlich auch Englands, wie sie dem Zeitalter der Nationalitätsentwicklung verdankt werden. Und nun sehen wir etwas erfolgen, was wir in verwandten Fällen beinahe regelmäßig beobachten können. Das interessanteste Parallelbeispiel gibt Venedig. Venedig ist groß geworden zwischen dem Reiche des Orients und dem Reiche des Okzidents, zwischen den beiden großen Welten des alten römischen Reiches, und ich möchte sagen, wie ein Bergsteiger etwa in den Dolomiten sich in einem Kamin in die Höhe schiebt, indem er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite seines Körpers stützt und so nach oben vorwärts drängt, so haben die klugen Kaufleute von Venedig — und nicht minder die klugen Kaufleute von Brügge, von Gent, von Ypern — sich vorwärts geholfen. Was die Flamen anging, so hielten sie es bald mit den Franzosen, bald mit den Deutschen, gelegentlich auch mit den Engländern. Die Hauptsache war: Vorwärts, immer weiter freier und selbständiger vorwärts.

In dieser Zeit, die ihre Höhe fand im 14. Jahrhundert, sind Flandern und Brabant zu jener herrlichen Kulturstufe emporgewachsen, die im Laufe des 15. Jahrhunderts in vollster Gleichheit und Ebenbürtigkeit fast mit Italien die höchste Kulturblüte der damaligen Zeit nördlich der Alpen überhaupt entwickelt hat. Dabei handelte es sich nicht bloß um die Städte, das ganze Land war befruchtet von den Städten. Und eben diesen Punkt müssen wir etwas genauer verfolgen. Denn wir kommen da auf Fragen, die uns heute auch nicht fernstehen.

Aus den großen Städten wurde viel Dünger auf das Land geschafft, und die Felder wurden befruchtet, und wir können heute noch sehen, wie der helle Sand, der ursprünglich zumeist vorhanden war, die schwarze Humus-Färbung der Gegenwart erhielt. Es gehört für den Kulturhistoriker, der die zahlreichen Bahnen in Belgien befährt, zu den interessantesten Beobachtungen, zu sehen, wie tief der Humus an den einzelnen Stellen ist, und je tiefer er ist, desto sicherer kann man sagen: Jetzt kommt eine neue, große Stadt. Auf dem so gepflegten platten Lande wurde nun der Bauer groß, der unsere Kolonisation des Ostens begonnen und getragen hat. Hier wurden die Methoden entwickelt, mit denen man über die ziemlich oberflächliche Form des Ausbaues durch die Slawen siegte und in unsere heutigen Bodentiefen vordrang. Von hier kamen die Leute, die die Goldene Aue zum ersten Male zu dem gemacht haben, was ihr Name heute bedeutet. Von der Unstrut aber ging es weiter über Flemmingen, in der Nähe von Naumburg, in das sächsische Land, gern im Gefolge der verschiedenen alten Zisterzienserklöster, mit denen man gemeinsam operierte, und von da aus entlang an dem Abschuß der Berge, des Erzgebirges, und durch ganz Schlesien hin. Wo so viel schwerer Boden und morastiges Land war, daß ein Slawe nicht recht unterkommen konnte, da zog der Germane ein und hielt fest, was ihm anvertraut wurde. Das sind die ersten großen Beziehungen zwischen dem Flamen und dem inneren Deutschland, und noch heute leben die Erinnerungen an sie unter den Flamen fort. Eins der merkwürdigsten Zeugnisse hierfür ist ein Lied: „Nach Ostland wollen wir fahren, da ist eine bessere Stätte" usw. Von hier haben also die Deutschen gelernt, schwere Böden zu beherrschen und in unseren Flurverfassungen, wie man sie so vielfach von den Eisenbahnen aus beobachten kann, ist das noch heute zu bemerken. Ich weiß nicht, ob einer von Ihnen gelegentlich dergleichen interessante Studien aufgenommen hat, wenn er auf hohem Damm durch ein Land fuhr und sah rechts und links die Fluren liegen, und fragt sich: Welcher Grad der Freiheit ist bei den Männern vorhanden gewesen, die gerade diese Flur schufen, welcher Grad der wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit? Das kann man alles bis auf kleine Schattierungen noch heute aus der Lage der Ackerstücke in der Flur ablesen. Wenn man das alles sieht, dann weiß man erst, welche Unsumme von Wohltat damals durch Flamen in unser Land gekommen ist, wenn sich auch zahlreiche innerdeutsche Kräfte und je länger je mehr am Ausbau des Landes beteiligt haben.

Daneben aber bestand die städtische Kultur. Große Städte in den flämischen Gegenden fingen an, sich in der Weise der italienischen Kommunen zu entwickeln. Eine Demokratie wächst empor. Große Heere werden gebildet. Wie die Demokratie immer auf äußeren Prunk sieht, so entsteht eine wunderbare Architektur. Große Kämpfe werden geführt, und eine äußere politische Geschichte, so reich wie wenige in deutschen Landen und doch bei uns nur wenig bekannt, wächst herauf. Wir haben darüber ein klassisches, leider, soviel ich weiß, noch nicht ins Deutsche übersetztes Buch von Vanderkindere: „Le siècle des Artevelde". Die Artevelde sind die großen demokratischen Kämpfer von Gent in dieser Zeit gewesen. Was wir aber, meine Damen und Herren, alle kennen, das ist die Blüte künstlerischer Kultur, die diesen Zusammenhängen entsproß. Die sogenannte niederländische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, die doch noch so deutsch war und in Kunstgeschichten niemals von dem Vortrag der deutschen Kunst getrennt werden sollte, gehört diesen Kreisen an. Wenn Sie das Emporkommen der Genies, der van Eycks verstehen wollen, werden Sie ohne weiteres sagen: Jahrhunderte einer selbständigen Kultur müssen der Höhe auch nur der technischen Kenntnisse, allein schon der perspektivistischen Erfahrungen dieser Meister vorausgegangen sein. Das ist schon um 1430 geschehen. Schon zu dieser Zeit ist die flämische Entwicklung auf dem Gipfel, und schon ging es mit vollen Kräften in eine neue Zeit, in die neueste Zeit unserer Geschichte hinein. Von da haben wir dann die ununterbrochene Reihenfolge großer Künstler vor uns, über Roger van der Weyden

ab, der allerdings seinerseits halb Wallone war (Rogelet de la Pasture), und von da herüber nach den späteren, so z. B. Hans Memling aus der Gegend von Aschaffenburg, dem Brügger, von dem ich Ihnen schon erzählte, und die Reihe läuft fort, bis ungefähr in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wenn auch zuletzt sich schon italienische Einflüsse geltend machen. Nun, das sind sehr bekannte Dinge. Aber daneben steht jene eigentümliche Ausbildung des Style flamboyant der Gotik, die man fast nur in Belgien studieren kann, also eine eigene Architektur. Daneben steht die ungeheure Weltkenntnis, die sich in den Handelstätten allmählich anhäuft, der Reichtum der Reisen und kaufmännischen Entdeckungen. Ich möchte nur eins anführen, die Tatsache, daß die Kanarischen Inseln in dieser Zeit das flämische Eiland hießen. Daneben steht die herrliche Entwicklung der Musik von Ockeghavn und über ihn hinaus jene Entwicklung der Musik, die in Italien alles andere überflutete, für die päpstliche Kapelle maßgebend wurde und für die Sängerschaft von Venedig, und ein Einfluß der Malerei, der bis nach Portugal hin flämische Schulen entstehen ließ. Das sind die großen Zeiten, das ist das, was Hoffmann von Fallersleben in seinem vorhin gesungenen Lied mit dem Wort „alte Herrlichkeit" bezeichnet, das sind die großen Dinge, in denen heute noch die Flamen wurzeln, und das ist eine Seite der deutschen Geschichte, die aus unserer Geschichte auszuscheiden ein Unrecht ist. Denn es ist nicht richtig, wenn man hier schon von einer besonderen national-flämischen Entwicklung spricht. Deutsch ist, was hier geschah. Die Fortsetzung aller dieser Dinge in der Musik wie in der Malerei und darüber hinaus, teilweise sogar in der Architektur, hat in Deutschland stattgefunden. Man darf als Deutscher diese Kultur nicht fallen lassen.

Auch in dem Gebiet der Literatur ist das nicht möglich. Auch hier gehen die Flamen voran, vor allen Dingen in der Entwicklung früher Formen der Satire, in der frühesten Entwicklung unseres Dramas, an allen den Stellen, wo man in der Dichtung eine feinere Nuancierung der Persönlichkeit, eine stärkere Menschenkenntnis zu entwickeln begann, wo neue Formen der Darstellung seelischen Lebens sich einstellten, wo zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, Personen auf die Bühne zu stellen und ihnen zu befehlen, sie möchten laufen. Ja, sie liefen — noch sehr notdürftig, aber immerhin. Die Courage vor allen Dingen der Dichter, sie laufen zu lassen, die war da.

Im 15. und 16. Jahrhundert entwickelten sich die europäischen Nationen weiter. Sie stiegen auf Kulturhöhen, für deren Durchbildung eine große Bevölkerung Voraussetzung ist, und da konnte der kleine Stamm der Flamen nicht mehr mit. Weiterhin trat die Schädigung ein, die die Nordniederländer, die Holländer von heute, und die Südniederländer auf dem Gebiet des religiösen Bekenntnisses auseinanderriß, und auch sonst traten Schwierigkeiten der nationalen Entwicklung hervor, die wir am besten übersehen werden, wenn wir die politische Geschichte in das Gebiet der Kulturgeschichte einbeziehen. Der Übergang zur Neuzeit erfolgte in Frankreich früher als in irgendeinem anderen Volke jenseits der Alpen. Schon Ende des 14. Jahrhunderts sind die Franzosen weit entwickelt, während sie nachher im 16. Jahrhundert versagen und namentlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht entfernt an unsere große Kultur heranreichen. Aber in dieser Frühzeit sind sie uns voraus, und das hat für den Norden Frankreichs und für Flandern das Eindringen des französischen politischen Einflusses zur Folge, und zwar in der Form des Vordringens der Herzöge von Burgund. Die Burgunder werden die Herren von Flandern. Es trat mit der burgundischen Herrschaft an und für sich eine Erhöhung noch der flämischen Blütezeit an, aber es ist schon eine Mischzeit, der französische Einfluß zwingt gewisse Teile der flämischen Kultur in fremde Formen. Allerdings, die Burgunder nehmen nach einem Jahrhundert Abschied, und die letzte Erbtochter der Burgunder, Maria, wird bekanntlich die Gemahlin Kaiser Maximilians I. Damit beginnt nun in gewissem Sinne oder hätte beginnen können ein deutscher Einfluß. Aber in diesem Augenblick ging das Reich zurück, und so war der deutsche Einfluß gering. Österreich hat dann die südlichen Niederlande Jahrhunderte hindurch festgehalten, bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts, bis zur französischen Revolution. Aber kulturell waren diese Zeiten nur die einer Nachblüte, wenn auch einer reichen, die etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Zeit von Rubens in der Herrschaft der sogenannten Erbherzöge gipfelten.

Wir treten über die Schwelle der Pforten der neuesten Zeit. Sie ist durch folgendes bezeichnet. Während eine gewisse Ruheseligkeit in Belgien eintrat, spielte sich der ungeheure Kampf ab, der nach dem Zerfall der nordniederländischen Seeherrschaft die Frage nach dem Überwiegen, sei es der französischen, sei es der englischen Seeherrschaft, entscheiden sollte. Westeuropa ist also in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Gebiet fast ununterbrochener Kriege, bis schließlich mit dem Frieden von Paris (1815) das Übergewicht Englands entschieden ist. Dies Übergewicht wird für Europa am stärksten charakterisiert durch die Neutralisierung von Belgien und Holland, die damals noch längere Zeit einen Staat bildeten. Aber auch nach ihrer Trennung ist das so geblieben. Diese Neutralisierung Belgiens und Hollands — davon braucht heute ja kaum noch geredet zu werden — ist nur eine Redensart für die Tatsache, daß England diese beiden Länder als den Brückenkopf seines kontinentalen Einflusses gewonnen hatte. Daher kommt auch die großartige Besorgtheit Englands für die Neutralität Belgiens. Belgien ist zwar kein englisches Land, es liegt jedoch sehr — aber hier darf ich eigentlich nicht fortfahren, das ist durch das Generalkommando verboten; wir kommen aber darauf doch noch mit einigen Punkten, wenigstens mit zwei Worten zu sprechen, aber nur per rosam. Nun also, da haben wir diesen politischen und militärischen Zusammenhang Belgien mit England. Ihm gegenüber konnte und kann es England ganz gleichgültig sein, ob Belgien französischen Einflüssen unterliegt oder nicht. Im Gegenteil, da durch den Vormarsch der französischen Kultur die inneren Schwierigkeiten im Lande vermehrt werden und Belgien um so mehr „schutzbedürftig" wird, so konnte England das Vordringen der Franzosen eher angenehm sein. Seit dem Jahre 1815 setzt also in Belgien in steigendem Maße eine französische Kulturpolitik ein, die darauf hinausläuft über die Wallonen hinaus einschließlich der Flamen — denen eine andere als französische Qualität abgesprochen wird, denn sie seien Belgier und schon zu Cäsars Zeit und dann in der Zeit des römischen Reiches in Gallien dazu bestimmt gewesen, einmal Romanen zu werden — so setzt eine Propaganda ein, die beide

Stämme zugleich mit einer Reinzucht französischer Kultur bedecken will.

Dagegen, wie gegen Französierungsbestrebungen der Wallonen, die damit Hand in Hand gingen, haben nun die Flamen sich gewehrt. Aber, meine Damen und Herren, sie haben sich gewehrt auf dem gesetzlichen Wege, sie haben gewisse Gleichberechtigungen für ihre Sprache durchgesetzt auf dem Papier. In der Praxis ist mindestens der französische Einfluß immer weiter gegangen. Die Flamen selbst sprechen unter sich, wenn sie fein sein wollen, meistens Französisch, und die Konversation im Flämischen wird den Beziehungen zwischen Herrn und Dienstboten überwiesen.

In dieser ganzen Bewegung sind namentlich in den letzten zehn Jahren von den Franzosen enorme Fortschritte gemacht worden durch die großen Weltausstellungen von Brüssel, vorher schon Lüttich und Gent. Da haben die Franzosen Unendliches getan; um uns zu besiegen — und wir waren in Gent, im entscheidenden Falle, nicht einmal am Platze.

Wenn wir nun zu einem sehr kurzen dritten Teil unserer Betrachtung nach der zentralen geschichtlichen Betrachtung übergehen wollen, zu einem Teil der praktischen Anwendung und der zukünftigen Hoffnungen, so werden wir, um vorwärts zu kommen, vor allen Dingen von unseren Fehlern ausgehen müssen. Es liegt, meine Damen und Herren, hier so, wie an so unendlich vielen Stellen in der Welt. Wir glauben, in auswärtigen Dingen sei es mit bloßer Machtpolitik getan. Das ist ein ganz grober Fehler, den ein Historiker mit drei Kreuzen ankreuzen muß. Es ist ein gänzliches Mißverstehen alles dessen, was geschichtlich bisher geschehen ist. Die Geschichte ist die Entwicklung der menschlichen Seele zu höheren Formen. Das hat an und für sich überhaupt nichts mit Machtpolitik zu tun. Man gewinnt kein Volk durch Machtpolitik. Man gewinnt es deshalb auch nicht durch einseitige Wirtschaftspolitik. Ja, auf zehn Jahre vielleicht; dann merken die Leute wohl, wer gewinnt und wer verliert in den wirtschaftlichen Beziehungen. Meine Damen und Herren! Wo man nicht die Beziehungen des Herzens sprechen lassen kann, da darf man auf keinen Gewinn für immer rechnen. Wir aber haben in unserer äußeren Politik hierfür nicht die Organe; es ist auch gar kein Verständnis dafür, daß diese Organe geschaffen werden müssen. Glauben Sie mir: ich weiß sehr genau, was ich sage. Eine solche Politik ist einseitig und kann niemals zu etwas Großem führen. Langsam erst dringt die Überzeugung durch, daß nur eine weite Politik, die die Herzen öffnet und selbst ein offenes Herz hat und die Dinge aus dem größten Maßstab nimmt und nicht mehr den Maßstab auf irgendeinen beliebigen kleinen Zweck, uns überhaupt vorwärts führt. Nehmen Sie die Türken. Glauben Sie, daß wir die behalten werden, wenn wir ihnen nicht zeigen, daß wir ein Herz für sie haben? Glauben Sie, daß wir sie damit gewinnen, daß wir sie kritisieren, ob sie in dem einen oder dem andern Fall richtig gehandelt haben oder nicht? Ich könnte dieselben Beobachtungen machen etwas näher an uns heran, bei den Nachbarn zwischen den Türken und uns. Ich unterlasse es.

Auf diesem Gebiet hat unsere Nation alles noch zu lernen und die dem Deutschen so wunderbar angeborenen Eigenschaften des Herzens wieder zu ihrer ursprünglichen großen und einfachen Sicherheit zu entwickeln. Darin werden wir weiterkommen müssen. An mehr als einem Ort, wo Engländer und Deutsche konkurrieren, hat sich herausgestellt, daß die fremde Nation sich lieber zu unseren Feinden hält, weil sie dort mehr Herz findet. Es ist auch nicht mit der sogenannten Disziplinierung getan. Jawohl, Belgien braucht Disziplinierung, das ist keine Frage, denn eine so ungezogene Bande von Jungen, wie sie in Belgien und neuerdings auch in Holland herumläuft, wird man auf der Erde sonst vergebens suchen. Da muß durchgegriffen werden, aber auch aus einem Herzen voller Liebe, denn auf dem Gebiet der Erziehung ist Liebe streng. Wenn ich wahre Liebe habe, halte ich mich für legitimiert, auch aus dieser Liebe heraus Ordnung zu schaffen.

Sieht man nun danach die Fragen der nächsten Zukunft an, so ist ja gar kein Zweifel, daß, wenn wir uns in Belgien irgendwie tätig behaupten wollen, jetzt während des Kampfes man eben mit dem freien und offenen Herzen des Erziehers zunächst und vor allen Dingen an die Flamen herangehen sollte. Im ganzen scheint das zu geschehen. Sind meine Nachrichten richtig — und ich habe Grund, das anzunehmen — so ist das Nötige namentlich für die unteren Klassen geschehen. Es geht aber schon so weit, daß sich z. B. bereits auch flämische Studenten an mich gewandt haben, die sagen: „Was soll aus unserm armen Volk — oder wie ich in diesen Tagen einen Brief erhielt, ‚unserm verbasterten Volk' — aus unserm in die Enge getriebenen Volk werden?" Wir müssen doch sehen, wie wir Anschluß bekommen. Es wäre wohl zu überlegen, ob man derartige Studenten, die augenblicklich zu Hause doch nichts lernen, nicht vielleicht auf ein paar Semester einer kleinen deutschen Universität zuschickte. Es wird natürlich nicht immer lohnen. „Etzliches fällt unter die Dornen." Aber an einzelnen Stellen wird es doch fruchten. Man könnte also in dieser Sache sehr wohl vorgehen. Die führenden Schichten — das ist klar — sind einstweilen nicht zu haben. Sie verleugnen jede Freundschaft, die sie mit Deutschen gehabt haben, und ich weiß, daß man sich vor Freunden, die dort waren, verleugnet hat, wenn sie auch nur Anstandsbesuche machen wollten. Also da wird man warten müssen. Nur Geduld mit solchen.

Nun aber kommt doch die fatale Stelle, über die ich nichts sagen darf. Was sollen wir denn in der äußeren Politik anfangen? Ich glaube aber, ich kann es doch sagen, wenn auch etwas hinten herum. Ich glaube, darin werden Sie mit mir übereinstimmen: unsere Nation sollte fest und einig bleiben in dem, was sie ist. Wir wollen nicht einen allgemeinen germanischen Mischmasch machen. Wir können auch kein europäisches Indien gebrauchen, wo jeder aus seinem Topf ißt. Wir müssen für uns feststehen, und dann müssen wir sehen, ob dieser oder jener Gefallen findet, sich uns in dieser oder jener losen Form der Konföderation anzuschließen. Und hier die richtigen Formen zu finden, Formen der Liebe und des Herzens und deshalb praktische Formen, das wird die Aufgabe einer großen Weisheit sein. Da wird Belgien vielleicht auch mit unterschlüpfen. Wir dürfen dabei nicht verkennen, daß dies eine einfache Konsequenz der geschichtlichen Entwicklung ist, nicht etwa eine ausgeklügelte Spekulation über das Ende des Krieges.

Das wären so einige mehr praktische Fragen. Zu ihrer Erörterung könnten wir noch lange fortfahren, meine Damen und Herren, und dabei namentlich zu berücksichtigen suchen, was die Geschichte an großen Lehren für eine starke innere und äußere Politik gegenüber Belgien darbietet. Aber hier müssen wir uns augenblicklich

noch allein auf die Weisheit unserer Behörden und auf die Weisheit aller derjenigen verlassen, die in Treue und Ergebenheit echt deutsche Werke männlich zu fördern berufen sind. Wir können da nichts weiter tun, als mit einem schönen Liede, deren wir ja glücklicherweise jetzt so viele neue haben, uns nochmals klarmachen: Wir müssen Geduld üben. Wir können reden, aber das ist eben reden. Im übrigen heißt es für uns: Haltet aus!

* * *

(Folgte unter Orgelbegleitung der gemeinsame Gesang des Liedes: „O Deutschland, hoch in Ehren" mit dem Rundgesang: „Haltet aus!")

Schule und Krieg.

Von Stadt- und Kreisschulinspektor Dr. Schepp, Berlin.

In kurzer Zeit wird die Ausstellung „Schule und Krieg" in Berlin eröffnet werden. Sie ist ein Beweis dafür, daß die Schule unbedingt Stellung zum Krieg nehmen muß und auch energisch genommen hat. Es sind bereits die Stimmen derjenigen verstummt, die da meinten, beide hätten nichts miteinander zu tun; die Ziele der Pädagogik wären die gleichen, ob wir uns nun im Krieg oder im Frieden befänden. Wenn die Schule achtlos an dem Krieg vorübergegangen wäre, so würde sie m. E. auf einen bedeutsamen Faktor für das Gelingen ihrer Arbeit verzichtet haben. Sie würde aber von der Jugend selbst zur Stellungnahme gezwungen werden. Denn die Jugend nimmt aus eigenem Antrieb Stellung zu den großen Ereignissen der Gegenwart. Greift die Schule dabei nicht helfend und verbessernd ein, so wird leicht Gefühl und Verstand mißleitet, und die erhabene Zeit wird statt eines Erziehers eine Quelle der Charakterverderbnis, eine Hemmung für die Schularbeit. Daher stimme ich Herrn Prof. Th. Ziegler bei, der da sagt: „Die Schule ist gezwungen, zu den Ereignissen des Tages Stellung zu nehmen."

Die Stellungnahme der Jugend und damit auch der Schule ist allerdings eine verschiedenartige; sie richtet sich nach dem Alter, der Herkunft, dem Geschlecht, der Umgebung des Ortes, der Gattung der Schule u. a. m.

Das kleine Kind erfreut sich rein an dem Anblick der vielen Soldaten, Kanonen usw. Es hat Wohlgefallen an dem gleichen Takt der Marschkolonnen. Das Soldatenspiel wird jetzt mit größerem Eifer und auch mit besserer Ausrüstung betrieben. Von dem eigentlichen Krieg hat es nur eine dämmernde Ahnung.

Bei dem jungen Schulknaben bis etwa zum 10. oder 12. Lebensjahr liegt der Schwerpunkt in der einzelnen Begebenheit. Er „fühlt" nur die Wichtigkeit und Bedeutung des Krieges. Er kennt den Gegensatz von Freund und Feind und weiß auch einige Länder zu nennen, die „uns helfen". Es interessiert ihn aber nur der einzelne Kampf, der einzelne Held, die Aktion eines einzelnen Luftschiffes. Alle tiefergehenden Beziehungen, wie Gegensatz der Rassen- und Kulturauffassung, liegen jenseit seines Verständnisses.

Die oberste Stufe des Jugendalters ist dagegen durch den genossenen Unterricht weit eher befähigt, in die inneren Zusammenhänge und Ursachen einzudringen. Die Kinder dieser Stufe wissen schon etwas über die Entwicklung von Deutschlands Handel, Industrie und Verkehr; sie wissen auch, daß wir ein scharfer Konkurrent Englands auf dem Weltmarkt geworden waren. Aus diesen nur kurz angedeuteten Gesichtspunkten heraus ist es den Kindern möglich, sich eine Vorstellung von den geheimen Triebkräften zu diesem Weltkrieg zu machen.

Nun wird gesagt, man dürfe die Gelegenheit zur Besprechung des Krieges nicht an den Haaren herbeiziehen. Der Meinung bin ich auch. Ich glaube aber, daß es gar nicht nötig ist, diese Warnung auszusprechen. Eine andere ist viel eher am Platz. Die Gelegenheiten dazu sind so zahlreich, so mannigfaltig, daß man deren zu viel hat und auf eine sorgfältige Auswahl und Sichtung bedacht sein muß, um nicht den Fortgang des lehrplanmäßigen Unterrichts zu stören oder zu erschweren. Denn darauf muß unbedingt gehalten werden, daß nicht eine Verplemperung und Vertrödelung der Zeit eintritt, sondern daß die Pensen in gewissen Fächern möglichst vollständig erledigt werden. Das ist schon schon aus dem einen Grund notwendig, damit die Lücken, die der Krieg in die Reihen unserer Intelligenz reißt, nach dem Krieg bald wieder ausgefüllt werden können, damit wir konkurrenzfähig gegenüber dem Ausland bleiben. Was aber im Unterricht geändert werden kann und muß, das ist die Art und Weise der Behandlung gewisser Lehrstoffe, die Heranziehung von Beispielen u. dgl. m. Auf die einzelnen Lehrfächer einzugehen, muß ich mir mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum versagen. Ich will nur kurz darauf hinweisen, daß manchmal etwas behandelt werden darf und muß, was nicht in dem amtlich abgestempelten Stoffverzeichnis steht.

Vor allem müssen die Kinder im allgemeinen verstehen lernen, wie Deutschland sich entwickelt hat: 1866 wurde um die Vormachtstellung Preußens in Deutschland gekämpft, 1870-71 errangen wir die Einheit und Großmachtstellung Deutschlands in Europa, in dem jetzigen Krieg gilt es, seine Weltmachtstellung zu sichern und auszudehnen. Die Schüler müssen auch erkennen, daß wir den Kampf für die Wahrheit und für das Recht führen gegen Lug und Trug und gegen die britische „bronzestirnige Heuchelei", daß bei uns die Treue noch nicht zum leeren Wahn geworden ist, sondern daß wir fest und unerschütterlich zu unserm Bundesgenossen stehen, daß deutsch sein heißt: wahrhaftig und wahr sein bis in die tiefste Seele. Sie müssen erfahren, daß wir für den Frieden kämpfen; nicht etwa aus reiner Eroberungslust wie Rußland, aus Rachsucht wie Frankreich und vollends nicht um den schäbigen Penny wie England. Sie müssen auch erkennen, daß wir Ellbogenfreiheit in der Welt und besonders auf dem Meer für unsern Handel haben müssen.

Das sind allgemeine Gedanken, die dem Kind in Fleisch und Blut übergehen sollen, und die den Leitstern für die spezielle Behandlung des Krieges bilden müssen. In den einzelnen Unterrichtsfächern bietet sich genug Gelegenheit, den Krieg und seine Ereignisse kurz heranzuziehen.

Im folgenden sollen nur noch einige Fragen besprochen werden, die direkt mit dem Unterricht nichts zu tun haben, deren sachgemäße Erledigung ich aber im Interesse der Erziehung für durchaus notwendig halte.



Die Hochzeitsgesellschaft: 1. Privatsekretär Doerbandt, 2. Fürst Otto v. Bismarck, 3. Graf Gottfried v. Bismarck, 4. Gräfin Dorothee v. Bismarck (Tochter von Graf Wilhelm † v. Bismarck), 5. die Braut, 6. der Bräutigam, 7. Gräfin Gödela v. Bismarck, 8. Graf Plessen, 9. Gräfin Plessen, 10. Gräfin Hoyos.

Phot. Thiele.

Vor der Gruftkapelle: Das Brautpaar Rittmeister Leopold von Bredow und Gräfin Hannah von Bismarck und Gräfinnen Dorothee und Gödela v. Bismarck.

Kriegstrauung in Friedrichsruh.

Als zu Beginn des Krieges unsere Truppen von Sieg zu Sieg eilten, da überstürzten sich in unseren Schulen die unterrichtsfreien Tage. Es wurde dann angeordnet, daß in den Schulen an einem solchen Tag eine Siegesfeier stattzufinden habe, was aber manchmal mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da die Zeit zur Vorbereitung der Rede und der ganzen Feier fehlte. Die Mitteilung, daß schulfrei ist, erfolgt nämlich meist erst am Morgen desselben Tages. Manchmal gelingt ja eine solche improvisierte Feier besser und gestaltet sich wirkungsvoller als eine vorbereitete, aber derartige Fälle dürften doch zu den Ausnahmen zu rechnen sein.. Daher halte ich es für besser, man lasse derartige schulfreie Tage nur selten, bei ganz wichtigen Schlußentscheidungen, zu und mache sie dann aber auch ganz frei. Am andern Tag findet dann eine gemeinsame Feier statt, und das Ergebnis und seine Bedeutung wird in den einzelnen Klassen besprochen und gewürdigt. Die Kinder werden davon entschieden mehr Gewinn haben.

Unsere Schuljugend hat sich in hervorragendem Maß an den Sammlungen für unser Heer, besonders aber an den Metall- und Goldsammlungen beteiligt. Es ist das mit großer Freude zu begrüßen. Das Pflichtbewußtsein und der Opfersinn dem Vaterland gegenüber werden dadurch gestärkt. Manchmal konnte ich dabei beobachten, wie schwer dem Kind die Trennung von den Bleisoldaten oder der Mundharmonika wurde. Aber es gab, weil das Vaterland es forderte. So fand sich bei einer Mundharmonika folgendes kleine Gedicht:

„Und wenn dein Vaterlandslied erklingt,
Und euch das Gefecht recht tapfer gelingt,
Dann denkt an den, der dieses gab:
Es ist mein Liebstes, was ich hab."

Nach meiner Meinung hat sich bei den Goldsammlungen eine Unsitte eingeschlichen, die ich kürzlich in der Öffentlichkeit als „pädagogischen Unfug" bezeichnet habe: das vollständige Freigeben von Schultagen für eine bestimmte Summe Gold. Ich habe nichts dagegen, wenn in einzelnen Fällen ein lehrreicher oder die Gesundheit fördernder Ausflug eingelegt wird, von dem aber alle Klassen etwas haben müssen. Durchaus verkehrt ist es aber, ganz freie Tage für einzelne Klassen zu geben, weil sie eine bestimmte Summe abgeliefert haben. Es ist doch wohl meist vom reinen Zufall und nicht nur von dem Eifer der einzelnen Schüler abhängig, wenn wirklich in einer Klasse die festgesetzte Summe erreicht wird. Die andere Klasse kann ebenso wacker gearbeitet und doch das erstrebte Ziel nicht erreicht haben. Muß sie sich da nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlen? Wenn nun in der Presse eingewendet worden ist: Unsere Soldaten erhalten doch als Belohnung auch das Eiserne Kreuz, so halte ich dem entgegen: Beides ist gar nicht miteinander zu vergleichen. Das Eiserne Kreuz ist eine ideelle Belohnung und bedingt keine Entbindung von der vorgeschriebenen Pflichterfüllung, was aber bei dem schulfreien Tag der Fall ist. Darum erhebe ich nochmals die Forderung: Fort mit den schulfreien Tagen in der angegebenen Weise!

Die Sammlung von Geld in den Schulen erfordert große Vorsicht und Feingefühl. Im allgemeinen kann man sie aber nicht verbieten. Das gesammelte Geld, an dem auch die Lehrerkollegien beteiligt sind, wird in vielen Volkschulen dazu verwandt, Liebesgaben an die Väter und sonstigen Angehörigen der Schulkinder zu senden. Ich halte das für eine äußerst segensreiche Einrichtung, weil dadurch ein Bindeglied zwischen Schule und Elternhaus geschaffen wird, an dem es bisher vielfach fehlte. Die für die Liebesgaben eingehenden Dankesbriefe lassen erkennen, daß diese hergestellten Beziehungen auch in Zukunft der Entfremdung, die zwischen Schule und Elternhaus in den Großstädten vielfach eingetreten war, wirksam entgegenarbeiten werden zum Segen unserer Jugend und des Vaterlandes.

In ihrem Bestreben, unsere Getreidevorräte zu strecken, hatten sich einige Großberliner Direktoren höherer Lehranstalten verleiten lassen, das zweite Frühstück in ihren Schulen ganz zu verbieten. Eine vielleicht gut gemeinte, aber durchaus verkehrte Maßnahme! Unsere Jugend braucht in den Entwicklungsjahren verhältnismäßig mehr zum Aufbau des Körpers als die Erwachsenen. Ihnen das zweite Frühstück verbieten heißt, sie in ihrer körperlichen Entwicklung hemmen! Man halte sie zur Sparsamkeit an und warne oft und eindringlich vor der Verschwendung und der Vergeudung. „Ein deutscher Junge nascht nicht mehr, er spart und sorgt fürs deutsche Heer." Dieser Spruch, an mehreren Stellen des Schulhauses angebracht, und das Wort des Lehrers wirken ihr Gutes auch in bezug auf das Sparen des Brotes, wie jeder Eingeweihte sich zu überzeugen genug Gelegenheit hat.

Nun zum Schluß noch ein Wort über unsere militärischen Jugendkompagnien. Ich halte diese Einrichtung für etwas Notwendiges und Segensreiches. Aber in einer Zeit, in der man so gern Fichte im Mund führt und auf sein Beispiel und seine „Reden an die deutsche Nation" hinweist, sollte man sich davor hüten, in die militärische Jugendorganisation etwas künstlich hineinzutragen, was wir seit Beginn des Krieges glücklich überwunden haben: die konfessionelle und soziale Spaltung, die nicht dazu beiträgt, den Sinn für das allen Schichten gemeinsame Volkstum in den Gemütern entwickeln zu helfen und den Geist der Kameradschaft zu pflegen, die alle Angehörigen unserer Wehrmacht verbinden und deshalb schon in die Herzen der Jugend gepflanzt werden soll. Daß sich auch mit sozial und konfessionell gemischten Jugendkompagnien Gutes, sogar sehr Gutes erreichen läßt, beweist ein Brief, den ich aus einer Provinzialhauptstadt des Ostens erhielt. In dem Brief heißt es u. a.: „Ich habe mit dieser gemischten Kompagnie die allerbesten Erfahrungen gemacht. Die jungen Leute sind wirklich eine Kompagnie, die durch dick und dünn zusammenhält und starken Korpsgeist besitzt. Gerade die Gymnasiasten sind stolz darauf, in dieser gemischten Kompagnie zu sein." Sorgen wir also durch weiteren Ausbau derartiger Kompagnien dafür, wie es auch die beteiligten Ministerien fordern, daß die Klassen- und konfessionellen Gegensätze überbrückt, gemildert und gemäßigt werden. Bringen wir unserer Jugend vor allen Dingen das Bewußtsein des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Pflichterfüllung ihm gegenüber bei, das reine Staatsbürgerbewußtsein. Junge Leute, die da wissen: das Heer sind wir, der Staat sind wir, das Volk sind wir, die werden sich auch schnell, sicher und willig an die scharfe Disziplin des Heeres gewöhnen; das Wir-Bewußtsein wird sie zu höchster Pflichtanstrengung und gewissenhaftester Pflichterfüllung anspornen und befähigen. Wenn der uns frevelhaft aufgezwungene Krieg einen derartigen Erfolg zeitigt, dann ist er, von anderm abgesehen, nicht umsonst geführt worden, und dann können wir mit froher Zuversicht der Zukunft entgegenblicken.

Im Schutze der Gulaschkanone.

Von Else von Boetticher.

Wie anders sehen die Ausstellungshallen am Zoo heute aus als vor Jahresfrist! Damals leuchteten sie in orange und smaragdblauer Farbenpracht. Blumengewinde zogen sich von Pfeiler zu Pfeiler. Flatternde Wimpel und lodernde Flammenbecken, schmelzende Tanzweisen und bunte Plakate luden das Publikum ein, sich im Zeichen der Maske und Palette zu vergnügen. Üppige Frauen drehten sich verführerisch im Tango; Sektpfropfen knallten. Alle, die der Öde ihres Arbeitsdaseins für kurze Zeit entrinnen oder ihrer Eitelkeit opfern wollten, suchten hier im Zeichen der Kunst ihre Lebensimpulse zu verstärken, gaben sich dem Taumel eines sorglosen Genusses hin.

Der Krieg hat die Kunst von dem Ehrenplatz verdrängt, den sie als Spenderin der höchsten Lebensfreuden in manch genießerischem Dasein einnahm. Für die Männer ist an ihre Stelle der rauhe, unbarmherzige Kampf getreten; für uns Frauen aber gibt es heute nur noch ein Schlagwort: die Küche. Und in der Ausstellung „Die Kriegsküche" am Zoo vereinigt sich alles, was die jüngste Zeit uns an neuen Werten brachte — finden wir ein getreues Abbild der Umwandlung unseres Seins.

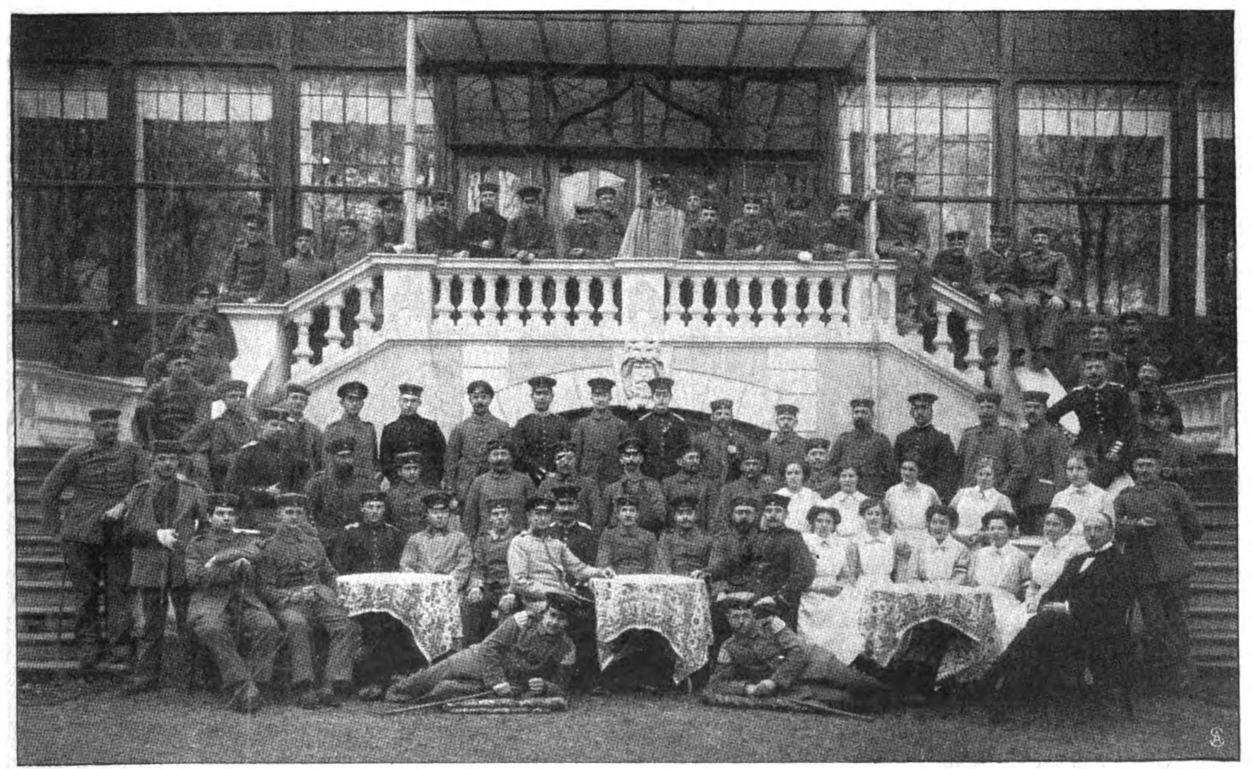
In schlichtes Feldgrau ist die Riesenhalle gekleidet. An den Emporen prangt als einziger Schmuck das Eiserne Kreuz. Nur an den Pfeilern hängen schwarzweißrote oder schwarzgelbe Fahnen, schimmert der weiße Halbmond auf rotem Grund. Unverhüllt ist das graue Eisenwerk der Decke. In der Mitte der Halle ragt ein Obelisk, in ernstes Tannengrün gehüllt, empor, auf ihm eine Kaiserkrone. Kreuzförmig gehen von hier vier Tannengewinde aus.

Abends erstrahlen wie goldene Perlenreihen kleine elektrische Flämmchen am Obelisk, der Krone und dem dunklen Tannenkreuz. Hier und da leuchtet in ihrem Schein ein schwarzweißrotes Band auf. Es scheint jedoch über einem grauen Meer zu schweben. Denn das Feldgrau hat auch hier alle bunten Töne der Vergangenheit überwunden.

Wo einst kokette Frauen in duftigen Seidengewändern tanzten, herrscht ein Gewoge von feldgrauen Uniformen. An langen Tischen sitzen die Tapferen, die zur Erholung oder zur Heilung ihrer Wunden in die Heimat gesandt wurden und nun bald wieder ins Feld ziehen müssen. Von den Sammelstellen werden sie täglich zur Massenspeisung hierher gesandt. Jeder hat die Schüssel mit dampfendem Essen und den Bierkrug vor sich. Manchem sieht man noch die überstandenen Leiden an. Die meisten aber schauen frisch und munter darein und verzehren unter Lachen und Plaudern ihr Mahl, während das Orchester flotte Marschmusik erschallen läßt und ein volltönender Männerchor vaterländische Weisen singt.

Als die Näpfe geleert sind, entsteht eine Unruhe unter ihnen. Sie erheben sich von ihren Plätzen, bilden lange Reihen und streben, alle vom gleichen starken Willen beseelt, der Gulaschkanone zu, der Spenderin so vieler Soldatenfreuden, die den Ehrenplatz in der Halle einnimmt.

Heute gibt es Eisbein. Dazu Kartoffeln und Sauerkraut. Mit strahlenden Mienen empfängt jeder seine Ration. Ein großer Schwarm von Müttern und Hausfrauen schaut neugierig zu. „Jetzt wissen wir doch, wie



Phot. Hemmelskamp.

Lazarettinsassen auf der Kursaaltreppe in dem Radium-Solbad Rothenfelde am Teutoburger Walde.



Fritz sich sein Essen holt", lispelt befriedigt ein Mütterlein. Sie will alles sehen, den kleinen Kaffeekessel neben dem großen Fleischkessel, die Fleischhackmaschine, den Kaffeeröster, den Kasten für die Feuerung und für die Putzlappen. Der schmucke Soldat, der den Erklärer spielt, muß ungezählte Male am Tage die Geheimnisse der Gulaschkanone erläutern. Er findet immer dankbare Hörer.

Einen Erholungsraum für unsere Feldgrauen hat der Verlag August Scherl in einer Seitennische eingerichtet. An vier Billards, die nur von Soldaten benutzt werden dürfen, unterhalten sich die Genesenden. Lustig klappern die Bälle, eifrig werden die Gewinne gezählt, und eine Stimmung ruhigen Behagens herrscht in dem freundlichen Gemach, das mit einem Fries von Kriegsbildern und mit den wirkungsvollen Plakaten des Verlages geziert ist. Auf einem Rohrstuhl hält ein Feldgrauer ein Nachmittagsnickerchen, andere sind an den Lesetischen in das Studium des „Lokal-Anzeiger", des „Tag" und anderer Scherlscher Blätter vertieft. Auf einem Tisch prangen die neuesten Aufnahmen vom Kaiser und die Kriegsbücher des Verlages, auch Ida Boy-Eds jüngste Schöpfung „Des Vaterlandes Kochtopf".

In der nächsten Nische werden Sophie von Boettichers Soldatenkochbücher kostenlos verteilt; daneben gibt es mehrere blitzblanke Soldatenlehrküchen, wo der Berliner Hausfrauenverein täglich seine Lehrtätigkeit entfaltet. Auch für Hausfrauen veranstaltet er auf der breiten Galerie Kurse, die von 10—1, von 4—7 und 8—10 Uhr dauern und unentgeltlich die Geheimnisse der Klippfischbereitung, die Kriegsbrotbäckerei und allerlei Sparrezepte lehren.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Teilnehmerinnen arbeiten gleichzeitig in jeder Küche, durch dicke Schnüre von den andrängenden Zuschauern getrennt. Scharen von Lernlustigen melden sich; Aufnahmebedingung ist, daß jede selbst verspeist, was sie kocht.

Auch die ausstellenden Firmen bieten nur Kriegswaren: Suppenwürfel, Milchpräparate, Sparkocher; am meisten gekostet wird die „Hindenburgsuppe". Aller Luxus, alles Unnötige ist verschwunden. Die eiserne Notwendigkeit — das Bestreben, in allem hauszuhalten — beherrscht Angebot und Nachfrage.

So bildet die vom Berliner Hausfrauenverein unter dem Protektorat ihrer Exzellenz der Frau Minister von Wild zu Hohenborn veranstaltete Ausstellung ein neues Bindeglied zwischen den beiden zeitbewegenden Mächten „Krieg" und „Küche". Möge sie weite Kreise dazu anregen, kochend in den Kampf einzutreten, damit die Kraft der Feinde an unserer Kunst zerschellt!

Der Weltkrieg.

Zu unsern Bildern.

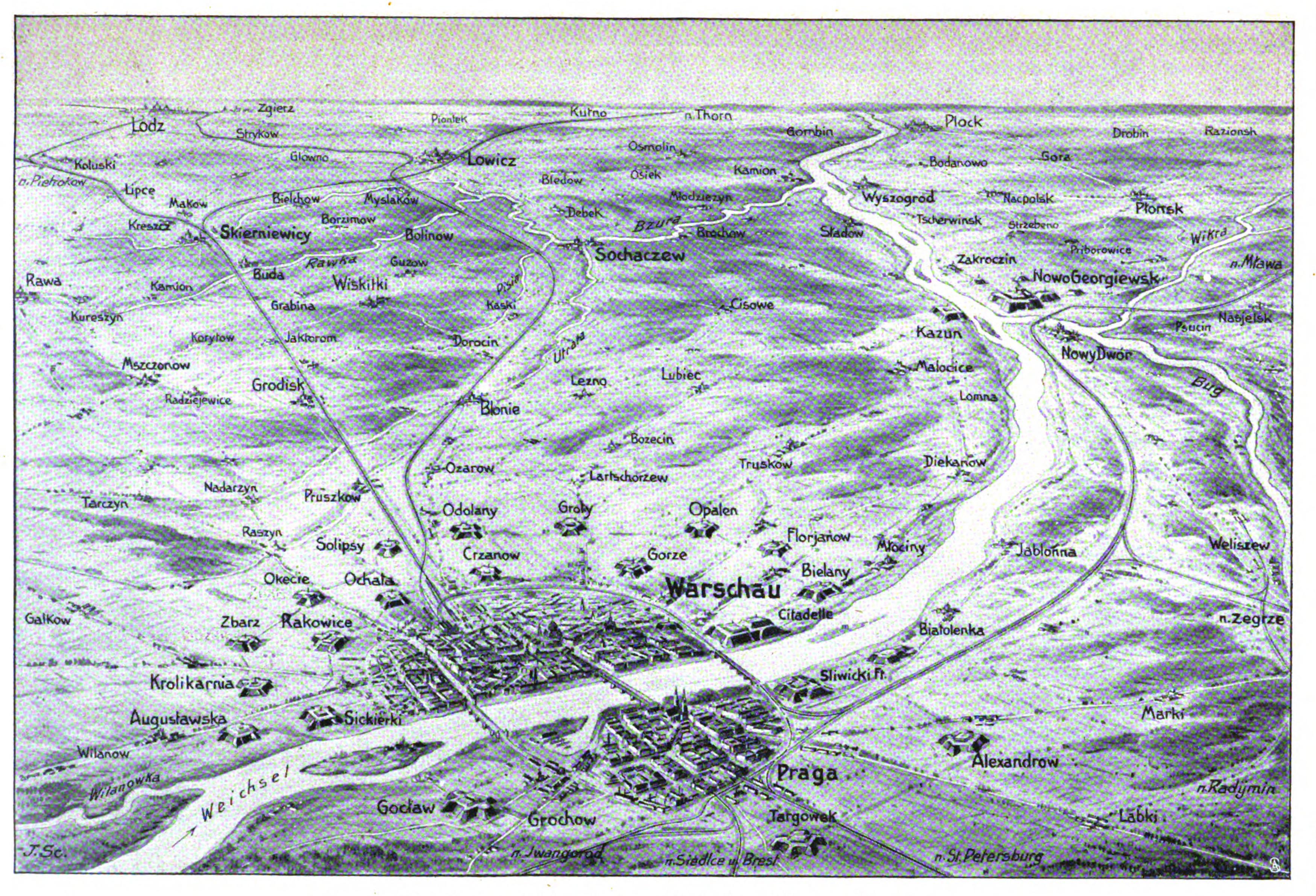
Wieder ist der deutsche Reichstag in dieser ereignisreichen Zeit zu einer Tagung zusammengetreten, und die groß angelegte Rede des neuen Reichsschatzsekretärs Dr. Helfferich hat bei uns und unseren Verbündeten lebhaften Beifall gefunden, im feindlichen Ausland aber durch die Kühnheit der Gedanken und die Betonung des festen Willens, durchzuhalten, sehr peinliche Empfindungen ausgelöst.

Der jüngst ins Amt getretene Verwalter der deutschen Reichsfinanzen hatte vor den Volksvertretern eine selten glückliche Stunde. — Es gelang ihm durch das Überzeugende in seinen Ausführungen, wieder eine Hoffnung des Dreiverbandes zu zerstören, die nämlich, daß Deutschland finanziell am Ende seiner Kräfte sei. — Als Mann, der nichts Halbes liebt, forderte Herr Helfferich ohne Bedenken gleich zehn Milliarden, und er tat es mit einer geradezu imponierenden Selbstverständlichkeit. — Zwar hat das deutsche Volk auch auf geldlichem Gebiet schon Siege hinter sich, die den auf dem Schlachtfeld errungenen Erfolgen ebenbürtig an die Seite gestellt werden können, aber sehr richtig gesagt, bedeuten sie noch keinen gewonnenen Feldzug, wenn vor dem endgültigen Abschluß die Kraft erlahmt. Das Gesamtergebnis der neuen Anleihe ist noch nicht bekannt, fest steht aber schon jetzt, daß von dem größten Unternehmen bis zum kleinsten Sparer ein Strom Opferwilliger zu den Zeichnungstellen sich ergoß, der die Bewegung aus den ersten Kriegsmonaten noch weit übertraf. Wir können also damit rechnen, daß die Daheimgebliebenen abermals eine Schlacht gewinnen, die ihren Eindruck in Paris, London und Petersburg nicht verfehlen wird.

So friedliebend wir auch durch vierzig Jahre hindurch waren, von Kriegsmüdigkeit ist keine Spur bei uns zu finden, und Herr Helfferich meinte gleichmütig, daß wir mit zehn Milliarden bis zum Herbst vielleicht genug hätten, wenn wir sie wirklich aufgebrauchen sollten. Unsere finanzielle Bereitschaft entspricht also völlig der militärischen, und mit jeder Woche fließt der Reichsbank aus den Taschen des aufgeklärten Volkes neues Gold zu und verstärkt den Barbestand. Die Lage ist also nach sieben Monaten dauernd günstiger geworden! Rechnet man die würdige Haltung unserer Volksvertreter hinzu, so kann man die letzte Reichstagsitzung als einen neuen Erfolg im Innern bezeichnen.

Aber auch nach außen blieb uns der Erfolg treu. Die Winterschlacht in der Champagne kostete die wütend anstürmenden Franzosen, die unter einer vielfachen Übermacht vorstießen, rund 45,000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, wogegen wir noch nicht einmal den dritten Teil dieser Summe einbüßten. Man war denn auch in der französischen Presse ganz entsetzt über diesen Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung und fordert eine amtliche Darlegung als Rechenschaft. General Joffre dürfte einige Mühe haben, seine neugierigen Landsleute zu beruhigen und sie umzustimmen, daß sie letzten Endes an einen „großen Sieg" in der Champagne glauben.

Die Engländer sind in Flandern in letzter Zeit etwas aus ihrer reservierten Haltung hervorgetreten, ohne jedoch nennenswerte Vorteile zu erzielen. Wo unsere Truppen mit Briten zusammenstoßen, zeichnen sich die Kämpfe stets durch besondere Heftigkeit aus, ein Zeichen, wie „geladen" unsere Leute auf die eigentlichen Kriegsanstifter und Unheilbringer sind. Die alte Tante Times hat es denn auch für nötig befunden, die heuchlerische Maske abzuwerfen und offen einzugestehen, warum das Inselreich denn eigentlich Krieg führt. Nicht um Belgiens willen, wie die Regierung Anfang August empha-



Warschau und Umgebung aus der Vogelschau gesehen.

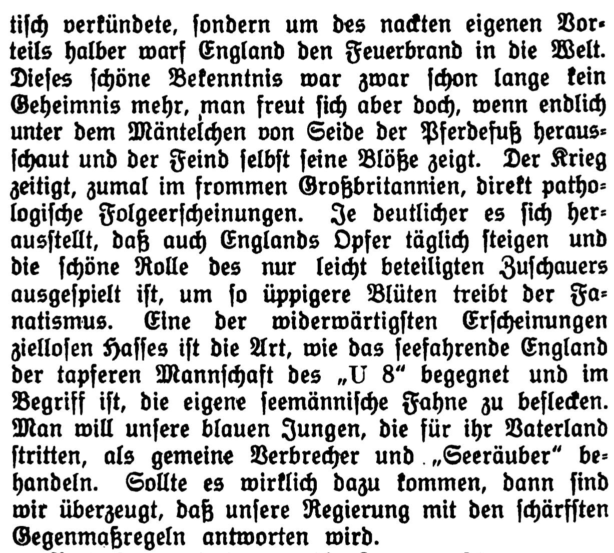
Drei ritten auf Patrouille.

Drei ritten auf Patrouille
in Feindesland.
Kein Stern war auf der Reise.
Drei Pferde trabten leise
über Gestrüpp und Sand.

Doch als der Tag erwachte
und Himmelsblau,
verröchelten drei Pferde;
drei Reiter küßten die Erde
in Blut und Morgentau.

Aufblüht ein Jahr voll Frieden
und Vogelzug.
Drei Gräber — Sonnenhelle —
und durch die Ackerwelle
zieht still ein deutscher Pflug.

Franz Evers.



tisch verkündete, sondern um des nackten eigenen Vorteils halber warf England den Feuerbrand in die Welt. Dieses schöne Bekenntnis war zwar schon lange kein Geheimnis mehr, man freut sich aber doch, wenn endlich unter dem Mäntelchen von Seide der Pferdefuß herausschaut und der Feind selbst seine Blöße zeigt. Der Krieg zeitigt, zumal im frommen Großbritannien, direkt pathologische Folgeerscheinungen. Je deutlicher es sich herausstellt, daß auch Englands Opfer täglich steigen und die schöne Rolle des nur leicht beteiligten Zuschauers ausgespielt ist, um so üppigere Blüten treibt der Fanatismus. Eine der widerwärtigsten Erscheinungen ziellosen Hasses ist die Art, wie das seefahrende England der tapferen Mannschaft des „U 8" begegnet und im Begriff ist, die eigene seemännische Fahne zu beflecken. Man will unsere blauen Jungen, die für ihr Vaterland stritten, als gemeine Verbrecher und „Seeräuber" behandeln. Sollte es wirklich dazu kommen, dann sind wir überzeugt, daß unsere Regierung mit den schärfsten Gegenmaßregeln antworten wird.

Recht spannend beginnt die Lage im Osten zu werden. Nach krampfhaften Versuchen der Russen, gegen die Grenzen Ostpreußens erneut vorzustoßen, die ihnen riesige Verluste verursachten, zählten wir doch in den letzten Wochen fast 15,000 neue Gefangene, macht sich eine allgemeine rückwärtige Bewegung des russischen Flügels in Nordpolen bemerkbar. Die Gegend um Augustowo, die besonders hart umstritten worden war, wurde ganz aufgegeben, um den Abmarsch auf die Bobrlinie — Richtung Grodno — anzutreten. Wie aus einem der letzten amtlichen deutschen Berichte hervorgeht, stehen die Russen bereits unter den Geschützen von Grodno selbst. Nachdem wir vor plötzlich auftauchenden überlegenen Kräften bei Praszjnysz geschickt ausgewichen waren, haben wir jetzt mit bestem Erfolge erneut die Offensive aufgenommen und stehen bereits wieder unmittelbar bei diesem wichtigen Orte. Wie lange sich Ossowez halten kann, entzieht sich der Beurteilung, da zu viele wechselnde Nebenumstände mitsprechen.

Zum Schlusse wollen wir uns nach den erfreulichen Ergebnissen auf dem Lande, dem Seekrieg zuwenden. Draußen im fernen Ozean hat zunächst der Hilfskreuzer „Prinz Eitel-Friedrich" reiche Ernte unter den feindlichen Handelschiffen gehalten. Abgesehen von früheren Erfolgen, landete das Schiff in diesen Tagen die Besatzungen von zehn versenkten Fahrzeugen, die zusammen einen hohen Tonnengehalt darstellen. Wie lachten wir schon, als wir damals von dem vierten Schornstein der „Emden" hörten, geradezu köstlich aber ist die Kunde von der „Schwarz-weiß"-Kunst des Hilfskreuzers, der, an beiden Seiten verschieden angestrichen, bald als schwarzer fliegender Holländer, bald darauf aber als weißes unschuldiges Handelschiff seines Weges zog! Der Kapitän des „Eitel-Friedrich" bewies unsern Feinden eben „schwarz auf weiß", daß er ein höllischer Kerl ist. Hoffentlich bleibt das Schicksal dem tapferen Schiff, das augenblicklich Reparaturen in einem amerikanischen Hafen vornimmt, auch fernerhin treu! In den Gewässern der Dardanellen haben inzwischen die Verbündeten eine entschiedene Niederlage erlitten. Eine ganze Anzahl Schiffe ist gesunken oder schwer beschädigt, zahlreiche Mannschaften getötet und verwundet, und erreicht wurde — nichts! Höchstens ist die Aufmerksamkeit der Türken verdoppelt und verdreifacht worden, und Iwan wird hörbar aufatmen, daß John Bull und Marianne Gott sei Dank nicht nach Konstantinopel kamen, und auch schwerlich kommen werden. Auch die Hoffnung, die man auf Griechenland setzte, um die Sache vom Lande aus machen zu können, ist vollständig gescheitert. Das neue Kabinett steht fester denn je und überall wird die Haltung des Königs, der für Neutralität ist, gelobt!

In Amerika, wo die Übergriffe Englands immer schwerer empfunden werden, macht sich ein erheblicher Stimmungsumschwung zu unseren Gunsten bemerkbar. Die wirklich wirksame Tätigkeit unserer Unterseeboote und die Lahmlegung des englischen Handelsverkehrs wird jetzt auch allmählich dort anerkannt, wo man bisher nur höhnisch die Achseln zuckte. Somit liegt wieder eine Kriegswoche hinter uns, mit deren Fortschritten wir zufrieden sein können.

X.

Des Vaterlandes Kochtopf.

Allerlei Rezepte für Küche und Herz in kriegerischen Tagen von Ida Boy-Ed. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.) Preis 20 Pfennig.

Nicht nur, was wir essen und wie wir haushälterisch kochen sollen, lehrt uns das kleine Heftchen in Kürze — es sagt uns auch, daß selbst in die Küchenpraxis jetzt etwas von deutschem Heldentum hineinklingen muß.. Die geringeren Mittel sollen mit verdoppelter „Besinnlichkeit" in bekömmliche Nahrung umgesetzt werden. Nicht nur aus Ersparnisgründen, sondern im Sinne eines „einigen Volks", dessen National- und Provinzialkost wohl der Beachtung wert ist. Unkundigen wird das zeitgemäße Kochbuch viel Neues sagen und geübten Hausfrauen manche halbvergessene Erinnerung wieder auffrischen.

Hofphot. Urbahns.

Einer unserer Seehelden: Korvettenkapitän Thierichens,
Kommandant des Hilfskreuzers „Prinz Eitel-Friedrich".

Reichstags-abgeordnete
in Feldgrau.



Siebenbürger (K.)



Frhr. v. Kerckerinck zur Borg (Z.)



Neumann-Hofer (F. V.-P.)



Bruckhoff (F. V.-P.)



Südekum (S.-D.)



Phot. B. I. G.

Schulenburg (N.-L.)

Reichstags-abgeordnete in Feldgrau.



Dr. Haas (F. V.-P.)

Graf Carmer (K.)

Hähnle (F. V.-P.)

Behrens (W.-V.)

Photographische Aufnahmen von B. I.-G.

Rupp (W.-V.)

Siehr (N.-L.)



Graf Witte †
früh. russischer Ministerpräsident.



Major Schweitzer vom Generalstab (links) **und Geh. Rat Prof. Dr. Pannwitz**
in Brüssel.



Phot. C. Seebald.

Der Wehrmann in Eisen in Wien.

Auf dem Schwarzenbergplatz wurde eine von Prof. Müllner geschaffene Holzfigur aufgestellt. Eine eiserne Rüstung erhält dieser Wehrmann durch eingeschlagene Nägel, die gegen Zahlung von 1 Krone als Kriegspende verabfolgt werden. Unser Bild veranschaulicht den Augenblick, in dem der deutsche Botschafter v. Tschirschky und Bögendorff einen Nagel einschlägt.

Phot. Gottheil & Sohn.
Oberst v. Kurnatowski.

Hofphot. Rumbler-Reinhard.
Oberst Tscheuschner.

Oberstleutnant Wendt.

Phot. Lindacher.
Major Ritter v. Roser.

Major v. d. Hardt.

Phot. R. Dührkoop.
Hauptmann d. R. Max Stämmler.

Phot. A. Wertheim.
Hauptmann Prestien.

Hauptmann Rafina.

Hauptmann Paul Draudt.

Hauptmann Fritz Lange.

Hofphot. Naumann Nachf.
Oberleutnant Ebert.

Phot. Gebr. Gebauer.
Leutnant Otto Wilhelmy.

Hofphot. Bensemann.
Leutnant Nobeling.

Hofphot. Noack.
Leutnant Karl v. Scheele.

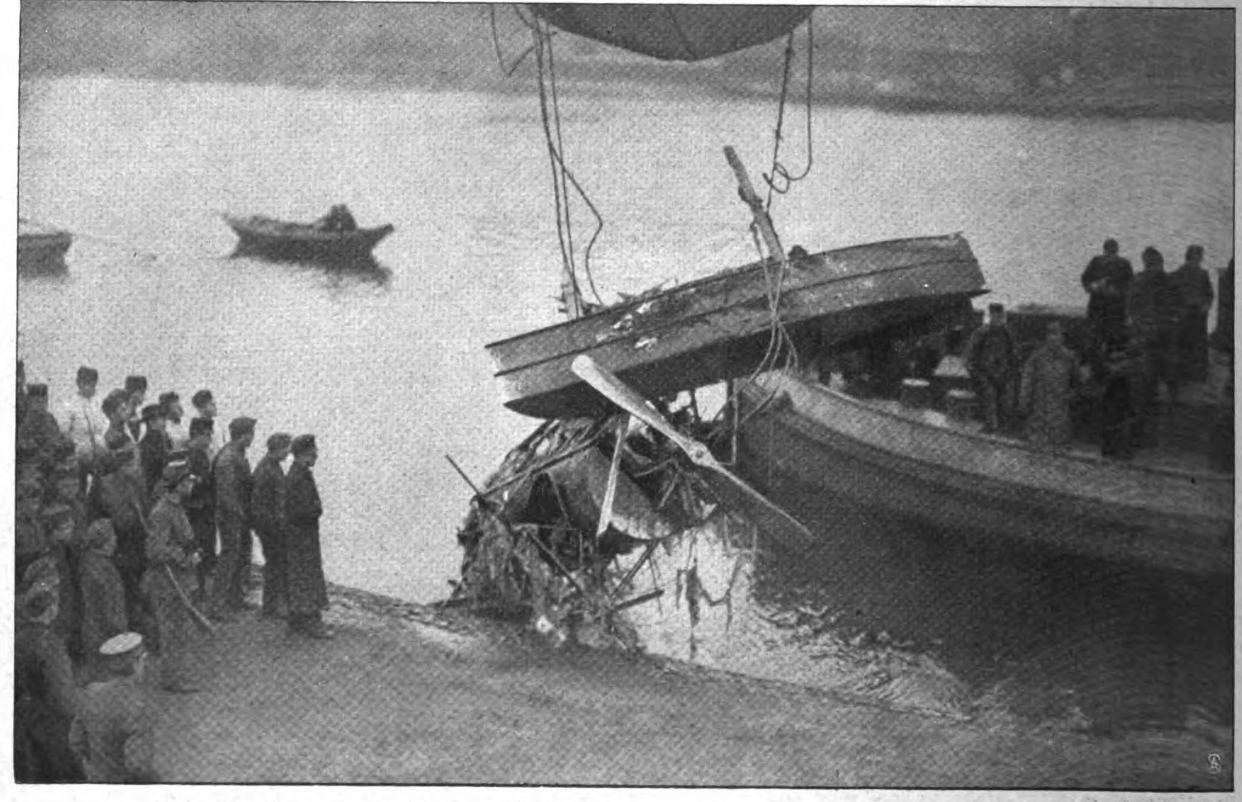
Phot. Becker & Maaß.
Leutnant Paul Wegener.

Unteroffizier Ulli.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kriegsgefangene Franzosen aus den letzten Vogesenkämpfen in ihrem neuen „Feldgrau“.



Phot. Het Leven.

Die Niederländer landen ein von den Deutschen heruntergeschossenes britisches Wasserflugzeug.

Eselpost in den verschneiten Bergen.

Aus den Vogesen.





Deutsche Soldaten als Schafhirten auf dem westlichen Kriegschauplatz.

Hofphot. Berger.



In den Karpathen: Austrieb von Schlachtvieh.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

8. Fortsetzung.

Frau Elise sah ihren Sohn an, lächelte leise vor sich hin, nahm aus einem der Schubfächer ein paar Silber- und eine Goldrolle heraus, legte sie auf die Tischplatte und lehnte sich zurück.

„Warum denn nicht gleich das alles hier?" Und gutmütig fügte sie hinzu: „Vierzig Pfennig will ich zulegen — weil du's bist!"

Sie stand auf, nestelte an ihrem blonden Lockenchignon, holte einen kleinen Schlüssel hervor und ging zum Geldschrank. Hans hatte keine ihrer Bewegungen verloren. Als er sie den Schlüssel herausziehen sah, mußte er plötzlich an seine Großmutter denken — die steckte immer ihren Bleistift in den Haarschopf, wenn sie beim Rechnen gestört wurde. „Sonst verliere ich ihn", pflegte sie zu sagen. Damals war er ein kleiner Junge gewesen und hatte gelacht — aber daß die schön angezogene, seiderauschende Mutter ihren Schlüssel im Haar versteckte, darüber wurde er so rot, als hätte er sie auf einer häßlichen Heimlichkeit ertappt.

Aber damit verlor er auch jede Scheu.

„Nee, Mama . . . nicht Pfennige — Mark!"

Er bestand darauf. Vierzig Mark für eine Sammlung, sagte er, für das Geburtstagsgeschenk eines Lehrers, zugleich sein Jubiläum oder dergleichen.

Da stieg ihr das Blut zu Kopf.

„Ich glaube gar, du machst dich über mich lustig! Vierzig Mark! . . . Das wäre ja . . . Seit wann ist es Mode, daß Kinder derartige Summen zeichnen?"

Sie war außer sich, sie wollte mit dem Direktor der Schule sprechen. Er schwindelte weiter, ohne Besinnen, ganz grob: „Für den ist es ja gerade! Das wäre ja fein, wenn sich Frau Dr. Graebner beim Direktor über ein Geschenk beschwerte, das ihr Sohn ihm machen will!"

Er stand jetzt vor ihr mit hochrotem Kopf und höhnischen Lippen, wie sie ihn noch nie gesehen hatte.

„Bist du denn verrückt, Hans?"

Sehr entschlossen antwortete er: „Vielleicht hätte ich nicht soviel zeichnen sollen. Jetzt aber ist es zu spät."

„Eine Ohrfeige verdienst du, weißt du das?"

Er sah sie an — gerade in die Augen sah er ihr — dann ging er auf sie zu, streckte sein Gesicht vor, hielt ihr die Wange hin: „Dann gib sie mir!"

Über solche Frechheit sank ihr die Hand herab. Sie wendete sich ab und schöpfte tief Atem. Grollend und herausfordernd zugleich kam die Frage: „Und die Ohrfeige? Soll ich noch warten?"

Da schlug ihr zum erstenmal das Herz bis in den Hals hinauf, daß sie nicht wagte, sich umzuwenden.

„Geh", stieß sie rauh hervor. „Geh . . . Wir sprechen noch darüber."

Aber er ging nicht.

„Nein, Mama, Reden hat keinen Zweck. Die Ohrfeige kannst du mir ja auch später geben, wenn's sein muß, aber die vierzig Mark nehme ich mir jetzt hier von deinem Tisch . . . So guck dich doch um . . . da . . . zehn . . . zwanzig . . . dreißig . . . vierzig . . . Daß du nicht sagst, ich habe mehr genommen."

Ganz langsam löste er vier Goldstücke von der gleißenden Rolle, klopfte jedes einzeln auf die Tischkante.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . vier. Danke schön!"

Er war schon an der Tür, da rief sie ihn zurück.

„Hans" . . .

Ihre Stimme zitterte, in ihren kalten, blauen Augen standen Tränen. Zum erstenmal fühlte sie sich hilflos, bezwungen von einem Willen, der stärker war als der ihre und vor nichts zurückschreckte.

Er blieb auch richtig stehen auf ihren Anruf, klimperte mit den Goldstücken, die er in die Hosentasche gesenkt hatte, und riß mit den Zähnen an der Oberlippe. Sie dachte daran, mit welcher fast abgöttischer Zärtlichkeit sie immer an ihm gehangen, wie sie früher all seine Kleinkinderwünsche erfüllt, um sich einen Verbündeten zu beschaffen gegen ihren Mann. Sie fühlte es ganz deutlich — auch wenn er das Doppelte, Dreifache verlangt hätte — sie hätte es ihm schließlich gegeben — immer aus dem gleichen Grund gegeben. Sie wußte auch, daß er sie durchschaute, und das machte sie noch willenloser.

Weicher, leiser wiederholte sie: „Hans . . . Hast du mich denn gar nicht lieb?"

Er lehnte sich, kerzengerade wie er dastand, gegen die Tür und kreuzte seine langen Beine in den gerippten schwarzen Strümpfen.

Nichts Kindliches hatte dieses Lächeln, aber es gab seinem Gesicht den Reiz, dem sie nie hatte widerstehen können, und der sie auch jetzt wieder die Härte ihrer Worte fast bereuen ließ.

„Was haben denn die vierzig Mark damit zu tun?"

Nur der Ton war noch kindlich in seiner Derbheit.

„Die vierzig Mark nicht, aber die Art" . . .

Er murmelte: „Anders hätte ich sie doch nicht gekriegt."

Er war von einer bestürzenden Offenheit. Frau Elisens nüchterne Klugheit wußte mit dieser Offenheit nichts anzufangen.

„Es ist das letztemal, Hans", sagte sie, um den Schein ihres Übergewichtes zu wahren, innerlich verwirrt und ratlos.

Er lachte sie freundlich an.

„Ich möcht's schon. Ein Vergnügen ist es nicht, dich anzubetteln."

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Eigentlich war sie stolz darauf.

„Du könntest mir wenigstens einen Kuß geben", meinte sie mit halbem Lächeln.

„Machen wir!" rief er wieder ganz in seiner übermütigen Jungenart, war in drei Sätzen bei ihr und stieß sein glattes Knabengesicht an ihre Wangen.

„Rüpel!"

Einen kurzen Augenblick hielt sie ihn an den Schultern fest, und dann, fast unwillkürlich, fuhr ihre Hand liebkosend über seinen kurzgeschorenen runden Kopf.

„Für eine Sammlung ist das Geld aber nicht, was, Hans?"

„Nee," gestand er gleich mutig, „aber ein Geschenk ist's doch."

Nun war es Zeit, daß er „Leine zog". Alles konnte er der guten Mama nicht auf die Nase binden. Und lügen — so ruhmlos und ohne zwingende Gründe lügen — das lag ihm nicht.

Er flitzte aus der Tür, ehe sie es noch gewahr wurde, und sie hörte nur noch, wie er gleich darauf die Entreetür hinter sich zuschlug.

Draußen atmete er auf. Als noch alles gut ging, da hatte er Susanne am Bett des kleinen Kurt aufgesucht, der im schönsten, gerade leer stehenden Zimmer des Sanatoriums lag. Als es aber dann wieder brenzlig wurde, da paßte er ihr lieber auf der Straße auf. All ihr Wirtschaftsgeld hatte sie ihm in den letzten Tagen eingehändigt, und wenn er ihr in der stillen, weißen Krankenstube gestand, daß alles weg war, dann schrie sie vielleicht auf oder flennte los, und der Kladderadatsch war fertig.

Gestern, wie sie ihm entgegengelaufen war, da hatte er sie angefahren, wütend, grob.

„Brauchst nicht rennen, Tante Susel — futsch!"

Sie hatte sich an seinem Arm festgehalten und gestammelt: „Ja, aber — wie denn, Hans — das geht doch nicht . . . ich habe ja nichts mehr. Ich kann doch nicht mein ganzes Geld verlieren" . . .

„Nu nee — auf dem Präsentierbrett wird man dir's ins Haus zurückbringen."

Dumm waren alle diese Weiber! „Es geht nicht!"... Warum ging's denn nicht? . . . „All mein ganzes Geld — mein ganzes Geld!" . . . hatte sie nur immer wiederholt! Scheußlich war das gewesen. Er hatte sich gar nicht mehr getraut, sie anzusehen. Und dann plötzlich hatte er sie doch ansehen müssen — von der Seite — ganz rasch und heimlich.

Sogar jetzt, während er mit langen Schritten die Straße hinunterging, mußte er daran denken, wie hübsch sie da gewesen . . . und wie sie sich an seinen Arm geklammert und immer wiederholt hatte: „Lieber, guter Hans — lieber, guter Hans" . . . Ganz feuerrote Ohren hatte er bekommen, und sein Herz hatte so komisch zu schlagen angefangen. Und da hatte er ihr gesagt: „Komm man morgen in die Konditorei, du weißt schon — so gegen eins rum — ein bißchen was bringe ich schon mit", obwohl er „keenen Schimmer" hatte, woher er's nehmen sollte. Aber nun hatte er es, und das war die Hauptsache! Er sah sich flüchtig um, ob die Mutter ihm nicht etwa vom Fenster aus nachblickte, dann bog er aus dem Tor und stelzte mit langen, eiligen Schritten auf die kleine Konditorei zu.

Drinnen aber, seit einer halben Stunde, saß Susanne Graebner und wartete.

Sie hatte ein niedliches Frühjahrshütchen auf dem nußbraunen Haar und trug ein dunkelblaues neues Kostüm. Wie ein Backfisch sah sie aus mit ihren hochstöckligen Halbschuhen, die unter dem kurzen Rock zum Vorschein kamen.

Die Tasse Kaffee stand noch unberührt vor ihr, sie trommelte mit den Fingern auf die weiße Marmorplatte und blickte fast mechanisch alle paar Minuten nach der Uhr.

Wenn Hans sie sitzen ließ — dann mußte sie wahrhaftig nicht, was sie machen sollte. Hätte sie nur das dumme Kostüm und den Hut nicht gekauft — ganze hundert Mark hätte sie jetzt noch gehabt! Aber so schäbig hatte sie ausgesehen mit ihrem Filzbarett und der alten Winterjacke! Jedesmal, wenn sie ins Sanatorium kam, traf sie Felix Frank. Ein paarmal hatte er sie auch eine Strecke begleitet.

„Ist Ihnen nicht zu warm, kleine Gnädige?"

Er trug einen hellen Raglan und helle Handschuhe, dazu hellbraune Schuhe. Wie so ein armes Bettelweibel sah sie neben ihm aus. Da hatte sie sich denn endlich entschlossen und war gegangen, sich „einkleiden". Bescheiden genug wahrlich. Und immer in dem Gedanken, daß zwei, drei weitere Tage den Ausfall einbringen würden.

„Nett? Nicht wahr?" hatte sie ihren Mann gefragt.

Aber er hatte kaum etwas vor sich hingemurmelt. Nicht zwanzig Worte hatte er seit jenem Abend an sie gerichtet. Abscheulich war es von ihm — als ob sie nicht auch litt, sich nicht auch stundenlang wach im Bett herumwälzte, nicht auch vor Angst verging, der arme Kurtel könnte für sein ganzes Leben ein Krüppel bleiben! Aber was nützte das alles? Das Leben ging ja doch weiter, was immer ihnen beiden geschehen mochte. Sie mußte für den Tisch sorgen, mit dem Mädchen sprechen, der kleinen Liesel Geschichten erzählen, mußte an die tausend kleinen Dinge des Tages denken, wie er an seine Stunden, seine Schüler; und wie er mal einen anderen Schlips umband, einen anderen Rock anzog, so durfte doch ja auch sie mal ein anderes Kleid anziehen, und er brauchte sie nicht zu verachten, weil sie sich aus einem Geschäft holte, was ihr im Haus fehlte. Mit jedem Tag wuchs der Groll in ihr gegen den Mann, der auch jetzt nicht gleichzeitig mit ihr ein Unglück trug, sondern sie wie ein unartiges Kind für ein Vergehen strafte.

Solange ihr Hans den glücklichen Ausgang der Rennen berichtet hatte, so lange hatte sie leichten Mutes alles ertragen. Sie hatte dem kleinen Kurt neue Hemden kaufen können, hatte etwas Tischwäsche angeschafft, „weil Otto das am wenigsten merkte", auch etliche Strümpfe, Socken, Handschuhe, Schleier und sogar ein gesticktes Schürzchen für Liesel. Sie hatte all die Tage Herrn Felix Frank vor und nach dem Unterricht eine Tasse besonders guten Kaffee anbieten können und feine Zigaretten, die sie aus der Schachtel nahm und in ein Schäl-

chen legte, damit Otto nicht stutzig wurde über diese teure Marke.

Aber dann plötzlich war es wie abgeschnitten gewesen, und in den letzten acht Tagen hatte sie alles von ihrem Wirtschaftsgeld wieder drangesetzt. Ja, der Hans — der hatte gut reden! „Immer ruhig Blut, Tante Susel, immer ruhig Blut! Staffeln — det 's das einz'je! Nur nicht den Kopf verlieren, ich sitze ooch in der Tinte, wenn ick nich durchhalte. Immer feste ran, Tante Susel, wie Blücher, verstehste! Heute sechzig Mark auf den Gaul, morgen achtzig — übermorgen hundert! Bis wir nicht aus'm letzten Loch pfeifen, lassen wir nich locker!"

Die letzte Hoffnung war Percy Well. Der sollte was „schieben", wie Hans sagte. Und dann gab's „Draht" — „aber mächtig, sag ick dir, Tante Susel". Sie sah ihn immer ganz verdutzt an, wenn er ihr so etwas erzählte, und er fuhr sie dann an: „Du hast aber ooch gar keene Pferdeverstehste." Er imponierte ihr oft mächtig, und darum wartete sie auf ihn mit Ungeduld, aber doch tief innerlich überzeugt, daß er sie aus der Klemme reißen würde.

Als er nun endlich hereingestürmt kam, die Mütze schief auf dem Kopf, ein Taschentuch in der Hand, mit dem er sich die Schweißperlen wischte, rief sie fast ein bißchen ärgerlich: „So spät, Hans!"

Er beachtete es nicht.

„Du, Tante Susel, das war 'ne Arbeit! Aber ich hab's."

Sie fragte nicht, woher, von wem — er hatte es.

„Na also!"

Er warf sich aufs Sofa neben sie, schlenkrig und mit seinen Gedanken wer weiß wo.

„Wieviel hast du denn?"

„Vierzig. Dreißig für dich, zehn für mich."

Enttäuscht fragte sie: „Dreißig Mark?" . . .

Er schien es nicht zu hören, klopfte mit dem Löffel ihrer Tasse auf den Tisch, rief laut: „Brauselimonade! Du, Tante Susel, es geht auf den Sommer zu, merkste?"

Sie dachte, wie gerade der Sommer immer schlimm war für sie, und seufzte auf. Wieder sah er sie von der Seite an, und wie sein scheuer Knabenblick an ihr herabglitt, streifte er ihre kleinen Füße mit den hohen Stöckelschuhen.

Er sprang wieder auf und setzte sich auf einen Stuhl.

„Eklig warm sind diese ollen Samtsofas!"

Und gleich darauf, wie um irgendeine Unruhe zu maskieren, eine ungestehbare Verwirrung, brummte er grob: „Wenn dir dreißig Mark nicht genug sind, dann brauchst du's nur zu sagen, Tante Susel!"

„Wie komisch du bist — ich sage ja nichts."

Er schenkte sich das zweite Glas Limonade ein, trank es gluckend in großen Zügen.

„Na ja, ich meine nur."

Dann fragte er sie sehr ernsthaft: „Hast du noch was für die Wirtschaft?"

Sie wunderte sich nicht über die Frage, und daß sie von einem Knaben kam.

„Wenn morgen keine Rechnungen kommen, langt es für drei Tage."

„Rechnungen schickst du einfach zurück", entschied er. „Was wir haben, gebe ich Percy Well."

„Ist er ehrlich?"

Er prustete laut los vor Lachen: „Weißt du, was er verdient, Tante Susel? Mehr als Papa!"

Susanne machte große Augen. Er lachte noch immer.

„Brillantohrringe hat die Frau wie Taubeneier, und jeden Tag gibt's Sekt zu Tisch. Nur er selber darf nicht viel trinken. Die hält ihn überhaupt so, die Frau, wie wenn er een Pferd wäre und sie der Jockei."

Sie seufzte leicht auf. Ja, es gab solche Frauen — auch Elise hatte etwas davon. Die hatten es gut! Sie hatte eigentlich ihr Leben satt. Alle Verantwortung für Haus und Kinder wurde ihr aufgebürdet, sie selbst aber behandelt wie ein unmündiges Kind.

Er goß die Limonade, ohne abzusetzen, herunter und fuhr sich noch einmal mit dem Tuch über die Stirn.

„Heute gilt's, Tante Susel — ganz Berlin setzt auf den Favoriten!"

„Wie heißt er?"

„Pyrrhus, aber das geht uns nichts an."

„Und wie heißt unser Pferd?"

„Das weiß ich eben noch nicht, das werde ich bei Percy Well erfahren, der setzt ja selbst. Darum gebe ich ihm das Geld, da kann er beim Buchmacher gleich für uns mitsetzen."

Er stand auf, sie aber wurde kalt bis in die Fingerspitzen. Schrecklich würde wieder dieses Warten auf den Abend sein, auf die letzten Renndepeschen, auf das Hereingleiten von Hans in Kurts Krankenzimmer! . . . Von fünf Uhr ab wußte sie nicht mehr, was sie machen sollte.

„Nur keene Bange nich, Tante Susel, nutzt ja doch nischt. Und vielleicht holt man sich heute den ganzen Zimt heraus."

Sie lächelte, blaß und mit pochendem Herzen. Ganz zaghaft murmelte sie: „Glaubst du nicht, daß es besser wäre, Hans, den Favoriten zu nehmen, Pyrrhus, oder wie er heißt?"

„Wenn du es besser weißt, was fragst du mich?" brummte er patzig. „Meinetwegen setz ich für dich auf Pyrrhus. Mir is es doch ejal", und dabei warf er die ihr bestimmten Goldstücke auf die Marmorplatte.

Sie wehrte erschreckt ab — nein, er sollte nur machen, was er für richtig hielt. Sie war nur so nervös jetzt in der letzten Zeit, so schrecklich ängstlich — er mußte das doch verstehen!

„Na ja, is ja schon jut, Tante Susel."

Er steckte das Geld wieder ein und lachte sie an.

„Aber berappen mußt du jetzt für mich, Tante Susel, und 'ne Mark Fahrgeld kannst du mir auch geben, denn gerade mein Taschengeld — das habe ich mir einzustecken vergessen."

„Ja, ja, natürlich."

Das war nett von ihm, daß er sich mit einer Brauselimonade begnügt hatte, denn sie rechnete jetzt wieder mit jedem Groschen.

„Da hast du", sagte sie und schob ihm, ohne ihn anzusehen, das Geldstück hin.

Es war ihr beinah peinlich.

Als sie zehn Minuten später die Konditorei verließ, entschloß sie sich, noch fünf feine Zigaretten zu kaufen, für den Fall, daß es Felix einfallen sollte, sie zu fragen, ob sie nicht ein bißchen musizieren wollten.

Sonntägliche Ruhe lag über der lichtüberfluteten Straße, nur wenige Menschen schlenderten langsam an den Häuserreihen entlang, ein paar Kinder spielten, gesättigt von der Mahlzeit, auf den warmen Fliesen, ein Herr ging vorbei mit einem Blumenstrauß in Seidenpapier, zwei Backfische, feiertäglich geputzt, kicherten vor einem Schaufenster — ab und zu surrten die Gummireifen eines vorbeigleitenden Autos, und weiche Luftwellen fächelten den Spaziergängern den Frühlingsduft knospender junger Zweige um die Wangen.

Sie war am Sanatorium angelangt. Als sie in den Hof einbog, kam ihr Dr. Baumann entgegen.

„Ah — gnädige Frau!"

Er grüßte von weitem mit dem spiegelnden Zylinder; sein rötlicher Bart glänzte von Brillantine, sein leichter Frühjahrsüberzieher ließ die weiße Pikeeweste sehen unter dem schweren Gehrock, und in der Linken balancierte er einen Stock mit einem hübschen goldenen Knauf. In der diskret punktierten Krawatte glänzte ein ganz kleiner Brillant, und seine rundliche, sich lebhaft bewegende Gestalt strömte einen Duft von Sauberkeit und Kölner Wasser aus.

Er küßte Susanne die Hand.

„Nun, meine Gnädigste, ich hoffe, Sie sind zufrieden mit dem Befinden des kleinen Patienten. Es geschieht aber auch alles mögliche . . . alles mögliche . . . Kollege Dr. Graebner opfert sich rein auf! Übrigens der Herr Gemahl sitzt schon beim Kleinen" . . .

„So . . . mein Mann?" . . .

Susanne wurde dunkelrot und lief die Treppe zum Sanatorium hinauf.

* * *

Am Sonntag hatte Frau Elise meist Tischbesuch. Da heute nur zwei Kollegen ihres Mannes kamen, hatte sie auch Ottos dazu gebeten. Diese Kollegen waren Dr. Ertzky und Dr. Möller, der die letzte stille Zeit dazu benutzen wollte, sich ein bißchen Berlin anzusehen.

Er war sehr vergnügt und sprach fleißig dem ausgezeichneten Wein zu, der stets auf dem Graebnerschen Tisch zu finden war.

„Schön, sehr schön ist es hier, für acht Tage oder so — aber leben hier — nee! Was ich so Berufliches hier gehört habe — davon will mir manches gar nicht recht gefallen — —"

„Ja, es ist furchtbar schwer", bestätigte Frau Elise.

Der alte Herr war ein vernünftiger Mensch — mit dem ließ sich reden! Otto Graebner, der seiner Augen wegen gegen das Licht saß und sich im Dunkeln wähnte, lächelte bitter.

„Überproduktion und Konkurrenz machen es einem schwer auf jedem Gebiet, verehrter Herr Doktor."

„Ja, ja . . . aber mit Unterschied — Sie haben ein Hilfsmittel: die Reklame! Was aber haben wir?"

„Auch Reklame ist zu einem Geschäft geworden und bringt erst ein, wenn man ein Vermögen hineingesteckt hat!"

Dr. Möller faltete seine derben, kleinen Hände über dem rundlichen Bauch und blinzelte vergnügt um den ganzen Tisch herum.

„Zu meiner Zeit, mit meinen zwei, drei Hausmitteln, dem Klyſ . . . Pardon, dem Rhabarber und dem Bismuth sind gerade so viele Leute gesund geworden und gestorben wie heute. Die Chirurgie — alle Achtung! — die hat Fortschritte gemacht, darin seid ihr uns über — und vielleicht noch in der Sauberkeit! Aber sonst — im Hause des Chirurgen darf man's ja sagen — sonst ist viel — wie nennt ihr das doch? — viel Mumpitz dabei."

Susanne sah den alten, vergnügten Herrn erschreckt an.

„Das dürften wir aber nicht wissen, Herr Doktor! Unsereins erwartet alles von Ihnen!"

Dr. Möller klopfte Susanne väterlich lachend auf die Schulter.

„Ich bin ein alter Esel — für Ihre niedlichen Ohren war das alles nicht bestimmt! Aber sehen Sie, an so einen alten Landdoktor dürfen sich so blühende kleine Frauen gar nicht wenden — so ein Umgang, der will gelernt sein! Und all die kleinen Schmerzchen behandeln, die sie haben — das ist eine Wissenschaft für sich!"

Dr. Graebner lachte kurz auf.

„Das können Sie bei mir im Sanatorium gut lernen, wenn Sie wollen, Kollege. Kollege Baumann ist Spezialist dafür! Vorige Woche haben sie mir eine sogenannte Dame bringen wollen, die, wie sie sagten, an Kleptomanie leidet. Das heißt, sie stahl, was ihr besonders gefiel, und ihr gefiel nur, was klotzig teuer war: Spitzen, Schmuck, Pelzwerk. Und dann hatte sie noch die Dreistigkeit, das alles zu tragen! Wie d i e s e Krankheit heißt — dahinter bin ich noch nicht gekommen! Jedenfalls habe ich die Herrschaften gebeten, sie woanders behandeln zu lassen."

„Zwölfhundert Mark monatlich wollte man für sie Pension bezahlen", schob Frau Elise in unleugbar bedauerndem Ton ein.

„Ganz tadelloser Bestechungsversuch", bemerkte Doktor Ertzky trocken.

„Wenn Sie das so auffassen!" meinte Frau Elise, etwas beleidigt.

Doktor Graebner stellte die Flasche, aus der er gerade die Gläser gefüllt hatte, heftig in den silbernen Korb.

„Ja, meine Meinung ist, daß an uns Ärzte stets und von allen Seiten oft unmögliche Anträge gestellt werden."

Susanne lehnte sich plötzlich tief zurück, ihr noch eben rosiges Gesicht war blaß geworden.

„Den Frauen fehlt die Gabe der Unterscheidung", sagte Doktor Ertzky.

Otto Graebner verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln.

„Die Frau ist ein sonderbares Wesen."

Frau Elise warf den Kopf steif in den Nacken, und ihre wasserblauen Augen richteten sich mit einer Neugierde, in der etwas von Schadenfreude durchblickte, auf ihren Mann. Also Otto hatte es auch gemerkt, wie Susel ihrem Mann nachlief — na ja . . . natürlich . . . das sah jedes Kind!

Doktor Möller blinzelte Susanne von der Seite an. Die mochte es nicht leicht haben mit dem verbitterten Musikanten.

„Die Frauen sind einfach nur praktischer", sagte er vermittelnd. „Unsereins hat ja gar nicht Zeit, sich mit allen Finessen des Lebens abzugeben. Wenn meine Frau nicht gewesen wäre — ich glaube, ich hätte mir bis jetzt noch nicht die Honorare aus den ersten Jahren meiner Praxis zusammengeholt. Meine Tochter — die war leider mir nachgeraten. Ein liebes, gutes Ding — ein braves Frauchen, was, Ertzky? So was Gutes und Warmes, um es im Arm zu halten und sich den Kopf kraulen zu lassen, aber . . . na . . ."

Er brach ab. Eine starke Bewegung hinderte ihn am Weitersprechen.

„Warst ja auch gut zu ihr, mein Sohn — alles, was recht ist, aber ich weiß, zum Vorwärtskommen heutzutage braucht man eine andere Frau. Drum will ich dir's nicht übelnehmen, wenn du so eine suchst. Und wenn du sie gar findest — na — dann können wir zwei ja immer noch die Alten bleiben, was? Prost!". . .

Der alte Herr trank allein und ohne jemand anzusehen. An die Nieren ging's ihm doch immer wieder, wenn er daran denken mußte, daß er eines Tages nicht mehr „mein Sohn" zu Ertzky sagen würde. Er hatte den „verdammten Slowaken", wie er ihn anfangs genannt hatte, liebgewonnen. Er konnte was, der Junge, und hatte aus Rücksicht auf seine Frau alle Bitternisse eines kleinen Landarztes tapfer heruntergewürgt. Ob das freilich immer so weiter gegangen wäre? Ob er schließlich daran nicht doch kaputtgegangen wäre? Oder die Ehe? . . . Es war gut, daß sein Kind das nicht erlebt hatte. Es war gut, daß es ihm nichts vorwerfen konnte.

Doktor Graebner fegte mit einer groß ausladenden Bewegung die Krümel vom Tisch.

„Da wären wir ja recht weit abgewichen vom Weg — na, ich denke, wir nehmen jetzt den Kaffee."

„Ich gehe zu Kurt", murmelte Susanne.

„Ich komme dann auch rauf", sagte Dr. Graebner.

Er wäre ihr gern über das verängstigte, blasse Gesichtchen gefahren. Er fühlte die Feindlichkeit, die von seiner Frau und sogar von seinem Bruder ausströmte.

„Spann den Bogen nicht zu straff, Jung!" raunte Doktor Graebner dem Bruder zu, als sie später in tiefen Klubsesseln in einer Ecke des Herrenzimmers saßen, der Diener die Zigarren und Zigaretten herumreichte und Frau Elise sich mit Doktor Möller und Doktor Ertzky angelegentlich über den kleinen Badeort unterhielt, um in Erfahrung zu bringen, wie weit eine Anzeige für das Graebner-Sanatorium dort angebracht wäre.

Otto Graebner kaute an der angerauchten Zigarette. Sein fahles Gesicht mit den scharf gezeichneten und jetzt eingefallenen Zügen zuckte nervös.

„Wie meinst du das?". . .

Er w o l l t e nicht verstehen. Dann warf er die kaum angerauchte Zigarette in die Schale und trat auf die runde Loggia hinaus, deren Türflügel offen standen. Die Zweige eines blühenden Mandelbaumes legten sich gleich Ranken um die breite Brüstung, weiteten und rundeten sich, kletterten an den Säulen entlang, bildeten eine riesige Laube, von der aus man unbeobachtet in den Garten blicken konnte, der unter der Loggia mit einem schmalen Fußpfad einen seiner letzten Ausläufer fand.

Die Sonne tropfte in kühlem Gold von den grünen Schleiern der Bäume und zitterte in hüpfenden, runden Tupfen über die englische Wiese. Zwei Schwestern schritten sorglich an der Seite ihres Kranken einher, und ein Wärter schob langsam einen Rollwagen durch den breiten Mittelgang. In der sonntäglichen Stille hörte man das Knirschen des braunen Sandes unter den Rädern und das kurze, leise Auflachen einer Schwester, das gleich einem Vogelruf plötzlich in der blauen Luft hängenblieb.

Otto Graebner fiel in einen der bauchigen weißen Korbsessel, und seine müden brennenden Augen saugten sich fest an den grünen Schleiern.

Wie wohl das tat! . . . Wie gut es die hatten dort unten! . . .

Er fuhr zusammen, da die Hand des Bruders sich schwer auf seine Schulter legte.

„Ausspannen müßtest du . . . weißt du? . . . Und zwar noch ehe die Maschine abgenützt ist!"

Der beengende Qualm der starken Zigarre biß Otto Graebner in die Augen, benahm ihm fast den Atem.

„Ja . . . ja . . . können!" sagte er und hüstelte.

Doktor Graebner lehnte sich mit dem Rücken an die Brüstung, sah ihn scharf an.

„Also, was es kostet — das laß meine Sorge sein. Vierzehn Tage Riesengebirge. Wenn's auch noch zeitig ist . . . aber die Luft ist frisch und klar, stärkender — als im Sommer. Nimm Susel mit, zwei Handkoffer, ein paar Bergstöcke, und klettert rum! Ohne viel zu reden, ohne zu denken! Pumpt euch reine Luft ein, viel Milch, Eier, Butter. Mit den Hühnern ins Bett und um sechs aus den Federn! An dem ersten Morgen, an dem ihr euch lachend anseht und euch auf den Tag freut, seid ihr gesund."

Gut gemeint war der Vorschlag, nur — ausführbar war er nicht. Gerade jetzt war er am wenigsten abkömmlich. Da waren die Schlußprüfungen der Schüler, die Neuanmeldungen für den Herbst. Zudem eröffnete er einen Sommerkursus für die Sängerinnen aus der Provinz: Partienstudium, Korrepitition. Auch Felix Frank konnte er nicht plötzlich im Stiche lassen. Solche Schüler fand man nicht auf der Straße — die zählten im Monatsbudget!

„Danke dir, mein Alter — aber wirklich das geht nicht!"

Dr. Graebner schüttelte den Kopf.

„Unsinn . . . lauter Hoffnungen. Nichts Positives. Du wirst warten, nicht einen Pfennig mehr einnehmen und unterdessen" . . .

Er brach ab. Er scheute sich plötzlich, den klaffenden Riß zu berühren, der sich zwischen dem Bruder und Susanne aufgetan. Die mußten allein miteinander fertig werden.

„Na also, nichts für ungut, Jung . . . Ich dachte an deine Augen. Denen hätte es wohlgetan. Und auch Susel" . . .

Otto Graebners Hand, die auf der Brüstung lag, streckte sich krampfhaft. Es wurde ihm Bedürfnis, sich auszusprechen — gerade darüber.

„Susel hat es nicht besser, aber auch nicht schlechter als hunderttausend andere Frauen! Wenn sie unglücklich mit mir ist . . . dann . . . dann kann ich mir nicht helfen! . . . Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Gar nichts! Als ich sie heiratete, habe ich ihr nichts vorgeschwindelt. Sie wußte, was sie tat, was sie für Pflichten übernahm. Wie ein Knecht habe ich geschuftet, um ihr die Sorgen fernzuhalten. Jede andere Frau wäre ausgekommen mit dem, was ich gab, jede andere Frau hätte es verstanden, ihr Hauswesen besser und umsichtiger zu leiten. Die Kinder waren ihr lästig. Wenn sie nicht mit ihnen spielte, schickte sie sie in die Küche zum Dienstmädchen oder auf die Straße. Nur solange ich der Liebhaber war, konnte ich mir einbilden, von ihr geliebt zu werden. Kein Wort hat sie mir seit dem Unfall des Jungen gesagt, das darauf schließen ließe, daß sie in sich gegangen ist. Kein Wort! . . . Und ich habe in den schlaflosen Nächten darauf gewartet — Stunde um Stunde! Sie hat keinen Begriff, was es heißt: Familie! Keine Ahnung, daß man diesem Begriff etwas zu opfern hat. Daß man nicht für sich, sondern für die anderen lebt! Der Mann ist ihr nichts, wenn er nicht der Liebhaber, die Kinder sind ihr nichts, wenn sie nicht ein Spielzeug sind, und das Haus ist ihr nichts, wenn es nicht so aussieht, wie es sich ihre Phantasie ausmalt, und wie ich es einfach nicht aufbringen kann."

Otto Graebner knickte in seiner Erregung kleine, rosige Mandelzweige, warf sie hinunter in den Garten mit einer Gebärde des Ekels.

Dr. Julius Graebner klopfte die Asche von seiner Zigarre ab, während der blaue, dichte Qualm sein Gesicht verhüllte. Was klagte der Bruder wie ein ungebärdiger Junge? Familie . . . Mann . . . Kind . . .! Das hätten sie wohl noch so im Ohr von dem Thorner Häuschen her? Hatte er denn selbst eine Familie? Nicht einmal am selben Strang zogen sie — Elise und er und der Junge . . . Auch den hatte die Straße, und nur nachts streckten sie alle drei die Beine unter dem gleichen Dach aus! Das Dach des Hauses war es allein, das ihnen nach außen hin das Recht gab, sich Familie zu nennen. Und es war noch gut, wenn sie alle blieben unter diesem Dach, wenn nicht einer plötzlich auf und davon ging wie dieser Herr Frank.

„Du verlangst zu viel, Jung," sagte er und versuchte zu lächeln. „Aber das ist wohl so — Künstlerart!"

„Möglich."

Otto Graebner fühlte wie so oft, daß das Verständnis des Bruders für ihn aufhörte und die leise Geringschätzung durchbrach, deren sich der Mann positiver Wissenschaft trotz allem dem Künstler gegenüber nicht zu erwehren vermag. Er starrte wieder in den Garten . . . und um seine Stirn legte sich's wie ein eiserner Reif . . .

Susanne Graebner aber saß am Bett des kleinen Kurt. Felix Frank hatte ihm einen bunten Soldaten mit beweglichen Gliedern auf die Bettdecke gestellt und ließ ihn exerzieren, als Susanne eintrat.

„Was ist Ihnen, kleine Gnädige?" fragte er, als er ihr verstörtes Gesicht erblickte.

„Nichts . . . nein . . . wirklich . . . gar nichts . . ."

Sie bedeckte das Gesicht des Jungen mit Küssen.

„Au, Mutti . . . nicht weh tun!"

Sie kniete vor dem Bett nieder, vergrub ihren Kopf in die Kissen und weinte.

„Was ist Ihnen . . . Frau . . . Susel . . . was ist Ihnen?"

Der Ton seiner Stimme tat ihr wohl, und auch die ernste Besorgnis, die aus seinem Ton brach.

Ganz zart strich er über ihr nußbraunes Haar, fast ungeschickt, ohne an das Kind zu denken. Sie selbst merkte es kaum. Sie murmelte: „Es ist, als wenn jedes Wort, das gesprochen wird — nur dazu da wäre, einem weh zu tun . . ."

„Arme, liebe . . . kleine Frau."

Sie hätte ihre Wange fast in seine Hand gelegt, so gut tat es, bedauert zu werden.

Er half ihr auf, führte sie zum Sessel, der am Kopfende des Betts stand.

„Ich kenne Sie ja gar nicht so . . . Was hat Sie denn gekränkt . . . wer hat Ihnen denn Böses getan?"

Sie ließ ihre Hände in den seinen, fühlte es nicht, daß er sie streichelte.

„Jetzt muß er Sturmschritt laufen", rief der kleine Kranke dazwischen, aber da fiel ihm auch der Soldat zur Erde, und Felix Frank ließ Susannes Hände frei, um das Spielzeug aufzuheben. Sie lächelte, während ihre Augen noch voll Tränen standen.

„Wie gut Sie zu Kindern sind!"

Sie dachte: wie gut hat es seine Frau — wie gut haben es seine Kinder. Und dabei hörte sie die nervöse, überreizte Stimme ihres Mannes, seine strenge Art, mit dem Jungen zu sprechen.

Gestern hätte er die kleine Liesel beinah übers Knie gelegt, weil sie bei Tisch den Suppenteller umgestoßen hatte. Sie selbst zitterte jetzt immer während der Mahlzeiten und alles flog an ihr, wenn sie das immer wiederkehrende: „Kannst du denn nicht ein bißchen auf das Kind aufpassen?" hörte.

„Ich muß wohl jetzt gehen, Frau Susel? . . ."

„Nein . . . nicht . . . bitte nicht . . . Der Kleine wird einschlafen, dann ist es so still im Zimmer, und ich bin allein mit allen meinen Gedanken . . . Dann ist mir immer . . . als wäre ich allein in einer dunklen Stube . . ."

Wie kindlich diese Frau doch war — gar nicht bewußt ihres weiblichen Reizes — so vertrauensvoll, schutzheischend. Es rührte ihn unsagbar. Er hätte sie in seine Arme schließen, ihr braunes Köpfchen an seine Brust betten wollen — ganz wunschlos — nur um sie zu schützen vor allem, was sie bedrohte, ihr wehe tat, sie ängstigte.

Er nahm einen der zwei leichten weißen Lackstühle und setzte sich etwas entfernt von ihr ans Fenster. Um ihn zu sehen, mußte sie dem Bett den Rücken zuwenden. Sie sprachen nun ganz leise, um den Schlaf nicht zu verscheuchen, der sich schwer auf die Lider des Kinds legte. Das leise Geflüster gab ihren Worten etwas Vertrau-

liches, hob gleichsam die innere Distanz auf, die — zwischen ihnen bestanden hatte. Er war ihr nicht mehr der gute Bekannte, sondern ein lieber, vertrauter Freund, vor dem allmählich jede Scheu fiel.

„Sind die Menschen nicht schrecklich, die so ohne weiteres — wie mit einem Messer alles hart voneinander trennen: gut und böse? Schuld und Nichtschuld? Moral und Unmoral?"

Seine dunklen Augen blieben an ihren hübschen, festen Händen haften, die jetzt erregt das Taschentuch kneteten.

„Es ist das Wesen der Bürgerlichkeit, daß sie blind ist und blind sein will für Abstufungen. Sie kennt Farben, aber keine Schattierungen!"

Er sprach absichtlich in allgemeinen Worten, weil etwas in ihm berührt worden war, was er keinem offenbaren wollte, keinem offenbaren durfte.

Ihr Flüstern klang fast leidenschaftlich zu ihm herüber: „Aber die Schattierungen sind wichtiger — unser Innenleben besteht aus tausend Farben. Ich selbst kenne die Farbe meiner Seele nicht. Ich selbst! Und da wollen andere kommen und sagen: So bist du . . . Schlimmer: weil du das getan hast — darum bist du so . . ."

Seine Blicke irrten von ihrem erregten Gesicht ab. Er sprach schnell und wippte mit dem Fuß dabei.

„Warum quälen Sie sich mit solchen Fragen . . . Was hätten Sie auch je getan!?" . . .

Sie unterbrach ihn, so hastig, als könnte sie es nicht erwarten, ihm alles zu beichten, sich all die Last, die sie mit sich herumschleppte, von der Seele zu reden.

„Nicht ich . . . nein . . . irgend jemand . . . Eine Frau, die ich kenne . . . nehmen Sie an, sie hätte etwas begangen . . . etwas Schreckliches . . . etwas, worauf Gefängnis steht oder" . . .

Sie brach plötzlich ab.

„Warum sehen Sie mich so an?"

Eine dunkle Röte stieg ihm bis zu den leicht angegrauten Schläfen. Verwirrt wie ein ertappter Schuljunge wendete er sich ab.

Sie mißverstand ihn, senkte den Kopf, strich mit der Hand eine Welle ihres Haars zurück, die ihr tief über das kleine rote Ohr gefallen war.

„Nein . . . sagen Sie mir nichts . . . ich will auch nichts mehr sagen . . . ich sprach ja doch auch nur von einer Frau, die ich kenne . . . einer Frau, die mir leid tut, weil sie allein ist, niemand hat, der sie versteht, der sie entschuldigt." Sie schloß die Augen, und ihr Kopf fiel zurück auf die Lehne ihres Stuhls.

Einige Augenblicke verstrichen, während deren man nur die tiefen Atemzüge des schlafenden Kindes hörte. Und dann stand Felix Frank vor Susanne Graebner, hob behutsam ihre Hand an seine Lippen und murmelte: „Sie sind nicht allein, kleine liebe Frau Susel, niemals allein, solange ich Ihr Freund bleiben darf . . . ein Freund, der nichts zu entschuldigen braucht — weil er — alles versteht . . ."

Susanne Graebner war zumute, als hätten sich plötzlich die Tore einer neuen Welt aufgetan, und ein köstliches, ungeahnt prächtiges Geschenk wäre zu ihren Füßen niedergelegt worden.

„Mein Freund . . ."

Sie wiederholte es, ohne sich recht etwas dabei zu denken. Der Klang gefiel ihr. „Mein Freund!" Ein Mann, auf den sie bauen konnte, der durch Feuer und Wasser schreiten mußte für sie, weil er — ihr Freund war! Sie lächelte — kindlich und königlich zugleich, im Bewußtsein eines neuen, prickelnden Machtgefühls.

Er sah auf die Uhr. Ihm fiel ein, daß er Dr. Baumann versprochen hatte, ihn zum Rennen abzuholen. Dr. Baumann war der Ansicht, daß Neurasthenie sich am besten durch Zerstreuungen aller Art heilen ließ. Er verordnete gern Theater, Konzerte, Autofahrten — im Winter Gesellschaften, im Sommer Rennen.

Felix Frank fühlte sich ihm gewissermaßen verpflichtet, daß er ihn abholen durfte. Er litt unter der Oede des Berliner Sonntags, wäre aber von selbst nicht auf den Gedanken gekommen, zum Rennen zu fahren.

„So ein Pferderennen ist ja zum Auswachsen langweilig", meinte er.

Dr. Baumann lachte.

„Gerade das Gegenteil, mein verehrter Herr Frank! Nicht Langweile, sondern Emotionen will ich Ihnen verschaffen. Wenn Sie so Ihre zwanzig, dreißig Mark auf einem Gaul drauf haben — dann — mein Wort darauf — wird Sie das Rennen nicht mehr langweilen! Dann wird das Blut auf einmal so prächtig in Ihren Adern zirkulieren, wird so ausgiebig ihr Gehirn befruchten, daß all die Müdigkeit, all die Schwere, über die Sie klagen, wie durch ein Wunder von Ihnen genommen ist. Sie werden vor allem mal zwei, drei Stunden gar nicht dazu kommen, an sich selbst zu denken — das ist bei allen Patienten Ihrer Art schon ein Gewinn! Also wenn ich Ihnen raten darf — als Arzt und als Freund" — er war gern der Freund seiner wohlhabenden Patienten — „dann holen Sie mich gegen halb vier mit einem Auto von der Berliner Straße 47 ab — ich bin da zu Mittag eingeladen — und wir fahren raus nach Karlshorst. Schon die Fahrt ist was wert, und dort kann ich Ihnen sogar vielleicht ein paar Tips geben! Was es kostet, holen Sie schon raus — reichlich!"

Dr. Baumann hatte immer ein rotes oder blaues Sportblatt in seiner Rocktasche; mit großer Lebhaftigkeit zog er es hervor und sprach über die Aussichten etlicher Pferde und Jockeis mit einer Sachkenntnis, die Felix Frank in Erstaunen setzte.

Denn er hatte aus der Provinz eine gewisse Scheu mitgebracht, über das Spiel, in welcher Form es auch auftreten mochte, öffentlich und frei heraus zu reden. Es blieb immerhin ein geheimes Laster, dem man ein Mäntelchen umhängen mußte. Allenfalls in bester Weinlaune und in der Verschwiegenheit eines über allen Zweifel erhabenen Hauses gab man zu, daß man kein Neuling auf dem Turf sei, aber selbstverständlich sprach man über das Wetten mit demselben Lächeln, das sehr würdevolle Männer stets in Bereitschaft haben, wenn sie von einem Berliner Nachtbummel erzählen.

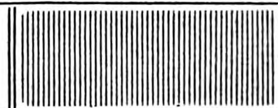
Die Sachlichkeit jedoch, mit der die Herren in Berlin ihre Sportblätter studierten, gleich einem Kurszettel, berührte fast alle seine honorigen Instinkte peinlich.

(Fortsetzung folgt.)



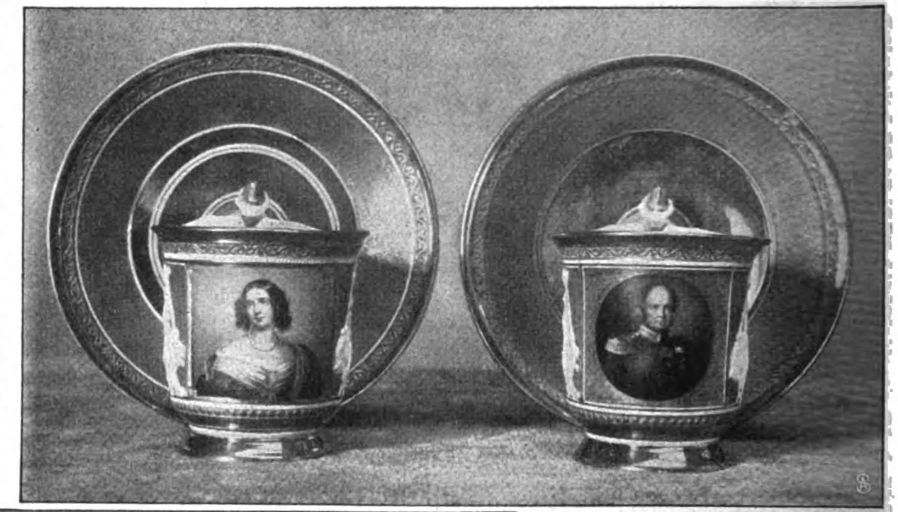


Die patriotische Tasse.



Von Dr. Lenz. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

In der kleinen Porzellangalerie des Hohenzollern-Museums, welcher die anmutigen Erzeugnisse aus der glänzenden Erdenware und die Fülle des durch die zahlreichen Fenster hereinflutenden Lichtes eine so heitere Stimmung verleihen, ist in einem der Wandschränke eine Tassensammlung ausgestellt, die innerhalb des weiten Gebietes künstlerisch geschmückter Kaffeegeschirre eine besondere Gattung repräsentiert, der man den Namen der „Patriotischen Tasse" geben könnte. In überwiegender Mehrzahl sind diese kleinen Kunstwerke Arbeiten der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur, die ihr künstlerisches Schaffen von jeher gern in den Dienst patriotischer Gedanken und Empfindungen gestellt hat. Es ist das in ihrer Geschichte begründet: Für die Lieblingschöpfung des Großen Königs, dessen tätiger Fürsorge sie den wirtschaftlichen Aufschwung, die technische Leistungsfähigkeit und das künstlerische Gepräge ihrer ersten und bedeutendsten Epoche verdankt, war es eine natürliche Pflicht der Dankbarkeit, daß sie zu seiner Verherrlichung und zur Pflege vaterländischer Gesinnung auf künstlerischem Gebiet das Ihrige beitrug. Dazu bedurfte es gar keiner besonderen Anregung von seiten des Königs. Dieser ist im Gegenteil aufs höchste erstaunt, als er z. B. im Jahre 1774 durch einen Brief seines Freundes d'Alembert von seinem Portrait en porcelaine erfährt. „Ich wußte gar nicht," schreibt er zurück, „daß ein solches existiere. Man muß Apollo, Mars oder Adonis sein, um sich malen zu lassen, und da ich nicht die Ehre habe, einer dieser Herren zu sein, habe ich mein Antlitz, soweit es von mir abhing, vor dem Pinsel verborgen." Und als im Sommer 1778 der Modellmeister der Manufaktur Meyer sich nach Potsdam begibt, um den König trotz dieser Abneigung zu einer Porträtsitzung zu bewegen, muß er mit dem trockenen





1. Tassen mit den Bildnissen Friedrich Wilhelms IV. u. seiner Gemahlin.
Keram. Sammlung d. Kgl. Porzellanmanufakt.

Bescheide, „er möchte nur einen alten Affen nehmen und ihn hinstellen und danach die Büste verfertigen", den Heimweg antreten. Dem Ehrgeiz der Künstler, ihrer Liebe und Verehrung für den Alten Fritz künstlerischen Ausdruck zu verleihen, hat dieses ablehnende Verhalten des Königs gewiß keinen Eintrag getan, und in der Folge ist diese Betätigung patriotischer Gesinnung in der Manufaktur zu einer Tradition geworden, welche die späteren Könige durch ein wohlwollendes Interesse an ihrem Gedeihen stets lebendig erhalten haben. Friedrich Wilhelm III. hat einmal, müde des ewigen Antikisierens und Mythologisierens der klassischen Kunst, in einer an die gesamte Künstlerschaft gerichteten Kabinettsorder, welche der Manufaktur durch den Minister



2. Tasse mit dem Bildnis Friedrich Wilhelms III. und dem Plan der Völkerschlacht bei Leipzig.
(Hohenzollern-Museum.)



3. Tassenschrank des Hohenzollern-Museums.

von Heinitz nachdrücklich bekannt gemacht wurde, auf die Motive der vaterländischen Geschichte hingewiesen und damit die Anregung zu einer Reihe von interessanten Arbeiten der Manufaktur gegeben. Vor allem aber sind es die großen Ereignisse unserer politischen Geschichte selbst, welche die Aufmerksamkeit der Künstler immer wieder auf die patriotischen Motive hingelenkt haben.

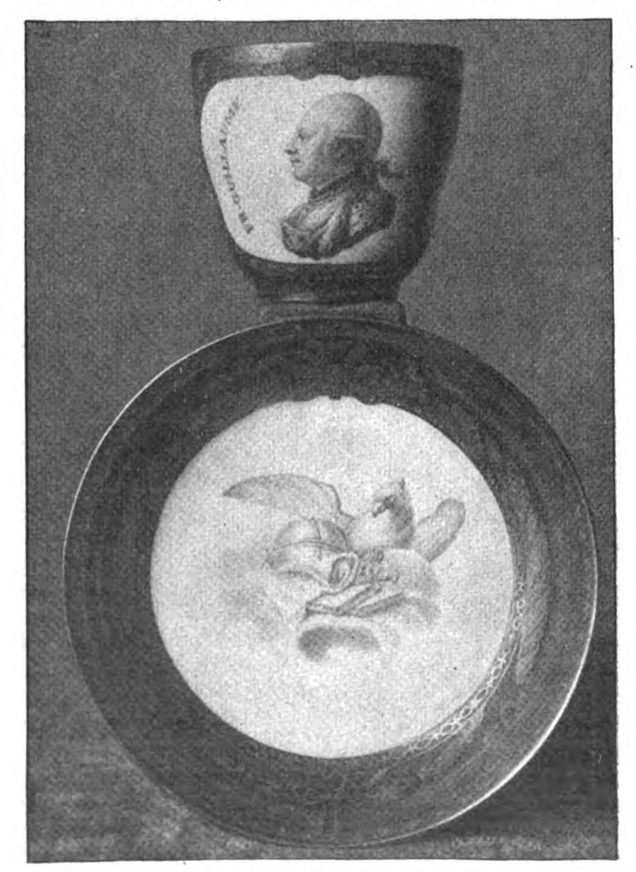
Die Einzeltasse ist im 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein besonders beliebter Träger solcher Darstellungen gewesen. War es doch eine hübsche Sitte jener Zeit, zu Geburtstagen und sonstigen festlichen Gelegenheiten derartige Tassen zu verschenken. Zwei Haupttypen sind im allgemeinen unter diesen patriotischen Tassen zu unterscheiden, die mit gemalten oder reliefierten Bildnissen der Mitglieder des Königlichen Hauses und die Gelegenheitstassen, die einem besonderen Anlaß, einer besonderen geschichtlichen Begebenheit ihre Entstehung verdanken. Der Schrank des Hohenzollern-Museums gibt eine reiche Übersicht über diese Gattung, doch finden sich in den königlichen Schlössern, in Museen und privaten Sammlungen noch zahlreiche Tassen dieser Art, die das Bild wesentlich ergänzen können.

Unsere Abbildungen zeigen einige besonders geschmackvoll und reich dekorierte Porträttassen. Die Bildnisse Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. auf den Tassen der Abb. 6 u. 5 dürften Originalarbeiten des Porträtmalers der Manufaktur Franz Tittelbach sein, wenigstens sind es nicht Kopien nach den sonst bekannten, von anderer Hand gemalten und gestochenen Bildnissen der beiden Monarchen. Das Reliefbildnis der



4. **Gedenktasse auf den Einzug in Paris** am 31. März 1814. (Hohenzollern-Museum.)

Königin Luise, das an der Tasse auf der Abbildung 7 sichtbar ist, ist von dem Bildhauer Leonhard Posch modelliert, dem die Manufaktur eine lange Reihe derartiger kleiner Porträte von Fürstlichkeiten und Berliner Persönlichkeiten besonders aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, verdankt. Die mit dem Immortellenkranz und dem Geburts- und Todesdatum der Königin Luise geschmückte Tasse ist unmittelbar nach ihrem Tod entstanden und bringt in der das Bildnis umrahmenden Inschrift: „Sie lebt auf immer in den Herzen treuer Patrioten" in sinniger Weise die Verehrung der Berliner zum Ausdruck. Dem Porträt Friedrich Wilhelms III. begegnet man häufig auf Tassen, die dem Andenken an die Befreiungskämpfe von 1813—14 gewidmet und im Spiegel der Untertasse mit dem Plan von Paris oder — wie auf Abb. 2 — dem der Völkerschlacht bei Leipzig geschmückt sind.



5. **Tasse mit dem Bildnis Friedrich Wilhelms II. (um 1772).** Sammlung Lüders, Grunewald-Berlin.

Es scheint, daß diese Gedenktassen, die jedenfalls zu dem Besten gehören, was die dem Andenken an jene große Zeit gewidmete Kleinkunst hervorgebracht hat, damals eine weite Verbreitung gefunden haben. Neben den Bildnissen der siegreichen Monarchen und Feldherren wurde gern auch die Jahreszahl 1813 aus grünem Siegeslaub oder das Eiserne Kreuz oder der Siegeswagen des Brandenburger Tores (Abb. 4) als Schmuckmotiv verwandt. Ebenfalls aus dem Jahr 1814 stammt die im Hohenzollern-Museum aufbewahrte, mit der Hohenzollernburg bemalte kostbare Tasse, welche im Spiegel der Unterschale die gekrönten Initialen Friedrich Wilhelms III. und das Dichterwort: „Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen" trägt (Abb. 8).

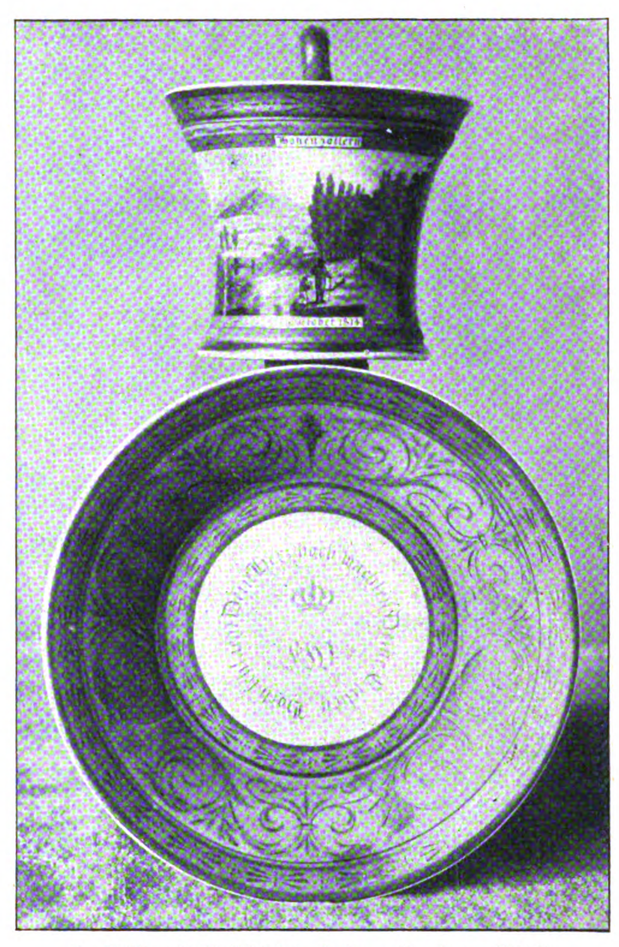


6. **Tasse mit dem Bildnis Friedrichs des Großen (um 1780).** Sammlung von Ostermann, Darmstadt.

Wenn wir, wie wir hoffen dürfen, aus dem gegenwärtigen Weltkrieg als Sieger hervorgehen, wird die hübsche Sitte, den heimkehrenden Kriegern solche Ge-



7. Gedenktasse auf die Königin Luise mit Reliefbildnis.
Von Bernhard Posch. (Hohenzollern-Museum.)



8. **Tasse mit Ansicht der Hohenzollernburg (1814).**
(Hohenzollern-Museum.)

denktassen zu überreichen, gewiß wieder Eingang finden. Schon sieht man in den Schaufenstern Berlins allerlei liebenswürdige Arbeiten dieser Art, und auch die Berliner Königliche Porzellanmanufaktur hat einige schlichte Tassen mit dem Eisernen Kreuz hergestellt, die eine schöne Erinnerung an die große Zeit bilden.

Der erste Sieg.

Kriegskizze von Else Höffer.

Der Militärzug fuhr durch Norddeutschland. Der Regen peitschte die Dächer der Wagen und hing vor die Fenster einen glitzernden Perlschleier. Die Landschaft lag trübselig. Der Rauch der Lokomotive krümmte sich träge in der feuchten Luft, der Schrei der Dampfpfeife schrillte mißmutig, verdrossen blinzelten die grünen und roten Lichter durch die Schwaden.

Auf den Stationen standen fröstelnde, verärgerte Menschen. Das Wetter drückte jedem auf die Stimmung. Doch wenn der Militärzug einfuhr, wenn unter seinen Rädern die Schienen klirrten, wenn die Halle erdröhnte von dem Gesang der Hunderte — dann wurden auf einmal alle Gesichter hell, und in die Augen der Menschen kam ein Leuchten, wie man es vordem noch nie darin gesehen; Wärme floß durch ihre Glieder, und Bewegung kam in die zusammengeschauerten Gestalten.

Alles drängte dem Zuge zu, jeder hoffte einen Blick zu erhaschen in dem Gesicht irgendeines unbekannten Feldgrauen, man wollte ein Bild in seine Seele aufnehmen, einen lebendigen Eindruck und dadurch ein wenig teilnehmen an dem großen, wunderbaren Erleben, dem die dort entgegenfahren durften. Man wollte ihnen durch einen Blick, eine Gebärde, ein grüßendes Winken zeigen: „Wir lieben euch alle ohne Unterschied. Unsere Herzen sind mit euch. Bei euch ist unsere Zuversicht und unser Vertrauen."

In den Wagen saßen die Mannschaften dicht gedrängt, lachten, sangen, aßen, ließen sich auf den Stationen wie die Kinder verwöhnen mit einem erstaunten, bescheidenen Lachen. Sie fühlten es, daß sie die glücklichen waren, die vielbeneideten, sie hatten Mitleid mit denen, die nicht mitdurften. Sie lebten in einer Hochflut lachender, übermütiger Gefühle. Nur wenige waren still, denn es war schwer, sich aus dem Strudel des allgemeinen Frohsinns zu lösen.

Ein Einsamer stand am Fenster, mitten zwischen den



andern und doch unmerklich losgelöst, wie durch einen Hauch von ihnen geschieden. Die andern fühlten es kaum, nur in seinen Augen stand das Wissen von der Einsamkeit. Er wischte mit dem grauen Vorhang immer wieder über die Scheiben; die schmale, schöne Hand war in den groben Stoff verkrampft.

Die Landschaft — — — diese Landschaft mußte er sehen. Er strengte seine Augen an, um den wallenden, brodelnden Dunst zu durchdringen. Und jetzt sah er auch das braune Land, auf dem die struppige Heide stand, und die kleinen, schwarzen Kieferngruppen.

Warum mußten sie durch diese Gegend kommen!? So viele Bahnlinien kreuzten ja Deutschland von Westen nach Osten. — Und nun fuhr sein Transport gerade durch dieses Land, das er so lieb gehabt hatte. Wenn er auch die Augen schließen wollte, er würde ja doch alles sehen. — Er hatte nie zurückblicken wollen, und das war leicht gewesen in den Wochen, in denen man nur dem Augenblick lebte zwischen Dienst und Schlaf, aber hier wurde ja das Tote lebendig. —

Dies weite Land mit den blinkenden Gräben, mit den geduckten Gehöften, den Koppelricks und den Wacholderstauden, die im Wind tanzten.

Klang da nicht ein helles Hornsignal, das durchs Mark zuckte bis ins Reiterherz? Und das Schnauben der Pferde, das gedämpfte Schlagen der Hufe auf federndem Grund und das Geläute der Meute! —

Da kam über die braune Heide die Jagd gebraust, die roten Röcke leuchteten, die Uniformen funkelten, und der Boden erdröhnte. Voran der Master auf dem Schimmel, Nerv und Muskel die kleine Gestalt. Und das Geläute der Meute. —

Und fern ein dunkler Punkt, an dem die brennenden Blicke hängen: der Keiler auf eiliger Flucht.

Und nun ein Koppelrick. — Hei, wie der Fuchs sprang! Und nun ein Graben. — Er streckte sich, und drüben war er. War da nicht einer neben ihm gestürzt? Was kümmert das im wilden Jagen? Vorwärts, vorwärts, nur e i n Gedanke pocht im Blut: Der Erste sein beim Halali. Und das Geläute der Meute. — Das Geläute der Meute. — Als sollte das Herz zerspringen, so wonnevoll war dies Reiten auf brauner Heide, so berauschend das Kraftbewußtsein.

Die Hand des Soldaten krampft sich härter zusammen. Er will nicht denken, er denkt ja auch nicht, er sieht nur Bilder, Bilder. —

Am Halali unter der Eichengruppe mit dem Bruch am Reitkleid die Braut — lachend küßt er ihre feste, kleine Hand, lachend sehen sie sich in die Augen: sie hatten sich überm Reiten vergessen gehabt. — Wie lieb hat er sie gehabt. —

Die Hand des Soldaten bebt. Nicht denken — das alles ist längst verloren, verscherzt, verspielt. —

Da ist wieder ein Bild, schwankend, unsicher, wie hinter Nebel. Blasse Gesichter, unsichere Hände, Karten — Goldhaufen, die anwachsen und rasch, unheimlich rasch verschwinden, auch die blauen, die braunen Scheine. — Und wieder durchschüttelt ihn die tolle Leidenschaft des Spiels und dann die öde Verzweiflung.

Warum fahren wir durch diese Gegend!? Warum weckt ein Zufall alles, was verloren ist, verspielt — die Ehre, die Braut, der liebe, liebe Rock. —

Er sieht an sich hinunter. Den Rock trägt er ja wieder, gottlob — aber anders — nicht schlechter, nein, nein — aber manchmal ist es doch so schwer, manchmal tut es grausam weh, daß man nicht im alten Regiment reiten darf mit den lieben Freunden gegen den Feind. Manchmal ist es schwer, unterzutauchen unter die vielen Grauen und ganz zu vergessen, daß man einer gewesen, der an der Spitze reiten durfte und an der Spitze fallen.

Der Gesang der Kameraden brandet um ihn wie ein starker Strom. Er wendet sich vom Fenster ab und wieder zu den Kameraden, seine Augen sind wieder hell. Gepriesen sei die gewaltige Woge, die ihn vom Grund emporgerissen hat in sein Element hinein, in dem allein er leben kann. Er ist wieder Soldat! Er darf mit ins Feld, er gehört zu den Glücklichsten. —

Der Zug donnert in die Halle, die Schienen klirren und klingen, wie wenn Waffen sich kreuzen. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" —

Als ob der Gesang die Dächer der Wagen emporheben wollte, als ob er sich gegen die Mauern werfen wollte. — „Mit Schwertgeklirr und Wogenprall" — Es war, als bebten die mächtigen Eisensäulen, die die Halle tragen, wie Föhren im Wind; die Glasscheiben klirrten im rhythmischen Takt. Es war, als sei alles Leblose lebendig geworden, singend, Echo gebend — „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein" —

Und wieder werden alle Gesichter blaß, so stark greift die Erschütterung ins Herz, und die Augen werden dunkel und spiegeln die erregte Seele. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein" —

Der lachende Mut der Soldaten sprüht über die Köpfe weg, und andächtig fühlt jeder: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein" —

Der Einsame steht wieder am Fenster. Die Türe fliegt auf. „Eine Viertelstunde — Aufenthalt — Kaffeepause" —

Wäre die Viertelstunde nur erst vorüber. Es tut so weh, diesen Bahnhof zu sehen. Hier kam er als blutjunger Fahnenjunker an, tausend Hoffnungen im Herzen und einen unbändigen Stolz. — Hier reiste er ab. Nacht war's, und es regnete wie heute, und er sah nicht vom Boden auf, auch nicht, als der Beamte ihn grüßte: „Glückliche Reise, Herr Leutnant."

Wenn nur die Viertelstunde schon vorüber wäre. —

Auf dem Bahnsteig hastiges Gedränge, fröhliches Durcheinanderwogen. Weißgedeckte Tische mit großen Tassen, riesige Kaffeekannen, hochgetürmte Brötchenberge. Damen mit weißem Haar, junge Mädchen eilig und eifrig bemüht, Kaffee einzuschenken, Tassen anzubieten, die Brotplatten zu schleppen. In allen Augen Sonnenschein, alle Gesichter lächelnd, fröhlich, zuversichtlich, jedes Wesen aufgelöst in dem alleinigen Bestreben, den grauen Soldaten zu dienen, ihnen zu zeigen: wir wollen euch Liebes antun, wir sind stolz auf euch.

Die jungen Mädchen fliegen über den Bahnsteig, bis zu den letzten Wagen schleppen sie die schweren Tablette, frohe Zurufe von hüben und drüben, eine ungeahnte Einigkeit in Jugendluft, die jede Schranke überfliegt.

Der Soldat steht in der Wagentür und denkt ganz klar: Ich muß mich verstecken, es soll mich keiner erkennen. — Und während er das noch denkt, steigt er die Stufen hinab und steht auf dem Bahnsteig. Er fühlt nicht, daß jemand ihm eine Zigarre in die Hand drückt. Seine Zähne sind in die Lippe gegraben, er atmet schwer.

Er steht dicht vor einem weißgedeckten Tisch. Und wie er die Augen wendet, sieht seine Seele ein Antlitz —

Es wird still in ihm, der schmerzhafte Krampf löst sich. „Annemarie — meine Braut."

Wie schmal und still sieht ihr Gesicht aus. Noch schlanker ist sie geworden, und die Hände — die Hände

sind ganz anders geworden. Braun waren sie damals und sehnig und energisch, diese lieben Hände, die er so oft geküßt hatte. Und jetzt leuchten sie wie kranke, blutlose Blüten.

Diese armen Hände haben so viel gelitten — durch ihn — diese lieben, lieben Hände. Er fühlt nicht, daß ihm langsam Tränen in die Augen steigen. Er sieht nur diese zarten Hände, die vorsichtig die Tassen füllen.

Da klirrt eine Tasse hell auf, die Hände beben, und da treffen sich die Augen in heißem Erschrecken. Groß und leidvoll hängen sie ineinander, und die Blicke tauchen bis in die Seelen.

„Wie hast du um mich gelitten" — sagen die Augen des Soldaten. „Viel mehr, als ich gewußt" —

„Was hast du mir angetan — zerbrochen hast du mich", antwortet der hoffnungslose Blick des Mädchens.

„Sieh, wie ich sühnen will."

Da gleiten ihre Augen an ihm herab, sehen die graue Uniform, haften auf den groben Stiefeln, und wie Schrecken und Verständnislosigkeit steht es in den verwirrten Blicken.

„Ich sühne alles", sagen die Augen des Soldaten mit einem starken Leuchten. „Das Vaterland wird mir verzeihen — kannst auch du vergessen?" —

Die Augen des Mädchens senken sich, das blasse Gesicht zuckt. Da atmet der Soldat tief auf und wendet sich ab.

„Nein, niemals kann sie vergessen", denkt er müde. „Liebe und alles verspielt — wie könnte sie das überwinden!?"

Auf dem Bahnsteig ein Drängen und Schieben, scharfe Kommandorufe, Scherzworte, Abschiedwinken. Schallend fliegen die Türen zu.

Der Soldat steht am offenen Fenster, seine Augen hängen an der feinen Gestalt. „Sehen muß ich sie bis zuletzt."

Da erbraust die Halle wie vom Frühlingsturm. Es ist, als bebten Träger und Trossen, es ist, als fängen alle Eisenteile mit, als würde der Stahl lebendig. Es klingt und schmettert bis unter das Hallendach „Deutschland, Deutschland über alles".

Die Gesichter der Frauen und Mädchen sind ernst geworden, und ihre Augen weinen um die vielen, die sie nicht kennen und doch lieben müssen mit jedem Schlag ihrer Herzen, die singend in den Kampf ziehen, lachend dem Tod entgegen.

Die Hand des Soldaten ist zur Faust geschlossen, hart ist sein Gesicht, und die Augen brennen heiß auf dem Mädchengesicht.

„Von der Maas bis an die Memel —"

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Der Dampf wallt, die Räder brummen, und Stahl und Eisen singen.

„Deutsche Frauen, deutsche Treue —" Ein Jubeln, eine aufjauchzende Gewißheit.

Da schwankt die schlanke Gestalt, ein Aufzucken, ein Aufleuchten, wie wenn eine Flamme in ihrem Leib emporschlüge, wie wenn sie berstend bricht und Wildwasser aufschäumt.

Sie stürzt vorwärts, steht auf der Wagenstufe, und mit beiden Händen packt sie die harte Faust des Soldaten, und ihre Augen leuchten göttliches Licht.

„Kehre gesund zurück — zu mir."

Aus Hunderten von Kehlen braust es auf: „Deutsche Frauen, deutsche Treue —"

Und Stahl und Eisen singen mit. . . .

Bilder aus aller Welt.



Phot. v. Freyberg.

Die Hochzeit des Grafen Georg Schwerin-Wildenitz mit der Gräfin Vera Schwerin-Wolffshagen.

Von links. Sitzend: Gräfin Alexander Schwerin, geb. Freiin v. d. Goltz; Gräfin Marie Schwerin; Gräfin Hans Schlippenbach; Frau von Bredow-Laudin; Fräulein Ilse von Hansemann; Gräfin Rose Schwerin; Gräfin Ruth Schwerin; Graf Botho Schwerin; Fräulein Olga von Helldorff; Graf Alexander Schwerin; Frau von Martius, geb. Gräfin Schwerin. Stehend: Graf Hans Schlippenbach; Gräfin Gertrud Schwerin; Graf Schwerin-Wolffshagen; Gräfin Schwerin-Wildenhoff; Gräfin Schwerin-Wolffshagen; Graf Ludwig Schwerin-Wildenitz; Graf Georg Schwerin, Gräfin Vera Schwerin (Brautpaar); Graf Otto Schwerin; Herr von Treskow-Friedrichsfelde; Landrat von Martius; Graf Horst Groeben; Herr von Wiedebach; Prinz Reuß; Geh. Konsistorialrat Scholz.



Hofphot.



Alb. Meyer.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.-Ing. H. Fischer †
Hannover, hervorragender Technologe.

Dr. Emil v. Schenckendorff †
bekannter Förderer nationaler Jugenderziehung.

Hofphot. Berger.

Unsere Soldaten beim Schafscheren in Frankreich.
Ein friedliches Bild aus Feindesland.



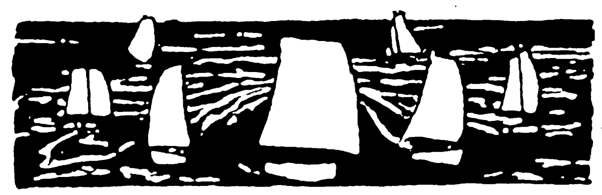
Ein seltenes Beutestück.
Die Inschrift des Schwertes lautet: „Godfroy de Bouillon roi de Jerusalem 1096". — Es war vergraben in der Nähe des Schlosses Caulincourt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 13. | Berlin, den 27. März 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 13.



Die sieben Tage der Woche.

16. März.

Der kleine Kreuzer „Dresden" wird bei der Insel Juan Fernandez im Stillen Ozean von den englischen Kreuzern „Kent", „Glasgow" und dem Hilfskreuzer „Orama" angegriffen und sinkt.

Heftige, für die Russen sehr verlustreiche Kämpfe finden südlich des Dnjestr statt. Ein feindlicher Durchbruch auf Kolomea scheitert.

Die englische Höhenstellung bei St.-Eloi südlich von Ypern, um die seit vorgestern gekämpft wurde, ist in unseren Händen.

17. März.

Der englische Kreuzer „Amethyst" wird vor den Dardanellen außer Gefecht gesetzt.

18. März.

Das französische Schlachtschiff „Bouvet" wird vor den Dardanellen zum Sinken gebracht.

Französische Flieger werfen auf die offene elsässische Stadt Schlettstadt Bomben ab, von denen nur eine Wirkung erzielte, indem sie in das Lehrerinnenseminar einschlug, zwei Kinder tötete und zehn schwer verletzte. Als Antwort darauf wurde heute nacht die Festung Calais mit Bomben schweren Kalibers belegt.

Russische Reichswehrhaufen brechen in den nördlichsten Zipfel Ostpreußens ein.

19. März.

Die Besatzung von Przemysl unternimmt einen Ausfall in östlicher Richtung und stellt starke feindliche Kräfte fest.

Die englischen Schlachtschiffe „Irresistible" und „Ocean" werden vor den Dardanellen zum Sinken gebracht, das französische Schlachtschiff „Gaulois" und der englische Panzerkreuzer „Inflexible" außer Gefecht gesetzt.

20. März.

Angriffe bei Verdun, in der Woevre-Ebene und am Ostrand der Maashöhen werden zurückgeschlagen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika überreichen in Tokio ein Memorandum, in dem sie sich dringend auf das Abkommen vom 30. November 1908 beziehen, durch das eine offene Aussprache zwischen den beiden Regierungen über alle den Stillen Ozean betreffenden Fragen gewährleistet wird. Ferner wird die Tatsache betont, daß Amerika beabsichtige, alle Vertragsbestimmungen zwischen sich und China zu schützen.

Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich teilt im Reichstag mit, daß die bisher vorliegenden Nachrichten sieben Milliarden als Ergebnis der zweiten Kriegsanleihe erwarten ließen.

21. März.

Die bis jetzt vorliegenden Ergebnisse der Kriegsanleihezeichnung erreichen neun Milliarden Mark, davon entfallen 1600 Millionen Mark auf Schuldbucheintragungen und 750 Millionen Mark auf Schatzanweisungen.

In der Nacht werden auf die Festung Paris und den Eisenbahnknotenpunkt Compiègne durch Luftschiffe einige schwere Bomben abgeworfen.

In den Karpathen dauern die heftigen Kämpfe fort.

22. März.

Die Festung Przemysl ist gefallen. Der österreichisch-ungarische Generalstab berichtet darüber, wie folgt: Nach viereinhalbmonatiger Einschließung am Ende ihrer Kraft angelangt, ist die Festung in Ehren gefallen. Da nach dem Ausfall vom 19. d. M. auch die äußerste Beschränkung in der Verpflegration nur mehr einen dreitägigen Widerstand gestattete, hatte der Festungskommandant mittlerweile den Befehl erhalten, nach Ablauf dieser Frist und nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. Wie ein Flieger der Festung meldete, gelang es tatsächlich, die Forts samt Geschützen, Munition und befestigten Anlagen rechtzeitig zu zerstören. Dem opfermütigen Ausharren und dem letzten Kampf der Besatzung gebührt nicht minderes Lob als ihrer Tapferkeit in den früheren Stürmen und Gefechten. Diese Anerkennung wird auch der Feind den Helden von Przemysl nicht versagen.

Belgien unter deutscher Verwaltung.

Von Walter Bloem.

Man wird sich in der Heimat sehr schwer eine Vorstellung machen können, wie es hier in Belgien eigentlich aussieht, und was wir Deutschen hier treiben. Die geschichtlichen Ereignisse, die über das Belgierland dahingebraust sind, die wunderliche Verfassung, in der es in unsere Hände geraten ist — das sind Zustände, von denen der Außenstehende sich nicht leicht ein Bild machen kann. Ein Land von acht Millionen Einwohnern — und zwar nicht etwa ein primitiver Bauernstaat, sondern ein hochentwickeltes Kulturland modernsten Zuschnitts, ein Land mit zwei Weltstädten und einer Menge ansehnlicher Mittelstädte, von einem umfangreichen Kanalsystem durchzogen, tausendfach verknüpft durch ein engmaschiges Netz von Eisenbahnen und den eine besondere Eigentümlichkeit des Landes bildenden, stark entwickelten Vizinalbahnen — solch ein kompliziertes volkswirtschaftliches Gebilde plötzlich in Feindeshand! Seine Regierung flieht, nimmt sämtliche Barmittel der Staatsbank mit ins Ausland, verpflichtet alle zurückbleibenden Beamten aufs feierlichste, jede dienstliche Tätigkeit einzustellen — und überläßt das Land seinem Schicksal!

Der Sieger übernimmt das aus tausend Wunden blutende Land als eine formlose Masse, als ein absolutes Chaos, in dem nichts mehr funktioniert außer der aufopferungsvollen Hingabe einiger lokalen Verwaltungskörperschaften. Jede Art von Gütererzeugung und Güterverteilung hat aufgehört. Der Bauer erntet und sät nicht mehr, die Fabriken stehen still, der Bahnverkehr ist eingestellt, keine Post, kein Telegraph mehr, nichts als ein zum Teil verwüstetes Land, durch dessen Provinzen noch der Kampf tobt — und in ihm eine von fanatischem Haß

in ihren Tiefen aufgewühlte, von Kriegsnot und Daseinsangst völlig zerstörte Bevölkerung. . .

Der einzige Rechtstitel, auf den der Sieger sich stützt, als er die Geschicke des Landes in seine Hand nahm, ist der tatsächliche Machtbesitz, die unwiderstehliche Gewalt seiner sieghaften Waffen, die Stärke der eingedrungenen Armee. Aber nach Einnahme der Festungen und Niederwerfung der Feldheere muß er den besten Teil seiner Truppen aus der Hand geben. Die Blüte seiner Armee wird aus dem Land gezogen, um auf neuen Kampfplätzen verwendungsbereit zu sein. Zum Schutz der Einrichtungen, die er trifft, der Männer, in deren Hand er das Steuer des im Sturm treibenden Staatsschiffes legt, bleiben ältere Truppen zur Verfügung, denen die harte Aufgabe obliegt, das Errungene festzuhalten und den Wiederaufbau des zertrümmerten Staatswesens gegen Störung zu decken.

Unter dem Schutz des deutschen Landsturms beginnen nun die neuen Behörden ihr Werk. Was ein König und sein vielköpfiges Ministerium früher besorgt haben, das leistet jetzt der deutsche Generalgouverneur, sein Stab und seine Zivilverwaltung. Was früher den Regierungen der neun belgischen Provinzen oblag, das betreiben unter der Leitung des Generalgouverneurs seit Anfang November die deutschen Militärgouvernements der Provinzen und die diesen angegliederten Zivilbehörden. Also ein wahrhaft riesiger Verwaltungsorganismus, der einfach aus der Erde gestampft, der von heut auf morgen improvisiert werden mußte!

Derartige Aufgaben sind ja für das deutsche Verwaltungsleben nichts vollkommen Neues. Im Jahr 1870 wurden ganze Gebietsteile Frankreichs für Monate der Oberleitung ihrer Landesbehörden entzogen und unter eine deutsche Verwaltung gestellt, die mit ähnlicher Plötzlichkeit hatte ins Leben gerufen werden müssen. Wenn man indessen erwägt, welche ungeheuren Fortschritte das wirtschaftliche Leben Westeuropas seit dem letzten großen Krieg gemacht hat, so wird man sich ein Bild von den erstaunlichen Schwierigkeiten einer solchen Okkupation machen können.

Die nachstehenden Zeilen sollen versuchen, einen Überblick über die Aufgaben und Ziele der deutschen Verwaltung in Belgien zu geben. Begreiflicherweise kann es sich auf vielen Gebieten nur um Andeutungen handeln. Immerhin wird der Laie wenigstens einen allgemeinen Eindruck von der Vielfältigkeit der Aufgaben bekommen, die hier ihrer Verwirklichung teils schon entgegengeführt wurden, teils in hoffnungsvoller Förderung begriffen sind.

Die Aufgaben des Generalgouverneurs und seiner Unterorgane gliedern sich in militärische, politische und Verwaltungsaufgaben im engeren Sinne. Allgemein ist die Bemerkung vorauszuschicken, daß der Wirkungsbereich des Generalgouvernements sich nur auf das sogenannte „Okkupationsgebiet" bezieht, also auf die sieben Provinzen, in denen heute nicht mehr gekämpft wird. Die Provinzen Ost- und Westflandern, von denen ein allerdings nur kleiner Teil noch in der Hand unserer Feinde ist, und die also teilweise noch unter Einwirkung des unmittelbaren Kriegzustandes stehen, sind dem Befehlsbereich der kämpfenden Armeen unterstellt und scheiden also für die nachstehenden Betrachtungen vorläufig noch aus. Sie tragen die amtliche Bezeichnung „Operations- und Etappengebiet".

Was zunächst die militärischen Aufgaben des Generalgouverneurs anbetrifft, so ist er der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, das heißt also derjenigen Truppen, die zur Sicherung der besetzten, aber nicht mehr unter den unmittelbaren Einwirkungen des Kriegzustandes befindlichen belgischen Provinzen dienen.

Die erste Aufgabe dieser Truppen mußte naturgemäß die sein: das durch die deutschen Angriffsaktionen in seiner militärischen Bedeutung entwertete Land wieder auf die volle Höhe seiner Verwendungsfähigkeit zu bringen. Hier galt es vor allen Dingen, die drei der Belagerung ausgesetzt gewesenen Festungen Lüttich, Namur und Antwerpen wieder instand zu setzen. Ja, nicht allein das, es galt, den Grad ihrer Verteidigung den umwälzenden Erfahrungen anzupassen, welche ihre eigene Einnahme der staunenden Mitwelt aufgezwungen hatte. Das ist natürlich eine ganz ungeheure Arbeitslast gewesen, wie der Leser sich vorstellen kann, wenn er sich der bekannten Berichte über die Zerstörungskraft unserer berühmten neuen Geschütze entsinnt. Aber diese Arbeit ist geleistet, und das Belgierland ist heute fortifikatorisch bedeutend besser ausgerüstet als vor sieben Monaten bei Kriegsbeginn. Auch auf vielfache andere Weise war natürlich die Verteidigungsfähigkeit des Landes beeinträchtigt. Seine Straßen hatten unter den Zerstörungsversuchen der eigenen Bewohner wie unter den Wechselfällen der Kämpfe schwer gelitten, seine Brücken waren fast sämtlich gesprengt, alle Telegraphenverbindungen unterbrochen, alle Verkehrsinstitute außer Funktion. All das mußte unbeschadet der Anforderungen des wirtschaftlichen Verkehrslebens im Lande zunächst insoweit wieder instand gesetzt werden, als die militärischen Bedürfnisse das gebieterisch und unverzüglich verlangten.

Die zweite große militärische Aufgabe, die dem Besatzungsheer erwuchs, war die Herstellung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Lande. Vor allen Dingen galt es hier, der Feindseligkeit der eingesessenen Bevölkerung entgegenzutreten, die nicht, wie später in den besetzten Teilen Frankreichs, dem Okkupationsheer eine ruhige und besonnene Duldung entgegenbrachte, sondern die nachzitternde Empörung, die von dem wahnwitzigen Fanatismus der ersten Kriegswochen übriggeblieben war, erst langsam in sich abebben ließ. Noch immer galt es, auf der Hut zu sein gegen feindselige Unternehmungen unversöhnlicher einzelner, die bis auf diesen Tag sich hier und da noch unterfangen, dem wiedererwachenden Verkehr in ohnmächtiger Empörung und kindischem Zerstörungsdrang gelegentlich Schwierigkeiten zu bereiten. Noch heut ist der Bahn- und Brückenschutz ein unbedingtes Erfordernis, und dieser Dienst nimmt die Aufmerksamkeit und Hingabe unserer Besatzungstruppen sehr erheblich in Anspruch. Die maßlose und kritiklose Verhetzung, die auch heute noch die Gemüter der Bevölkerung in Wallung hält, macht sich vor allen Dingen in den Grenzdistrikten bemerkbar. Der Grenzer ist an sich ein verwegener und unruhiger Menschenschlag, durch Paschertum und Umgehung der Grenzschutzbestimmungen schon im Frieden zur Überlistung der Behörden geneigt und geschult. Nun wird die verschärfte Grenzsperre ein unablässiger Anreiz zur Betätigung der dem Sieger abgünstigen Grundstimmung des Volkes. Verbotene ausländische Zeitungen einzuschmuggeln, den Verkehr aus dem Land und ins Land hinein der Kontrolle des Eroberers, seinem Einblick und Eingriff zu entziehen — das werden Lieblingstreiche, denen die Grenzbevölkerung sich mit Sporteifer hingibt. Die eigenartigen Militärverhältnisse des Belgierlandes bieten neue Veranlassung zu strafbarem Tun. Noch existiert, in der Theorie wenigstens, eine belgische Regierung außerhalb des Landes — existiert in Trümmern



wenigstens eine belgische Armee. Jene belgische Regierung beruft von neuem die Wehrfähigen ihres Landes zum Eintritt in das noch immer kämpfende Heer, während andererseits diejenige Regierung, welche im Inlande die tatsächliche Macht ausübt, die Auswanderung zum Zweck des Eintritts in das Heer verbietet und mit schwerer Strafe belegt. So erscheint das Entweichen aus den Landesgrenzen und die Gestellung zum Heer gleichzeitig als patriotische Pflicht und als reizvolles Abenteuer. Und was Vaterlandsliebe und Tatendrang nicht allein vermögen, das wirkt die fortdauernde Agitation, die im Dunkeln sich eifrig rührt, das tun so lächerliche Ausstreuungen, wie die unausrottbare Verleumdung, es wolle die deutsche Regierung die wehrfähigen Jungmannschaften Belgiens in ihre östlichen Armeekorps stecken zum Kampf gegen Rußland. . . Und endlich sind die inneren Zustände des Landes ja noch wenig verlockend, vor allem für den jungen Proletarier, dem es an Arbeits- und Verdienstgelegenheit leider noch immer mangelt. So ist denn die Aufgabe der Grenzsicherung einer der Gegenstände unermüdlicher Tätigkeit der deutschen Besatzungsheere. Bei Tag und Nacht gilt es, die ausgedehnte Landesgrenze, vor allem gegen Norden hin, sozusagen nicht aus den Augen zu lassen. Und in dunkler Sturmnacht knallt dort noch mancher Schuß, fällt manch unglücklich verführtes Jugendleben der sicheren Kugel der deutschen Grenzwächter auch heute noch zum Opfer.

Aber auch im Lande selbst gibt es für die Wachsamkeit der deutschen Militärbehörden manch dringende Aufgabe. Um in den wehrfähigen Elementen der belgischen Bevölkerung das Gefühl der Überwachung rege zu halten, ist für sie ein ständiger Kontrollversammlungsdienst nach deutschem Vorbild, nur mit viel kürzeren Zeiträumen, eingerichtet. Die gleiche Verpflichtung zu regelmäßiger Gestellung lastet auf den Mitgliedern der ehemaligen garde civique, einer Art Bürgermiliz. Die belgische Regierung hatte dem harmlosen Soldatenspiel, dem diese Leute sich im Frieden gewidmet hatten, bei Kriegsbeginn plötzlich eine verhängnisvolle Tragweite gegeben, indem sie die garde civique zur Teilnahme an der Landesverteidigung aufgerufen hatte. Ihre Organisation, Einkleidung und Bewaffnung war nicht mehr fertig geworden, und der Zustand der Ungewißheit über die Rechte der bürgerlichen Bevölkerung zum Eingriff in die Kriegshandlungen, der durch diese übereilte und unbedachte Maßregel geschaffen worden ist, hat zu den Leiden Belgiens im Kriegsbeginn ein erkleckliches beigetragen. Nun ist den ehemaligen Mitgliedern der garde civique, soweit sie nachweislich nicht gegen uns gekämpft haben, der Verbleib im Land, ja sogar die Rückkehr aus dem Ausland, sofern sie geflohen waren, gestattet worden, wogegen sie aber verpflichtet sind, sich gleich den Wehrfähigen der jüngeren Jahrgänge zu den regelmäßigen Kontrollversammlungen einzufinden. Und endlich lastet diese Aufsichtsmaßregel auch auf den Angehörigen der mit uns im Krieg befindlichen Staaten, soweit ihr Bleiben in Belgien noch geduldet wird.

Zu diesen durch die ganz besonderen Verhältnisse des Belgierlandes und durch die Kriegslage bedingten besonderen Aufgaben, der Wiederherstellung der Kriegsverwendbarkeit des Landes und dem vielverzweigten Wach- und Sicherheitsdienst, treten nun die eigentlichen militärischen Aufgaben, die denen der Friedenstätigkeit des Heeres einigermaßen entsprechen. Vor allen Dingen liegt in der Hand des Generalgouverneurs die Oberleitung der Ausbildung des Besatzungsheers, also der Erhaltung und Erhöhung seiner Schlagfertigkeit. Um die Tragweite und Vielseitigkeit dieser Aufgabe beurteilen zu können, muß man sich darüber klar werden, daß die Okkupationsarmee nicht ein geschlossener Truppenkörper ist, der in seiner Zusammensetzung sich immer gleichbliebe. Vielmehr ist da ein beständiger Wechsel, ein ewiges Hin- und Herfluten von Truppenkörpern, die auf ganz verschiedener Stufe der Ausbildung und Leistungsfähigkeit stehen. Da erfährt das Besatzungsheer plötzlich einen Zuwachs durch eine Kavalleriedivision, die von der Front kommt und nach längerem, angestrengtem Wirken hart am Feind der Schonung für Mann und Pferd bedarf. Da treffen aus der Heimat von hier und dorten Landsturmkompagnien ein, die nun zu Bataillonen und Regimentern zusammengestellt werden müssen. Da werden Dutzende von erbeuteten Maschinengewehren überwiesen und Mannschaften dazu, aus denen es neue Maschinengewehrformationen zu bilden gilt. Ganze Artillerieregimenter werden aus ausnahmslos erbeutetem Material zusammengestellt und als Nachersatz für das Feldheer verwendungsbereit gemacht.

Die Truppen also, die dem Schutz des okkupierten Landes und der in ihm errichteten Verwaltungskörperschaften dienen, erfüllen gleichzeitig die Pflicht der rastlosen inneren Arbeit an ihrer militärischen Vervollkommnung.

Während aber so ein ununterbrochener Strom von frischem Menschenmaterial sich in das große Sammelbecken der Okkupationsarmee ergießt, um gelegentlich zur Front abgeleitet zu werden, rinnt andererseits mehr tropfenweise von dort ein beständiger Abfluß an Menschen und Tieren nach Belgien zurück: es sind die Verwundeten und Erkrankten. In allen Städten Belgiens bestehen gewaltige Kriegslazarette, in Spa sind die Einrichtungen des internationalen Luxusbades zu einem Genesungsheim ausschließlich für Typhuskranke umgewandelt worden, auf dem Truppenübungsplatz Beverloo endlich ist in der herrlichen, stählenden Luft des weltentrückten Feldlagers eine Stätte der Erholung und Wiederherstellung für Genesende, Kranke und Verwundete errichtet worden.

Wie für die invaliden Menschen, so sorgt die Okkupationsarmee auch für die getreuen Kriegsgefährten des Soldaten, für die Pferde. Fünf große Pferdelazarette sind eingerichtet worden, denen besonders geschulte Operateure vorstehen. Hier werden verwundete und erkrankte Pferde geheilt und der Kriegsbrauchbarkeit wieder zugeführt. Im Sturm der ersten wilden Kriegswochen mit ihrem rastlosen Vorwärtsdrängen, ihrem rücksichtslosen Draufgängertum ist man mit dem Pferdematerial nicht allzu schonsam umgegangen. Seit die Kriegführung in ein ruhigeres Stadium eingetreten ist, weiß man mit den so ungeheuer wertvollen und schwer ersetzlichen Beständen an kriegsbrauchbaren Zug- und Reitpferden besser umzugehen und behandelt sie nicht minder sorgsam denn die Menschen, deren der Krieg bedarf. In Brüssel ist eine Rotzblutuntersuchungsstelle eingerichtet worden, um jeden verdächtigen Fall sofort feststellen zu können. Auch die Brustseuche konnte durch Anwendung von Neo-Salvarsan wirksam bekämpft werden.

Selbstverständlich liefert die hochentwickelte belgische Pferdezucht ein überaus wertvolles Material für den Bedarf des Feldheers, sofern sie sorgsam geschont und für den Pferdeersatz nutzbar gemacht wird. Zum Glück hat eine vom Generalgouverneur angeordnete Viehzählung ergeben, daß noch ein erheblicher Teil des nach der Vieh-



zählung von 1908 vorhandenen Pferdebestandes, trotz der umfangreichen Requisitionen, übriggeblieben ist. Die zur Fortsetzung der Pferdezucht erforderlichen Hengste sind fast unversehrt erhalten, und zur Schonung der tragenden Stuten sind zwei Gestüte eingerichtet worden, aus denen die Stuten drei Monate nach dem Abfohlen wieder an die Heeresverwaltung zurückgelangen.

Neben der Wiederherstellung der Gesundheit der Erkrankten ist die Fürsorge für die Sicherstellung der Ernährung des Heeres, und zwar der Okkupationsarmee wie des Feldheeres, in deren Rücken diese steht, ein Gegenstand rastloser Tätigkeit. Diese Aufgabe bietet in Belgien ganz besondere Schwierigkeiten, da sie sich mit der Verpflichtung zur Ernährung der eingesessenen Bevölkerung des Landes selber vielfach kreuzt. Belgien ist, obwohl ein stark ackerbautreibendes Land, doch nicht imstande, den Nahrungsbedarf seiner eigenen Landesbewohner im Inland zu erzeugen. Es ist vielmehr schon in Friedenzeiten auf eine starke Einfuhr an Nahrungsmitteln angewiesen, wie vielmehr also in der Kriegzeit, da viele kräftige Arme feiern, von den unmittelbaren Schäden des Krieges ganz abgesehen! Hier ist für die Versorgung der einheimischen belgischen Zivilbevölkerung ein spanisch-amerikanisches Hilfskomitee dem Generalgouverneur hilfreich zur Seite getreten. Es führt, vor allen Dingen aus Amerika, für monatlich vierzig Millionen Mark Lebensmittel nach Belgien auf dem Seeweg ein und verteilt diese Waren an seine örtlichen Organisationen.

Es würde eine endlose Liste geben, wollte ich alle die Maßregeln aufzählen, welche der Generalgouverneur getroffen hat, um die belgische Landwirtschaft neu zu beleben und den gesteigerten Anforderungen des Krieges entsprechend zu noch intensiverer Tätigkeit anzuspornen. Besonders hervorgehoben werden mag die Sorge für den Viehbestand, der natürlich vor allen Dingen im Anfang des Krieges unter einer überaus starken Inanspruchnahme gelitten hat. Jetzt ist man energisch auf Schutz der belgischen Viehzucht bedacht, Schlachtverbote schränken die raubmäßige Ausbeutung ein, Viehseuchen werden unter Mitwirkung belgischer Veterinärbeamter systematisch bekämpft. Das alles vornehmlich auch im Interesse des Heeres und unter Leitung militärischer Beamten und Ärzte.

So bietet die Betrachtung allein der militärischen Seite der Tätigkeit des Generalgouverneurs das Bild eines überaus mannigfaltigen, vielgegliederten und wohldurchdachten Schaffens.

Neben dem rein militärischen Zielen gewidmeten Wirken liegt dem Generalgouverneur die Lösung der politischen Aufgaben der Landesregierung ob. Selbstverständlich ist der Kreis der politischen Seite des Staatslebens im Vergleich zur Friedenzeit wesentlich verengt. Alle politische Betätigung, welche Ausfluß des Souveränitätsbegriffes ist, muß in der Gegenwart natürlich ruhen.

Man könnte das kurz in folgender Weise zum Ausdruck bringen: Der Generalgouverneur hat nur innere Politik zu machen, keine äußere. Auch nach innen ist das Gebiet seiner politischen Betätigung im Betriebe sehr vereinfacht, seine Verantwortlichkeit aber natürlich bedeutend verschärft. Keine Volksvertretung steht ihm gegenüber, deren Mitwirkung für die Rechtsgültigkeit seiner gesetzgeberischen Akte erforderlich wäre. Selbstherrlich schaltet er aus eigenem Recht und auf ausschließlich eigene Verantwortung. Seine Erlasse haben im Lande Gesetzeskraft durch die bloße Tatsache ihrer Veröffentlichung, ohne daß auch nur die Gegenzeichnung eines Ministers erforderlich wäre. Eine der vornehmsten politischen Aufgaben des Generalgouverneurs ist die Überwachungstätigkeit gegenüber der Landespresse. Zu diesem Zweck hat er eine eigene Pressezentrale mit einem ausgedehnten Stab von journalistisch geschulten Hilfskräften gebildet. Diese Zentrale hat neben der Zensur die Herausgabe zweier Pressekorrespondenzen zu bewirken, einer solchen in deutscher Sprache für die Blätter in der Heimat und einer zweisprachigen in der Regierungsprache des Belgierlandes, der französischen, und der neben ihr und in beständigem Kampfe gegen sie lebenden flämischen.

Die Aufgabe dieser Zeitungskorrespondenzen ist die: der deutschen und belgischen Presse wie auch derjenigen des neutralen Auslandes Notizen und Aufsätze über die Vorgänge im okkupierten Lande zu liefern. In dieser Hinsicht erweist sich der Nachrichtendienst des Generalgouvernements als eine Ergänzung der vortrefflichen Berichterstattung, welche einem Teile der deutschen Presse durch ihre in Brüssel und anderen belgischen Städten ständig ansässigen oder zu Zwecken der Kriegsberichterstattung eigens abgesandten Vertreter zuteil wird. Diese Männer sind in vorbildlicher Weise bemüht, die heimische Öffentlichkeit über unsere Arbeit im eroberten Land unterrichtet zu halten. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß ein aus amtlicher Quelle gespeistes Nachrichtenblatt doch noch manches zur Ergänzung und Abrundung des Bildes beitragen kann, das der deutschen Presse von ihren angestellten Vertretern dargeboten wird.

Unterscheidet sich also die politische Tätigkeit des Generalgouverneurs ganz wesentlich von der Wirksamkeit eines Staatsleiters im Friedenzustand, so ist sie doch ausgedehnt genug. Hat das Land seine Stimme verloren — seine Stimmung ist trotzdem aus tausend Anzeichen zu erkennen, und es gehört zur Staatskunst des Eroberers im Feindesland, diese Stimmung genau zu erkunden und sie, soweit es angängig ist, langsam zum Besseren zu lenken. Gewiß eine Aufgabe, die ein hohes Feingefühl und ein verständnisvolles Studium der Seele des unter ungeheurer Erschwernis der ganzen Daseinsbedingungen dahinlebenden Volkes erfordert. Ein solches Volk ist naturgemäß ein dankbares Objekt für die im geheimen schleichende Aufhetzung, und wir wissen genau, daß unsere Feinde eine solche zäh und planmäßig dicht neben den Stätten unserer Wirksamkeit betreiben. Ein weiteres bezeichnendes Symptom für die tiefe Verstörung der Volksgemeinschaft, in deren Mitte wir zu wirken haben, ist ihre ungeheure Empfänglichkeit für die abgeschmacktesten Gerüchte. Es mag noch hingehen, daß das Volk, zumal der Hauptstadt, unsere Siegesnachrichten einfach für dreiste Lügen hält und sich den unsinnigsten Träumen von einer unmittelbar bevorstehenden Schicksalswende bedingungslos hingibt, allen Enttäuschungen zum Trotz. Aber wenn derartig lächerliche Ausstreuungen wie die: in wenigen Tagen werde der gesamte Straßenbahnbetrieb eingestellt werden, weil die Deutschen von der Straßenbahngesellschaft eine Kontribution von — zehntausend Frank gefordert hätten —, oder gar etwa die: es wolle die deutsche Verwaltung sämtliche belgischen Kinder mit einem tödlichen Gift impfen, um die Nachkommenschaft des belgischen Volkes auszurotten, wenn derartige Albernheiten einen bedingungslosen Glauben finden, der sich zu tragikomischen Paniken verdichtet, dann gewährt das tiefe Einblicke in eine ungeheure Erschütterung des Seelenlebens einer ganzen Nation, der man nur deswegen verzeihen kann, weil man sie versteht. . . .






Vor den englischen Gräben.

Zwei Häuserzeilen, rechts und links der Gasse,
Das ist das Dorf, das letzte vor dem Feind.
Bis in den Bauch der brandigen Gelasse
Durch First und Fensterloch die Sonne greint.
Die Schützen Schottlands scharfgeäugt bestreichen
Den Weg, von Barrikaden hoch umwallt.
Ein Käfersurren, wie wir weiter schleichen . . .
Klack! Eine Kugel ist vom Stein geprallt.

Ins erste Haus hinein. Und nun ein Wandern,
Wie es auf Erden wen'ge wohl gekannt.
Von Haus zu Haus, von einem Flur zum andern,
Nicht durch die Tür, gradaus und durch die Wand!
Ein Schritt — wir stehn in stolzer Bauernstube;
An schiefem Nagel prunkt der Bäuerin Bild.
Ein Schritt — hier fror des Dorfes Hirtenbube;
Ein Gipsmadönnchen hat sein Leid gestillt.

Und Friedhofsruh. Wir selber wie Gespenster
Zur Wand hinein, zur andren Wand hinaus.
Klack — klack: Begleitmusik. Ein Blick durchs Fenster
Zeigt uns das Ziel, ein klaffend Gotteshaus.
Die Straße trennt uns. Einen Herzschlag Pause . . .
Und zu dem Rest von alter Herrlichkeit
Geht es hinüber wie ein Sturmgebrause,
Die Lippen trocken und die Augen weit. —

Das ist das Grausen . . . Vor der Eisenpforte
Die Kirchturmspitze in den Grund gerammt
Durch englisch Stoßgebet . . . Am heil'gen Orte
Der Hochaltar versunken und verschlammt
Durch englisch Stoßgebet . . . Am Pfeilerstumpfe
Die kunstgeschnitzte Kanzel sturmzerweht
Und aus der Kuppel glattgeköpftem Rumpfe
Ein Aschenstrom . . . Durch englisch Stoßgebet.

Und in der Orgel splitternde Register
Schlug hoch durchs Dach der Glocke heulend Erz.
Nun liegen sie wie sterbende Geschwister,
Die beiden Gottesrufer, Herz an Herz.
Ein englischer Granatengruß verjagte
Den Engelgruß von jedem Säulenknauf.
Ein Bild nur steht und hebt, als ob es klagte,
Den wundgeschoss'nen Arm zum Thron hinauf. — —

Das Feuer schweigt. Mit schwergewordnen Schritten
Verlassen wir die staubgewordne Pracht.
Ein Anruf. Und das Leid ist abgeglitten.
Im letzten Haus ein Artillerist auf Wacht.
Wir liegen bei ihm, lugen durch die Ziegel . .
Aus Englands Gräben kraust ein Räuchlein schmal;
Dort brodeln heimlich sie in Topf und Tiegel
Nach frommer Arbeit mannhaft Mittagsmahl.

Sie sitzen nieder, drehn den Blick nach oben
Und murmeln heuchlerisch den Segenspruch.
Ich bete mit: Mein Gott und Vater droben,
Ja, segne ihnen Blut — und Brandgeruch.
Still hebt das Sprachrohr neben mir der Späher . . .
Ein Ruf zur Batterie — ein Flammenschein —
Und krachend in den Tisch der Pharisäer
Schlägt deutsches Amen wie Gotts Donner drein.

Im Felde.

Rudolf Herzog.

Ein so bis in seine innersten Gründe zerwühltes Volksleben ist ein schlechter Boden für das so wünschenswerte Erwachen des Vertrauens zum guten Willen und zum Können der aufgezwungenen Herrschgewalt. Es bedarf eines Uebermaßes an Takt, Geduld und Wohlwollen, um hier allmählich Boden zu gewinnen. Daß der Kaiser in der Person des derzeitigen Generalgouverneurs einen glücklichen Griff getan hat, ist allbekannt, und die Oeffentlichkeit hat es an Würdigung ihrer Bedeutung nicht fehlen lassen. Es sind genügend Anzeichen dafür vorhanden, daß ein gewisses Vertrauen in die Leitung der Geschicke des Belgierlandes bei der schwergeprüften Bevölkerung einzuziehen beginnt. Man wird nicht mit allem, was der Deutsche im Lande tut, einverstanden sein, aber jeder, der hier im Lande wirkt, hat den Eindruck, daß zum mindesten der Glaube an den guten Willen, die ehrliche Absicht unserer Verwaltung, das Beste des Landes zu fördern, soweit das unter den obwaltenden Umständen nur irgendmöglich ist, alle Schichten des belgischen Volkes zu durchdringen beginnt. Natürlich wird dieses Gefühl mehr im Unterbewußtsein ruhen bleiben, während an der Oberfläche selbstverständlich die so begreifliche Nörgelsucht die Oberhand behalten mag. Solange das Volk der tiefinnersten Überzeugung ist, daß unsere ganze Arbeit ein Schöpfen ins Faß der Danaiden bedeutet, daß wir uns mit lächerlichem Eifer der Entwicklung von Zuständen hingeben, die ja doch in allerkürzester Zeit ein schmähliches Fiasko erleiden und mit unserer Flucht, womöglich mit der seit Monaten feierlichst angekündigten Bartholomäusnacht endigen müssen — so lange kann man ein eigentliches Verständnis für das Wesen und die Ziele unserer Arbeit nicht verlangen. Vorläufig müssen wir zufrieden sein, wenn unsere Tätigkeit das Volk mit einem Respekt erfüllt, von dem es sich vielleicht selbst nicht gern Rechenschaft ablegt, den es, befragt, wohl entschieden abstreiten würde, der aber nichtsdestoweniger eine Tatsache ist. Wenn diese Auffassung der derzeitigen belgischen Stimmung zutrifft — eine Selbsttäuschung wäre hier so begreiflich wie verhängnisvoll, aber dann müßten wir schon alle, die wir hier wirken, in einer groben Selbsttäuschung befangen sein — wenn also eine vielleicht vorläufig noch ganz unbewußte Hochachtung für das Wesen und Wollen des Siegers langsam in die Gesamtauffassung des belgischen Volkes einzudringen beginnt, dann ist das zweifellos ein Verdienst des Oberleiters der belgischen Geschicke. Ohne unruhige Zuvielregiererei betätigt der Generalgouverneur das rastlose Bemühen, das Lebenstempo des Landes allmählich wieder zu Regelmäßigkeit und Ruhe zurückzuführen

und unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie der Krieg sie nun einmal geschaffen hat, Handel und Wandel nach Möglichkeit zu heben, Erwerbs- und Verdienstmöglichkeit auch für die breiten Massen des Volkes langsam sich wieder entwickeln zu lassen und das zerrissene Netz des staatlichen Gesamtlebens durch tausend mühe- und kunstvoll geschlungene Fäden wieder zusammenzuknüpfen. Wenn auch die vorwiegende Sorge in allen diesen Beziehungen auf dem reinen Verwaltungsgebiet liegt, so treten doch regelmäßig eine Reihe von Fragen an den Generalgouverneur heran, die der rein politischen Seite seiner Aufgabe angehören. Liegt auch das im engsten Sinne politische Leben des Volkes, also seine parlamentarische Mitwirkung an der Leitung seiner Geschicke, naturgemäß völlig brach, so gibt es doch eine Seite der öffentlichen Wirksamkeit, die durch den Krieg nicht zum Stillstand gekommen ist. Es ist das Kirchenleben. Hier liegen nun Schwierigkeiten besonderer Natur vor. Obwohl das Deutsche Reich zu einem Drittel von Katholiken bewohnt wird, die in treuer Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter mit ihren evangelischen Volksgenossen in diesen Krieg der Kriege hinausgezogen sind, so besteht doch in außerdeutschen katholischen Ländern gegen das Deutsche Reich insofern ein gewisses Vorurteil, als Preußen und seine Hohenzollern-Dynastie vielfach als die eigentliche Vormacht des Protestantismus gelten. Die Belgier aber sind fast durchweg Katholiken, und zwar stark klerikal gesinnte Katholiken. Es besteht ferner die Tatsache, daß den Repressalien, welche der Volkskrieg im Gefolge hatte, auch eine Anzahl katholischer Geistlicher zum Opfer gefallen ist. Daß diese Umstände bei der kirchentreuen Einwohnerschaft Belgiens der allgemeinen Stimmung des Hasses gegen den deutschen Eroberer eine kirchliche Note gegeben haben, ist bekannt. Ebenso weiß die Welt, daß der erste Kirchenfürst des Landes sich um die Jahreswende zu einem Schritt hat hinreißen lassen, durch den diese konfessionelle Unterströmung in verhängnisvoller Weise vorübergehend an die Oberfläche gewirbelt wurde. Das war ein kritischer Augenblick in der Geschichte der Okkupation Belgiens. Wir dürfen heute schon mit Bestimmtheit aussprechen, daß die maßvolle Art, in welcher der Freiherr von Bissing sich diesem völlig unvorbereiteten Einbruch in den geruhigen Verlauf seiner Amtsführung gegenüber gestellt hat, das Verhängnis beschworen und den konfessionellen Frieden vor einer groben Erschütterung bewahrt hat.

Darf man so den Fall Mercier als einen erledigten Zwischenfall betrachten, so nimmt eine andere Konstellation der belgischen Verhältnisse die sorgfältige Beobachtung und Ausnutzung seitens der deutschen Verwaltung dauernd in Anspruch. Ich meine den Gegensatz der beiden wesensverschiedenen Volksteile, aus denen das Belgierland zusammengesetzt ist. Die Tatsache, daß jenes seltsame staatliche Zufallsgebilde, welches sich heute noch das Königreich der Belgier nennt, von zwei an Rasse, Sprache und Lebensanschauungen grundverschiedenen Volksstämmen bewohnt wird, bedeutet naturgemäß für den Lenker der belgischen Geschicke schon in jenem Stadium der Vorläufigkeit, in dem wir uns heute befinden, eine hochpolitische Aufgabe. Es wäre verfrüht, wollte man auf diese jetzt schon näher eingehen. Es mag die Andeutung genügen, daß es das Bestreben des Freiherrn von Bissing ist, den beiden verschiedenen Volksgruppen, für welche zu sorgen ihm obliegt, mit völlig unparteiischer Hingabe gegenüberzutreten.

Diese Skizze der politischen und militärischen Probleme, denen die deutsche Verwaltung in Belgien sich widmet, mag dem deutschen Leser in der Heimat einen Begriff geben, was hier in Belgien unmittelbar hinter der Front der kämpfenden Armeen von deutscher Seite zur Zeit geplant und geleistet wird.

Noch bleibt ein weites Gebiet zu umschreiten übrig, das Gebiet der Verwaltungstätigkeit im engeren Sinne. Vielleicht ist es mir vergönnt, in einem späteren Abriß dem Leser dieser Zeitschrift auch von diesem Arbeitsfeld einen Begriff zu geben.

Wieviel von der Saat, welche aus deutschen Händen über das Belgierland ausgestreut wird, einst aufzugehen bestimmt ist — das läßt sich heute noch nicht einmal ahnen. Noch stehen die letzten Entscheidungen in dem jetzigen Weltkriege aus. Erst die politische und militärische Gesamtlage des Landes und der Welt am Kriegsende vermag auch nur die Grundlagen zu liefern, von denen aus über Belgiens künftiges Schicksal wird entschieden werden können. Das aber ist deutsche Art, selbstlos und hingebungsvoll jede Pflicht, auch die schwerste, so zu erfüllen, als gälte es, für die Ewigkeit zu schaffen. Wer in diesem Sinne wirkt, prägt Werte, die unvergänglich sind.

Mancherlei Brot.

Von Gabriele Reuter.

In meinem alten Schreibsekretär, der noch von meinen Eltern herstammt, befindet sich eine Schublade, angefüllt mit Andenken aus vergangenen Zeiten. Es ist nicht so ganz leicht, zu diesem Lädchen zu gelangen. Wie oft haben wir Kinder mit atemloser Spannung um unsere Mutter gestanden, wenn sie uns erlaubte, an trüben Regensonntagen oder Schnee-Winterabenden die Andenken zu betrachten. Da wurde zuerst eine große Klappe, mit Schnitzereien bedeckt, heruntergeschlagen. Dann zeigte sich ein Schränkchen mit kostbaren fremdländischen Hölzern ausgelegt, das hatte keinerlei Schloß, in welches man einen Schlüssel zum Oeffnen stecken konnte. Man mußte auf die Staubfäden einer kleinen Blume in der Schnitzerei drücken, dann öffnete sich das Schränkchen. Und wieder mußte man tief hineingreifen, um in seinem Hintergrunde das Knöpfchen zu finden, das eine Feder in Bewegung setzte, die nun die kleine Seitenschublade herausspringen ließ.

Ach, was gab es da für zierliche, nette und rührende Sächelchen zu sehen! Rosenrote Brautstrumpfbänder von der Großmutter und den Tanten, silberne Geldbörsen, aufs zierlichste gehäkelt, einen Almanach, mit der Aufschrift „dem Fräulein Elischen", in blaues Leder gebunden, nicht größer als ein Daumennagel, mit den Kupfern der Helden und Dichter jener Zeit geschmückt, mit den edlen Engländern Walther Scott und Lord Byron, die so glühend in Deutschland bewundert wurden, und mit dem Bild von Las Cases, der, um den armen, gepeinigten Indianern zu helfen, die Negersklaven in Amerika einführte und so, das Gute wollend, das Böse schuf, ungewohnte Wirkungen auf fernste Dinge ausübend.



Das Fräulein Elischen war meine Großmutter, von der sich ein langer, blonder Haarschopf in dem Lädchen vorfand, dabei die Jahreszahl notiert, an der er von dem Kinderköpfchen geschnitten. Das war die Zeit, da Jérome König in Westfalen war und Luise, die einzige, aus ihrer Hauptstadt nach Ostpreußen fliehen mußte, weil Deutschland der Macht der französischen Eroberer preisgegeben war. Wir hielten genau hundert Jahre später die Haarsträhne zwischen die Mähne der Urenkelin, und sie glich so ganz dem Haar des lebendigen Kindes an Farbe, Glanz, Struktur, daß man keinen Unterschied wahrzunehmen vermochte. Was sind hundert Jahre? Ein Hauch, ein Nichts. . . Sind die Phantasien unserer westlichen Nachbarn nicht auch die gleichen geblieben seit hundert Jahren? Wollen sie nicht immer noch unsere Vernichtung? Vermischen sich die Begierden der Vorväter nicht in den Köpfen ihrer Urenkel wie jener blonde Haarschopf auf dem Mädchenhaupt, daß man keinen Unterschied merkt? Und ahnen wir denn auch nur die Tragweite dessen, was wir heute in völliger Unbefangenheit denken und empfinden, für unsere Nachkommen? Wenn wir's ahnten, wenn wir's im tiefsten fühlten, wie heilig müßte unser Wille sein durch das, was wir in unserm Innersten selber schaffen durften an Edlem und Reinem, in die Zukunft der Menschheit hinauszuwirken.

Weiter im Lädchen der Erinnerungen kramen wir und treffen auf ein feines Kränzlein, aus Röschen, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen aufs künstlichste gebildet, als Brosche zu tragen, die Blumen nicht größer als Stecknadelköpfe, aber vollendet in Form und Farbe. Ein gleiches fand ich einst im Goethehaus. Wilhelm von Humboldts Freundin, mit der er tiefe philosophische Briefe tauschte, die noch heute die Menschen erheben und freuen, ernährte sich in schwerer Zeit durch die Herstellung dieser kleinen Kunstwerke. Und der vielbeschäftigte Staatsmann fand sich nicht zu hoch, um der edlen Frau durch die Vermittlung des Verkaufs der winzigen Kränzlein unter Freunden und Bekannten Brot zu schaffen.

. . . Brot. — Als ich ein Kind war, fand sich in dem Lädchen auch ein Semmelchen, das seither leider in Staub zerfiel. Klein war es auch — wie alle die Dinge jener bescheidenen Zeit — so klein, wie man die Brötchen vor kurzem in Berlin und bei den Gastmählern ganz reicher Leute traf, die damit ausdrücken wollten: Bei uns gibt es so köstliche Dinge, so reichlich zu speisen, daß das Brot nur wie ein kleiner Scherz neben dem Teller zu liegen braucht. Das Semmelchen in der Andenkenlade aber trug die bitterernste Inschrift: Brot aus dem Kriegs- und Hungerjahr.

Brot aus dem Kriegs- und Hungerjahr.... Mit welchem bangen Schauder haben unsre Kinderaugen, denen die Schnitten immer noch nicht groß und dick genug werden konnten, auf das Semmelchen geblickt, wie haben wir staunend gefragt: „Ja — aber davon konnten doch die Menschen nicht satt werden?" - Die Mutter antwortete: „Sie mußten eben — oder sie blieben hungrig."

Hundert Jahre — das Semmelchen zerfiel zu Staub — und wieder gibt's ein Kriegs- und Hungerjahr. . . . Aber die Kriegsemmel von heute, die könnte ich kaum zu den Andenken in das Lädchen legen, dazu wäre sie viel zu groß und dick! Mögen sie so bleiben und nicht in den nächsten Monaten zu dem Umfang des Brötchens aus der Großmutterzeit zusammenschrumpfen.

Noch ein anderes Brot fand sich in dem Raritätenkasten, das hatte mein Vater von seinen Reisen in Kleinasien und dem Heiligen Lande mitgebracht. Sein Anblick führte uns viel weiter zurück ins Dämmergrau der Legenden und der Sagen fernster Vergangenheiten. Es war ein Stückchen einer weißen, zusammengeklebten Masse, aufgelesen an einem Morgen, als der Tau weg war in der Wüste Sin, wo es noch heute zu finden ist, rund und klein wie der Reif auf dem Lande — das Man, von dem die Kinder Israel sich sättigten auf ihrem Zug in das Land, das der Herr ihnen versprochen hatte. Einen Geschmack wie Semmel mit Honig sollte es haben nach den Erzählungen der Bibel. Und wir Kinder konnten unsre Neugier nicht zähmen, einer der kleinen Brüder biß in die weiße Masse und spuckte voll Entsetzen, denn der Geschmack war gallebitter. Aber hatten wir denn nicht in der Schule schon gelernt, daß das Manna sich nur einen einzigen Tag hielt, und daß Moses befohlen hatte: jeder sammle des, soviel er für sich essen mag, und nehme ein Gomer auf ein jeglich Haupt nach der Zahl der Seelen in seiner Hütte. Und: niemand lasse etwas davon über bis morgen.

Wer denkt bei diesem Befehl der israelitischen Regierung nicht an unsere Brotverteilung? Und schwinden die Jahrtausende nicht wie Stunden und Minuten, wenn wir lesen, daß es damals schon hieß: Aber sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon bis morgen; da wuchsen Würmer drinnen und ward stinkend. . . . Der Mensch bleibt der gleiche heute wie vor Tausenden von Jahren — schon damals scheint die Hausfrau im Zelt nicht davon abzubringen gewesen zu sein, Vorräte für die Ihren einzulegen. Wie rückt uns dieser kleine Zug, die uralte Sage von dem göttlichen Kriegsbrot der Israeliten, plötzlich so greifbar nahe. Wer hätte übrigens bei dem Bericht des Unterganges des russischen Heeres in den Masurischen Seen und Sümpfen nicht an den märchenhaften Untergang des Pharao, seiner Wagen und Reiter im Schilfmeer denken müssen? Alles kehrt wieder, und die Jahrtausende sind ein verwehter Hauch.

Noch ein Brötchen fand sich in unserm Lädchen, das gleichfalls aus dem Orient stammte. Ein Kreuz war hineingedrückt; es war das kleine, runde Brot, welches beim Abendmahl der koptischen Christen durch den Priester unter die Gemeindeglieder verteilt wurde. Nicht legte er den Gläubigen die symbolische Oblate, den Bissen Brot, der den Leib des Herrn bedeutete, auf die Lippen. In jener ältesten Gemeinschaft ägyptischer Christen, die abgesondert blieben von der Weiterentwicklung des christlichen Dogmas, blieb das Abendmahl einfach das Liebesmahl, an dem reich und arm, vornehm und gering die gleiche Speise genoß: das Brot von gleicher Form und Größe mit dem gleichen Kreuzeszeichen. Hat man jene uralte Kirche mit ihren tief unter den Erdboden gesenkten Gewölben gesehen, die finstern Straßen eng gedrängter Häuser, durch riesige Eisentore vor einer feindlichen Welt abgeschlossen, dann vermag man sich gut vorzustellen, wie der Genuß jenes gleichen Brotes mit dem gleichen Kreuzeszeichen die Gemeindeglieder heilig und fest aneinanderband, zu gleichem Mut, zu gleichem Ausharren sie entflammend, während hinter den eisernen Toren die Macht erbitterter Feinde lauerte, das kleine Häuflein zu vernichten! Das Heidentum zunächst, Rom mit seiner eisernen Macht, die Wut, der aufgepeitschte Fanatismus anderer Christensekten, der Islam mit seinen unermeßlichen Heerscharen später. — Feinde ringsum hinter dem eisernen Schutzwall unserer Armeen — und das gleiche Brot für alle — arm und reich, vornehm und gering.. — Sollten wir es nicht genießen mit dem Bewußtsein, ein heiliges Liebesmahl mit den Brüdern gleichen Stammes

zu feiern? Sollte die Hausfrau nicht, wie die frommen deutschen Frauen es zu tun pflegten, ehe sie das Brot anschnitten, ein Kreuz darüber zeichnen? Zur Erinnerung an die höchste Liebe und die höchste Kraft des Ertragens?

In manchem Andenkenlädchen drüben, jenseit der Vogesen und Argonnen, bei unsern gallischen Feinden, wird auch ein Rest Brot zu finden sein, wie ich es als Kind in französischen Läden geschaut habe, wo es als trauriges Andenken zum Verkauf ausgeboten wurde. Pathetisch war es zubereitet, mit dem Sinn für Form und Außenseite, wie sie den Franzosen nun einmal eigen ist. Auf schwarzem Samtkissen unter Glas und Rahmen lag ein Klümpchen eines grünlichen, borkigen, stachlichten Etwas, das mehr einem Stück Baumrinde als einer menschlichen Speise glich. Silberne Tränen umgaben es und darunter lautete die Inschrift: „Pain de Paris. 1870—1871." — Wer weiß, wie bald ihnen ein ähnliches Brot winkt, den Franzosen, die so verächtlich auf unser Kartoffel- und Roggenbrot herabsehen. Möge ihnen das bittere, harte Kriegsbrot endlich die Erkenntnis bringen, daß es eine gefährliche böse Sache ist, die Phantasien der Rache und der Vergeltung zu pflegen und auf Kind und Kindeskind zu vererben — bis es nicht mehr möglich ist, zu vergessen und ein Neues zu beginnen.

Denn ob wir Haß in unsern Herzen nähren oder Gerechtigkeit, ob wir genügsam sind und einfach schlicht, oder habgierig nach Geld und Gut und dem Besitz des Nachbarn — das wird einst die Wesens- und Gesinnungsart unserer Nachkommen mitbestimmen helfen. Und so arbeitet ein jeder von uns an der Weltgeschichte.

Läuten uns endlich die Friedensglocken, dann soll die letzte Brotmarke in das Lädchen der Erinnerungen gelegt werden, damit die Nachkommen einst gemahnt werden an die schwere Zeit unseres Volkes. Nicht das Kriegsbrot selbst soll aufgehoben werden, denn es würde zu Staub zerfallen wie alles Wirkliche. Die Brotmarke ist das Sinnbild — und das Sinnbild bleibt bestehen. —

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Seit wir dem stolzen Engelland den Unterseebootkrieg ankündigten und als ritterliche Nation sogar noch eine längere Frist bis zum Anfangstermin setzten, damit die neutralen Staaten ihre Maßregeln ergreifen konnten, ist mehr als ein Monat vergangen. Fast kein Tag ging vorüber, an dem nicht englische oder französische Dampfer in den Fluten versanken, entweder torpediert durch unsere Unterseeboote oder durch Minen zerstört. Aber diese direkte Wirkung allein war es nicht, die so schwer ins Gewicht fiel, die indirekten Folgeerscheinungen zumal schnitten Großbritannien tief ins Fleisch.

Viele Hunderte von Fahrzeugen blieben einfach in den Häfen zurück und gingen somit ebenfalls für die augenblickliche Deckung englischer Lebensbedürfnisse verloren. Dazu kam das ungeheure Steigen der Versicherungsprämien, das ebenfalls auf den englischen Markt einen fühlbaren Druck ausübte. Wenn wir also so erfolgreich weiter arbeiten wie bisher, dann wird die Summe unserer Seeerfolge im Laufe der Zeit eine stattliche Vermehrung erfahren. Überhaupt rückt England in letzter Zeit als Mittätiger und Mitfühlender mehr in den Vordergrund. Vor den Dardanellen holte es sich eine schwere Abfuhr, und die Verluste, die die britische Flotte erlitt, dürften wohl noch erheblich größer sein, als man amtlich zuzugeben für gut befindet. Immerhin handelt es sich bei dieser Einbuße um Werte, die, wenn auch schwer, allenfalls aus dem „Vollen" zu ersetzen sind. Noch bei weitem bedrohlicher erscheint für den Weltkrieg jenes Ungewitter, das langsam, aber tiefschwarz aus dem Innern Afrikas heranzieht.

Auf den uns naheliegenden Kriegschauplätzen im Osten und Westen haben sich zwar große Ereignisse nicht zugetragen, aber gerade in diesem Fortdauern der für uns günstigen Lage liegt schon ein großer Erfolg. Im übrigen scheint die Kriegführung unserer Feinde immer mehr zu verwildern. Was da bei Memel, am nördlichsten Zipfel unseres Reiches, über die Grenze gedrungen ist, scheinen wirklich nur „Banden" gewesen zu sein, die keinen militärischen Zweck verfolgten, sondern lediglich morden und brandstiften wollten. Wir sind unserer Obersten Heeresleitung zu großem Dank verpflichtet, daß sie eine so energische Sprache gegenüber den moskowitischen Mordbrennern fand, indem sie in dem von uns besetzten Gebiet Gegenmaßregeln androhte, sofern man mit dem Plündern in Ostpreußen nicht aufhört.

Wir haben wahrlich alle Veranlassung, gestützt auf den herrlichen Opfermut unseres gesamten Volkes, unberührt durch die Schreier ringsum, unsern Weg fortzusetzen, der uns schließlich doch dem ersehnten ruhmreichen Ausgang entgegenführen wird. X.

Als Adjutant durch Frankreich und Belgien.

Von Otto v. Gottberg. Preis 1 Mark.

Im Gegensatz zu den „kriegsgeschichtlichen" Werken, die dem Sammelfleiß der Daheimgebliebenen ihr Dasein verdanken, steht ein Buch wie das vorliegende — gewissermaßen die Beichte eines Kriegsteilnehmers über die Empfindungen, die der Kampf und das Leben an der Front auslösten. Nach fünfzehn Jahren der Kriegsberichterstattung in fremden Ländern und fernen Erdteilen durch den Krieg der eigenen Armee wiedergegeben, tritt Gottberg in eine Adjutantenstellung, die an seine Arbeit und Energie höchste Ansprüche stellt. Dafür aber ihn auch in Situationen bringt, deren Reiz für die stärkere Anspannung von Körper und Geist entschädigt. So, wenn er allein oder mit kleiner Begleitung zur Befehlseinholung reitet, wenn er Quartier und Verpflegung bereitstellt, dabei ängstliche Gemüter beruhigt, Huldigungsansprachen der Behörden über sich ergehen lassen muß u. a. m. Der bejahrte Leutnant, wie er sich selbst bezeichnet, hat nun aber aus der durchlebten längeren Zeitspanne so viel Menschen- und Weltkenntnis gezogen, daß er allen lockenden oder drohenden Erscheinungen gegenüber seine Ruhe behält und seine gute Laune, seinen Humor — wie wir gleich hinzufügen wollen. Denn das ist das Besondere, Schöne an diesen „Memoiren" — keine Pose, kein Heldentum, sondern schlichte Pflichterfüllung und Liebe zum Soldatenberuf führen dem Schreibenden die Feder. Fröhliche und ernste Stunden folgen aufeinander; manch braver Bursche bleibt getroffen liegen, Verwüstung bezeichnet den Weg, den die Kriegsfurie nimmt. In dieser Höllenatmosphäre hat Gottberg sich die vornehme Gesinnung bewahrt, die auch dem Gegner gerecht wird. Ein gutes und nützliches Buch hat er uns geschenkt, so reich an Unterhaltungstoff, wie ihn nur der Feldsoldat aufbringen kann. Sicher wird es viel gelesen werden.

Nummer 13.

DIE·WOCHE Bilder vom Tage

Seite 441.



Phot. Alb. Meyer.

General der Kavallerie Georg von der Marwitz,
erhielt den Orden Pour le mérite.







Linkes Bild:

„Halt! Wohin des Weges? Bist du ein Freund, tritt in unsere Reihen und hilf unsern tapfern Jungen an der Front."

In der Mitte:

„Paßt dir diese Mütze, so trete heute ins Heer!"

Rechts:

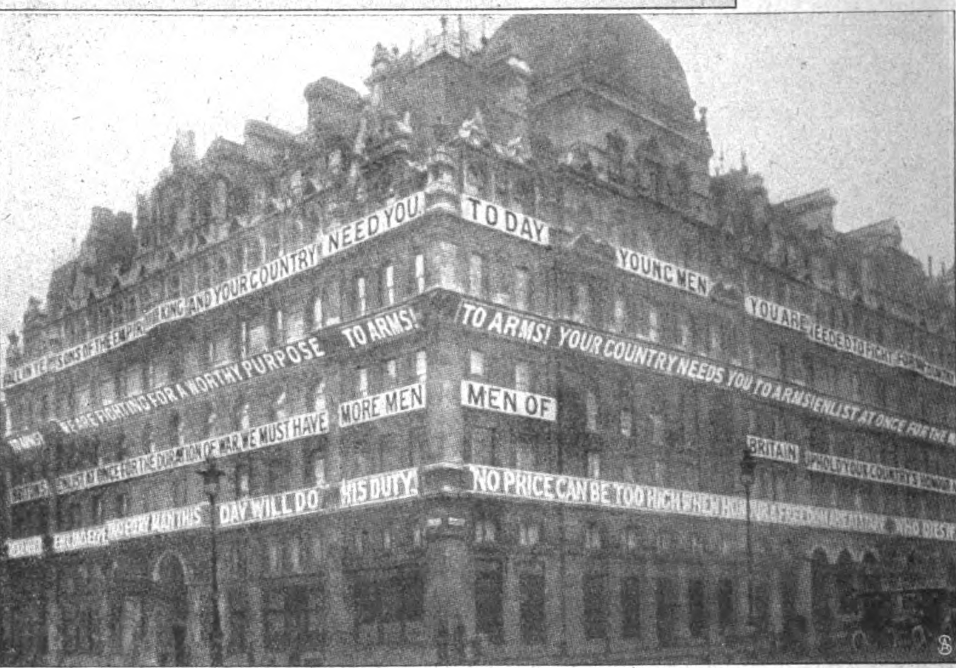
„Tretet ein, Jungens! Laßt euch heute noch einschreiben!"

Wie England Rekruten wirbt: Aufrufe und Plakate in London.

Aufnahmen der Berl. Jll. Ges.

Nebenstehend:

Werbeplakate an einem großen Eckgebäude in einer belebten Gegend.









Linkes Bild:

„Warum trittst du nicht ins Heer ein? Tu es sofort!"

In der Mitte:

Des Veteranen Abschiedsgruß. „Lebwohl, mein Junge! Ich wünschte nur, ich wäre jung genug, mit dir zu gehen. — Schreib dich sofort ein!"

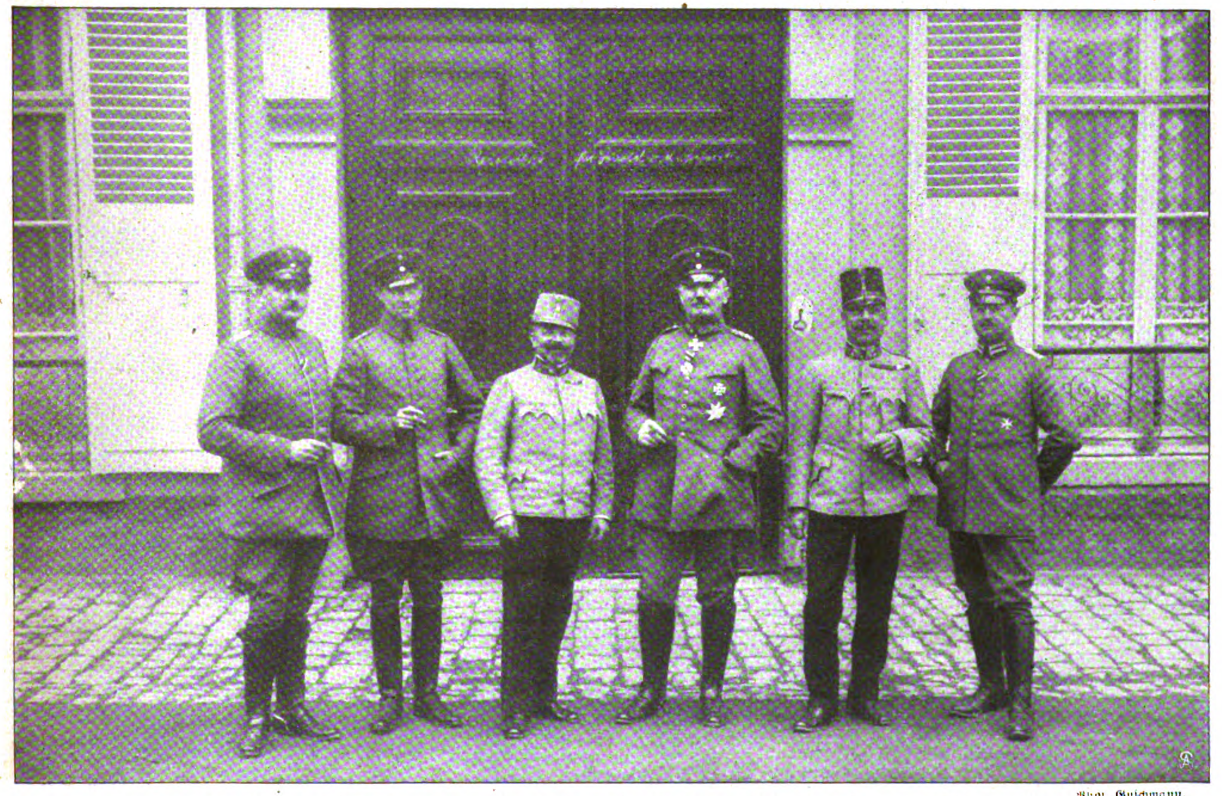
Rechts:

„Da ist noch ein Platz für dich in Reih und Glied? Willst du ihn einnehmen?"



Phot. Gutschmann.

Von links nach rechts: Oberstabsarzt Dr. Bludau, Chefarzt des Etappenlazaretts; Generaloberarzt Dr. Hamann beim Chef des Feldsanitätswesens; Generalstabsarzt der Armee Prof. Dr. v. Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens; Fürst zu Solms-Baruth, Kais. Komm. u. Milit.-Insp. d. freiw. Krankenpfl.: Herr von der Marwitz, Delegierter d. Kais. Komm. und Milit.-Insp. d. freiw. Krankenpfl.; Oberstabsarzt Dr. Schmidt, beim Chef des Feldsanitätswesens.



Phot. Gutschmann.

Von links nach rechts: Hauptmann Thewalt, Ordonnanzoffizier d. Komm. d. Oesterr. Motor-Mörser-Batt.; Hauptmann Schwarz, Adjutant des Generalinspekteurs der Fußartillerie; Generalmajor v. Kiß, Vorst. d. 7. Abt. d. Oesterr. Kriegsministeriums; General d. Artillerie v. Lauter, Generalinspekteur der Fußartillerie; Oberst Langer, Kommandeur des Oesterr. Motor-Mörser-Batt.; Major v. Hanstein, Adjutant des Generalinspekteurs.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Hofphot. Raad.

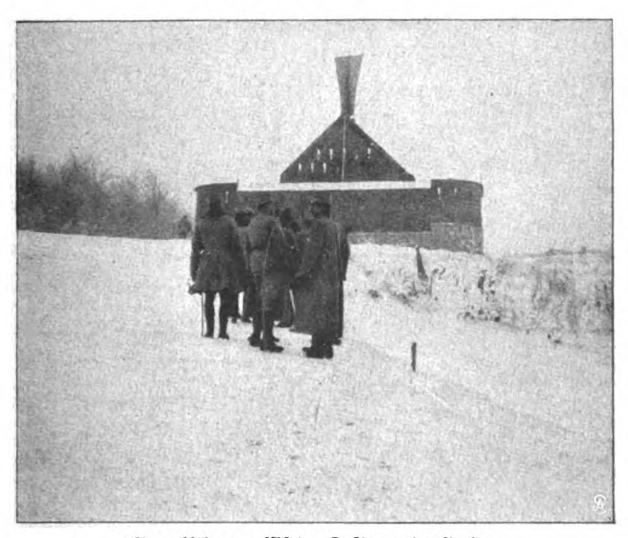
Einzug türkischer Truppen in Jerusalem.



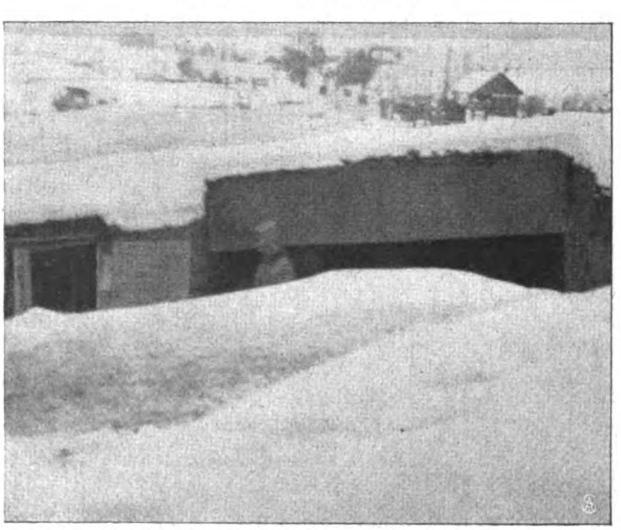
Labestation im Felde.



Gesprengte Eisenbahnwagen.



Eine kleine russische Festung in Polen.



Schützengraben in Russisch-Polen.



Marschierende Truppen.



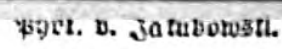
Erzherzog Karl Franz Joseph mit seinen Soldaten.

Aus den Karpathen.



Um Getreide bittende Rabbiner aus Wloszczowa beim deutschen Ortskommandanten.
Die Ernährungsfrage in Russisch-Polen.




Phot. v. Jakubowski.

Ein Pferdelazarett in Russisch-Polen: Bei der Impfung.
Pferdeschutz in Feindesland.





Phot. Carstensen.
Oberstleutnant Matern.

Major Friedrich Kühl †

Major Scheuermann.

Phot. Dührkoop.
Major Edwin Nehring.

Hofphot. Bensemann.
Hauptmann Lindemann.

Hofphot. Sandau.
Hauptmann Braun.

Phot. Jacobi, Thorn.
Hauptmann Ribbentrop.

Hauptmann Knoblauch.

Phot. Kibn.
Leutnant d. R. Bolle.

Phot. M. Renner.
Leutnant R. Hoffmann.

Phot. Blefius.
Leutnant Hermann Balck.

Leutnant d. L. G. Bierhals.

Vizefeldwebel Hubert Galle.

Unteroffizier Otto Bouvier.

Unteroffizier Hans Littig.

Phot. H. Wolf.
Gefreiter Brieger.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Adolf Wagner,
feierte seinen 80. Geburtstag.



Hofphot. A. Bieber.

Kommerzienrat Cohrs, Berlin,
bekannter Förderer der Wohlfahrtspflege,
feierte seinen 70. Geburtstag.

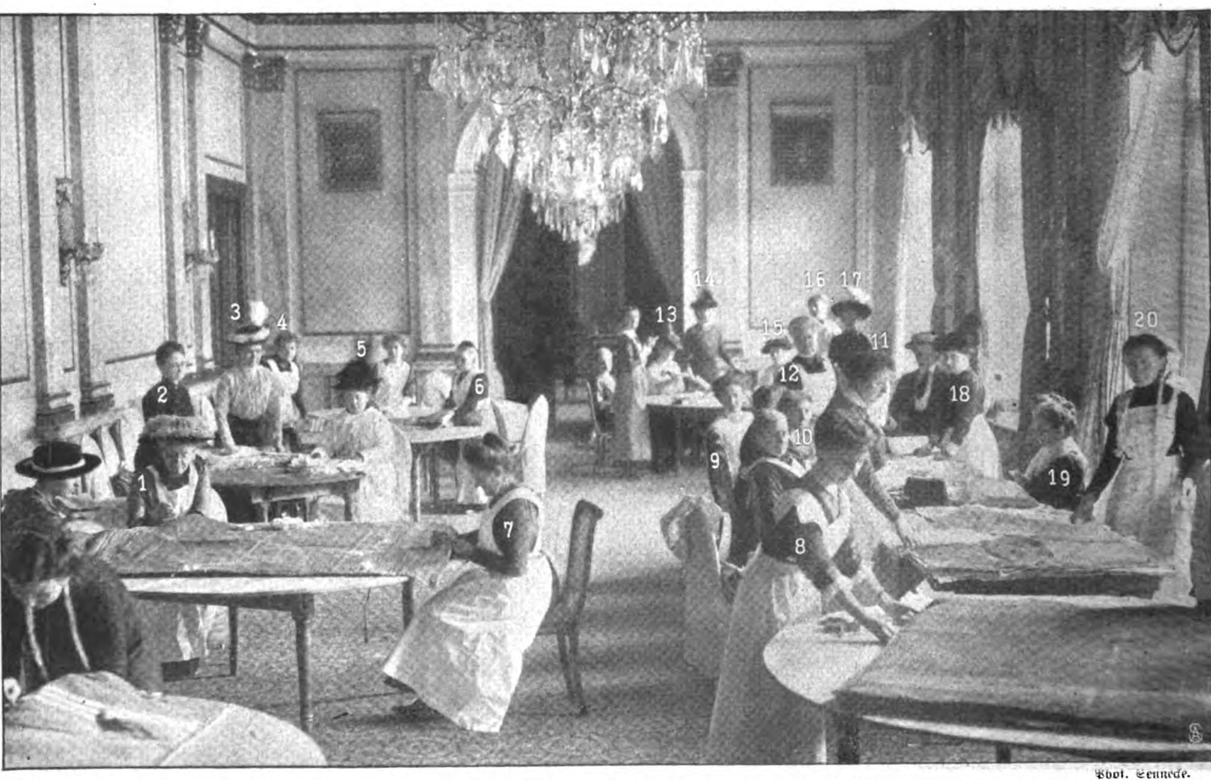
Phot. Becker & Maaß.

Dora Duncker, bekannte Schriftstellerin,
begeht ihren 60. Geburtstag.



Phot. A. Wertheim.

Frl. Lonny von Versen,
wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Phot. Lennecke.

1. Frau Delbrück, 2. Frau von Zastrow, 3. Frau von Schwerin, 4. Frau von Kottwitz, 5. Frau von Hiller, 6. Frau von Görtzke, 7. Frau Landrat Burchhard, 8. Frl. Schulz, 9. Frl. von Prollius, 10. Frl. v. Bonin, 11. Frl. von Hahnenfeld, 12. Exzellenz Gräfin Schwerin-Loewitz, 13. Gräfin Wedel, Exzellenz, 14. Baronin Merling, 15. Frau von Deuster, 16. Frl. von Bolschwing, 17. Frau von Lucanus, 18. Frau von Lüttwitz, 19. Frl. Bassenge, 20. Frl. Scherz.

Herstellung von Decken und Kissen aus Papier für unsere Krieger im Felde.

Liebestätigkeit von Damen der Berliner Gesellschaft.



Nützliche Geschenke Floras.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Frühling wird es; die Knospen schwellen an Bäumen und Sträuchern, an geschützten Stellen sprießen bereits die ersten jungen Blättchen hervor. Wir Kulturmenschen sind so sehr verwöhnt, daß wir gar nicht mehr wissen, mit welcher Wonne unsere Vorfahren diese Zeit begrüßten, die ihnen die Gewißheit brachte, daß nun wieder die Zeit herankam, in der sie aus der Natur schöpfen konnten, was sie zu ihres Leibes Notdurft und Nahrung gebrauchten. Manches Gewächs, das wir bisher kaum beachteten, war für sie von größtem Wert, und es kann in diesem Jahr, in dem wir darauf bedacht sein müssen, zu sparen, wieder von großem Wert werden. Nicht unmöglich ist es, daß sich da manche Pflanze als so wertvoll erweist, daß wir ihr auch nach dem Krieg besondere Sorgfalt widmen werden. Sind doch im Grunde alle Pflanzen, die uns ihre Produkte liefern, ursprünglich wild wachsende Gewächse gewesen und erst durch die Kultur wertvoll gemacht worden, indem ihre besonderen Eigenschaften durch Auslese verbessert wurden.

Mit zu den ersten Pflanzenprodukten gehört das Pappelwachs, das sich jetzt an den Knospenschuppen der Schwarzpappel in recht bedeutender Menge absondert. Es ist so außerordentlich klebrig, daß es geradezu herausfordert, als Klebemittel verwendet zu werden. An Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen quillt in so großen Mengen, daß es am Stamm herabläuft, das Kirschgummi heraus, das für Gummi arabicum einen guten Ersatz bietet. Achtlos gehen wir an ihm vorüber, schneiden es wohl auch fort. Sammeln wir es aber, so können wir in kurzer Zeit ziemlich bedeutende Mengen erhalten. Noch wertvoller ist das Harz, das an unseren Nadelhölzern gerade jetzt zum Frühjahr an allen Wunden austritt. Die wenigsten können Gebrauch davon machen, aber wenn alles Harz, das jetzt aus den Nadelhölzern ausschwitzt, planmäßig gesammelt würde, es würde so viel werden, daß unsere Industrie es gern verwenden möchte, die ja täglich mehrere hundert Zentner davon verbraucht. Die harzigen Zapfen der Kiefern und Fichten enthalten so viel des kostbaren Stoffes, daß man sich schier wundern muß, wie man ihn so achtlos vergeuden kann.

Unter den Pflanzen, die als erste Frühjahrspflanzen ihr junges Laub zeigen, befinden sich nicht wenige, die ein sehr wohlschmeckendes Spinatgemüse liefern, das nichts weiter als das Einsammeln kostet. In Rußland sammelt man z. B. die ersten jungen Triebe der Brennnessel, wenn sie etwa einen halben Finger lang sind, dazu die jungen, in den Hecken und unter Bäumen wachsenden Gierschblätter (Aegopodium podagraria), die jungen Triebe der Bachbunge (Veronica Beccabunga), des Sauerampfers und kocht diese zu Spinat, der ganz ausgezeichnet schmeckt. Auch die jungen Melden und ihre Verwandten lassen sich sehr gut als Spinat verwenden. Die saftigen Blätter der Galinsoga, eines bei uns aus Südamerika eingeschleppten Unkrautes, das stellenweise außerordentlich lästig ist, sind als Spinat sehr wohlschmeckend. Gerade die ersten jungen Blätter sehr vieler krautiger Pflanzen sind wegen ihres hohen Salzgehaltes sehr nahrhaft und sollten deshalb viel mehr als bisher verwendet werden. Manche Pflanzen treiben im ersten Frühjahr lange, dünne Sprossen, wie z. B. der Hopfen. Diese jungen Sprossen sind ein ganz annehmbarer Ersatz für Spargel, der ja im Grunde auch nichts anderes ist als junge Pflanzensprosse.

Freunde von Salaten finden jetzt ebenfalls eine ganze Reihe wild wachsender Pflanzen, die ihnen eine angenehme Abwechslung auf dem Mittagstisch liefern können. Da sei vor allem an den Löwenzahn erinnert, dessen junge Blätter, wenn sie gebleicht sind, eine hoch bezahlte Delikatesse bilden. Da die Pflanze sehr verbreitet ist, so kann man sie sich leicht verschaffen, wenn man auf die eben hervorsprießenden jungen Blättchen ein Häufchen Sand schüttet, durch den sie sich durcharbeiten müssen. Da ihnen hierdurch das Licht entzogen wird, so bleiben sie gelb und zart. Einen schmackhaften Salat, der nichts kostet, liefern auch die jungen Blätter des Hirtentäschelkrautes, die in Frankreich so beliebt sind. daß man die Pflanze besonders anbaut. Die Zahl der wild wachsenden Salatpflanzen ließe sich leicht noch reichlich vermehren; ein offenes Auge wird schnell herausfinden, was sich eignen könnte, die Zunge den Ausschlag geben, was gut schmeckt. Manches Blatt wird für sich allein zu würzig sein, aber im Verein mit andern sehr gut schmecken. Hier mögen auch die jungen Blütenknospen der Sumpfdotterblume (Caltha palustris) erwähnt werden, die als ein sehr guter Ersatz der echten Kapern dienen können. Man muß sie nur dann pflücken, wenn sie die Größe der echten Kapern erreicht haben.

Aus der großen Zahl der Pilze, die bei uns wild wachsen, sind bereits im März und April einige wenige Arten vorhanden, die Speiselorchel, die Spitz- und die Speisemorchel. Ihnen schließen sich dann in den folgenden Monaten die Maipilze, der Stockpilz, der Suppenpilz, der Schwefelporling, der Mehlpilz, der Riesenbovist, der Frühlingschuppenpilz, der Waldfreund und der orange Becherpilz an. Juni und Juli bringen dann eine immer mehr steigende Zahl schmackhafter Pilze, namentlich dann, wenn das Wetter feucht ist. Man wird den Pilzen in diesem Jahr wahrscheinlich eine besondere Aufmerksamkeit widmen, weil sie unter Umständen berufen sein könnten, einen Teil der Stickstoffnahrung, die wir brauchen, zu ersetzen. Es ist deshalb sehr gut, wenn man sich beizeiten über die eßbaren Pilze genügend orientiert, wozu die beiden Pilzbücher von Gramberg mit ihren prächtigen, farbigen Abbildungen sehr gute Dienste leisten werden. Der billige Preis derselben gestattet jedem die Anschaffung.

Chinesischen Tee kennen wir erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit. Früher behalf man sich mit getrockneten Blättern heimischer Pflanzen. Besonders sind die Blätter der Erdbeeren oft gerühmt worden.

Sehr viel wichtiger sind die Pflanzen, die uns Öle und Fette liefern. Besonders reich sind daran die Samen der Kreuzblüter, im besonderen die des Leindotter, des Täschelkrautes, der Gartenkresse, des Ölrettig, des Ackerrettig, der verschiedenen Senfarten und des Ackerhellerkrautes, ferner die Samen des Hanfes, der Sonnenblume und des Leines. Alle diese Pflanzen liefern wertvolle Öle, weshalb wir die Samen reichlich sammeln sollten und vor allem auch Sonnenblumen und Hanf, wo es irgend angängig ist, anpflanzen. Die sehr ölreichen Früchte der Doldenblüter sind vielleicht auch zu verwerten, wenngleich sie weniger als Speiseöle als zu technischen Zwecken verwertbar sind, weil sie außer-



ordentlich aromatisch sind. Die Kerne der Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche werden wir in diesem Jahr nicht achtlos fortwerfen, sondern sammeln, weil sie sehr ölhaltig sind. Da der einzelne in den seltensten Fällen das Öl aus den Samen und Früchten der genannten Pflanzen freimachen kann, so dürfte es sich empfehlen, Sammelstellen rechtzeitig einzurichten, die dann größere Mengen an die Ölmühlen abgeben. Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß die Pflaumen- und Aprikosenkerne ebenso wie die der Pfirsiche ein sehr guter Ersatz für bittere Mandeln sind, die schon in früheren Jahren als Mandelersatz in den Handel kamen. Hauptsächlich wohl, um sie unkenntlicher zu machen, hatte man sie zerschnitten, wodurch aber die Haltbarkeit sehr beeinträchtigt wurde. Am besten halten sich die Kerne in den harten Steinschalen, weshalb man sie in ihnen für den Hausbedarf aufheben sollte. Für süße Mandeln bildet das weiße Nährgewebe in den Kokosnüssen einen recht annehmbaren Ersatz, auch Hasel- und Walnüsse könnten sehr wohl an die Stelle der süßen Mandeln treten. Wenig bekannt ist es, daß auch die kleinen Samen der Linden einen feinen mandelähnlichen Geschmack besitzen.

Zwei bisher recht vernachlässigte Pflanzen sind die zweihäusige Lichtnelke und die Kornrade. Die Wurzel der ersteren und die Samen der Kornrade können nämlich als ein guter Ersatz der Seife dienen. Die Kornradesamen müssen allerdings erst ihres Saponins beraubt werden, was aber sehr leicht möglich ist, während die Wurzeln der Lichtnelke, wie Quillajarinde, ohne weiteres verwendbar sind. Die von Saponin befreiten Kornradesamen lassen sich als wertvolles Viehfutter noch weiter verwerten. In Gärten ist vielfach die Seifenwurzel (Saponaria officinalis) als Zierpflanze angebaut, die die rote Seifenwurzel liefert, die aber weniger wertvoll ist als die weiße Wurzel der Lichtnelke.

Außerordentlich reich an Farbstoffen ist unsere heimische Flora. Glücklicherweise sind aber gerade wir Deutschen von natürlichen Farbstoffen sehr unabhängig, weil wir die wertvollen Anilinfarbstoffe besitzen, die die Engländer und Amerikaner jetzt so sehr entbehren. Auch Gerbstoffe liefern uns eine ganze Anzahl Pflanzen unserer heimischen Flora, wenngleich die meisten bisher nicht verwendet wurden. Heidekraut, Heidelbeere, Heidecker (Tormentilla erecta), Sumpfporst, Birke, Hainbuche, Eberesche und Feldulme sind z. B. solche bisher wenig oder gar nicht benutzte Gerbpflanzen unserer heimischen Flora.

Die Zahl der heimischen Gewächse, die Fasern liefern können, ist recht bedeutend. Bei den Mengen, die in Frage kommen, ist allerdings mit wildwachsenden Pflanzen nicht viel anzufangen, sondern wir müßten diese Gewächse auf größeren Flächen in Kultur nehmen.

Wie aus der vorstehenden Übersicht hervorgeht, enthält unsere heimische Flora eine recht beträchtliche Menge guter Nutzpflanzen. Naturgemäß konnten an dieser Stelle nur verhältnismäßig wenige angeführt werden. Die sehr große Zahl der Farbpflanzen konnte nur gestreift werden, die Giftpflanzen, die für den Arzt die nötigen Heilmittel liefern, mußte ganz ausscheiden, ebenso die verschiedenen Nutzhölzer. Vielleicht geben aber diese Zeilen Veranlassung, daß die eine oder die andere der aufgeführten Pflanzen in diesem Jahr in Kultur genommen wird. Das ist ganz besonders von dem Leim zu wünschen, der uns gleich zwei wertvolle Produkte liefert: die Leinenfaser und das Leinöl, sowie von dem Hanf, der ebenfalls gleichzeitig Fasern und Öl liefert.

Wintermärchen im Felde.

Hagenbuttenrot der Himmel,
bezuckert Busch und Baum —
ich reit auf meinem Schimmel
in einem weißen Traum.

Frau Venus blitzt am Morgen
noch wie ein Diamant —
Fern hinterm Wald verborgen,
was liegt da für ein Land?

Dort mag ein König hausen
mit seiner Königin —
auf ihrem Schloß zu schmausen,
danach steht mir der Sinn ...

Und reit auf meinem Schimmel
und reit durch Silberschaum —
Da weckt mich ein Gewimmel
gar seltsam aus dem Traum.

Es ist, als wär ich kommen
zu einem Erdentor,
mein Schimmel steht beklommen —
was steigt da grau empor?

Das sind ja Riesenkatzen,
der Tiefe greulich Korps,
sie winken mit den Tatzen
und schnaufen was hervor

und haben eisige Bärte —
mein Pferd macht einen Satz,
doch wie ich's rückwärts kehrte,
steht dort ein Riesenspatz

und plustert sich, als wenn er
der Teufel Bitru wär —
„Bist du's, mein Freund und Gönner,“
ruf ich, „mein Luzifer?“

„Sonst tu ab deine Pelze,
daß ich dich menschlich seh —
und gib aus eurer Schmelze
mir heiß ein Gläschen Tee!“

Da spricht der wackre Posten,
denn dies war sein Metier —:
„Komm, Kamerad, wir rosten
nicht unter Eis und Schnee!

Du kannst auch Grog bekommen,
wir leben hier nicht schlecht!“
Das hat mich übernommen,
das war mir mehr als recht.

Wir gehen in die Höhlen,
gar warm ist der Empfang,
die kleinen Oefen schmölen,
behaglich ist die Bank.

Mit Katzen und mit Bären
trank ich Grog und auch — Bier.
Und trabte spät nach schwerem
Abschied in mein Quartier.

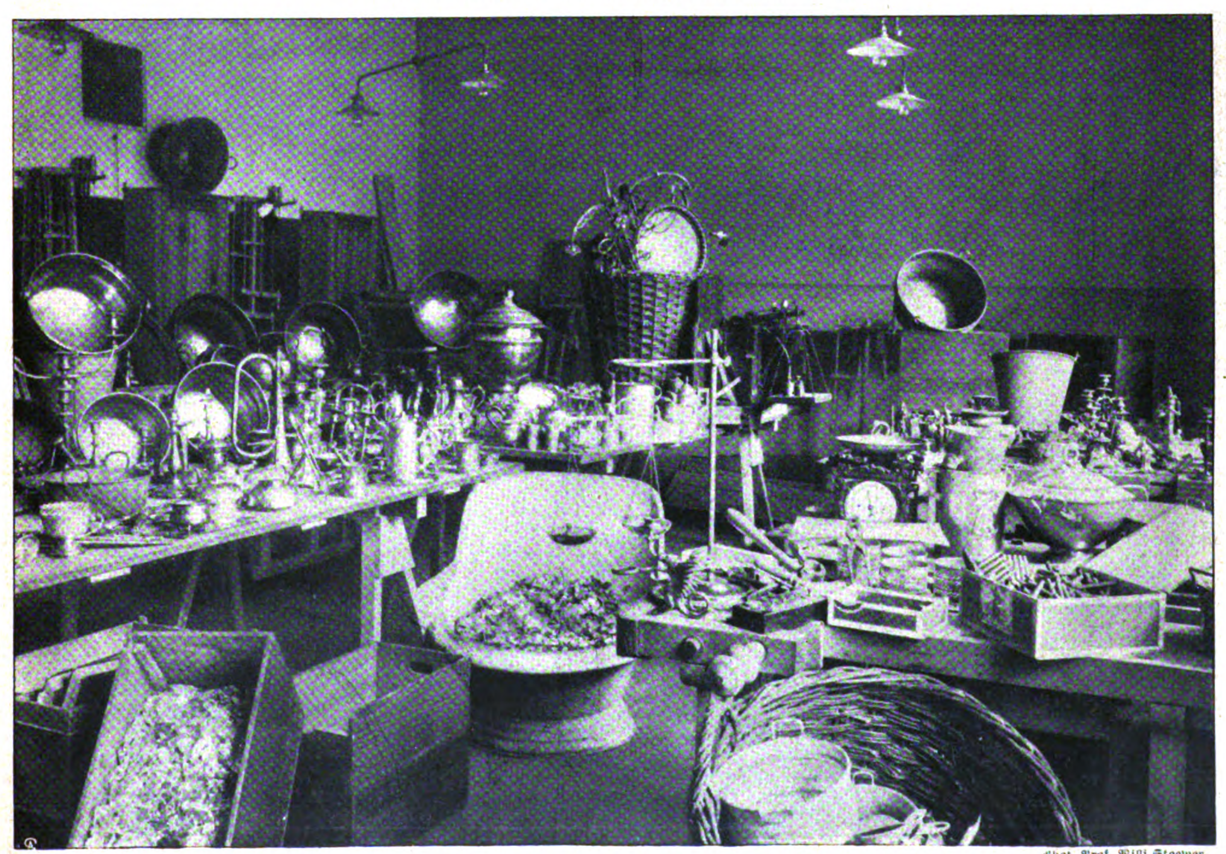
Hans Benzmann.





Von links: Stehend: Offz. D. K. B. A.-K. Oppenheimer, Vorstand der Kraftfahrstelle. Oblt. Tafel. Hptm. Sichting. Hptm. Bauer. Sitzend: Oblt. Bantlin. Intend.-Rat Nordhoff. Hptm. Himml. Exz. Frhr. v. Hirschberg. Oberstlt. Frhr. v. Lyncker. Major Friederich. Hptm. Meier.

Der Kommandant der Festung Namur mit Stab.



Phot. Prof. Willi Stoewer.

Unsere Schüler als „Kriegsammler": Zweitägige Ausbeute der Metallsammlung in der Schöneberger Comeniusschule.



Großer Tagraum.

Krankenraum.

Das Wiener Parlament als Spital.



Der Requisitionschein: Der Kommandoführer schreibt der polnischen Bauersfrau den Schein für eine Kuh aus.

Karwoche.

Betrachtung von Margot Isbert.

Als ich noch eir ganz kleines Mädchen war und mit gen Zöpfen und kurzem Kleid zur Schule ging, ge- ah es sehr oft, daß ich die Erwachsenen, die „großen ute", wie ich sie nannte, durchaus nicht verstehen nnte. Und nichts auf der Welt schien mir eine weniger rebenswerte Sache, als eines Tags auch zu den ßen Leuten zu gehören, die aus irgendeinem un- ständlichen Grund nicht mehr die gleiche tiefe und glück- e Freude zu empfinden imstande waren wie ich oft in diesen hellen Kindertagen. Sie waren wohl r klug, fehlerlos und fast vollkommen. Das alles er- nnte ich neidlos an. Aber trotzdem fand ich mich zu inem eigenen Erstaunen sehr häufig in absolutem iderspruch zu ihnen; zu der Art, wie sie die Dinge en und nahmen, zu ihrer Freude und ihrer Trauer. nn alles dies schien sich in so genau vorgeschriebenen ihnen zu bewegen, daß für eigenes Erleben merk- irdig wenig Raum und Zeit blieb.

Man hat es ja wohl nicht leicht als so ein kleines, iges Menschenwesen, das sich erst ganz langsam ins ben hineinzutasten beginnt und nun mit seinem schen und doch scheuen Seelchen, das doch so voll ist n Eigenem, alle Begriffe längst geordnet und fest- egt, alle Gefühle genau geregelt findet. Da kommt hl erst ein wenig Staunen, und bei den meisten ibt es dabei. Sie lernen über das Staunen hinweg t den Augen der übrigen sehen; sie gehen die breiten, quemen Straßen des Lebens. Die andern aber — is kann man von denen sagen? Sie müssen durch ie seltsam drängende, quälende Zeit. Sie sehen und eben Dinge, die aus ihren eigenen bunten Gedanken d dem Geschehen der Welt wunderlich zusammen- woben sind.

Zu den Dingen, die mich in jener Zeit des Tastens d Suchens mit ihrer Unverständlichkeit bedrängten, hörte die dumpfe Trauer der Karwoche. Für mich iren diese Tage ganz erfüllt von stiller, wartender Schönheit. Jedes Jahr mußte ich wieder denken, daß man in dieser Woche eigentlich nichts anderes hätte tun sollen, als alle Räume seines Hauses mit hellen Blumen schmücken und, zwar im Innersten durchzittert von der Traurigkeit des Sterbens, doch all diesen Ernst nur wie ein dunkles Bild auf wunderschönem Goldgrund er- leben und die Freude in seinem Herzen sorgsam pflegen und groß werden lassen für das kommende Fest. Keine anderen Tage im ganzen Jahr waren so auf das stille Erwarten des Allerschönsten gestimmt wie diese. — Die großen Leute aber gingen ernst umher, gingen in dunklen Kleidern durch all diese hellen, wundersam zart- getönten Tage. Man wurde viel mit in die Kirche genommen, wo man staunend die feierlich schweren Zeremonien mitansah. Ein Kreuz, mächtig groß, war über schwarzverhangene Stufen hingelegt. Priester in reichem Ornat, goldschwer, unendlich feierlich, küßten die heiligen Wunden. Sie neigten sich in ihren steif- goldenen Gewändern, schritten die Stufen hinauf und hinab, vorbei an der ewigen Lampe, deren rotes Licht erloschen war. Die kleinen Chorknaben standen in weißen Kitteln am Altar und bewegten hölzerne Klap- pern statt der frohen Silberglöckchen. In der Grab- kapelle aber war das allergrößte Geheimnis verborgen. Ein Duft von brennenden Wachskerzen und Frühlings- blumen war schwer über den ganzen Raum hinge- breitet. In starrer Ruhe lag der Körper des Ge- kreuzigten. Aber zwischen ihm und all den hellen Frühlingsblumen war eine ganz innige und zarte Be- ziehung, die für mich dem Tod alle Schrecken nahm. Das Wahre und Wesentliche war doch nicht der Tod, sondern das Überwinden des Todes.

Die Kirche war so still und düster. Kein Orgelton, keine Glocken. Die Freude schlief und wartete auf das Erwachen. In der Grabkapelle aber ein ganzer Wall von allerersten Blumen, goldengelb und zartweiß; ein ganzes Osterlied in Gelb und Weiß. Und überall die

ernsten Gesichter der Menschen, die aussahen, als könnten sie nie mehr froh werden. Ich mußte in jedem Jahr wieder darüber staunen. Wußten sie denn nichts von dem großen Glück, das hinter all dieser Trauer stand? — Karwoche, das bedeutete doch eine Reihe von allerstillsten, mattblauen Tagen; ein Besinnen, ein Warten und Starkwerden des Herzens . . .

Später, in meinem weißen Kloster am Rhein, kam wieder eine seltsame Zeit der Unsicherheit. Vielleicht, dachte ich, ist die Trauer doch das Wahre und Wirkliche im Leben? Vielleicht muß man ganz tief aus ihrer Bitterkeit schöpfen und kann dann nie wieder froh werden? — Denn nirgends wie in diesem stillen Klosterhaus war die Karwoche eine Reihe schwerernster Tage. Trauerverhangen kam der Karfreitag herauf. Wir knieten in der Kapelle, auf dem Chor droben in unseren schwarzen Pensionskleidern. Grabesstill war das ganze Haus. Aber ein Fenster stand offen, eins der bunten Fenster mit den starren Heiligenfiguren. Wenn die frommen Nonnen gewußt hätten, daß für meine kleine Kinderseele hinter dem Fenster die Versuchung wartete, vielleicht hätten sie es zugelassen. Ach, ich bin so froh, heute noch, daß sie es nicht zugelassen haben! — Denn hinter dem bunten Fenster war ein Stück Klostergarten. Die Luft kam starkduftend herein; schwer von feuchtem Erdgeruch und treibendem Grün. Eine Linde streckte knospende Äste ins matte Himmelsblau hinein, und ganz vorn auf einer wippenden Zweigspitze saß eine Schwarzamsel und versuchte zu singen. Ich sah von meinem dicken Gebetbuch auf und sah den Vogel da sitzen; es war ein schlankes, tiefschwarzes Kerlchen, das sich redlich mühte, eine im langen Winter verloren gegangene Melodie wiederzufinden. Mein Herz fing laut zu klopfen an. Hier drinnen war Trauer und da draußen war Glück! Und ich fühlte, wie das Glück Macht über mich gewann. Immer lauter sang die Amsel auf ihrem knospenden Zweig. Das Kehlchen zitterte ihr vor Inbrunst und Glück; der Ast geriet immer mehr in schwankendes Wippen, und darüber standen Himmelsblau und weiße Wölkchen.

Ich aber, ich braves, kleines Klostermädchen mit meinem glatten Scheitel und meinem stillen Herzen, ich wußte auf einmal, daß Trauer und Buße doch nicht das Wahre im Leben sind. Denn Leben ist Freude, und Freude ist Stärke, die das Leid bezwingt. Dies alles kam plötzlich ganz warm und stark in mein Herz. Ich hatte erst noch ein wenig Furcht, daß es vielleicht Sünde sei, denn wir pflegten es im Kloster sehr ernst zu nehmen mit solchen Gewissensdingen! Und es war wohl doch nicht erlaubt, eigene Wege zu gehen und, zumal in der Kirche, mit seinen eigenen bunten Gedanken zu spielen!

Ich war damals noch ein kleines, dummes Klostermädelchen, das absolut nichts von der Welt und dem Geschehen in der Welt wußte. Aber so etwas wie eine Weltanschauung oder doch den Grundstein zu einer solchen hat mir dieser Karfreitag mit dem offenen Kirchenfenster gebracht. Ich dachte seitdem: Wenn man nur den Kopf steif hält und mitten durchgeht durch die Wirklichkeit, dann kann einem das Leid nichts anhaben. Dann muß man doch schließlich in einer freien und frohen Stärke seinen Weg gehen und sich immer wieder an Schönem freuen können. Denn das Schöne und Gute ist doch da, und man muß so viel davon in seine Seele trinken, daß, was auch geschehen mag, unsere Seele nicht wieder ganz arm und leer werden kann.

Dann aber kam dieser Krieg und mit ihm eine solche Fülle von Leid, daß alles andere darin zu versinken schien. Eine Kette von Tagen, in denen Angst, Sorge und Hoffnung nebeneinander gingen. Und doch war auch hier wieder Freude dabei. Freude an der prachtvollen Unbeugsamkeit unseres Volkes, an Sieg, Größe und Kraft. Aber jede Freude doch schwer erkauft; und selbst die Freude nur ein Atemholen zu neuem Aushalten und neuem Willen.

Was diese Monate uns allen an inneren Werten gebracht haben, das wird erst die Zukunft zeigen. Aber mir scheint, sie müssen sehr Großes bringen, denn sonst sind Blut und Tränen umsonst geflossen. Sie müssen der Gesamtheit und jedem einzelnen den Willen zum Besten so hart geschmiedet haben, daß eine neue Stärke des Friedens daraus erblüht, die so bald keiner wieder anzutasten wagt. Der Reichtum der Nation ist der Wert und Gehalt ihrer Einzelseelen; der Wille zum Aufbauen, die ungebeugte Frische und Reinheit der Volkskraft. Das sind die Dinge, die wir uns heil und blank aus diesem Krieg retten müssen, denn erst dann haben wir unsere Feinde ganz besiegt. — Und unsere Sorge um die draußen schließt ja auch dieses ein: daß sie durch Härte, Grausamkeit und Not des Krieges gehen können, ohne ihr Herz davon berühren zu lassen; daß ihre Seele vor Bitterkeit bewahrt bleibt, und daß ihnen der Glaube an das Gute und Feine, der Sinn für Zartes und Edles nicht zerschlagen wird da draußen. Wenn sie wiederkommen, wird auch das eine Aufgabe sein für die deutsche Frau: das Schöne und Freudige, die Lust zum gemeinsamen Aufbauen und Neuschaffen wieder zu wecken und zu pflegen.

Und nun steht wieder die Karwoche vor der Tür. Aber da der Tod es ist, der die Karwoche erst zu dem macht, was sie bedeutet, darum ist sie uns allen, welchen Glauben wir auch haben mögen, in diesem Jahr vertrauter als je. Wir wußten diese ganzen acht Monate hindurch, daß für uns ein Karfreitag kommen konnte, auf den nie wieder Osterfreude folgen würde. Denn es gibt Dinge im Leben, die eben nichts und niemand wieder ersetzen könnte, und die uns jetzt jeder Tag nehmen kann. Aber auch damit haben wir rechnen gelernt, und es hat uns nichts von unserem Mut genommen. Nur daß es uns vielleicht zu ganz anderen Menschen gemacht hat. — Mehr kann ich nicht darüber sagen. Es muß es jeder in seinem Herzen tragen und warten, was kommt.

Und jetzt, in der Karwoche, fallen mir immer wieder meine Kindertage ein. Wie fest und unbeirrt man doch damals an die Freude glauben konnte! Und warum soll man es jetzt nicht mehr können? Die Schlehenhecken blühen doch auch in diesem Jahr, und die Amseln singen, als wollte ihnen die Kehle springen vor Glück, weil die Welt wieder so schön wird. Und über den Dächern der großen Stadt, über all den grauen, alten Dächern steht die mattblaue Helligkeit, ein tiefer Himmel mit weißen Fähnchen ziehender Wolken. An den Straßenecken aber sitzen die Blumenfrauen in Bergen weißer und gelber Osterblumen. Ich kaufe mir einen ganzen Arm voll und bringe sie heim in mein stilles Zimmer. Warum soll es nicht schön bei mir sein, wenn jetzt Ostern kommt? — Und es fährt mir plötzlich ein Gedanke durch den Sinn, hell wie ein Sonnenstrählchen: Wir müssen die Freude warmhalten in unseren Herzen für das große Osterfest des Friedens und Sieges. Wir wollen warten und die Freude nicht vergessen. Denn Freude ist Stärke, die das Leid bezwingt, und darum, denke ich, werden wir sie noch nötig haben für uns und andere.

Der große Rachen.

Roman von

Olga Wohlbrück.

9. Fortsetzung.

Frank ärgerte sich jetzt über die Verabredung, aber es war bereits ein Viertel nach drei — er hatte keine Möglichkeit mehr, Dr. Baumann abzusagen.

„Tja . . . jetzt muß ich leider fort . . . liebe kleine Frau Susel . . .“

Ihr Gesichtsausdruck behielt das kindlich Strahlende. Gewiß — er sollte nur gehen . . . Es machte ihr Spaß, sich vorzustellen, daß da irgendwo in dem großen Berlin, in einer Straße, die sie nicht kannte, in einem Haus, das sie nie gesehen, einer herumging, der sich „ihr Freund“ nannte.

„Wohin?“ fragte sie. Aber es war ihr eigentlich gleichgültig.

„Ich habe mich mit Dr. Baumann zum Rennen verabredet.“

„Zum Rennen?“

Der helle Schein erlosch plötzlich in ihrem Gesicht, und das drückende Bangen, das durch die letzte Viertelstunde zurückgedrängt war, kroch wieder hervor aus ihrer Seele und klagte aus ihren Augen.

„Soll ich nicht fahren?“ fragte er leise.

Er wollte ihr nicht wehtun.

Sie schüttelte den Kopf. Nein . . . warum . . . Er sollte nur fahren . . . es war gewiß ein großes Vergnügen . . .

Sie reihte die Worte aneinander — ohne recht zu wissen, was sie sprach. Sie dachte nicht mehr an ihn — ihre Gedanken kreisten um ihre Befürchtungen und Hoffnungen.

„Soll ich mal für Sie setzen, Frau Susel?“

Es klang scherzhaft.

Aber wie eine Eingebung war es gewesen. Er hatte längst ihr abgehetztes, sparsames und in kleinen Sorgen vergehendes Leben durchschaut. Hatte ihr all ihre heimlichen Wünsche und Bitternisse von den verwetzten Handschuhfingern, den breitgetretenen Stiefeln, den billigen verdrückten Kleiderfähnchen abgelesen.

„Ich habe kein Geld für so etwas“, antwortete sie fast schroff und wendete ihr Gesicht ab.

„Ich wollte Sie nicht verletzen, Frau Susel . . .“

Er spürte, wie sie ihm entglitt, und konnte es sich nicht erklären. Er hatte es gut gemeint, hatte gehofft, eine Form gefunden zu haben, wie er ihr, ohne daß er sie beleidigte, eine kleine Freude machen konnte.

„Na, die Hand werden Sie mir doch wohl geben?“

Sie legte sich wie Blei in die seine.

Da ging auch die Tür auf, und Doktor Graebner trat, von seinem Bruder gefolgt, ins Zimmer. Felix Frank verabschiedete sich hastig, Susanne wurde rot, als sie den kalten Blick auffing, den ihr Schwager auf Felix Frank richtete. Otto Graebner aber schüttelte seinem Schüler herzlich und arglos die Hand.

„Ich habe gestern den letzten Satz Ihrer Sinfonie durchgesehen — famose Sachen haben Sie da drin! Ein Schwung ist das . . .“

Er war sonst sparsam im Lob, aber es war seine ehrliche Meinung — und der Mann wollte bald vier Stunden wöchentlich nehmen!

Susanne stand mit dem Rücken zum Fenster und schlug mit weichen Fingern einen langsamen Triller auf dem Fensterbrett.

Gegen sieben Uhr sollte die Schwester zum letztenmal den Verband wechseln. Susanne wollte bis dahin noch beim Kinde bleiben, während Otto Graebner nach Haus ging, um zu arbeiten. Nach dem Abendbrot aber mußten sie beide, wie alle vierzehn Tage, in einem Bierlokal am Bayrischen Platz mit einigen seiner Kollegen und deren Frauen zusammenkommen.

Die Männer simpelten Fach, die Frauen sprachen von Marktpreisen, Kindern und Hausschneiderinnen.

Die Herren machten ihr gern einmal auf zehn Minuten den Hof, weil sie die Hübscheste und Jüngste war; dafür galt sie bei den Frauen als „unbedeutend“ und „oberflächlich“.

Susanne haßte diese Zusammenkünfte. Sie wußte nicht, wie sie das heute ertragen sollte, wenn sie eine unglückliche Nachricht bekam.

Mit unheimlicher Langsamkeit rückte der Zeiger ihrer kleinen Uhr von Minute zu Minute weiter, und mit jeder Viertelstunde ging ihr Atem schwerer, schlug ihr Herz angstvoller und schneller.

„Märchen erzählen, Mutti“, bat der Kleine.

Er konnte sich nicht nach ihr umdrehen in seinem Verband, nur seine magern blassen Hände tappten ungeduldig auf der Decke herum.

„Ich komme, Bubi . . . ein Märchen . . . ja . . . warte doch . . . gleich . . .“

Sie setzte sich an das Fußende, verrenkte dem bunten Soldaten Arme und Beine, stoppelte etwas mühsam zusammen von artigen Kindern und schrecklichen Ungeheuern, die alle Kinder auffressen.

„Nein, das ist nicht schön, Mutti . . .“

Wenn auf dem Gang eilige Schritte laut wurden, blieb ihr das Herz stehen. Vielleicht war es Hans . . . aber dann entfernten sich die Schritte, und sie sank wieder in sich zusammen, bis wie aus fernen Weiten die Stimme des kranken Kindes zu ihr drang und sein weinerliches: „Erzählen, Mutti . . . aber was Schönes.“

Und endlich kam die Schwester.

Das Abendgold legte sich auf ihr weißgerahmtes Ant-

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



litz, so daß Susanne seinen Ausdruck nicht erkennen konnte.

„Doktor Baumann ist nicht hier?"

Ihre Stimme klang wie verschleiert. Pinzette und Schere, die sie aus einem weißen Tuch herausrollte, klirrten leise aneinander.

Mit trockener Zunge antwortete Susanne: „Er ist zum Rennen mit Herrn Frank . . . ich denke, er muß jeden Augenblick kommen."

„Er wollte heute die Fäden herausziehen. Aber . . . es kann ja auch morgen sein."

Sie sprachen beide, ohne einander anzusehen.

„Ob es noch hell genug ist? Ich kann ja die Rolläden herunterlassen, das elektrische Licht ist vielleicht besser." Hart schlug der eine Laden auf das Fensterbrett, es wurde dämmerig im Zimmer.

„Wird es wehe tun?" fragte der Kleine, und seine Augen weiteten sich schreckhaft.

Niemand antwortete ihm. Die Schwester goß Wasser in eine Schüssel.

„Nicht weh tun!" bettelte er.

Susanne sah auf die Uhr — es war beinah ein Viertel acht. Sie hatte nicht die Kraft mehr, den zweiten Rolladen herunterzulassen.

Und dann roch es plötzlich gut im Zimmer — nach frischer Luft und Kölner Wasser.

„Ei . . . da ist er ja . . . der kleine Held . . . 'n Abend, meine Gnädigste . . . schon alles bereit, Schwester . . ."

Doktor Baumann ließ den Soldaten auf der Bettdecke marschieren, strich sich mit der freien Hand vergnügt durch den glänzenden rötlichen Bart.

„Also ein Wetter ist das draußen! . . . Jetzt mußt du bald hinaus, junger Mann . . . hörst du? . . . Ob's wehe tut? Nee . . . das spürst du nicht einmal — Haare schneiden tut mehr weh . . . na siehst du . . . immer lachen . . . die Schere? Damit schneide ich einen Faden durch . . . das geht dich gar nichts an . . ."

Er wickelte den Verband ab und plauderte: „Toiletten waren diesmal draußen in Karlshorst — Donnerwetter . . .! Eine wahre Augenweide. Aber keine Quoten . . . alles flau . . . wart, mein Junge . . . lehne dich mal jetzt nicht ans Kissen . . . Du kannst ja schon herrlich aufrecht sitzen . . . siehst du wohl . . . Das große Ereignis waren die französischen Depeschen nachher . . . Licht . . . Licht . . . Schwester . . ."

Ein Rolladen schlug hart auf das Fensterbrett, die Mattbirne über dem Bett glühte auf.

„Watte . . ."

Die Schwester reichte den Wattebausch. Susanne stützte sich schwer auf die Lehne des Sessels.

„Heute ist ein Geld verloren worden — Donnerschlag! — Rühr dich nicht, Junge — na — wer wird denn schreien — knips — siehst du, der Faden ist durch. . . Hast's gar nicht gemerkt, was?"

Der Kleine lachte nervös auf.

„Nein — wie Haareschneiden . . ."

„So — kleiner Mann — eins — zwei — drei — na — siehste wohl — alles raus. . . Nun den Verband, Schwester — ganz locker, bloß daß er nicht mit den Fingerchen an der Naht rumwirtschaftet."

Der bewegliche Herr sprang vom Bett auf, r seine Krawatte zurecht, schlug sich mit der vollen we Hand auf das runde Bäuchlein.

„Wer heute in Frankreich auf den großen Favori auf den Pyrrhus, gesetzt hat — der ist mächtig gefallen! . . . o weh, o weh! . . ."

Er schnalzte mit den Fingern, kratzte sich in be licher, allgemeiner Schadenfreude hinter dem Ohr.

Susanne stand noch immer am Sessel, unfähig, zu rühren, und nur das Blut jagte auf und nieder der zarten Haut. Wenn Pyrrhus „ab" war, dann dann gab es Hoffnung, dann war ihr Pferd vielleicht dann . . .

Sie sah und hörte nichts weiter.

„Ich muß nach Hause . . . mein Mann wartet."

Sie nahm sich kaum Zeit, dem Kind einen Ku geben . . . sie mußte hinunter auf die Straße . . wollte dort unten warten, warten, bis Hans kam. drehte sich im Zimmer um, einmal . . . zweimal Ach ja, richtig . . . Hut und Jacke waren ja unten.

„Guten Abend, Herr Doktor . . . Guten A Schwester . . ."

Doktor Baumann steckte den Verband gerade einer Sicherheitsnadel fest.

„Empfehle mich, meine Gnädigste . . ."

Draußen war es noch fast taghell. Susanne eng an der Wand entlang, um nicht etwa von Schwägerin erblickt zu werden. Sie hatte sich nicht abschiedet. Wie im Sturm hatte sie Hut und Ja vom Riegel gerissen und war hinaus.

In der Bismarckstraße sausten die Autos mit flüglern aus dem Grunewald der Stadt zu, auf den decken der elektrischen Wagen sah man Kinder Blütenzweigen im Arm, drinnen saßen Fraue Theaterhauben und Abendmänteln, Radler bimm und schlängelten sich in langer Reihe, grüne Zweig den Lenkstangen, die Abzeichen ihres Vereins an Mützen, den Bürgersteig entlang, und nur vere kam ein Auto in umgekehrter Richtung gefahren, u eine der Straßen der nebenanliegenden Villenko einzubiegen.

Susanne traute sich nicht über den Fahrdamm; hundert Schritte weit entfernte sie sich vom großen des Sanatoriums und starrte mit klopfendem H jedem kommenden Wagen entgegen.

Wenn Hans zu Fuß kam — dann war alles verl Wenn er im Auto kam, dann — — —

Und gerade jetzt hielt ein Auto. Sie hatte es nicht gesehen vor lauter Schauen. Breitspurig, Hände in den Hosentaschen, die Mütze im Nacken, la und siegesbewußt stand Hans Graebner vor ihr.

„Also, was sagste, Tante Susel? . . . Wir ha geschafft . . . zweihundertzwanzig für zehn gib Tierchen . . . zweihundertzwanzig für zehn! . . . ich dir schon ausgerechnet: sechshundertsechzig Mark ko auf deinen Teil . . . Sache . . . was?! . . . Na na! . . ."

Sie wäre ihm beinah umgefallen — im l Augenblick hielt er sie noch mit seinen derben Ja fäusten am Arm fest.

Sie lachte, die Tränen kullerten ihr die Wangen herab, sie zog seinen Kopf an sich, aber er riß sich ärgerlich los. Die Weiber konnten aber auch gar nichts vertragen — weder Kummer, noch Freude . . .! Schrecklich schwer war das mit ihnen!

Sie haschte nach seiner Hand.

„Lieber . . . guter Hans . . . mein guter Junge . . . ich bin ja so glücklich — Gott — wie bin ich selig . . .!“

Gleichzeitig fiel ihr ein, daß ihr Mann auf sie wartete.

„Ich möchte noch so gern sprechen mit dir, aber ich muß nach Haus . . .“

Ihm lag gar nichts daran, weiter neben der aufgeregten Tante herumzustehen.

„Dann fahr du man gleich mit meinem Auto nach Hause. Hier hast du Geld. Ich habe mir gleich von Percy Well Pinkepinke a konto geben lassen. Dreiundzwanzig Mark macht's bis hierher. Na, und dann zu dir . . .? 'n anständiges Trinkgeld mußte dem Chauffeur auch geben. Also da sind dreißig Meter — verlier sie aber nicht!“

Sie nickte, sie lachte, sie murmelte etwas.

Er hörte gar nicht darauf, schubste sie in den Wagen.

Sie aber wendete den Kopf immer wieder zurück, winkte mit der Hand, lachte in die graublaue Abendluft hinein, bis er sich umwendete und mit seinen langen Storchbeinen gemächlich dem Haus zuschritt.

Als sie in fliegender Eile die Wohnungstür aufschloß und, noch immer das glückliche Lachen im Gesicht, das Eßzimmer betrat, war der Tisch schon gedeckt, und Otto Graebner stopfte der kleinen Liesel ihren Abendbrei in den Mund.

„Du hättest dich wohl so einrichten können, daß es ohne Auto abging, Susel“, sagte er.

Der Ton war nicht unfreundlich. Aber die Worte löschten für einen kurzen Augenblick all die jähe Freude, die sie innerlich erhellt hatte wie leuchtende Sonne . . .

* * *

Doktor Graebner hatte darauf bestanden, daß eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Rückenmarkserkrankungen zu der Beratung zugezogen würde. Auch Dr. Ertzky, der Gelegenheit gehabt hatte, Herrn von Glidien einige Jahre hindurch zu beobachten und zu behandeln, war zugegen.

„Ohne die zweimaligen operativen Eingriffe des Kollegen Graebner, die er damals im Widerspruch zur Meinung der mit mir behandelnden Ärzte ausführte, wäre der Patient längst ein toter Mann“, sagte Doktor Ertzky.

Der berühmte Professor schüttelte Graebner die Hand.

„Ich kenne die Geschichte. Ich habe ja damals Ihren Mut bewundert. Immerhin fand auch ich den Fall bedenklich.“

Graebner unterdrückte ein scharfes Wort der Entgegnung. Er wußte, daß man ihn gern als einen Mann hinstellte, der „Experimente“ machte. War schließlich nicht alles „Experiment“, was zum erstenmal gewagt wurde?

„Immerhin, Herr Kollege,“ fuhr der Professor fort, „wir verfolgen Ihre Tätigkeit mit Interesse, und Ihr letzter Vortrag in der Chirurgischen Gesellschaft ließ das Bedauern aufkommen, daß Sie sich nicht auch der Lehrtätigkeit gewidmet haben.“

Es war die erste Anerkennung vom jenseitigen Ufer. Ein flüchtiges Lächeln hellte Graebners Züge auf.

„Meine Klinik steht jedem offen, der sehen will, wie ich arbeite.“

Immer wurde er steifnackig, wenn er fühlte, daß man Entgegenkommen erwartete.

„Ja, und nun zu unserm Patienten“, sagte der Professor, leicht abgekühlt.

Die Beratung war kurz. Der durch einen Sturz vom Pferd hervorgerufenen Rückenmarksentzündung war, wie Graebner es vorausgesehen hatte, eine allmählich fortschreitende Rückenmarkslähmung gefolgt, die den Tod des Patienten in zwei, drei, vier, vielleicht auch fünf bis sechs Jahren zur Folge haben mußte. Wie weit die Gehirnnerven in Mitleidenschaft kämen, war jetzt noch nicht abzusehen. Der Patient hatte einen zähen Willen zum Leben — der war der beste Helfer des Arztes.

Graebner verbarg nicht das harte Lächeln, das seine schmalen Lippen verzog. Auf den Helfer hätte er ohne weiteres verzichtet. Dem Willen des Todgeweihten stand das Leben der Gesunden gegenüber! Seine Rechtsprechung war eine andere als die des Professors. Aber er schwieg. Nur die Ader an seiner Schläfe quoll balkig unter der Haut hervor, und seine schlanke, blanke Hand strich zweimal über sein breit ausladendes, energisches Kinn.

Und er sagte auch nichts, als Ertzky die Tür zum Nebenzimmer öffnete, Herr von Elidien steif und mit gespreizten Beinen eintrat und mit verbindlicher Ironie

lächelnd fragte: „Nun, was haben die Herren über meinen Kadaver beschlossen?"

Nur Graebner hörte den Unterton zitternder Angst aus dieser Frage heraus, ließ sich aber von der eleganten Oberfläche nicht täuschen.

Er überließ dem Professor das Wort.

Herr von Glidien aber setzte sich etwas umständlich in den Sessel, den der Professor ihm geschickt und unauffällig hinschob, und seine polierten Nägel hoben sich blutrot von dem weißen Taschentuch ab, das er in der feuchten Hand hielt. Seine dunklen, länglichen Augen flackerten unruhig zur Tür.

„Karola, kommst du?"

Sie sollte wenigstens dabei sein, wenn er etwas zu hören bekam, was ihm das Leben versperrte und die Luft zum Atmen benahm. Dazu war sie da.

Darum hatte er sie geheiratet, darum liebte er sie.

Nun stand sie hinter seinem Sessel, und er reichte ihr die Hand über die Schulter, hielt sie fest, und seine Angst legte sich, als er ihren ruhigen, vollen Pulsschlag fühlte.

Das Licht aus den zwei breiten Fenstern fiel gerade auf ihr schmales, blasses Gesicht. Graebner bemerkte jetzt zum erstenmal, daß eine breite Strähne silberweißen Haares den dunklen, welligen Scheitel durchzog und daß tiefe, schwarze Schatten um die dunklen Augen lagen.

Am liebsten wäre er aus dem Zimmer hinausgegangen, das der Professor jetzt mit seinen sanften, tröstlichen Worten erfüllte. Selbst der scherzhafte Ton fehlte nicht, der den Kranken so viel Mut gibt.

„Mein verehrter Herr von Glidien — das alles ist noch sehr heilbar, sehr ungefährlich — hauptsächlich eine nervöse Überreizung, die lokale, vorübergehende Störungen verursacht, die bei richtiger Lebensweise und Behandlung durchaus zu heben sind."

Er sprach zwanzig Minuten hintereinander, in abgerundeten Sätzen, ohne ein einziges Mal zu stocken oder sich zu verbessern. Mit glänzender rednerischer Technik glitt er über die Stellen fort, die den Patienten ängstigen konnten, oder fügte ein paar lateinische Worte ein, wenn ihm der deutsche Ausdruck zu deutlich erschien. Seine Art, sich dabei mehr an die Ärzte als an den Kranken selbst zu wenden, gab seinen Worten den Schein beruhigender Objektivität.

Das war elegante, alte Schule, vor der sich Ertzky innerlich trotz aller Verehrung für Graebner beugte.

„Ja, lieber Freund, das will gelernt sein", sagte Graebner, nachdem er zusammen mit Ertzky den alten Herrn die Treppe hinuntergeleitet hatte.

„Das muß gelernt werden", sagte sich Ertzky.

Er hatte etwas übrig für das Virtuosentum in der Wissenschaft, und Berlin hatte allen schlummernden Ehrgeiz in ihm zum Leben erweckt.

Graebner wunderte sich nicht, als Frau v. Glidien sich am Nachmittag während der Sprechstunde in seiner Klinik bei ihm anmelden ließ.

Er mußte sie warten lassen, durfte ihr nicht den Vortritt lassen vor den anderen, die sich früher eingefunden hatten.

„Es wird niemand mehr angenommen", warf er dem Diener zu.

Die Stunde sollte ihm wenigstens nicht gekürzt werden, die Stunde, in der er etwas erfahren durfte von ihr und ihrem Leben. Er hatte sie seit dem gestrigen Abend, da sie an der Seite ihres Mannes in den Empfangsalon des Sanatoriums getreten war, kaum wenige Minuten allein gesprochen. Ihre Abspannung war ihm aufgefallen und der leise Ton ihrer Stimme. Auch ihre starre Ausdruckslosigkeit bei dem Gutachten des Professors. Kein Blick war von ihr zu ihm geirrt, nichts hatte ihn in ihrer Art, sich zu geben, an die Tage auf Glidien erinnert, da sie aufgelöst in Angst und Elend vor ihm gestanden.

Und doch wunderte es ihn nicht, daß sie kam. Er blickte auf die Uhr — in einer halben Stunde würde sie ihm gegenübersitzen wie einst, würde zu ihm sprechen ... wie einst.

Keiner von den Patienten hätte ihm die fiebernde Unruhe angemerkt. Aufmerksam wie immer hörte er zu, eingehend wie immer war seine Untersuchung.

„Wie viele sind noch draußen?" fragte er den Diener.

„Nur noch eine Frau und dann ..."

„Bitten Sie die Dame, sich noch fünf Minuten zu gedulden."

Er mußte ihr eine Botschaft geben. Sie durfte nicht denken, daß er sie vergaß. Er wollte es auch rasch erledigen mit der Frau . . . sie sollte lieber morgen wiederkommen.

Er kniff die kurzsichtigen Augen zusammen, als die Frau plötzlich vor ihm stand. „Jck bin Frau Seiler, Herr Doktor, vom Schlossermeister Seiler die Frau."

„Ja, bitte . . . was wünschen Sie?"

Sie rückte den verbogenen schwarzen Strohhut auf dem schütteren blonden Haar zurecht und riß an den Enden einer fadenscheinigen Mantille, von der zerschlissene Spitzen wie Fransen herabhingen. Sie lächelte dreist und süßlich zugleich.

„Der Herr Doktor werden schon wissen . . . mein Mann liegt ja nu schon seit drei Wochen hier" . . .

Ach ja — ja — nun wußte er. Der Name war ihm nur in diesem Augenblick, da seine Gedanken bei Karola weilten, entfallen.

„Nun, wo fehlt's denn bei Ihnen, Frau Seiler?"

Er sah plötzlich den stechenden Blick ihrer kleinen hellen Augen.

„Mir fehlt nischt, Herr Doktor . . . nee . . . mir nich! Jck bin ooch nich meinswejen jekommen."

Es war etwas Aufreizendes in ihrem Ton. Graebner machte mit seinem Drehschreibstuhl eine halbe Wendung zu ihr und fragte sie schroff: „Na also, gute Frau, was wollen Se denn dann?"

Sie duckte sich erst wie in leichtem Schreck. Aber gleich darauf legte sich das süßliche Lächeln wieder um ihre ausgedörrten Lippen.

„Jch will ja nischt jesagt haben, Herr Doktor, aber meine Freundin, de Klausen — vom Tischler Klausen die, der wo bei Sie jestorben is — die Witwe, die hat mich uffmerksam druf jemacht."

Graebner stand auf, setzte sich rittlings auf den Schreibtisch und fuhr sich mit der Hand über das glattrasierte Gesicht.

„Worauf aufmerksam gemacht — was heißt das?"

„Na also . . . ick weeß schon, was ick weeß" . . .

Wie ein böses Tier stand die Frau in dem einfachen hellen Sprechzimmer, die Arme eng an den Oberkörper gepreßt, mit tückisch funkelnden Augen, die feige und dabei wütend dem Blick des Arztes auswichen.

Graebner zuckte die Achseln. „Liebe Frau, ich habe keine Zeit. Wenn Sie etwas wollen, dann sagen Sie es kurz heraus!"

„Meinen Mann will ick raushaben — weiter nischt!"

Gelassen antwortete er: „Das geht nicht. Er ist nicht transportfähig. Das kann ich nicht zugeben — tut mir leid."

Es war wie ein Aufheulen, als sie ihr angegrautes Taschentuch herauszog und an die Augen drückte.

„Wat haben mir denn die Dokters hier jesagt, daß et besser jeht mit ihm, und nu . . . nich transportfähig?"

Ihre Stimme hatte einen gellen, keifenden Klang.

„Schreien Sie nicht, Frau . . . das nutzt nichts."

Sie lachte höhnisch auf.

„Ick weeß schon, wat nützt . . . uff de Polizei wer ick jehn . . . Sie, det nützt. — Hätte det man ooch de Klausen jetan, denn hätte se den Ernährer noch für de zwei Jöhren!"

Sie ließ sich in den nächststehenden Sessel fallen, schluchzte und schneuzte in ihr Taschentuch und beugte den Oberkörper auf und ab, wie gepeinigt von Schmerzen.

Er ging auf sie zu, faßte sie hart an der Schulter.

„Lassen Sie gefälligst den Unfug, Frau" —

Sie schrie fast auf.

„Unfug? — De Wahrheit is et! Woanders wäre er jesund geworden, der Klausen . . . in 'nem richtijen Krankenhaus . . . aber hier. . . . Mit de eijenen Ohren hat sie's jehört, die Klausen, wat se hier machen mit de Kranken. . . Beim Aufwarten bei Tisch! Da hat se's jehört, wat — Sie for Experimente machen . . . er braucht ieberhaupt nich zu sterben . . . wat mach ick denn ohne ihn? — Drei Bäljer hab ick — kleener wie die von der Klausen — ick kann keene Uffwartestelle nehmen, wenn er stirbt . . . det eene is noch in de Windeln und det älteste fünf Jahre. Also nee, nee — ick" . . .

Sie riß sich plötzlich los und lief zur Tür.

„Zur Polizei jeh ick jetzt."

„Hier geblieben!" donnerte Graebner sie an.

Wie angewurzelt blieb sie stehen, die verheulten, verschwollenen Augen blickten ihn blöde an. Ihre Anschuldigungen und sinnlosen Verdächtigungen hatten ihn kalt gelassen, nicht einmal neugierig war er — wo, in welchem Haus man über seine Klinik und ihn gesprochen. Er wußte, wie leicht ungebildete, vor Kummer und Sorge verwirrte Menschen Worte verdrehten und ihren Sinn entstellten, wenn sie damit einen Stützpunkt für sich zu gewinnen meinten. Er wußte auch, wie wenig Bedeutung den Anklagen, die im Moment der Erregung ausgestoßen wurden, zuzumessen war. Was ihm naheging, war die Verzweiflung der Frau, ihre Hilflosigkeit, ihre wirtschaftliche Lage.

„Zur Polizei laufen, hat keinen Zweck, Frau — das sind Dummheiten! Aber wenn Sie Not leiden mit Ihren Kindern, dann" . . .

Er griff in die Hosentasche, da hatte er aber nur loses Silbergeld; das war zu wenig. Er suchte nach seinem Goldbüchschen, das er in der Westentasche trug — es war leer. Ärgerlich tastete er seinen Rock ab, nahm die Brieftasche heraus, griff mit spitzen Fingern die Scheine ab. Zum Kuckuck — war denn kein einziger Zwanzigmarkschein darunter? Nein . . . ein einzelner Fünfzigmarkschein lag zwischen den Hundertmarkbanknoten. Er zögerte . . . er konnte die Frau doch nicht wechseln schicken oder den Diener . . . und nun war ihm auch, als vernehme er vom Wartezimmer her ein leises Hüsteln, als würde ein Stuhl gerückt . . . und eine plötzliche Angst packte ihn, Frau von Glidien könnte fortgehen, ohne daß er sie gesehen, ohne daß er sie gesprochen.

Er drückte der Frau vor ihm den Schein in die Hand.

„Da . . . aber nun gehen Sie."

„Ja, wie denn, Herr Doktor . . . wat denn?"

„Ein Notgroschen. Für die Kinder . . . gehen Sie— gehen Sie — ich habe keine Zeit."

„Herr Doktor . . . nee . . . det kann ick ja jar nich beanspruchen . . . det is ja zu nett von Ihnen, Herr Doktor, zu" . . .

Er schob sie an beiden Schultern sanft und energisch aus dem Zimmer.

Sie murmelte noch etwas im Korridor, wollte zurückkehren, um sich noch „ornt'lich zu bedanken", aber er winkte ungeduldig ab.

„Schon gut, schon gut, liebe Frau", und zum Diener gewendet: „Ich lasse die Dame bitten."

„Einen Augenblick, Frau Baronin, ich will nur das Fenster öffnen."

Er tat es ungern, wenn er in seinem Sprechzimmer saß, denn da es ebenerdig war und auf den Garten hinausging, war es leicht, zu ihm hineinzusehen. Er mühte sich ab, wenigstens die weißen Vorhänge zu schließen.

„Ich helfe Ihnen, Herr Doktor." . . .

Er streifte sie mit seinem Arm, als er zurücktrat.

„Danke — es geht schon."

Wie seltsam atemraubend die Nähe dieser Frau immer auf ihn wirkte.

Er bot ihr nicht einmal die Hand, und sie setzte sich, ohne seine Aufforderung abzuwarten, auf den Stuhl, der seitwärts an seinem Schreibtisch stand.

„Wollen Sie nicht lieber den Sessel, Frau Baronin?"

„Nein, Herr Doktor. Ich sitze gern so."

Sie kam ihm fremder vor in dem knappen Schneiderkleid mit dem dunkelbraunen kleinen Hut, unter dem die weiße Strähne sichtbar war.

„Nehmen Sie Ihren Schleier ab . . . bitte", sagte er nach einer Weile.

Aber trotz des „Bitte" klang es befehlend. Sie löste langsam den Knoten, dann raffte sie das feine, duftige Gewebe zusammen und spannte es glatt über ihrer schwarzen Lacktasche.

„Sie können sich denken, nicht wahr, warum ich gekommen bin, Herr Doktor?"

Ob er sich's denken konnte! Sie war nicht hereingefallen auf die lange, elegante Rede des Professors.

Graebner rückte seinen drehbaren Stuhl ab und klopfte mit der Papierschere leicht auf die grüne Platte.

„Es ist der Anfang vom Ende", sagte er beinah brutal. „Das wissen Sie so gut wie ich. Nur wie lange sich dieser Anfang hinzerren wird, ist die Frage!"

Sie nickte, ohne ihn anzusehen.

„Das fürchtete ich."

Er lächelte bitter.

„Ja, liebste Frau . . . Sie gehen schweren Jahren entgegen."

Liebste Frau! So hätte er sie immer nennen mögen, wenn sie auch nicht verstand und nicht verstehen wollte, wie er es meinte. Er hätte ihr auch sagen mögen: Lassen Sie jetzt diesen lebendigen Toten, was geht der Sie, was geht er mich an? Von sich sollte sie ihm erzählen — die lange, tote Zeit mußte er beleben können in seinem Erinnern, mit allem, was sie getan, gedacht, gelitten, geträumt hatte.

Er sprang plötzlich auf.

So dumme Gedanken kamen einem bei der weichen, warmen Frühlingsluft. Die entnervte. Oder war es die Nachwirkung vor dem abscheulichen Auftritt vorhin? — Mit rauher Stimme, hastig, sagte er: „Es wäre gut, wenn Sie mir einen kurzen Abriß geben könnten von der Zeit, da Ihr Gatte meiner Behandlung entzogen war."

So konnte er es formen. So konnte er manches erfahren. Er lehnte sich mit dem Rücken an das Fensterkreuz, froh, daß sein Kopf im Schatten blieb, während er in jedem verborgenen Zug ihres Gesichtes lesen konnte. Und nun wurden auch seine Fragen sachlich, wurde seine Stimme freier. Er fand sich selbst wieder.

Hatte sie nicht einem Kind das Leben gegeben? Sie sollte ihm alles sagen, ohne Scheu — so wie sie früher zu ihm gesprochen.

„Ich hatte einen kleinen Jungen, er starb kaum zwei Monate alt an Gehirnhautentzündung. Es ging so schnell. In vierundzwanzig Stunden spielte sich das alles ab. Ich kam kaum zur Besinnung."

Sie sprach so leise, daß er sich anstrengen mußte, um sie zu verstehen.

„Wie nahm Ihr Gatte den Tod des Kindes auf?"

Sie wollte etwas sagen, stockte . . . dann stieß sie kurz entschlossen die Worte hervor: „Er freute sich."

Sie atmete schwer auf, und ihre Finger in den schmiegsamen dänischen Handschuhen krampften sich ineinander. Ihr war, als dürfte sie keine Frage mehr zulassen, als müßte sie selbst alles sagen, wie es gewesen war, damit das Bild sich nicht verrückte, wie sie es in sich trug von jener furchtbaren Zeit. Und sie sprach plötzlich ganz schnell, wie es sonst nie ihre Art war.

„Sie wissen doch, wie krank mein Mann war. . . . Ständig war ich um ihn. Die Schwestern wechselten alle acht Tage — er wurde ihrer überdrüssig und ermüdete sie durch seine Launen. Niemand kannte seine Gewohnheiten wie ich, und er dankte mir alles in so rührender Weise, daß ich mich für alles belohnt fühlte. Dann kam die Zeit, da ich selbst ans Bett gefesselt war. Mein armer Mann wurde vom Kreisarzt in seinem Zimmer eingeschlossen, damit er nicht kam und etwas Unbedachtes tat. Er hat es zum Glück nicht gemerkt, denn ein Wärter, den man ihm als Käufer für eines seiner Pferde vorgestellt hatte, und mein Stiefvater spielten Karten mit ihm. Als alles vorüber war, kam er in mein Zimmer. Ich hatte das Kind an der Brust, und es war wohl das erstemal, daß meine Blicke, meine Aufmerksamkeit nicht ihm allein galten. Er geriet in große Erregung und verbot mir, das Kind zu nähren. Ich ließ eine Amme kommen . . . nachts weinte ich, wenn sie es an ihre Brust legte. Als ich aufstehen durfte, verlangte er, ich sollte bei ihm sitzen, wie bisher. Da er das Kinderweinen nicht vertrug, durfte der Korbwagen niemals neben mir stehen. Heimlicher hat sich wohl nie ein unverheiratetes Mädchen zu ihrem Kind gestohlen als ich zu dem meinigen! Er war — eifersüchtig! Eifersüchtig auf jeden Blick, jede Handreichung. Einmal überraschte er mich dabei, wie ich es im Arm hielt und sein Gesichtchen mit Küssen bedeckte. Er sagte kein Wort, drehte mir nur den Rücken und schlug heftig die Tür hinter sich zu — und dann lief alles zusammen im Schloß, was Beine hatte, denn er zertrümmerte Spiegel, Bilder, Uhren. . . ."

Sie brach ab, ihre großen Augen, so unbestimmt in der Farbe, daß er nicht wußte, ob sie grau, braun oder dunkelblau waren, weiteten sich schreckhaft.

Graebner nickte kurz.

„So dachte ich mir's. Solche Anfälle sind immer zu erwarten. . . . Und was geschah dann?"

Mit halberstickter Stimme fuhr sie fort: „Dann . . . ja dann . . . Drei Tage später wurde das Kind krank und starb. Ich durfte kein schwarzes Kleid anlegen und durfte nicht mit zum Begräbnis gehen. Fremde Leute haben seinen kleinen Sarg mit Blumen bestreut, Fremde haben sein Grab geschmückt."

Sie weinte nicht. Mit großen, brennenden Augen blickte sie ins Leere, nur ihre Hände glitten hin und her auf der schwarzen Lacktasche, und ihre Knie, die sich unter dem feinen Stoff abzeichneten, zitterten heftig.

Graebner brachte kein Wort des Bedauerns, der Teilnahme heraus. Es war, als würgte ihn etwas am Hals. Er hätte was gegeben um eine starke Zigarre, um ein paar Glas Wein, er hätte noch mehr gegeben um das Recht, dieser Frau, die das Leben ihres Kindes, ihr eigenes Leben um einen Mann hinopferte, der nichts mehr zu suchen hatte auf der Welt, die Binde von den Augen zu reißen. Er hatte kein Mitleid mit ihr, nicht so viel, wie er für die rabiate Frau des Schlossermeisters gehabt hatte — nur eine ungeheure Empörung erfüllte ihn — das Bewußtsein des Auflehnens seines ganzen Wesens gegen die Nutzlosigkeit dieses Opfers.

Ahnte sie, was hinter seinem Schweigen lag? — Sie senkte plötzlich den Kopf, und ein unsicheres, wie Verzeihung heischendes Lächeln huschte über ihre Lippen.

„Das liegt alles weit zurück. Ich habe es überwunden."

Sie log mit dem Heldenmut einer Frau, der ihre Liebe über alles geht.

„Wiederholen sich diese Anfälle?" fragte er nun sachlich und hart.

Sie zögerte einen Augenblick.

„Ja . . . in Nizza vor acht Wochen etwa. Es war meine Schuld — ich reizte ihn."

„Sie wollten wohl nicht, daß er spielte?"

Sie zuckte die Achseln.

„Daran kann ihn niemand hindern. Nein . . . ich war müde . . . zum Umsinken müde. Ich hatte am Nachmitag drei Stunden hinter seinem Stuhl gestanden beim Trente-et-quarante in Monte Carlo. Die schlechte Luft, die Hitze — ich begreife noch jetzt nicht, daß ich mich so lange halten konnte! Aber abends war ich außerstande. Er wollte durchaus wieder hin. Er hatte gerade Glück gehabt — vierzig- oder fünfzigtausend Frank hatte er gewonnen. Zum erstenmal weigerte ich mich mitzufahren."

Ganz leise fuhr sie fort: „Es war vor allem meine Abgespanntheit, aber auch die Angst, daß er alles wieder verlieren könnte — ja, ich glaube doch, es wird hauptsächlich diese Angst gewesen sein. Das fühlte er. Oh, er kennt mich so gut — und das reizte ihn, brachte ihn auf gegen mich. . . Wir mußten am nächsten Tag das Hotel verlassen!"

Graebner erinnerte sich jetzt, wie Dr. Möller davon erzählte, daß Glidien den Besuchern, die ohne ihre Frauen gekommen waren, den Hut aus der Hand geschossen hätte. Und da hatte er ihn trotzdem dem Leben zurückgegeben — er — Julius Graebner — nicht aus ärztlichem Pflichtgefühl heraus, sondern weil die Frau, die nicht wußte, um was sie ihn bat, um sein Leben gebettelt hatte! Es war noch gut — sie jammerte und klagte nicht, sondern wollte nur wissen, was sie weiter erwartete.

Er sagte es ihr schonungslos — in wenigen, kurzen Worten. Er sargte ihr eigenes junges Leben ein mit diesen Worten. Wenn alles vorüber war — dann war auch ihre Jugend vorüber, ihre Spannkraft, vielleicht auch ihre Gesundheit.

Sie sagte: „Wer es nicht verstanden, sein Schicksal zu schaffen, der muß wenigstens verstehen, es zu tragen!"

Er war tief erschüttert, ging in heftiger Bewegung auf sie zu, riß sie vom Stuhl an ihren beiden Händen: „Liebste Frau . . . liebste Frau . . ."

In diesem Augenblick verwünschte er seine ärztliche Geschicklichkeit, verwünschte all sein Können, all das Glück, das ihm bei seinem Arbeiten, bei seinen Operationen zur Seite war, und das beinah sprichwörtlich galt unter seinen Assistenten.

Er wußte, wie allein sie stand, wußte, daß sie keinen Halt haben konnte an dem lahmen Jockei, der ihr Stiefvater war. Er wollte ihr einen Ausweg zeigen, wenn ihre Kräfte erlahmten und ihr Wille, „ihr Schicksal zu tragen". Es gab vorzügliche Anstalten in Deutschland, — er konnte ihr die besten Empfehlungen geben — und wenn sie ein neues Leben beginnen wollte, wenn jemand ihren Weg kreuzte, der . . . für den . . . Also, das Gesetz hatte ja den Fall vorgesehen — bei unheilbarer Geisteskrankheit. . . .

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie haben ihn nicht gekannt, wie er früher war. . . Sie wissen nichts von ihm, als was sein armer Körper jetzt sagt! Und auch damals — wer kannte ihn so, wie ich ihn kannte!?"

Sie sprach von der Zeit, da sie ihn das erstemal am Krankenlager ihrer Mutter erblickt hatte. Alle Erniedrigungen der Armut hatte die durchgekostet, und sie wäre sein geworden um eine Flasche Burgunder, die der Arzt der Kranken verschrieben, und die sie nicht kaufen konnte. Daß er, der rücksichtslose Lebemann, in ehrerbietiger Scheu vor ihr gestanden hatte wie vor der unnahbarsten Dame aus seinen Kreisen — das vergaß sie ihm nicht. Nach dem Tod der Mutter hatte er einen Versuch gemacht, ihre Rechte bei dem alten Fürsten, der ihr Vater war, geltend zu machen. Es hieß: „Die Tochter von Mistreß Juck interessiert mich nicht!" Und dann hatte es geheißen: es hinge von dem Betragen der jungen Dame ab, es wäre eine testamentarische Verfügung vorhanden — fürs erste war nichts zu machen gewesen. Da hatte Glidien sie zu sich geladen. Und sie war gekommen, weil sie sich nicht zurechtgefunden hätte im Leben, das sie nur kannte aus den parfümierten Erzählungen ihrer Mutter und den Turferinnerungen ihres Stiefvaters.

„Man hat auch Ihnen gewiß, als sie auf Glidien waren, Märchen erzählt von Besuchen, die er mit mir gemacht haben soll bei den Gutsnachbarn, und von Gegenbesuchen, die er erwartet hätte. Nur einigemal ausgefahren ist er mit mir, aber einem Herrn hatte er wirklich den Hut aus der Hand geschossen, weil er eine häßliche Bemerkung über mich gemacht hatte."

Graebner konnte es leicht erraten, daß sie sich am Abend dieses Tages aus Liebe, aus übertriebener Bewunderung zum erstenmal dem Mann hingegeben hatte, der sie vor Not und vor Verleumdung schützte. Und er konnte es jetzt — da er sie besser kannte — auch begreifen, daß sie sich immer inniger, immer leidenschaftlicher an ihn hing, als sie fühlte, daß er aus der Zerrissenheit seines zügellosen Lebens immer wieder bei ihr seine Zuflucht suchte. Es war ein heiliges, beinah mütterliches Empfinden, das dieses junge Weib an den wirtschaftlich und auch schon gesundheitlich zerrütteten Mann kettete.

Sie konnte den Blick nicht vergessen, der über alle hinweg zu ihr geflogen war nach dem unglücklichen Sturz. Erst hatte man von der Möglichkeit einer Rückgratverkrümmung gesprochen — und sie hatte die wahnsinnige Angst in seinen Augen aufflackern sehen. Damals schon hatte er ihre Hand nicht aus der seinen gelassen und war erst ruhig geworden, nachdem sie gelobt hatte: „Ich bleibe, solange du mich behältst."

Und jetzt sollte sie ihr Gelöbnis brechen, weil der unselige Sturz Schlimmeres mit sich gebracht hatte?

„Ich habe mein Kind nicht behalten dürfen, Mutter bleibe ich trotzdem. . ."

Graebner neigte sich vor ihr tief — wie noch nie vor einem Menschen.

„Verfügen Sie über mich . . . immer und zu allen Zeiten. Ich bin Ihnen ganz ergeben."

Sein Empfinden zu ihr verlor für den Augenblick alles Schmerzliche, alles, was sich mit dem Maß einer irdischen Zuneigung messen ließ. Sie war ihm plötzlich entrückt in eine Sphäre, die seinem positiven, naturwissenschaftlich dressierten Denken unendlich fern war.

Früher — wenn er mit seinem Bruder oder seiner kleinen Schwägerin musiziert hatte, da hatte es ihn manchmal überkommen — so wie jetzt. Da war er zuweilen, wie jetzt eben, erfüllt gewesen von einer reinen und starken Stimmung, aus der er nur langsam und gleichsam tastend herausfand in die Wirklichkeit.

Sie fragte — wieder zaghaft und scheu — wie sie es sonst war ihm gegenüber: „Und Sie werden zu uns herauskommen, wenn ich Sie darum bitte?"

„Ich komme — wann und wie oft Sie mich auch rufen."

Ihr das schwere Schicksal so oder so erleichtern — das war das einzige, was er noch tun konnte für sie.

„Ich darf Ihnen auch schreiben?"

Sehr ernst antwortete er: „Sie müssen es tun, damit ich über den Verlauf der Krankheit orientiert bin. . ."

Plötzlich stockte er und fügte dann rasch und in seinem alten, etwas befehlenden Ton hinzu: „Adressieren Sie ihre Briefe an mich ‚Klinik'. Klinik — nicht Sanatorium. Im Sanatorium wird meine Korrespondenz vom . . . Bureau geöffnet."

Er sagte Bureau — denn er wollte den Namen seiner Frau da nicht hineinmischen.

Es war ja auch schließlich das gleiche. — — —

Gegen Abend kam Dr. Baumann sehr aufgeregt zu Frau Elise. Eine Patientin hatte starke Erregungserscheinungen. Er hatte vergeblich alles mögliche versucht, die Dame verlangte nach Kollege Graebner. Er hatte ihn vergeblich in der Klinik gesucht — ob er nicht nach der Weinstube telephonieren sollte, in der der Kollege öfters zu sein pflege?

Frau Elise schlug hart das große Kontorbuch zusammen, aus dem sie gerade einige Auszüge gemacht hatte.

„Wer sagt Ihnen, daß er dort ist?"

Baumann hob bedauernd seine ausgepolsterten Schultern.

„Meine verehrte Frau Doktor, ein jeder von uns weiß, wo Kollege Graebner am liebsten seine freien Abende verbringt. Er ist ein Weinkenner — wie es nicht viele gibt in Berlin."

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. Was hatte er nur in der letzten Zeit, der kleine Baumann? Immer diese Andeutungen, immer dieses unterkittige Lächeln. Wenn er nicht so gut Bescheid wüßte im Betrieb, sie hätte ihm schon längst einmal die Meinung gesagt.

„Warten Sie . . . ich werde selbst fragen . . . obzwar . . . es ist halb zehn . . . da hat mein Mann wahrhaftig sein bißchen Ruhe verdient."

„Ja . . . wenn's nicht die Patientin wäre. . ."

Das brauchte er ihr nicht noch zu sagen, das wußte sie. Darum telephonierte sie auch selbst.

„Ist Dr. Graebner vielleicht anwesend? Ja . . . ich warte am Apparat."

Dr. Baumann strich sich befriedigt über den rötlichen Bart. „Na also . . . ich wußte es."

Sie winkte ihm ärgerlich ab. Ganz nervös machte er sie mit seiner süffisanten Allwissenheit.

„Du . . . Julius . . .? Also bitte, du mußt sofort kommen. . . . Eine Patientin fühlt sich sehr elend. . . . Baumann hat nichts ausrichten können . . . wir dürfen sie nicht vernachlässigen . . . wie? Was sagst du?"

Frau Elise wurde blaß, und das Hörrohr entsank fast ihrer Hand.

Wie eine fremde Stimme hatte es aus dem Apparat geklungen. Pappig und schwer hatten sich die Worte von den Lippen ihres Mannes gelöst. Es war ein grober Ausdruck gefallen, wie sie ihn nie von ihm vernommen. Sie glaubte sich getäuscht zu haben. . . Mit fliegendem Atem fragte sie: „Bist du es denn, Julius? . . . Hörst du nicht, was ich sage? . . ." Und ganz laut und mit noch schwerfälliger Deutlichkeit kam es zurück: „Die hysterischen Frauenzimmer sollen mich zufrieden lassen . . . verstanden . . . Schluß . . ."

Sie sagte: „Ja . . . ja . . .", während ihre Lippen ganz weiß wurden. Dann legte sie das Hörrohr zurück in die Gabel.

„Mein Mann muß in diesem Augenblick zu einem Schwerkranken. Er ist nicht abkömmlich . . . es tut ihm leid. Vielleicht ziehen Sie den anderen Arzt von der Klinik zu Rate."

Sie hatte ihre „Glasaugen", wie sie Baumann an ihr kannte bei starker Erregung. Er verbarg das ironische Lächeln hinter seiner vollen, weichen Hand.

„Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, Frau Doktor. 'n Abend."

Sie antwortete nicht.

Als er draußen war, stand sie auf und schloß die Tür ab mit dem Schlüssel. Dann ging sie an ihren Rollschreibtisch zurück und knipste das Licht aus.

Sie mochte nicht ins Helle sehen jetzt, und sie vergrub nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder ihren Kopf in den Arm, wie sie das als Kind getan, wenn sie aus Scham auf den dunklen Heuboden hinaufkletterte. . .

* * *

Susanne Graebner hatte gute Zeit.

Wenn sie auf der Straße ging, mit ihren rosigen Wangen, den leuchtenden braunen Augen, einem kleinen Blumenstrauß zwischen den Knöpfen ihrer Jacke, ein verwegenes Hütchen auf dem nußbraunen Haar, in schlanken, hochhackigen Lackschuhen — da sahen sich die Männer nach ihr um, und gutgelaunte Frauen murmelten: „. . . niedlich!"

Es war köstlich, an den großen Geschäften der Leipziger Straße entlangzugehen, mit einer wohlgefüllten kleinen Börse in dem neumodischen Täschchen, und zu überlegen, was sie zuerst kaufen sollte. Bald reizte sie eine Libertybluse, bald ein eleganter Teetisch — dann wieder ein seidenes Sofakissen oder auch ein schöner imitierter Teppich. Mit der goldgefüllten Börse fragte es sich noch einmal so leicht: was kostet dies, was kostet das, ließ sich's mit noch einmal so leichtem Herzen aus dem Geschäft herausgehen, ohne wirklich etwas zu erstehen.

Es war noch gut, daß ihr Mann ihr gerade den üblichen Hundertmarkschein gegeben hatte, zu „Sommeranschaffungen".

„Sei vorsichtig", hatte er dabei gesagt und verwundert aufgeblickt, weil sie ihm so herzlich und froh gedankt.

Er hatte sie dann um die Schultern gefaßt und ihr leicht widerstrebendes Köpfchen an sich gedrückt.

„Bist du wieder meine gute, kleine Susel?"

Er war bereit, alles zu verzeihen und zu vergessen, fühlte mit einer Art verschämten Entzückens, wie jung und hübsch sie war, und sehnte sich nach einer Liebkosung ihrer festen kleinen Hände, nach einer Berührung ihrer schwellenden roten Lippen.

Ihr Sinn aber stand nicht nach Zärtlichkeit. Sie war froh, daß „alles gut war", und ließ sich gern den Kuß auf die Wange gefallen, den er noch zurückhaltend und abwartend ihr gab. Im übrigen waren ihre Gedanken auf der Straße, in den Läden, bei Bergen von spitzenbesetzter Wäsche, bei Kleidern, Mullgardinen, Kinderspielzeug, Handschuhen und Lampenschirmen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie das Reich vorsorgt.

Von E. Grüttel, Hamburg. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der Krieg lehrt haushalten. Seit Monaten füllen sich an den großen deutschen Lagerplätzen Riesenspeisekammern mit allen möglichen Vorräten, die für die Volksernährung ebenso bedeutsam wie unentbehrlich sind. Und zwar geschieht das Aufstapeln vor allem auch in der Art, daß die zu diesem Zweck gegründete gemeinnützige Zentral-Einkaufsgesellschaft in Berlin große Mengen von Nahrungsmitteln kauft, um sie im weiteren Verlauf des Krieges nach Bedarf an die Städte des Deutschen Reiches abzugeben.

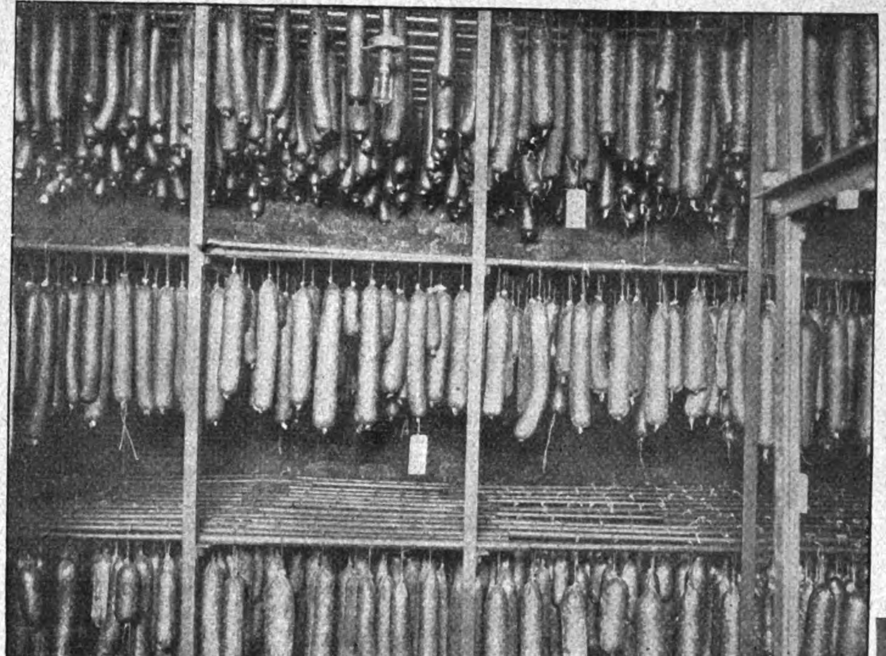
Mit dem Rindfleisch hat man den Anfang gemacht und schon im Herbst große Viehbestände geschlachtet und konserviert. Jetzt müssen die Schweine an das gleiche Schicksal glauben. Zu Millionen werden sie für den Mittagstisch späterer Monate verarbeitet und als Dosenkonserve, als Gefrierfleisch oder Pökel- und Räucherware für Zeiten des Mangels zurückgestellt. Eine Million Schweine in Dosen! Die appetitlichsten Ausblicke tun sich auf. In zahlreichen Fabriken des Reiches wird gegenwärtig diese Aufgabe vollendet. Sie ist neu insofern, als von dem ganzen Schwein nur 14 Prozent Knochen (zum Düngen) und fünf Prozent Schwund übrigbleiben. Schinken, Blatt, Karbonaden und Bauch werden in Brühe gelegt; delikate Blut-, Leber- und Weißwurst, Sülze mit würzigem Geschmack gelangen ebenfalls in Dosen zur Aufbewahrung; große und kleine Fässer nehmen das Schmalz auf. Für zweijährige Haltbarkeit dieser Zubereitung leisten die Fabriken Garantie.

Während auf diese Weise täglich rastlos an der Sicherstellung gewaltiger Dosenfleischvorräte gearbeitet wird, nehmen die Kühlhäuser ihrerseits einen großen Teil an Dauerware auf. Vier Tage hängen dort im Durchgefrierraum die Schweine bei sechs bis neun Grad minus; der Luftkühler mit seinem ewigen Kreislauf nimmt ihnen die Feuchtigkeit; dichte, glitzernde Schneekristalle bedecken die mit kaltem Salzwasser gefüllten Rohre, die die Kälte erzeugen und die Fleischbestände vollständig durchfrieren. Im Gefrierlagerraum, wo sie allmählich so hart wird, daß sie bei fester Berührung „klingt", kann die geschaffene Dauerfleischware dann unbegrenzte Zeit hindurch aufbewahrt werden. Interessant ist auch ein Einblick in eine Räucherei großen Stils, die Speckseiten und Schinken sowie halbe Schweine vorbereitet. Sauber, in langen Reihen liegen da die Fleischteile, dick mit Salz bestrichen,



Einstampfen des Fleisches in Dosen.





Vorrat an Würsten.

einer leuchtenden Kalkmasse. Endlich gehören zur Schweinekonservierung Pökelwaren in Fässern und die beliebten Rollschinken in Dosen, deren charakteristische Verpackung bei einer Wanderung durch eins der großen Läger der Zentral-Einkaufsgesellschaft besonders ins Auge fallen.

Höchst mannigfaltig sind die übrigen hier aufgestapelten Waren. Es duftet nach Tee und Kakao, nach Fischen und Backobst. 20,000 Zentner getrocknete Pflaumen, 30,000 Kisten Ringäpfel, dahinter ungezählte Butterfässer, an den Schinkenborden geräucherte halbe Schweine, Speckseiten, Schinken und Würste in riesigen Mengen . . . Man verliert den Maßstab der Zahlen, wenn es sich um die Ernährung eines 70-Millionen-Volkes handelt. Geringe Mengen wirken hier winzig, nur gewaltige Massen zählen. So enthält beispielsweise das Heringslager mehr als 30,000 Fässer mit großen und fleischigen Salzheringen, die hernach beim Verbrauch leicht zu entwässern sind und auch in saurer Zubereitung ein schmackhaftes Gericht ergeben. Auch gesalzene frische Fische finden sich in großen

etwa zwei Wochen fest geschichtet übereinander, dann werden sie umgepackt, um eine gleichmäßige Salzung zu erzielen, und nach weiterer zehntägiger Lagerung 2—3 Wochen geräuchert. In vielen Fällen nähen fleißige Frauenhände die geräucherten Schinken schließlich noch in Tücher ein und überziehen sie zum Schutz gegen Parasiten, für eine längere Haltbarkeit mit

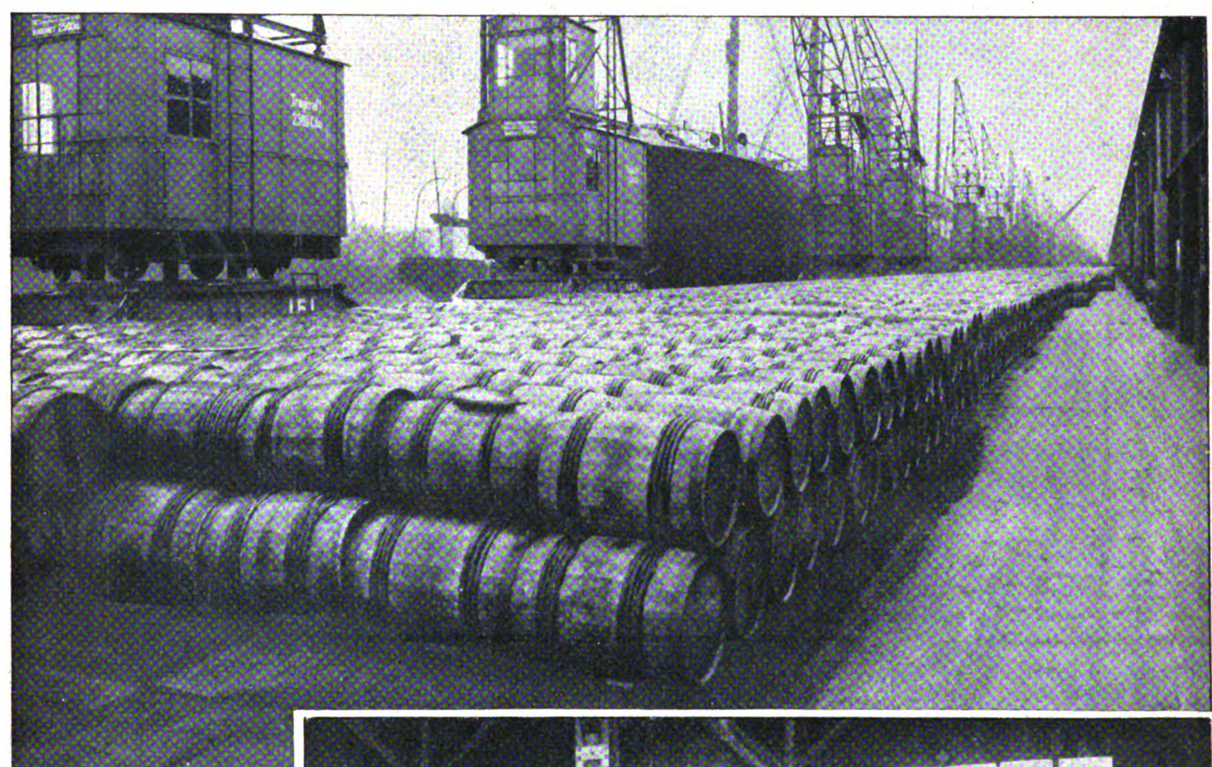


Aufstapeln von Schinkenvorräten.



Aufbewahren der Räucherwaren in luftigen Lagern.

Mengen in Bottichen aufgestapelt. Eine gesonderte Abteilung wurde den Stockfischen eingeräumt. Wie Bündel vergilbter Zeitungen liegen diese seltsamen Tiere in ihrer Verschnürung zu Ballen geschichtet beisammen. Unpoetisch und seelenlos sieht so ein toter, gesalzener und ausgedörrter Seelachs oder Kabeljau aus, und seinen



Heringsvorräte.

Wohlgeschmack glaubt man ihm erst nach einer Kostprobe, die dann allerdings rasch überzeugt. — Bei dieser Gelegenheit sei eingeschaltet, daß der Fisch überhaupt noch lange nicht genügend Kriegskost geworden ist. Es kommen täglich reichliche Mengen an frischen Seefischen der verschiedensten Art auf den Markt, durch deren Verbrauch der Fleischkonsum nicht unerheblich entlastet würde. Die Preise seien nicht niedrig genug? Auf diesen Einwand ist nur zu wiederholen, daß es im Augenblick nicht so sehr darauf ankommt, beim Einkauf sparsam hinsichtlich unseres Geldbeutels, sondern vielmehr vorsorglich unter Berücksichtigung der vorhandenen Nahrungsmittelbestände überhaupt zu sein. Grob gesagt: Wenn heute ein Bemittelter Gäste bei sich sieht und ihnen Hummer, Rehrücken, Gänseleber und alle möglichen anderen Leckerbissen vorsetzt, so tut er damit dem Vaterland einen viel größeren Dienst, als wenn er seine Scheine ängstlich im Beutel zurückhält und als „Kriegsessen" seinen Freunden billiges Fleisch und viel Brot anbietet.

Wir haben übrigens neue Brotpläne. Was unsere Bundesgenossen, die Österreicher, schon längst mit gutem Erfolg eingeführt haben, werden wir jetzt auch versuchen: anstatt Kartoffelmehl soll dem Weizenmehl das Maismehl zugesetzt werden. Lose geschüttet liegt in den Lagerräumen das goldgelbe Maiskorn. Wir kennen es in der Küche bereits für Grützen und Puddings. Als Brotzusatz ist es uns neu. Große Vorräte an Mais werden jetzt



Beim Maisversand.



Blick in einen der Getreideschuppen.

eingenommen. Daneben stehen als weitere Brotgetreide endlose Sackreihen mit Weizen und Roggen, als Futtermittel Gerste. Doch soll auch letztere künftig in größerem Umfang als bisher der menschlichen Nahrung nutzbar gemacht werden. Den Schweinen, denen die Gerste sonst in der Hauptsache als Futter diente, wird man reichlicher Eicheln und Kastanien und weniger Gerstenkleie geben. Dafür legt man jetzt bei der Vermahlung der Gerste auf die Gewinnung von Perlgraupen nur geringes Gewicht und mahlt in der Hauptsache den Keimkern nicht ganz aus, um dadurch größere Graupen und weniger Abfall (Kleie) zu erzielen.

Wie leicht und rasch lernt der Mensch um, wenn ... er muß. Für die Kriegzeit stellen wir uns auf eine von unseren bisherigen Gewohnheiten stark abweichende Form der Ernährung ein. „Du mußt!" ... und alles klappt vorzüglich. Haben wir doch im Grunde das beruhigende Gefühl, daß das Reich vorsorgt für uns, das heißt: wenn wir es nicht im Stich lassen, sondern seine Bemühungen durch Befolgung der überaus wichtigen Ernährungsgebote weitestgehend unterstützen. „Wir müssen in dieser Zeit so stark sein, wie wir irgend können." ... Dieses Wort ist ehern wie der Kanzler, der es prägte, und gilt heute mit Nachdruck für jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau. Es genügt nicht, daß Dauerware um Dauerware in Schuppen und Kühlräumen und Lagerhäusern für uns aufgestapelt wird — wir selbst müssen damit haushalten lernen, so weise, wie wir irgend können.

Kriegzeit.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Frau Zöge hört den Bober durch den dunklen Morgen gehen, hört das ferne, dumpfe, leise „Mark, Mark" der Wildenten in den schneebesäumten Uferweiden der Hutung, sieht im Geist, wie das schwarze Wasser die spielenden Schneeflocken schluckt, und läßt schlaftrunken die Lider wieder sinken. Aber durch den Halbschlummer fühlt sie ihr Herz unter den alten Fragen schmerzen: Wo hat Gottfried diese Nacht die Glieder hingebettet? Und sind diese Glieder heute noch heil? — — Vor vierzehn Tagen kam das letzte Lebenzeichen von ihm. Vor vierzehn Tagen. Für wartende Liebe eine Ewigkeit!

Das Geräusch jetzt unten im Haus sind die harten Holzpantinenschritte der Bartschen auf dem Steinpflaster des Flurs und das Kreischen des Haustürschlüssels.

Die Bartschen geht mit der Laterne hinüber in den Kuhstall. Sie weckt die im Gang schlafenden Mägde, indem sie ihnen im Vorbeigehen einfach das Deckbett unter der Nase fortzieht und dann auf der Kannenbank mit den Melkgeräten einen gehörigen Lärm vollführt.

Frau Zöge hüllt sich fröstelnd fester in ihre Decken. In der Nebenstube wird es auch schon lebendig. Der Wecker rasselt. Die Jungen haben einen tüchtigen Weg bis zur Stadtschule.

Da schellt Dörtchens junges Lachen schon auf zwischen den Jungenstimmen, da dringt Lampenschein durch die Türritzen. Das Dörtchen hilft allmorgentlich getreulich den Brüdern die Siebensachen finden, sie bindet ihnen die Schlipse, sie zieht dem Kleinsten den Scheitel durch das trotzige Kraushaar, und sie sorgt hauptsächlich — für Einigkeit. Denn kaum, daß sie die Beine aus dem Bett haben, messen sie auch schon die Kräfte, rennen sechs blonde Köpfe mit ihren persönlichsten Meinungen gegeneinander an. Dann liegt das große, wilde Wort „Krieg" schon wieder auf aller Lippen.

Was wird heute auf dem Aushang der Druckerei stehen? Was für ein Sieg! Wieviel Gefangene? Der Vater schlägt sich im Osten mit dem Feind herum. Der Vater, der Held, der sie miterficht, die großen Siege!



Ein rasender Stolz steht den Jungen in den kleinen, kühnen Gesichtern, wenn sie von ihm sprechen. Wir, wir Deutschen! Ja, sie fühlen es hell, da draußen hämmern die deutschen Väter den deutschen Kindern den deutschen Ruhm. Eine Krone aus den roten Rubinen heißer Blutstropfen wird da für ihre Stirnen geschweißt, vor der die ganze Welt salutieren wird.

„Deutschland ist unüberwindlich!" hat Vater gesagt, als er auszog, heißen, heiligen Ernst auf der Stirn. Unüberwindlich!

Dörtchen hat ihre liebe Not mit den sechs Orgelpfeifen. Die Zwillinge werfen sich von Waschständer zu Waschständer mit den nassen Seiflappen. Mit nacktem Oberkörper, klappernd vor Kälte, stehen sie da und sprühen sich an wie Kampfhähne. „Der hat das gesagt! Was? Das ist nich wahr, du lügst! Du . . . du Engländer, du!" Klatsch! Das sitzt!

Mit Liebe herrscht das Weib — Dörtchens kleines, herzig bittendes „Mir zulieb" tönt deshalb immer wieder auf, und nicht vergebens. „Ja doch!" kommt es halb unwirsch, halb zärtlich zurück.

Frau Zöge weiß, jetzt wird sogleich ihre Tür gestürmt werden, ein Regen von Küssen wird niedergehen auf ihr Gesicht, Kopf, Hals. „Leb wohl, Muttchen, auf Wiedersehn, wir haben dich doch nich etwa gestört? Paß auf, heut kommt 'n Brief, Muttchen, wetten?"

Es ist noch immer dunkel vor den Fenstern. Und unten in der Wohnstube brennt die grüne Hängelampe über dem Kranz weißer Tassen auf dem großen, runden, wachstuchbezogenen Tisch beim Kachelofen.

Wieder hat das Dörtchen alle Hände voll zu tun mit Einschenken und Brotschneiden. Sechs grüne Blechbüchsen schnappen Butterschnitten und Äpfel oder gar Backbirnen.

Und dann endlich fliegen die verschiedenfarbigen Schülermützen auf die Blondköpfe, denn vor die Haustür zieht ein behäbiger, solider Schimmel einen Strohschlitten. Das Schulpferd! Nu aber los!

Dörtchen steht noch ein Weilchen besinnlich in der hölzernen Veranda. So viel Schnee! Ach, und die armen Soldaten! Ein gewaltiger Respekt vor den Männern ist in ihr. Zeigen sie nicht allesamt, daß sie nicht Not noch Tod fürchten? Da deucht sich keiner zu alt und keiner zu jung, das Vaterland zu schützen.

Wollte nicht selbst Jörg, der zwölfjährige, mit dabei sein? Auf und davon war er schon gewesen. Ein Zettel lag auf seinem Schularbeitstisch: „Ich gehe mit, forscht nicht nach mir!"

Die Bartschen aber machte sich dessenungeachtet unverzüglich auf die Socken. Und wie ein Jagdhund, der eigens auf die Zögekinder dressiert ist, stöberte sie ihn auch glücklich auf dem Bahnhof in einem Packwagen auf und apportierte ihn an den heimischen Herd zurück. Unterwegs freilich, da er es ihr gar zu schwer machte und wie besessen schrie und in ihre unerbittlichen Hände hineinbiß, sah sie sich genötigt, dem Vaterlandsverteidiger mit Verlaub einmal die Hosen stramm zu ziehen.

Dörtchen holt die Futterschwinge aus der Küche und geht zum Hühnerstall, hebt mit einiger Anstrengung den Schieber und läßt die ungeduldige bunte Schar herausquellen. Der alte Hahn stellt sich sogleich vor sie in Positur und kräht aus Leibeskräften und schüttelt sein Gefieder wie einen goldenen Mantel um sich. Der Puter kollert mit bösen, roten Gehängen im Schnee, ehe er aus purer Gnade dem allgemeinen Gefrühstücke zustimmt. Dann ruft die Bartschen nach Dörtchen. Und Dörtchen eilt mit fliegenden Zöpfen hinüber in den Stall. Die Glückseligkeit, daß sie so begehrt, so nötig, so schier unersetzlich ist, steht ihr auf der Stirn geschrieben.

Die Hauptperson des Zögehofes ist nicht Herr Gottfried Zöge und noch viel weniger sein sanftes Frauchen, das sich nie zur Landwirtin auswachsen wird, solange die Kühe so bedrohliche Hörner haben und die Puter und Gänseriche zur Brutzeit Menschen annehmen.

Die Hauptperson ist die Bartschen, das große, ledige Frauenzimmer mit dem ruhig sicheren Gebaren und dem lauten Schritt. Ihr Wort gilt, so karg und kurz es auch immer ist. Wo sie es hinwirft, da steht es mit der Eindrücklichkeit eines Wegweisers. Daß sie eine harte Natur ist, zeigt sich aber so recht erst jetzt in dieser großen Zeit. Als das Wort „mobil" auch dem weltfernen Zögehof den Atem benahm, sagte sie mit unverkennbarer Genugtuung: „Nu mögen unsere Mannsleut zeigen, was se könn'n, und was dran is an 'n! Se wern doch nicht etwa ohne 's Eiserne Kreuz heimkomm'n, Herr?" fragte sie Herrn Gottfried, als er abschiednehmend ihre Hand schüttelte und ihr Haus und Hof und Weib und Kind ans Herz legte. Ein paar Tage sah sie sich Frau Zöges Jammer mit an, dann stemmte sie die Arme in die Seiten: „Haben Sie nich, mit Verlaub, achtzehn Jahre durch Tag und Nacht an Eheherrn gehabt, Frau Zögen?"

Scharf aufs Korn nimmt sie jeden ihr Begegnenden. Von oben bis unten mustert sie ihn mit krausen Brauen, mit vor Verachtung herabfallenden Mundwinkeln: „Warum is 'n der nich mit raus, hä? Was macht der d'n noch hier, schämt er sich nich? Tui! Läuft rum mit gesunden Beinen! Jawol herzkrank, Bruch, schlimme Augen, mit'm Mal! Glaub schon, Tui, Feigling er!" Die Männer möchten sich fürchten, bei der Bartschen vorbeizugehen ohne ärztliches Attest. Als ob einer freiwillig abseits stehenbliebe am großen, deutschen Triumphzug. Die Jungen entraten aber doch ein wenig der Zucht. Über Kriegskarte — und Zeitungstudieren, Fahne heraushängen und Kriegspielen werden die Schularbeiten vergessen.

Und auch Dörtchen hält die Gedanken nicht wie früher zusammen. Oder vielmehr hat sie ganz neue. Immer länger werden die Verlustlisten. Da zucken ihre aufblühenden Lippen, ihre Augen verdunkeln sich, und einmal bricht es schluchzend aus ihr heraus: „Mutter, ach, all die schönen Männer!"

Die Mutter weiß keinen Trost, sie streicht ihr bloß über den blonden Scheitel, hat es ja heimlich auch schon gedacht, ihre Dörte wird am Ende keinen Mann kriegen! Aber die Bartschen, die gerade rote Borsdorfer aus ihrer Schürze in die Ofenröhre kollern läßt, meint trocken: „Den Hibschen werden ja noch genung nachlaufen!"

„Ja? — Wirklich, Bartschen?" Im Nu hebt sich das weiche, heiße Gesichtchen vom Hals der Mutter.

„A wart ock ab, se han ja na Siebzig o no zugelangt!"

„Aber du, Bartschen, du hast doch keinen." . . .

„Muß ma denn och immer einen woll'n, hä?" wirft die Bartschen hoffärtig über die Schulter.

Die Frau Pfarrer gibt heute graue Wolle zu Soldatenstrümpfen aus, und Dörtchen macht sich auf den Weg. Wie auf Sprungfedern geht sie über die Schneewiesen in den silberduftigen Wintertag hinein. Der enge Hohlweg mit seinen wilden Apfel- und Birnbäumen, Haselbüschen, Jungeichen und Kiefern ist ein

einziges funkelnd weißes Wunder. Dann kommt die einsame Chaussee, an deren Ende man das Dorf schon liegen sieht. Da man aber die Haubenlerchen beobachten, die Hasenfährten und Wieselspuren studieren und das dünne Hohleis der Wagengleise mit dem Absatz aufkrachen muß, zieht sie sich etwas in die Länge.

Auf einer Anhöhe, zurückgebaut von der hier breit ausladenden Dorfstraße, stehen Kirche und Pfarre feierlich weißbemützt. Der Weg hinan ist mit dem Schneepflug gebahnt. Da fällt Dörtchens Blick auf einen Soldaten, der sich, den Arm in der Binde, an einem Stock langsam in der gleichen Richtung fortbewegt. Das Herz steht ihr fast still. Der erste Verwundete! Pastors Großer, der Dr. pil.! O du mein lieber Gott! Im Nu ist sie bei ihm, ohne zu bedenken, daß sie ihn eigentlich nur vom Sehen und Hörensagen kennt. Das fällt ihr erst mit Schrecken ein, als er, grüßend zwar, aber entschieden befremdlich zu ihr herabblickt. Rot wird sie wie eine Kirsche, und ihre Wimpern senken sich zitternd. Von Worte Finden ist gar keine Rede. Nur die Hände faltet sie krampfhaft im Muff.

Glücklicherweise geht es ihm nicht ebenso. Er findet Worte, und was für liebenswürdige, natürliche, nette, die flugs ein Brückchen bauen für ihre schüchternen Blicke.

Das ahnt sie freilich nicht, daß er in hellem Entzücken ihre junge, blonde Anmut betrachtet, daß er denkt, was sind doch die deutschen Mädchen hübsch! Die Belgierinnen mit ihren stechend schwarzen Augen kommen dagegen nicht auf.

Er führt sie in seiner Mutter Stube hinein. Sie muß sich auf das große, rote Sofa unter die alten Ölporträte setzen, und da die Frau Pfarrer noch nicht gleich herzukommt, unterhält er sie derweilen, denn sie möchte doch gar zu gern wissen, welche Geschichte das Eiserne Kreuz auf seiner Brust hat. Noch keinem erzählte er sie; die schrecklichen Erinnerungen gehen ihm noch schwer auf die Nerven.

Nun tut er es. Ruhig und sachlich beginnt er, aber je länger er spricht unter ihren groß aufgeschlagenen, leuchtend blauen Augen, um so stärker packen ihn die Erlebnisse, und heißer fallen seine Worte, bis er mit einem Mal gewahrt, daß ihr die Tränen haltlos und stumm über das süße Gesicht rollen.

Ho, das hat er nicht gewollt!

Er zieht ihr das hervorlugende Taschentüchlein aus dem Muff und tupft ihr selbst Wangen, Augen, Nase ab, bis sie beide das Lachen kriegen.

Der Fuß der Frau Pfarrer stockt auf der Schwelle, und ihr gutes Gesicht lächelt ganz eigen, als sie die beiden zusammensitzen sieht, ihren Großen und das Dörtchen aus dem Zögehof.

Und nun muß sie natürlich mit Kaffee trinken und den ihm zu Ehren gebackenen Napfkuchen probieren.

Es dämmert schon, und die Sterne blitzen über den verschneiten Feldern, als das Dörtchen ihren Wollpacken heimwärts trägt.

Du lieber Gott, warum pocht ihr denn das Herz so ungestüm, warum brennen ihre jungen Wangen in den kalten Abend?

Ach, am Ende, am Ende kriegt das Zöge-Dörtchen doch einen Mann, einen guten, herzlieben Mann. . .

Schluß des redaktionellen Teils

